

Tourismus im Ostseeraum

Tourism in the Baltic Region



Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Herausgegeben vom
Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa
an der Universität Hamburg
– Nordost-Institut –

in Verbindung mit
Andres Kasekamp (Tartu), Nikolaus Katzer (Moskau),
Claudia Kraft (Erfurt), Ilgvars Misāns (Riga),
David J. Smith (Glasgow), Darius Staliūnas (Vilnius)
Robert Traba (Berlin) und Elena Zubkova (Moskau)

Tourismus im Ostseeraum
Tourism in the Baltic Region

Wissenschaftlich verantwortlich:
Karsten Brüggemann, Tallinn

20. Jahrgang 2011

Herausgeber:

Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa
an der Universität Hamburg
– Nordost-Institut –
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg
Telefon (0 41 31) 40 05 90
Telefax (0 41 31) 4 00 59 59
E-Mail: sekretariat@ikgn.de
<http://www.ikgn.de>

Umschlagabbildung: Modern viking far österut ... till Estland [Der moderne Wikinger auf
Ostroute ... nach Estland], Stockholm 1939, Umschlag, rechte Seite

Trotz intensiver Bemühungen war es dem Nordost-Institut nicht möglich, die Inhaber aller
Bildrechte zu ermitteln. Wir bitten die Rechteinhaber sich mit dem Nordost-Institut in
Verbindung zu setzen.

Redaktion:
Anja Wilhelmi

Die Beiträge der Zeitschrift „Nordost-Archiv“ werden im Double-Blind-Peer-Review-Verfahren
begutachtet. Das „Nordost-Archiv“ ist eine referierte Zeitschrift.

Gefördert vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines
Beschlusses des Deutschen Bundestages.

Bezugsbedingungen:

Nordost-Archiv erscheint einmal jährlich.

Preis pro Heft € 17,50, Jahresabonnement € 15,00 zuzüglich Versandkosten.

Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements
können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des
laufenden Jahres beim Verlag eingegangen sein.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprache, vorbehalten. Kein Teil dieser
Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von
Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der
Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf
ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können
nicht zurückgesandt werden.

Satz: flo & flo, Thorn, Polen
Herstellung: Stahringer: Satz.GmbH, Grünberg

ISSN 0029-1595

Tourismus im Ostseeraum

Tourism in the Baltic Region

Editorial:

Karsten Brüggemann (Tallinn): Einleitende Überlegungen zu einer Geschichte des Tourismus im Ostseeraum am Beispiel der russischen Revalreise in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts	9
--	---

Abhandlungen

Wiebke Kolbe (Lund): „Capri von Pommern“ und „nordisches Sorrent“. Konkurrenzen und Kooperationen deutscher Ostseebäder im Kaiserreich und in der Weimarer Republik	35
---	----

Tiit Kask (Tallinn): Der Kurort Pärnu (Pernau) Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Die „kollektive Strandschwärmerei“ oder Die Entdeckung der Meeresstrände an der Ostküste der Ostsee	53
--	----

Carina Gråbacke (Göteborg): Das schwedische Reiseunternehmen Reso und die Organisation der Freizeit in der Zwischenkriegszeit	85
---	----

Torkel Jansson (Uppsala): Estland – Schwedens erstes Mallorca in den 1930er Jahren	111
--	-----

Cord Pagenstecher (Berlin): Von der Strandburg zur Bettenburg. Zur Visual History des bundesdeutschen Ostsee-Tourismus	146
--	-----

Heike Wolter (Obertraubling): Sommer, Sonne ... Fluchtgefahr? Ostseetourismus in der DDR	174
--	-----

Christian Noack (Amsterdam): „You have probably heard about all this ...“. Baltic Seaside Resorts as Soviet Tourist Destinations	199
--	-----

Anu Järs (Tartu): Der Alltag einer Kurstadt. Das Leben in der Sommerfrische Pärnus während der Sowjetzeit aus der Perspektive der Einheimischen	222
---	-----

Forschungsbericht

Aldis Purs (Seattle): Tourists in Jūrmala, driven by pleasure and/or purpose?	251
---	-----

Literaturberichte

Jörg Hackmann (Szczecin): Reiseführer in Zeiten des Umbruchs: Leningrad 1931 – Estland 1992	271
---	-----

Karsten Brüggemann (Tallinn): Ein Reiseführer mit sowjetischem Stolz: Tallinn 1967 276

Rezensionen

Rüdiger Hachtmann: Tourismus-Geschichte (Olga Kurilo) 281

Wiebke Kolbe, Christian Noack u.a. (Hrsg.): Tourismusgeschichte(n). Themenheft der Voyage. Jahrbuch für Reise-Tourismusforschung 8 (2009); John K. Walton (Hrsg.): Journal of Tourism History 1 (October 2009), No. 2 (Karsten Brüggemann) 283

Andreas Hedwig (Hrsg.): „Auf eisernen Schienen, so schnell wie der Blitz“. Regionale und überregionale Aspekte der Eisenbahngeschichte (Joachim Tauber) 286

Rudolf Jaworski, Peter Oliver Loew u.a. (Hrsg.): Der genormte Blick aufs Fremde. Reiseführer in und über Ostmitteleuropa (Karsten Brüggemann) 288

Auvo Kostiaainen, Taina Syrjämaa (Hrsg.): Touring the Past: Uses of History in Tourism (Karsten Brüggemann) 291

Karen Klitgaard Povlsen (Hrsg.): Northbound. Travels, Encounters and Constructions 1700–1830 (Katja Wiebe) 293

Olga Kurilo (Hrsg.): Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert (Hasso Spode) 296

Olga Kurilo: Zoppot, Cranz, Rigascher Strand. Ostseebäder im 19. und 20. Jahrhundert (Karsten Brüggemann) 298

Natalia Baschmakoff, Mari Ristolainen (Hrsg.): The Dacha Kingdom: Summer Dwellers and Dwellings in the Baltic Area (Christine Gölz) 299

Michael Espagne, Thomas Serrier (Hrsg.): Villes baltiques. Une mémoire partagée, Themenheft der Revue germanique Internationale 11 (2010) (Daniel Baric) 304

Małgorzata Omilanowska: Połaga. Nadbałtyckie Zakopane w czasach Tyszkiewiczów [Polangen. Das Zakopane an der Ostsee zur Zeit der Familie Tyszkiewicz] (Beate Störtkuhl) 309

Heike Wolter: „Ich harre aus im Land und geh, ihm fremd“. Die Geschichte des Tourismus in der DDR (Olga Kurilo) 311

Hannes Grandits, Karin Taylor (Hrsg.): Yugoslavia's Sunny Side. A History of Tourism in Socialism (1950s–1980s) (Danijel Kežić) 313

Anne E. Gorsuch: All this is Your World. Soviet Tourism at Home and Abroad after Stalin (Karsten Brüggemann) 317

Tiit Kask, Aldur Vunk (Hrsg.): Reis (nõukogude) läänede / Journey to the (Soviet) west. Kurortlinn Pärnu 1940–88 / Resort town of Pärnu 1940–88 (Andreas Fülberth)	320
Robert Schweitzer (Hrsg.): Zweihundert Jahre deutsche Finnlandbegeisterung (Benedikt Tondera)	325
Karsten Brüggemann, Ralph Tuchtenhagen: Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt (Olaf Mertelsmann)	329
Matthias Asche, Werner Buchholz u.a. (Hrsg.): Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, Tl. 2 (Heinrich Wittram)	331
Yvonne Kleinmann (Hrsg.): Kommunikation durch symbolische Akte. Religiöse Heterogenität und politische Herrschaft in Polen-Litauen (Kolja Lichy)	334
Vladas Sirutavičius, Darius Staliūnas (Hrsg.): A Pragmatic Alliance: Jewish-Lithuanian Political Cooperation at the Beginning of the 20 th Century (Joachim Tauber)	335
Anders Henriksson: Vassals and Citizens. The Baltic Germans in Constitutional Russia, 1905–1914 (Gert von Pistohlkors)	337
Christoph Mick: Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt: Lemberg 1914–1947 (Julia Eichenberg)	344
Felix Ackermann: Palimpsest Grodno. Nationalisierung, Nivellierung und Sowjetisierung einer mitteleuropäischen Stadt 1919–1991; Jan Musekamp: Zwischen Stettin und Szczecin. Metamorphosen einer Stadt von 1945 bis 2005 (Jörg Hackmann)	347
Latvijas vēstures institūts (Hrsg.): 20. gadsimta Latvijas vēsture. II. Neatkarīga valsts 1918–1940 [Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert. II. Der unabhängige Staat 1918–1940] (Detlef Henning)	352
Natali Stegmann: Kriegsdeutungen – Staatsgründungen – Sozialpolitik. Der Helden- und Opferdiskurs in der Tschechoslowakei 1918–1948 (Julia Eichenberg)	354
Natali Stegmann (Hrsg.): Die Weltkriege als symbolische Bezugspunkte: Polen, die Tschechoslowakei und Deutschland nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg (Joachim Tauber)	356
Beata Dorota Lakeberg: Die deutsche Minderheitenpresse in Polen 1918–1939 und ihr Polen- und Judenbild (Ingo Eser)	358
Sven Jüngerkes: Deutsche Besatzungsverwaltung in Lettland 1941–1945. Eine Kommunikations- und Kulturgeschichte nationalsozialistischer Organisationen (Matthew Kott)	362

Karl Heinz Gräfe: Vom Donnerkreuz zum Hakenkreuz. Die baltischen Staaten zwischen Diktatur und Okkupation (Björn Felder)	364
Jānis Keruss, Ineta Lipša u.a.: Latvijas Universitātes Vēstures un filozofijas fakultātes vēsture padomju laikā: Personības, struktūras, idejas (1944–1991) [Geschichte der Fakultät für Geschichte und Philosophie der Universität Lettlands während der Sowjetzeit: Persönlichkeiten, Strukturen, Ideen (1944–1991)] (Detlef Henning)	367
Carola Gottzmann (Hrsg.): Deutschsprachige Literatur im Baltikum und in St. Petersburg (Annelore Engel-Braunschmidt)	369
Heinrich Bosse, Otto-Heinrich Elias u.a. (Hrsg.): Baltische Literaturen in der Goethezeit (Michael Schwidtal)	372
Michael Jaumann, Klaus Schenk (Hrsg.): Erinnerungsmetropole Riga. Deutschsprachige Literatur- und Kulturvielfalt im Vergleich (Katja Wezel)	377
Martin Schulze Wessel, Irene Götz u.a. (Hrsg.): Vilnius. Geschichte und Gedächtnis einer Stadt zwischen den Kulturen (Andreas Fülberth)	379
Liene Lauska: Pēteris Ērmanis und Jānis Jaunsudrabiņš. Die soziale und kulturelle Integration lettischer Schriftsteller in Lettland und im deutschen Exil (Magdalene Huelmann)	385
Hiram Kümper: Historikerinnen. Eine bibliographische Spurensuche im deutschen Sprachraum mit einer Einführung von Angelika Schaser (Anja Wilhelmi)	389
Jānis Stradiņš: Zinātnes un augstskolu sākotne Latvijā [Der Beginn von Wissenschaft und Hochschule in Lettland] (Anja Wilhelmi)	390
Helge Dauchert: „Anwalt der Balten“ oder Anwalt in eigener Sache? Die deutsche Baltikumpolitik 1991–2004 (Detlef Henning)	393
Mati Laur, Karsten Brüggemann (Hrsg.): Forschungen zur baltischen Geschichte, Bd. 4 (2009) und 5 (2010) (David Feest)	394
Die Autoren der Abhandlungen	399

EDITORIAL

Einleitende Überlegungen zu einer Geschichte des Tourismus im Ostseeraum am Beispiel der russischen Revalreise in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Karsten Brüggemann

Eine Annäherung an die Ostsee aus russischer Sicht

Als der russische Journalist polnischer Abstammung Faddej V. Bulgarin zu Beginn der 1830er Jahre ein Bad in der Ostsee bei Polangen (lit. Palanga) nahm und dabei lauthals Goethes „Der Fischer“ im Original rezitierte, hätte er wohl nur verständnislos mit dem Kopf geschüttelt, wenn man ihm erklärt hätte, dass er gerade einer „transnationalen Erfahrung“ teilhaftig geworden sei. Für ihn war dieses spezifische Erlebnis nämlich höchst individuell: Es sei geradezu „elektrisierend“ für seinen Organismus gewesen und auf gar keinen Fall in Prosa wiederzugeben, wie er betonte.¹ Dass er deshalb auf die Worte des deutschen Dichters zurückgriff, spiegelt die Praxis viktorianischer Reisender, die auf den erhabenen Alpengipfeln Gedichte rezitierten,² und fügt sich somit nahtlos in die Geschichte der europäisch-romantischen Reise ein. „Halb zog sie ihn, halb sank er hin“: in einer Geschichte des Ostseetourismus stellt das Bad im Baltischen Meer³ fraglos eines der Leit-motive durch die Jahrhunderte dar – und das nicht nur im Kontext des Russländischen Reichs.

Gerade aber im geografisch-mentalenen Zusammenhang des Petersburger Imperiums hatten Reisen an die Ostseeküste einen weiteren attraktiven Aspekt, der im russischen Kulturraum nicht zuletzt auch durch Bulgarins Feuilletons in der Regierungszeitung „Die Nördliche Biene“ (*Severnaja pčela*) salonfähig gemacht wurde: In den Städten der russischen Ostseeprovinzen konnte man innerhalb der eigenen Grenzen das „Europa“ erfahren, zu dem sich die Elite des Reiches kulturell zweifellos zugehörig fühlte. Während St. Petersburg das viel besungene „Fenster nach Europa“ darstellte, waren Reval und später auch Riga

- 1 Faddej V. Bulgarin: Morskie kupal'ni po beregu Baltijskogo morja, v zapadnych gubernijach [Baden im Meer am Ufer der Ostsee, in den West-Gouvernements], in: Ders.: Sočinenija [Werke], t. 3, Sanktpeterburg 1836, S. 512-546, hier S. 516-519. Zu Polangen vgl. nun Małgorzata Omilanowska: Nadbałtyckie Zakopane. Połaga w czasach Tyszkiewiczów [Das Ostsee-Zakopane. Polangen zu Zeiten der Tyszkiewicz], Warszawa 2011.
- 2 Hartmut Berghoff, Barbara Korte: Britain and the Making of Modern Tourism. An Interdisciplinary Approach, in: Hartmut Berghoff, Barbara Korte u.a. (Hrsg.): The Making of Modern Tourism. The Cultural History of the British Experience, 1600–2000, Houndmills 2002, S. 1-20, hier S. 5.
- 3 Faddej V. Bulgarin: Revel' letom 1835 goda [Reval im Sommer 1835], in: Ders., Sočinenija (wie Anm. 1), S. 266-292.

aufgrund ihres „deutschen“ Charakters das eigentliche Europa auf russländischem Boden. Das „russische Deutschland“ (*russkaja Germanija*), wie ein Ostseereisender aus Sibirien die Region nannte,⁴ trug aber nicht zuletzt auch dazu bei, dass sich die russische Elite ein Bild von der kulturellen Diversität des Imperiums machen konnte, denn die Europäizität der Ostseeprovinzen wurde nur von der dünnen deutschen Oberschicht repräsentiert, während die estnische und lettische Bevölkerung zunächst höchstens als ethnografisches Material Interesse weckte. Genau sie aber stellten die ersten befreiten Bauern des Zarenreichs, weshalb der Boom der in verschiedenen literarischen Formen festgehaltenen russischen Estland- und Livlandreisen in den letzten Jahren der Regentschaft Aleksandrs I. in erster Linie der Funktion der Ostseeprovinzen als Experimentierfeld des Reiches galt: Wie sieht ein freier Bauer aus?⁵ Während die Erfahrung des kulturell Anderen in den eigenen Grenzen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch als Beleg für die Singularität des Reiches und dessen kulturellen Reichtums herangezogen werden konnte, entspann sich seit den 1860er Jahren ein heftiger innerrussischer Disput darüber, wie „russisch“ die Ostseeprovinzen eigentlich sein sollten.⁶ Der aufkeimende russische Nationalismus stellte die traditionelle Betrachtung der *russkaja Germanija* auf den Kopf – kulturelle Bereicherung verwandelte sich in imaginierte existenzielle Bedrohung.

Reval war der erste touristische Höhepunkt der russischen Ostseereise⁷ und Aleksandr A. Bestuževs „Reise nach Reval“ (*Poezdka v Revel'*, 1821), einer der frühen Bestseller der russischen Literaturgeschichte,⁸ erste Referenz. Nicht zufällig nannte Pavel' P. Svin'in, Herausgeber der einflussreichen Zeitschrift „Vaterländische Aufzeichnungen“ (*Otečestvennye Zapiski*) und zugleich Autor einer der frühesten Beschreibung der St. Petersburger Sehens-

- 4 Vil'gel'm I. Bekker: *Poezdka v Ostzejskie gubernii* [Reise in die Ostseegouvernements], Moskva 1852, S. 5.
- 5 Dieser Faktor wird mit Recht betont bei Sergej G. Isakov: *O livonskoj teme v russkoj literature 1820-1830-ch godov* [Über das livländische Thema in der russischen Literatur der 1820er – 1830er Jahre], in: *Trudy po russkoj i slavjanskoj filologii III* [Arbeiten zur russischen und slawischen Philologie III], Tartu 1960, S. 143-193.
- 6 Zu diesem Kontext siehe Karsten Brüggemann: *The Baltic Provinces and Russian Perceptions in Late Imperial Russia*, in: Ders., Bradley D. Woodworth (Hrsg.): *Russland an der Ostsee: Imperiale Strategien der Macht und kulturelle Wahrnehmungsmuster (16.–20. Jahrhundert) / Russia on the Baltic: Imperial Strategies of Power and Cultural Patterns of Perception (16th–20th Centuries)*, Köln u.a. 2012, S. 111-141; sowie ders.: *Als Land und Leute „russisch“ werden sollten. Zum Verständnis des Phänomens der „Russifizierung“ am Beispiel der Ostseeprovinzen des Zarenreichs*, in: Zaur Gasimov (Hrsg.): *Kampf um Wort und Schrift. Russifizierung in Osteuropa im 19.–20. Jahrhundert*, Göttingen 2012, S. 27-49.
- 7 Eine Übersicht über die Reiseberichte bei Sergej G. Isakov: *Pribaltika v russkoj literature vtoroj poloviny 1830-ch – 1850-ch godov* [Das Baltikum in der russischen Literatur der zweiten Hälfte der 1830er – 1850er Jahre], in: *Trudy po russkoj i slavjanskoj filologii V* [Arbeiten zur russischen und slawischen Philologie V], Tartu 1962, S. 133-194, hier S. 144.
- 8 Sergej G. Isakov: *Revel' v izobraženii russkich pisatelej i chudožnikov* [Reval in der Darstellung russischer Schriftsteller und Künstler], in: Sergej Docenko (Hrsg.): *„Tallinskij tekst“ v russkoj kul'ture. Sbornik v čest' prof. I.Z. Belobrovcevoj – k 60-letiju so dnja roždenija* [Der „Tallinner Text“ in der russischen Kultur. Sammelband zu Ehren des 60. Geburtstags von Prof. I.Z. Belobrovceva], Tallinn 2006, S. 19-42, hier S. 24; zur Rezeption Bestuževs vgl. auch Simon Karlinsky: *Bestužev-Marlinskij's Journey to Revel' and Puškin*, in: David M. Bethea (Hrsg.): *Puškin today*, Bloomington 1993, S. 59-72, hier S. 59-61.

würdigkeiten,⁹ seine Reisenotizen „Auch meine Reise nach Reval“ (*I moja poezdka v Revel'*, 1827).¹⁰ Diese „deutsche“ Fremde an der Ostsee lag buchstäblich nahe, denn sie war vom imperialen Zentrum an der Neva aus in wenigen Tagen mit der Kutsche zu erreichen. Spätestens ab 1837 gab es auch eine regelmäßige direkte Fährverbindung zwischen St. Petersburg und Reval (eine Eisenbahnverbindung erst ab 1870).¹¹

Diese frühe Präferenz Revals dürfte neben der geografischen Nähe zur Neva auf mehrere Faktoren zurückzuführen sein: Zum einen auf die von Otto Boele beschriebene russische „Borealimania“ mit ihrem gestiegenen Interesse an allem Nordischen als Inbegriff der russischen Romantik.¹² In deren Rahmen konnte die historische Landschaft Est-, Liv- und Kurlands mit ihren Burgen und Schlössern der Phantasie des russischen Dichters europäisierende Anhaltspunkte bieten, aber auch als Kulisse der Auseinandersetzung mit der eigenen mittelalterlichen Vergangenheit imaginiert werden.¹³ Zum anderen jedoch mag diese Popularität auch damit verbunden gewesen sein, dass das kulturelle Leben in Reval nach anderen Gesetzen ablief als in der imperialen Kapitale. Immerhin war es damals in den Ostseeprovinzen möglich, verbotene, aus dem Ausland beschaffte Literatur zu lesen,¹⁴ hier wurden aber auch von der Zensur abgelehnte Manuskripte für den innerrussischen *samizdat* des 19. Jahrhunderts abgeschrieben. Als Beispiel für die „vergleichsweise freie geistige Atmosphäre“ an den ‚Revaler Gestaden‘ (*na revel'skich vodach*) führt Isakov zudem an, dass Aleksandr S. Griboedovs von der Zensur zu dessen Lebzeiten abgelehnte Satire auf die russische Aristokratie „Verstand schafft Leiden“ (*Gore ot uma*, 1823) zwei Jahre vor der russischen Erstpublikation 1831 auf Deutsch in Reval erschien.¹⁵ Der Poet Petr A. Vja-

- 9 Pavel' P. Svin'in: Dostopamjatnosti Sanktpeterburga i ego okrestnostej [Sehenswürdigkeiten St. Petersburgs und seiner Umgebung], 5 Bde., Sanktpeterburg 1816–1828. Zu Svin'in siehe Richard S. Wortman: *Scenarios of Power. Vol. 1, From Peter the Great to the Death of Nicholas I.*, Princeton 1995, S. 282 f.; Lindsey Hughes: ‚Nothing is Too Small for a Great Man‘: Peter the Great's Little Houses and the Creation of Some Petrine Myths, in: *Slavonic and Eastern European Review* 81 (2003), S. 634–658, hier S. 644.
- 10 Zum Verhältnis Svin'ins zu Bestužev, der nach dem Dekabristenaufstand 1826 verbannt worden war, siehe Svin'in: *I moja poezdka v Revel' 1827 goda*, in: *Otečestvennye zapiski* (1828), č. 33, No. 93, S. 3–43; No. 94, S. 339–379; No. 95, S. 534–562, hier No. 93, S. 3; Isakov, *O livonskoj teme* (wie Anm. 5), S. 170.
- 11 Siehe den Artikel Laevaliinid [Fährlinien], in: Tallinn. Entsüklopedia [Tallinn. Enzyklopädie], Bd. 1, Tallinn 2004, S. 263 f. Frühere Reisemöglichkeiten per Fähre sind belegt, dürften aber nicht regelmäßig angeboten worden sein.
- 12 Otto Boele: *The North in Russian Romantic Literature*, Groningen 1996. Vgl. auch Isakov, *O livonskoj teme* (wie Anm. 5), der den Begriff des „Ossianismus“ für dasselbe Phänomen nutzt.
- 13 Das noch unveröffentlichte Habilitationsprojekt des Verfassers beschäftigt sich u.a. ausführlich mit dieser Kodierung der baltischen Landschaft durch die russische Literatur der 1820er und 1830er Jahre.
- 14 Dies galt schon früher: Zwischen 1768 und 1782 erschienen deutsche Übersetzungen der Werke von Rousseau, darunter der „Contract Social“, in Riga und Reval. Später wurden sie verboten. Isabell de Madariaga: *Der Ursprung der Bürgerrechte in Rußland im 18. Jahrhundert*, in: Claus Scharf (Hrsg.): *Katharina II., Rußland und Europa. Beiträge zur internationalen Forschung*, Mainz 2001, S. 365–384, hier S. 382.
- 15 Sergej G. Isakov: *Russkij kul'turnyj očag „na revel'skich vodach“* [Der russische Kulturherd „an den Revaler Gestaden“], in: Ders.: *Očerki russkoj kul'tury v Ėstonii* [Skizzen der russischen Kultur in Estland], Tallinn 2005, S. 98–123, hier S. 101; ders.: *O revel'skom izdanii „Gorja ot*

zemskij bekannte, auf den Straßen Revals gebe es keine Autoritäten zu grüßen, man sei „mit allen offen“, es ließ sich freier atmen. Gerade aus Vjazemskijs Briefen zog Isakov den Vergleich mit der Situation 150 Jahre später unter sowjetischer Herrschaft, als sich die Intelligenz ihre „Sonderwelt“ des „sowjetischen Auslands“ an der Ostsee erfand.¹⁶ Ostsee-reisen dienten für russische Touristen somit nicht nur der Erkundung des eigenen Reiches, sondern auch der Schärfung des politischen Blicks auf das Imperium. Während Bestužev Andreas Schönle zufolge ganz bewusst eine utopische und „largely fictional“ Präsentation der Revaler Gesellschaft bot, ein Bild voller sozialer Befriedung und Harmonie zwischen den Ethnien, das auch Rousseau gefallen hätte,¹⁷ dann pries der Zensor David Mackevič 1846 die „äußerliche Wohlgestalt und Ordnung“ Revals, wodurch es sich von den russischen Großstädten stark unterschied: Da er weder Betrunkene noch Bettler sah, erklärte er, die Revaler seien von allen „Geschwüren der Gesellschaft“ erlöst. Was bei Bestužev noch Fiktion war und an Veränderungen mahnen sollte, hatte in Mackevičs Variante der Idylle keinen Platz. Durch Veränderungen würden nur die altertümliche Physiognomie der Stadt und die Religiosität der Bewohner empfindlich gestört.¹⁸ Beide Autoren nutzen die estländische Hafenstadt als Spiegel, um zwischen den Zeilen einen Kommentar zu den Verhältnissen im übrigen Russland zu formulieren. Reval war zwar wie St. Petersburg einerseits „europäisch“ konnotiert; andererseits war es fremd genug, um glaubwürdig eine Alternative, sei es als soziale Utopie oder als Verkörperung der konservativen Idylle des Zeitalters Nikolajs I., markieren zu können.

Den Reisenden boten sich vielfältige Perspektiven auf diese „Dekoration des Altertums“, auf diese „altertümliche Abtei mit Familienzellen“, wie Bulgarin Reval nannte,¹⁹ sei es vom Meer, sei es vom Domberg oder vom Turm der Oiaikirche aus. Der russische Blick verglich die Revaler Bucht in emotionalem Überschwang mit der von Neapel²⁰ und sah in den leicht aufgewühlten Ostseewellen vor der aufgehenden Sonne eine Szenerie, wie sie nur der Pinsel des berühmten russischen Malers armenischer Abstammung Ivan K. Ajvazovskij wieder-

uma“ A.S. Griboedova 1831 g. [Über die Revaler Ausgabe von „Verstand schafft Leiden“ von A.S. Griboedov 1831], in: Ebenda, S. 124-135.

- 16 Vgl. Vjazemskijs Brief v. 15.7.1825, in: S.D. Šeremetev, P.N. Šeffler (Hrsg.): Ostaf'evskij archiv knjazej Vjazemskich. T. V, vyp. 1-j: Pis'mo knjazja P.A. Vjazemskogo k svoej neveste (knjažne V.F. Gagarinoj) 1811 goda, i pis'ma ego k žene, 1812, 1824 i 1825 gg. [Das Ostaf'ev-Archiv der Brüder Vjazemskij. Bd. V, H. 1: Briefe des Fürsten P.A. Vjazemskij an seine Nichte (Fürstin V.F. Gagarina) 1811 und seine Briefe an seine Frau 1812, 1824 und 1825], S.-Peterburg 1909, S. 57-59, hier S. 58.
- 17 Andreas Schönle: *Authenticity and Fiction in the Russian Literary Journey, 1790–1840*, Cambridge, MA. u.a. 2000, S. 131, 139; Alexander A. Bestushew: *Eine Reise nach Reval*, Berlin 1992, S. 36-40.
- 18 David Mackevič: *Revel'. Gel'singfors* [Reval. Helsingfors], in: Ders.: *Putevye zametki* [Reisebemerkungen], Kiev 1856, S. 1-28, hier S. 21 f. Das Original erschien 1846.
- 19 Bulgarin, *Revel' letom* (wie Anm. 3), S. 284.
- 20 Fedor K. Deršau: *Revel'* [Reval], in: *Literaturnaja Gazeta* 1843, Nr. 27 (11. Juli), S. 515-520, hier S. 515; dass dieser Vergleich vor allem von den Revalern selbst angestellt wurde, „und das nicht allein aus Patriotismus“, fand Aleksandr Miljukov: *Poezdka v Revel' i Gel'singfors v 1849 g.* [Reise nach Reval und Helsingfors 1849], in: *Otečestvennye zapiski* 11 (1849), t. 67, Nr. 12, otd. I., S. 201-238, hier S. 203. Siehe auch Jaan Undusk: *Mälupaik Tallinn. Mötteid tema siluettist* [Erinnerungsort Tallinn. Gedanken über seine Silhouette], in: *Tuna* (2011), Nr. 2, S. 2-18.

geben könne.²¹ Während der romantisierende Topos des Neapel-Vergleichs die russische Ostseeküste auf die Stufe klassischer europäischer Sehnsuchtsorte mit antiker Vergangenheit erhob, wurde doch ein „eigener“ Künstler als einziger dazu ausersehen, die Ostsee zu malen. Somit wurde nicht nur erneut die europäische Qualität Russlands betont, sondern zugleich auch dem Stolz darüber Raum gegeben, dass nur russische Künstler dieses eigene Europa darzustellen vermochten. Was sich hier abzeichnete, war die mentale Aneignung des „russischen Deutschland“ an der Ostsee, die in ihrer Extremvariante in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dazu überging, die Ostseeprovinzen aus dem eigentlichen „russischen“ Zusammenhang des Reiches hinauszudefinieren.

Zunehmend wurde deutlich, dass das „Europäische“ Revals doch eher altertümlichen Bildern entsprach. Der Revalreisende registrierte während des Stadtrundgangs die engen Straßen, schlanken Türme und die spitzgiebeligen, mit Dachziegeln gedeckten Dächer, was alles in einem scharfen Gegensatz zu den breiten Boulevards der imperialen Hauptstadt stand, die eine gleichsam moderne Variante, das eigentliche russische Europa verkörperte. Der allmählich einsetzende Entfremdungsprozess hatte auch mit der bereits von Bulgarin kritisierten hartnäckigen Weigerung der Deutschbalten zu tun, die Reichssprache wenigstens zu erlernen,²² auch wenn der Bewunderer der baltischen Ordnung, Mackevič, 1846 behauptete, vor allem die studentische Jugend in Dorpat beherrsche das Russische recht ordentlich.²³ Mitte der 1840er Jahre hielt sich allerdings auch Jurij F. Samarin in Riga auf – als Beamter des Innenministeriums, nicht als Tourist –, der die russische Perspektive auf die so un-russische baltische Peripherie in der Zukunft entscheidend verändern sollte.²⁴

Die russische, touristische Reise nach Reval war bereits um 1840 in die Bahnen der vortrukturierten Erschließung durch Reiseführer modernen Typs à la Baedeker gegossen worden.²⁵ Zuvor war eines der wenigen auf die Gegenwart verweisenden Elemente des Revaler Stadtbildes der Turm der Olaikirche gewesen – bzw. sein Zustand nach dem großen Brand

21 Mackevič, Revel' (wie Anm. 18), S. 6. Ajvazovskij nannte auch Miljukov, Poezdka v Revel' (wie Anm. 20), S. 203.

22 Deutlich bei Faddej V. Bulgarin: Progulka po Livonii [Spaziergang durch Livland], in: Ders.: Sočinenija [Werke], t. 3, Sanktpeterburg 1836, S. 293-511, hier S. 407, und bei ders.: Letnjaja progulka po Finljandii i Švecii v 1838 g. V 2 častjach. S vidom Štokgol'ma [Sommerreise durch Finnland und Schweden 1838. In zwei Teilen. Mit einer Ansicht Stockholms], Sanktpeterburg 1839, S. 53. Letztere Reise führte Bulgarin von seinem Gut Karlova bei Dorpat über Reval nach Finnland und Schweden, weshalb ein nicht unwesentlicher Teil seines Buches Estland und Livland gewidmet ist.

23 David Mackevič: Derpt [Dorpat], in: Ders., Putevye zametki (wie Anm. 18), S. 39-72, hier S. 67.

24 Hierzu siehe näher Brüggemann, The Baltic Provinces (wie Anm. 6).

25 Zum Genre des Reiseführers siehe mit Bezug auf Osteuropa die Sammelbände Rudolf Jaworski, Peter Oliver Loew u.a. (Hrsg.): Der genormte Blick aufs Fremde: Reiseführer in und über Ostmitteleuropa, Wiesbaden 2011; Ljubov' Kiseleva (Hrsg.): Putevoditel' kak semiotičeskij ob'ekt [Der Reiseführer als semiotisches Objekt], Tartu 2008. Vgl. auch John M. MacKenzie: Empires of Travel: British Guide Books and Cultural Imperialism in the 19th and 20th Centuries, in: John K. Walton (Hrsg.): Histories of Tourism: Representation, Identity and Conflict, Clevedon 2005, S. 19-38; Rudy Koshar: 'What Ought to Be Seen': Tourists' Guidebooks and National Identities in Modern Germany and Europe, in: Journal of Contemporary History 33 (1998), S. 323-340; ders.: German Travel Cultures, Oxford u.a. 2000.

von 1820, wovon schon Bestužev berichtet hatte.²⁶ Meistens bot die Altstadt den Autoren Anlass für einen mehr oder weniger romantisch ausgeschmückten Ausflug in die Lokalgeschichte. Nur selten machten sie zukünftige Touristen ausdrücklich auf die Reiseverbindungen, Lebenshaltungskosten, Unterbringungsmöglichkeiten, Klimabedingungen oder die Qualität der Badeanstalten aufmerksam. 1840 erschien eine „Reise nach Reval und Helsingfors“, die im Vergleich zu früheren Reiseberichten wie etwa denen von Bestužev oder Svin'in allerdings geradezu entpersonalisiert wirkt. Nach einer trockenen Auflistung der Sehenswürdigkeiten der Stadt bot dieser Band einen ausführlichen Serviceteil mit den wichtigsten Informationen für den Touristen.²⁷ Damit standen nicht mehr die Empfindungen des individuellen Autors im Mittelpunkt des Textes, sondern objektivierbare Erlebnisse für alle Besucher der im Titel genannten Städte. Reisen und das damit verbundene Erleben war wiederholbar geworden. 1839 war auch ein erster als solcher bezeichnete Reiseführer zur estländischen Hauptstadt in russischer Sprache erschienen, eine Übersetzung aus dem Französischen.²⁸

- 26 Bestushew, Eine Reise (wie Anm. 17), S. 99; Bulgarin, Revel' letom (wie Anm. 3), S. 280 f.; [S.S. Džunkovskij:] Poezdka v Revel' i Gel'singfors v 1839 godu. S primečanijami dlja poseščajuščich eti goroda i s istoričeskim obozreniem drevnostej Revelja [Reise nach Reval und Helsingfors 1839. Mit Anmerkungen für Besucher dieser Städte und einer historischen Beschreibung der Altertümer Revels], Sanktpeterburg 1840, S. 10 f. (zum vermutlichen Autor S.S. Džunkovskij vgl. Isakov, Pribaltika [wie Anm. 7], S. 144, Anm. 24); Mackevič, Revel' (wie Anm. 18), S. 10 f.; Miljukov, Poezdka (wie Anm. 20), S. 211 f.
- 27 Primečanja dlja poseščajuščichsja goroda Revel i Gel'singfors, in: [Džunkovskij,] Poezdka, S. 96-114. Vgl. Svin'in, I moja poezdka (wie Anm. 10), S. 542-546; Bulgarin, Revel' letom (wie Anm. 3), S. 274-283; Miljukov, Poezdka (wie Anm. 20), S. 222-225.
- 28 Kurz nach der Eröffnung der ersten Badeanstalt in Katharinental (estn. Kadriorg) durch Benedikt Georg Witt im Jahre 1813 erschien ein erstes Büchlein unter dem Titel [Karl-Heinrich von Busse:] Reval als Bade-Ort. Eine Skizze. Allen Gemüths- und Nervenkranken in den Ostsee-Gouvernements aufrichtig zugeeignet, St.-Petersburg 1816, das noch in traditioneller Briefform abgefasst war. Ähnlichen Charakters war die Broschüre des Arztes Jakob Johann Ilisch: Ueber das Seebad: Zur Belehrung für Badegäste, Reval 1826. Für die deutschen Besucher der Stadt spielten eine dem Buch Bestuževs vergleichbare Rolle die Schriften von [Christoph Hieronimus Justus Schlegel:] Reise von St. Petersburg nach Reval ins Seebad im zweiten Drittel des Monats Juni a. St. 1826, Meiningen 1832, und ders.: Reisen von St. Petersburg nach Reval ins Seebad, in den Jahren 1827, 1828 und 1829: nebst einer Beschreibung der Wasserfahrt nach Peterhof zu der glänzenden Fête, die daselbst nach Ankunft des Königs von Preußen den 1. Juli 1818 gegeben ward, Meiningen 1833. Der erste (französischsprachige) Reiseführer neuen Typs – er erhielt Angaben zum Klima, zu den Badeanstalten, Unterkunftsmöglichkeiten und Sehenswürdigkeiten sowie zu den Post- und Polizeidienststellen – stammte von einem Züricher Pastor, der einige Zeit in Reval arbeitete, und erschien nur kurz nach dem ersten Baedeker und noch vor den „Handbooks for travellers“ von James Murray: [R.H. Reutlinger:] Manuel-Guide de Reval et des environs: Orné de vues, Reval, St. Petersburg 1833. Dass sechs Jahre später eine russische Übersetzung erschien, belegt erneut die Popularität Revels als Reiseziel im Russländischen Reich: Putevoditel' po Revelju i ego okrestnostjam. Izd. s francuz. s dop. i izmen. N.R[ozanov] [Reiseführer über Reval mit seiner Umgebung. Aus dem Frz. mit Ergänzungen und Veränderungen hrsg. v. N.R(ozanov)], Sanktpeterburg 1839. Reutlinger legte später noch eine aktualisierte Ausgabe vor: [H. de Reutlinger:] Nouvel itinéraire à l'usage des voyageurs et des personnes, qui visitent les bains de Réval, de Hapsal et des environs, St. Pétersbourg, 1847. Ausführlicher nachzulesen bei Sergej G. Isakov: Zametki o putevoditeljach po Ėstonii XIX – načala XX vv. [Anmerkungen zu Reiseführern über Estland vom 19. bis zum Anfang des 20. Jhs.], in: Kiseleva (Hrsg.), Putevoditel' (wie Anm. 25), S. 41-80, hier S. 44-49.

Die Wahl der vorgestellten Sehenswürdigkeiten spiegelte dabei eine Tendenz, die auch bei den individuellen Reiseberichten zunehmend zu beobachten war: Die Texte stellten sich auf den russischen Touristen mit seinen spezifischen Interessen ein. Der Schwerpunkt lag daher zunehmend auf solchen Orten, welche die Anteilnahme der Russen an der ansonsten so fremden lokalen Geschichte bezeugen konnten.²⁹ So wurde der Blick des Reisenden auf das von Peter I. errichtete Schloss Katharinental (estn. Kadriorg) oder auf das Schwarzenhäupterhaus gelenkt, in dem es einen Pokal zu besichtigen gab, aus dem Peter einst getrunken hatte. Reval wurde so zu einem imperialen Erinnerungsort an die Europäisierung des Imperiums durch Peter I., dem „quintessential Russian traveller“.³⁰ Nach Einschätzung von Sergej Isakov und Tat'jana Šor war Peter so oft in Estland wie in keiner anderen Region seines Reichs.³¹ Vor allem die Idee, auf Peters Spuren zu reisen, entwickelte sich im 19. Jahrhundert zu einer für jeden russischen Reisenden verpflichtenden Tradition dieser Erkundung des Imperiums und zu einem wesentlichen Element des *ostzejskij tekst* in der russischen Kultur. Reisen in die baltischen Provinzen wurden somit auch zu einem Modus, um die russische Herrschaft über die Ostseeküste bestätigt zu bekommen.³²

Allein, auch die russische Revalerfahrung hatte ihren „Tourism Area Life Cycle“.³³ So plötzlich, wie es für „Anhänger der Moden“ geradezu Pflicht geworden war, den Sommer in Reval zu verbringen, wenn die Stadt in ein „lärmendes Eckchen Petersburgs“ verwandelt wurde,³⁴ so plötzlich war es damit vorbei. Noch vor kurzem, so schrieb Bulgarin 1839, hätte sich sommers die Narvaer Straße, die das Zentrum mit Katharinental verband, in die hauptstädtische *Millionnaja* verwandelt. In allen Richtungen seien „prächtige Kutschen“ vorbeigefahren und eine „Vielzahl von Damen in eleganten Kleidern“ durch den Park spaziert.³⁵ Doch nun bekannte er angesichts der tristen und langweiligen Gegenwart, dass die „Unterhaltung Revals“ (*veselie Revelja*) völlig von seinen Petersburger Gästen abhängt. Als die „Mode alles Gotischen“ verebbte, und die Petersburger *haute volée* in das moderne Helsingfors weiterzog, bekam Reval seinen ruhigen Kurortcharakter zurück.³⁶ Nun hatte sich die estländische Hauptstadt aber nicht allein der Konkurrenz der nördlichen Schwester

29 So auch Isakov, *O livonskoj teme* (wie Anm. 5), S. 167.

30 Louise McReynolds: *The Prerevolutionary Russian Tourist: Commercialization in the Nineteenth Century*, in: Anne E. Gorsuch, Diane P. Koenker (Hrsg.): *Turizm. The Russian and East European Tourist under Capitalism and Socialism*, Ithaca u.a. 2006, S. 17-42, hier S. 20; Karsten Brüggemann: *Auf den Spuren der Ritter und Zaren: Reval im Blick russischer Touristen unter Nikolaj I.*, in: Michael F. Scholz, Robert Bohn u.a. (Hrsg.): *The Image of the Baltic. A Festschrift for Niels Blomkvist*, Visby 2012, S. 101-110, hier S. 104-107.

31 Sergej Gennadievič Isakov, Tat'jana K. Šor: *Vlastiteli Rossijskoj Imperii na èstonskoj zemle* [Herrscher des Russländischen Imperiums auf estnischem Boden], Tallin 2009, S. 10-52.

32 Mehr bei Brüggemann, *Auf den Spuren* (wie Anm. 30), S. 104-110.

33 Begriff nach Richard W. Butler (Hrsg.): *The Tourism Area Life Cycle*, Clevedon 2006, hier zit. nach John K. Walton: *Seaside Resorts and International Tourism*, in: Eric G.E. Zuelow (Hrsg.): *Touring beyond the Nation. A Transnational Approach to European Tourism History*, Farnham 2011, S. 19-36, hier S. 20 f.

34 Deršau, *Reval'* (wie Anm. 20), S. 515, 520.

35 Bulgarin, *Letnjaja progulka* (wie Anm. 22), S. 30; ders., *Reval' letom* (wie Anm. 3), S. 276. Auch Svin'in sah sich Mitte der 1820er Jahre nach Peterhof an einem Feiertag versetzt und beschrieb, wie er überall in Reval von Bekannten begrüßt wurde. Svin'in, *I moja poezdka* (wie Anm. 10), S. 538 f.

36 Bulgarin, *Letnjaja progulka* (wie Anm. 22), S. 30 f.

zu erwehren, sondern auch mit der zunehmenden Beliebtheit anderer Küstenorte in den Ostseeprovinzen wie Hapsal, Arensburg und später vor allem Hungerburg und Riga-Strand zu rechnen.³⁷ Der Tourismus zog auf der Suche nach Ruhe und Erholung weiter in die (noch) unberührte Provinz.

Historische Tourismusforschung aus nord(ost)europäischer Sicht

Von der einsetzenden Faszination der Menschen für das Aufeinanderstoßen der Elemente am Strand und dessen Neuentdeckung als Sehnsuchtsort seit der Mitte des 18. Jahrhunderts³⁸ über den Ausbau von Seekurorten bis zur zielgruppenorientierten Verpackung des Produkts „Strand“ in unseren Tagen (und der *reunion* der Beach Boys!) – das Phänomen „Badeurlaub“ hat bereits eine über 200-jährige Geschichte in Europa. Die Britischen Inseln, wo sich im 18. Jahrhundert bereits die ersten Strandbäder herausgebildet haben, gelten dabei als maßgeblicher Trendsetter einer Entwicklung, die im Laufe des 19. Jahrhunderts auf dem ganzen Kontinent Fuß gefasst hat.³⁹ Das Verständnis vom Urlaub als Zeitspanne der *recreation* der Arbeitskraft – ein Begriff mit durchaus religiösem Unterton – hat Kriege und Revolutionen überlebt und wurde im Artikel 119 der sowjetischen Verfassung 1936 zu

37 Zum Einstieg in die Geschichte der Seebäder in den Ostseeprovinzen: Anu Lepp (Hrsg.): Haapsalu kuurort 185. Haapsalu Resort 185, Haapsalu 2011; Sergei Issakov: Dačnye mesta na Narvskom vzmor'e (XIX – načalo XX v.) [Datschenorte an der Narvaschen Küste (19. – Anfang des 20. Jhs.)], in: Natalia Baschmakoff, Mari Ristolainen (Hrsg.): The Dacha Kingdom: Summer Dwellers and Dwellings in the Baltic Area, Helsinki 2009, S. 299-322; Viktor V. Strelkov: Zolotoe kol'co Gungerburga. Kurort Narva-Jyèsuu [Der goldene Ring Hungerburgs. Der Kurort Narva Jöesuu], Sankt-Peterburg 2007; Il'ja Dimenštejn: Naša Jurmala [Unser Jūrmala], Riga 2009; Olga Kurilo: Zoppot, Cranz, Rigascher Strand. Ostseebäder im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin-Brandenburg 2011, S. 111-145. Stark auf den persönlichen Faktor ihrer mehr oder minder prominenten Protagonisten orientiert und weit davon entfernt, eine kohärente Monografie zu präsentieren, Aurika Mejmre: Topografija kul'tury: dejateli ruskoj kul'tury – dačniki v Ėstonii [Topografie der Kultur: Vertreter der russischen Kultur – Datschniki in Estland], Moskva 2011; kurz, aber aussagekräftig: Katja Wiebe: Die Perspektive der russischen Literatur des späten Zarenreichs auf den „Norden“ (Estland und Finnland), in: Brüggemann, Woodworth (Hrsg.), Russland an der Ostsee (wie Anm. 6), S. 289-305.

38 Alain Corbin: The Lure of the Sea. The Discovery of the Seaside in the Western World 1750–1840, London 1995, S. 282.

39 Siehe John K. Walton: The English Seaside Resort. A Social History, 1750–1914, Leicester 1983. Vgl. auch ders.: The British Seaside. Holidays and Resorts in the Twentieth Century, Manchester u.a. 2000. Zur britischen Tourismusgeschichte vgl. auch den Sammelband Berghoff u.a. (Hrsg.), The Making of Modern Tourism (wie Anm. 2), sowie Susan Barton: Working-Class Organizations and Popular Tourism, 1840–1970, Manchester 2005. Andere Werke zur Tourismusgeschichte der Britischen Inseln: Katherine H. Grenier: Tourism and Identity in Scotland, 1770–1914. Creating Caledonia, Aldershot (u.a.) 2005; Irene Furlong: Irish Tourism 1880–1980, Dublin 2009; Eric G.E. Zuelow: Making Ireland Irish. Tourism and National Identity since the Irish Civil War, Syracuse 2009; William H.A. Williams: Creating Irish Tourism. The First Century, 1750–1850, London u.a. 2010. Zum Vergleich für die ebenfalls bereits gut erforschte Tourismusgeschichte der USA Marguerite S. Shaffer: See America First. Tourism and National Identity, 1880–1940, Washington 2001; Richard H. Gassan: The Birth of American Tourism: New York, the Hudson Valley, and American Culture, 1790–1830, Amherst 2008.

einem garantierten Recht der werktätigen Bevölkerung erhoben. Als soziale Praxis ist der Urlaub an der See erst im 20. Jahrhundert zu einem Massenphänomen geworden, doch war er auch schon zuvor, wie der schwedische Ethnologe Orvar Löfgren in seinem grundlegenden Werk „On Holiday“ formuliert hat, „a cultural laboratory“, in dem Menschen mit neuen Aspekten ihrer Identität, ihrer sozialen Beziehungen oder auch ihres Verhältnisses mit der Natur experimentieren konnten und in der Lage waren „to use the important cultural skills of daydreaming and mindtraveling“. So sei auch die Phantasie in dieser Arena zu einer wichtigen sozialen Praxis geworden.⁴⁰

Wie der Tourismus insgesamt, sind auch diese Phantasien und Tagträume, die den Menschen freilich bis in ihre alltägliche Arbeits- und Freizeitwelt verfolgen, von Texten und Bildern vorgeprägt, die sich immer wieder erneuern und somit stets im Rahmen gesellschaftlicher Diskurse gesehen werden müssen. Geben wir Hartmut Berghoff das Wort:

„The history of tourism is a history of invention and constant reinvention, which keeps the frontiers of the ‚pleasure periphery‘ in motion. Tourism has been flexible enough to survive major changes of key economic, social, cultural and political parameters. It successfully incorporated new life styles and fashions, shifting expectations and predilections, customer’s whims and fancies. Tourism managed to legitimize itself by very different discourses varying from the medical to the ideological, from philanthropy to hedonism, from laissez-faire to welfare state rhetoric.“⁴¹

Dies macht den Tourismus zweifellos auch für die „normale“ Geschichtswissenschaft zu einem interessanten Objekt, auch wenn dessen Anerkennung im institutionellen Rahmen zumindest im deutschsprachigen Raum auf sich warten lässt. Obwohl der Tourismus selbst seit Langem in das Zentrum aller modernen Gesellschaften gerückt ist, friste Tourismusgeschichte immer noch ein Mauerblümchendasein in der Zukunft, beklagte sich kürzlich Rüdiger Hachtmann. Bemerkenswert ist dies tatsächlich auch deswegen, weil der Zugriff mittels der transnationalen Geschichte seit einiger Zeit in Mode gekommen ist und das Reiseverhalten des Menschen, aber auch die Tourismusedwicklung als solche schon seit geraumer Zeit die nationalen und kontinentalen Grenzen konsequent überwindet. Wie Hachtmanns hier zitierter Forschungsbericht jedoch zeigt, mangelt es in jüngster Zeit nicht an Arbeiten, die sich erfolgreich dieses wohl immer noch mit Skepsis betrachteten, aber auch als potentiell innovativ geltenden Forschungsbereichs in seinem schier unendlichen Facettenreichtum angenommen haben.⁴²

40 Orvar Löfgren: *On Holiday. A History of Vacationing*, Berkeley u.a. 1999, S. 7.

41 Hartmut Berghoff: *From Privilege to Commodity? Modern Tourism and the Rise of the Consumer Society*, in: Ders., Korte u.a. (Hrsg.), *The Making of Modern Tourism* (wie Anm. 2), S. 159-179, hier S. 170 f.

42 Rüdiger Hachtmann: *Tourismus-Geschichte*, Göttingen 2007, S. 18; ders.: *Tourismusgeschichte – ein Mauerblümchen mit Zukunft! Ein Forschungsüberblick*, in: *H-Soz-u-Kult*, 06.10.2011, abrufbar unter der URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2011-10-001> [letzter Zugriff: 26.6.2012]. An dieser Stelle ist kein Raum für einen weiteren Forschungsbericht zur Tourismusgeschichte. Ob letztere wirklich „still in its infancy“ ist, wie Eric G.E. Zuelow: *The Necessity of Touring Beyond the Nation: An Introduction*, in: Ders. (Hrsg.), *Touring beyond the Nation* (wie Anm. 33), S. 1-16, hier S. 1, behauptet, sei dahingestellt. Siehe des weiteren Hasso Spode:

Der Ostseeraum – historisch gesehen gewiss kein *latecomer*, wurde doch das erste deutsche Seebad Heiligendamm 1793 gegründet⁴³ – hat im Kontext der historischen Tourismusforschung nicht den Stellenwert erreicht, der ihm gebühren könnte. Wie es die Mehrheit der zunächst kultur-, dann vor allem sonnenhungrigen Nordeuropäer in den „Süden“ zog,⁴⁴ hat sich auch die historische Tourismusforschung bislang mehrheitlich mit den Britischen Inseln, Nordamerika und diversen mediterranen Regionen auseinandergesetzt oder sich auf die Betrachtung nationaler Urlaubsziele beschränkt. Auch für die sich allmählich herausbildende historische Tourismusforschung zu Russland ist zu beobachten, dass die Schwarzmeerküste und der Kaukasus mehr Beachtung finden als der Ostseeraum.⁴⁵ Wie Cord Pagenstecher schreibt, sind „Bodden, Nehrungen und Schären [...] kultur- und literaturwissenschaftlich, historisch und soziologisch offenbar weniger interessant als Alpengipfel, Arkadien und Palmenstrände“. Mit Recht hebt er allerdings hervor, dass auch im Ostseeraum der Tourismus spätestens seit Beginn des 19. Jahrhunderts von großer Bedeutung war, und macht in diesem Kontext „Menschen verschiedener Schichten und Nationalitäten“ aus, die „Badekarren, Strandkörbe und Seebrücken nutzten“ und zwischen „Familienstränden, Kaiserbädern und Künstlerkolonien“ unterschiedliche Urlaubspraxen entwickelten. Trotz der entscheidenden Zäsur der beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts – dies gilt vor allem für den südlichen und östlichen Ostseeraum – werde der Ostseeraum bis heute von Strandleben und Bäderarchitek-

Zur Geschichte der Tourismusgeschichte, in: Wiebke Kolbe, Christian Noack u.a. (Hrsg.): Tourismusgeschichte(n), Wien 2009, S. 7-22; Christopher Kopper: Neuerscheinungen zur Geschichte des Reisens und des Tourismus, in: Archiv für Sozialgeschichte 44 (2004), S. 665-677; Cord Pagenstecher: Neue Ansätze für die Tourismusgeschichte – ein Literaturbericht, in: Archiv für Sozialgeschichte 38 (1998), S. 591-619; vgl. auch John K. Walton: Taking the History of Tourism Seriously, in: European History Quarterly 27 (1998), S. 563-571. Siehe auch die umfassende Darstellung bei Hachtmann, Tourismus-Geschichte (wie oben), sowie Kommentierte Bibliografie. Tourismus-Geschichte, abrufbar unter der URL: <http://www.utb-stuttgart.de/2866-Bibliographie.pdf> [letzter Zugriff: 26.6.2012]. Einen knappen Einblick in die Forschungsdiskussionen verschafft auch ders.: Tourismus und Tourismusgeschichte, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte v. 22.12.2010, abrufbar unter der URL: https://docupedia.de/zg/Tourismus_und_Tourismusgeschichte?oldid=76353 [letzter Zugriff: 1.7.2012].

- 43 Wolf Karge: Heiligendamm. Erstes deutsches Seebad: gegründet 1793, Schwerin ³2008.
- 44 Dieter Richter: Der Süden. Geschichte einer Himmelsrichtung, Berlin 2009, S. 143-170. Vgl. einen Sammelband zur Reiseerfahrung des Nordens: Karen K. Povlsen (Hrsg.): Northbound. Travels, Encounters and Constructions 1700–1830, Aarhus 2007.
- 45 Vgl. den Forschungsüberblick bei Christian Noack: Tourismus in Russland und der UdSSR als Gegenstand historischer Forschung. Ein Werkstattbericht, in: Archiv für Sozialgeschichte 45 (2005), S. 477-498. Siehe die Beiträge in: Special Issue on Tourism and Travel in Russia and the Soviet Union, in: Slavic Review 62 (2003), S. 657-809; Gorsuch, Koenker (Hrsg.), Turizm (wie Anm. 30); für die Sowjetunion jetzt Anne E. Gorsuch: All This is Your World. Soviet Tourism at Home and Abroad after Stalin, Oxford 2011. Zum Tourismus in der DDR siehe Heike Wolter: „Ich harre aus im Land und geh, ihm fremd“. Die Geschichte des Tourismus in der DDR, Frankfurt a.M. 2009; Christopher Görlich: Urlaub vom Staat. Tourismus in der DDR, Köln u.a. 2012. Siehe auch den interessanten Sammelband über das abenteuerliche Reisen von DDR-Bürgern in der Sowjetunion Cornelia Clauß, Frank Böttcher (Hrsg.): Unerkannt durch Freundesland. Illegale Reisen durch das Sowjetreich, Berlin 2011; zu Polen vgl. Małgorzata Lewan: Zarys dziejów turystyki w Polsce [Abriss der Geschichte des Tourismus in Polen], Kraków 2004; Jerzy Gaj: Dzieje turystyki w Polsce [Geschichte des Tourismus in Polen], Warszawa ²2008; ders.: Zarys historii turystyki w Polsce w XIX i XX wieku [Abriss der Geschichte des Tourismus in Polen im 19. und 20. Jh.], Poznań 2001.

tur geprägt.⁴⁶ Inwieweit aus diesem Befund eine integrierte Tourismusgeschichte abgeleitet werden kann, vielleicht auch nur für die südliche Linie von Terijoki⁴⁷ bis Travemünde, mag die Zukunft zeigen. Immerhin verfügen wir bereits über eine knappe Zusammenstellung der wesentlichen Elemente einer historischen Verkehrsgeografie des Ostseeraums, die Ralph Tuchtenhagen vor einigen Jahren zusammengestellt hat, auch wenn der Aspekt der privaten Reise hier nur kurz gestreift wird.⁴⁸

Die wesentlichen Fragestellungen, die sich in den letzten Jahren leitmotivisch für die historische Tourismusforschung herausgebildet haben, könnten ohne weiteres auch anhand der Ostseeregion, ja zum Teil auch mit Hilfe der eingangs angesprochenen russischen Revalreise in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts illustriert werden.

a. *Reisender vs. Tourist*

Zunächst einmal war der romantische Reisende Bulgarin kein „Tourist“ in der heute gebräuchlichen strengen Definition des Wortes – ein Teilnehmer am organisierten Reisewesen –, sondern für ihn traf noch voll und ganz die Erklärung des Begriffes aus seiner eigenen Zeit zu: Ein Reisender (d.h. meistens, aber doch nicht immer, männlichen Geschlechts), der zu seinem eigenen Vergnügen für längere Zeit in fremde Länder reist, wobei hier immer noch die Vorstellung mitgeschwungen haben mag, es mit einem wohlhabenden Mann zu tun zu haben, der sich wie seine Vorfahren auf die „Grand Tour“ junger Kavaliere begab.⁴⁹

46 Cord Pagenstecher: Rezension über Olga Kurilo (Hrsg.): Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert, und Olga Kurilo: Zoppot, Cranz, Rigascher Strand. Ostseebäder im 19. und 20. Jahrhundert, in: H-Soz-u-Kult, 9.8.2011, abrufbar unter der URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2011-3-100> [letzter Zugriff: 26.6.2012].

47 Auvo Kostiaainen: A Northern „Riviera“: Tourism in Terijoki in the 1920s and 1930s, in: Scandinavian Journal of Hospitality and Tourism 7 (2007), S. 328-346.

48 Mit zahlreichen Literaturhinweisen Ralph Tuchtenhagen: Historische Verkehrsgeographie Nordosteuropas, in: Jörg Hackmann, Robert Schweitzer (Hrsg.): Nordosteuropa als Geschichtsregion. Beiträge des III. Internationalen Symposiums zur deutschen Kultur und Geschichte im europäischen Nordosten vom 20.–22. September 2001 in Tallinn (Estland), Lübeck u.a. 2006, S. 133-171. Gesamtdarstellungen zur Geschichte des Ostseeraums bieten in der Regel wenig zum Phänomen des Tourismus. Die jüngste liefert immerhin die wichtigsten Fakten zur Entwicklung der Seebäder: Michael North: Geschichte der Ostsee. Handel und Kulturen, München 2011, S. 246-249.

49 Näher Hachtmann, Tourismus-Geschichte (wie Anm. 42), S. 10 f., 43-47. Aus der Unmenge an Literatur zur „Grand Tour“ vgl. Jeremy Black: The British and the Grand Tour, Beckenham 1985; ders.: The British Abroad. The Grand Tour in the Eighteenth Century, New York 1992; Hilde de Ridder-Symoens: Die Kavaliertour im 16. und 17. Jahrhundert, in: Peter J. Brenner (Hrsg.): Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur, Frankfurt a.M. 1989, S. 197-223; Attilio Brilli: Als Reisen eine Kunst war. Vom Beginn des modernen Tourismus: Die „Grand Tour“, Berlin 1995 (und weitere Aufl.); Werner Paravicini: Die Grand Tour in der europäischen Geschichte. Zusammenfassung, in: Rainer Babel, ders. (Hrsg.): Grand Tour. Adeliges Reisen und europäische Kultur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert. Akten der Internationalen Kolloquien in der Villa Vigoni 1999 und im Deutschen Historischen Institut Paris 2000, Ostfildern 2005, S. 657-674, sowie die zahlreichen weiteren Beiträge dieses historisch weit ausgreifenden Bandes. Siehe jüngst auch Joseph Imrode, Erik Wegerhoff (Hrsg.): Dreckige Laken. Die Kehrseite der Grand Tour, Berlin 2012, sowie Vladimir A. Sestakov: Zolotoj vek Grand Tour. Putešestvie

Während vor dem Hintergrund der west- und mitteleuropäischen Erfahrung der Beginn des eigentlichen Tourismus meist mit der Verbreitung der Eisenbahn in Verbindung gebracht wird, die einen ersten Begriff von den bürgerlichen und später kleinbürgerlichen „Massen“ produzierte, die zur „Sommerfrische“⁵⁰ an die Ostseestrände strömten,⁵¹ war zumindest dies an der russischen Ostseeküste anders. Mit der Etablierung der Seebäder in den baltischen Provinzen setzten lange, bevor die ersten Eisenbahnlinien gebaut wurden, regelmäßige Kur- und Familienreisen ein, die per Schiff oder Kutsche absolviert wurden. Bemerkenswert war der Umgang etwa eines russischen Kurgastes in Hapsal, wo bereits 1805 eine erste Schlamm Badeanstalt errichtet worden war,⁵² mit den klimatischen Bedingungen der Region im Sommer 1840. Damals war der Autor, ein gewisser N. Samojlov, mit ungefähr 70 weiteren Familien in Hapsal zu Gast. Da das Wetter für Kuranwendungen zu schlecht war, beschäftigte er sich mit der Geschichte des Ortes. Der reichlich umständliche Titel seines Buchs war gleichsam Programm des Hapsaler Tourismus:⁵³ Bäder mit Blick auf die Burg! Sollte den Badegast in Hapsal tatsächlich schlechtes Wetter erwarten, hatte er mit diesem Buch zumindest einen recht ausführlichen historischen Reiseführer zur Hand, denn an Unterhaltung bot die kleine Stadt mit gerade einmal 1 000 Einwohnern ansonsten kaum etwas. Die andere Variante, die Langeweile des Städtchens zu überlisten, bot offenbar auch damals schon die Liebe. Davon existiert zumindest ein literarisches Zeugnis, das die unmögliche Affaire eines wohlgehüteten und polyglotten Petersburger Backfischs namens Julija mit einem baltischen Baron des sprechenden Namens *Vil'gel'm Vonnenštern* schilderte.

kak fenomen kul'tury [Das goldene Zeitalter der Grand Tour. Reisen als Phänomen der Kultur], Sankt-Peterburg 2012.

- 50 Zu diesem genuin bürgerlichen Konzept siehe Elke Kröncke: Die Sommerfrische – vom ‚reisenden Mann‘ zum ‚Familienurlaub‘, in: Kolbe, Noack u.a. (Hrsg.), *Tourismusgeschichte(n)* (wie Anm. 42), S. 35-45, sowie Daniella Seidl: Ein Ort und eine Zeit für die Familie. Bürgerlicher Familienurlaub von der „Sommerfrische“ zum Ferienhaus, in: Ebenda, S. 46-56. Zu den literarischen Funktionen des Begriffs siehe Annelore Engel-Braunschmidt: Sommerfrische on the Baltic Sea, in: Baschmakoff, Ristolainen (Hrsg.), *The Dacha Kingdom* (wie Anm. 37), S. 279-298; zum Phänomen der Datscha im russischen Kontext siehe Stephen Lovell: *Summerfolk. A History of the Dacha, 1710–2000*, Ithaca 2003.
- 51 „Wenn man den ‚Pilgertourismus‘, die Grand Tour der Adligen oder auch den frühbürgerlichen Bildungstourismus als Formen des Reisens interpretiert, die zwar bereits touristische Elemente aufweisen, vordergründig jedoch aus anderen Motiven unternommen wurden, mithin also nicht dem Tourismus im engeren Sinne zuzurechnen sind, dann lässt sich – mit Blick auf den europäischen Kontinent und hier wiederum vor allem Mittel- und Westeuropa – die erste Phase des modernen Tourismus grob auf die Zeit zwischen 1835 und 1880 datieren, als die Eisenbahn erlaubte, Touristen ‚in Massen‘ zu transportieren, kleinstaatliche Barrieren niedergerissen wurden und sich deutliche Ansätze einer touristischen Infrastruktur auszubilden begannen (Hotels und Pensionen, erste Reisebüros, Ausbau der Seebäder und Kurorte).“ Hachtmann, *Tourismus und Tourismusgeschichte* (wie Anm. 42), S. 9.
- 52 Kalev Jaago: Haapsalu kuurordi kaks algust [Die zwei Anfänge des Kurorts Hapsal], in: Lepp (Hrsg.), *Haapsalu kuurort* (wie Anm. 37), S. 9-15. Diese Anstalt schloss allerdings rasch aus finanziellen Gründen. 1825 wurde die erste Schlammheilanstalt gegründet von Dr. Karl Abraham Hunnius, der in Dorpat studiert hatte.
- 53 N. Samojlov, *Gapsal'. Drevnij razrušennyj zamok v Ėstljandii i pro onom togož imeni uezdnyj gorod, gde pol'zujutsja morskimi vannami, s vidom zamka* [Hapsal. Eine alte zerstörte Burg in Estland und über eine Kreisstadt desselben Namens, in der man Meeresebäder nehmen kann mit dem Blick auf die Burg], Sanktpeterburg 1842.

Diese Romanze scheiterte allerdings aufgrund der Intervention von Julijas Vater, der seine Tochter mit einem alten Witwer zu vermählen wusste, dessen Attraktivität vor allem darin bestand, dass er über Zugang zum Zarenhof verfügte. Die Einsamkeit eines baltischen Gutes, so der fürsorgliche Vater, wäre seiner Tochter nicht gut bekommen.⁵⁴ Aber war die prototypische Julija mit ihrem Kurschatten-Baron schon eine „echte“ Touristin?

Wo nun genau die Trennlinie zwischen dem „real traveller“ und dem „turistus vulgaris“ (Orvar Löfgren) verläuft, dürfte kaum je exakt festzustellen sein, doch gehört es seit jeher zum guten Ton in jeweils bestimmten sozialen Schichten, die sozial niedriger stehenden Reisepraktiken aus kulturkritischem Blickwinkel zu betrachten. Zweifellos trägt der Begriff des „Touristen“ heute, wie Hasso Spode feststellt, den „Beigeschmack des Billig-Massenhaften“.⁵⁵ Spätestens nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, als die Ära des globalen Pauschalismus eingeläutet wurde,⁵⁶ entstand, gepflegt vor allem in bürgerlichen Kreisen, ein finstere Bild jenes *turistus vulgaris*, dem jegliche Individualität abgesprochen und der zugleich als Opfer der Tourismusindustrie beklagt wurde, die nur manipulative Vergnügungen und standardisierte Verhaltensweisen produziere. Diese Tendenz der industriellen Revolution zur Massenproduktion hätte nun Zugriff auf das Freizeitverhalten der Menschen erlangt, denen falsche Bedürfnisse insinuiert würden, die dann nur die kommerzialisierte Massenkultur befriedigen könnte. Diese Generalkritik der „Dialektik der Aufklärung“ übernahm auch Hans Magnus Enzensberger in seiner zumindest im deutschsprachigen Raum viel beachteten „Theorie des Tourismus“, in der der Schriftsteller die subjektiv erhoffte Flucht des Touristen aus den Zwängen des industrialisierten Alltags als aussichtslos darstellte, da das Angebot „Reise“ zu einer standardisierten Ware verkommen sei.⁵⁷ Der damit in Zusammenhang stehenden, nahezu unbewusst immer wieder zu beobachtenden Vorstellung einer gewissen Höherwertigkeit des Individualtouristen gegenüber seinem Pauschalreise-Äquivalent wird in der Forschung mittlerweile mit einiger (postmoderner?) Vehemenz die These der Einmaligkeit jeglicher persönlichen Reiseerfahrung gegenübergestellt.⁵⁸

54 S. Vachnovskaja [Elizaveta Aleksandrovna Lodyženskaja]: Leto v Gapsale. Rasskaz. (Posvjaščatsja I.S. Turgenevu) [Sommer in Hapsal (I.S. Turgenev gewidmet)], in: Russkij vestnik (1856), t. II, aprel', kn. II, S. 571-602.

55 Hasso Spode: Reisen und Tourismus. Stichpunkte zur Terminologie in Forschung und Statistik, in: Cestování včera a dnes 4 (2007), Nr. 2, S. 35-41, hier S. 35, Anm. 1.

56 Vgl. Christopher Kopper: Eine komparative Geschichte des Massentourismus im Europa der 1930er bis 1980er Jahre: Deutschland, Frankreich und Großbritannien im Vergleich, in: Archiv für Sozialgeschichte 49 (2009), S. 129-148; ders.: The Breakthrough of the Package Tour in Germany after 1945, in: Journal of Tourism History 1 (2009), Nr. 1, S. 67-92; Till Manning: Die Italiengeneration: Stilbildung durch Massentourismus in den 1950er und 1960er Jahren, Göttingen 2011.

57 Siehe hierzu Berghoff, From Privilege (wie Anm. 2), S. 159 f.; Löfgren, On Holiday (wie Anm. 40), S. 8; Hans Magnus Enzensberger: Vergebliche Brandung der Ferne. Eine Theorie des Tourismus, in: Merkur 12 (1958), S. 701-720; eine berechnete Ehrenrettung der Analyse Enzensbergers, die nicht auf diese kulturkritischen Thesen beschränkt werden darf, bei Cord Pagenstecher: Enzensbergers Tourismusessay von 1958 – ein Forschungsprogramm für 1998?, in: Tourismus Journal 2 (1998), S. 533-552.

58 Siehe z.B. Sue Wright: Sun, Sea, Sand and Self-Expression. Mass Tourism as an Individual Experience, in: Berghoff, Korte u.a. (Hrsg.), The Making of Modern Tourism (wie Anm. 2), S. 181-202; Löfgren, On Holiday (wie Anm. 40), S. 8. Dass es britische Arbeiter waren, die nach und nach immer mehr die Freizeitmuster in Großbritannien zu bestimmen begannen, belegt auch Barton, Working-Class Organizations (wie Anm. 39).

Für den Ostseeraum mag in dieser Beziehung signifikant sein, dass seine Attraktivität bei den „Massen“ schon aus klimatischen Gründen – einstweilen? mag man angesichts des Klimawandels fragen – als begrenzt zu gelten hat. Allerdings könnte man hier auf die Erfahrungen der beiden Diktaturen des 20. Jahrhunderts verweisen, denen es nicht an Plänen mangelte, am Ostseestrand die Erholung der eigenen Volks(Genossen) zu organisieren. Doch während das NS-Vorzeigeprojekt Prora auf Rügen nie fertig wurde und der propagandistisch so in den Mittelpunkt (auch der Forschung) gestellte Reiseverkehr der NS-Organisation „Kraft durch Freude“ nie mehr als 10% sämtlicher registrierter Übernachtungen umfasste,⁵⁹ fehlte es der Sowjetunion schlicht an Kapazitäten zur Expansion dieser Tourismusregion, die, wie Christian Noack in seinem Beitrag des vorliegenden Bandes zeigt, hinter der Popularität der südlichen Schwarzmeer- und Kaukasusbäder doch stark abfiel. Mediterrane Phänomene wie Benidorm oder der „Ballermann“ auf Mallorca sucht man an der Ostsee vergeblich, weshalb eine auf derartige Urlaubsfabriken oder Orte des blanken Hedonismus zielende Kritik eher selten zu vernehmen ist. Zu einer der bemerkenswerten Ausnahmen, den Debatten um das bundesdeutsche Ostseebad Damp 2000, äußert sich Cord Pagenstecher.

b. Romantischer vs. kollektiver Blick

Ein weiteres Diskussionsfeld ist der Bereich einer „visual history“ des Tourismus, das im Wesentlichen auf die 1990 erschienene Studie „The Tourist Gaze“ des britischen Soziologen John Urry und der Kritik an ihr zurückgeht.⁶⁰ Urry löste sich von der kategorialen Unterscheidung von „traveller“ und „tourist“, nur um zu einer nicht minder normativen zu gelangen: der zwischen „romantic“ und „collective gaze“. Während das erste Konzept Kontemplation und Einsamkeit voraussetzt, sind Orte wie die erwähnten Benidorm und der „Ballermann“ Paradebeispiele dafür, dass zur modernen touristischen Erfahrung Geselligkeit und Vergnügen, mithin die Präsenz anderer Touristen geradezu zwingend dazugehört. Visueller Konsum sei sozial konstruiert, erklärt Urry ganz in der Nähe von Enzensberger, ohne ihn freilich zu rezipieren, weshalb die Suche nach „Authentizität“ scheitern müsse, denn „in the production of ‚unnecessary‘ pleasure many professional experts help to construct and develop one’s gaze as a tourist“ – „gazing“ ist für ihn sozial konstruiertes Sehen.⁶¹ Aber ist es wirklich zwangsläufig stets so, dass nur die von der Industrie vorproduzierten Bilder der pittoresken Urlaubsdestination den Touristen eine Anleitung zum Sehen mitgeben

59 Allgemein siehe Kristin Semmens: *Seeing Hitler’s Germany: Tourism in the Third Reich*, Houndmills 2005; zu Prora und dem Phänomen des NS-Tourismus Hasso Spode: *Ein Seebad für zwanzigtausend Volksgenossen. Zur Grammatik und Geschichte des fordistischen Urlaubs*, in: Peter J. Brenner (Hrsg.): *Reisekultur in Deutschland. Von der Weimarer Republik zum „Dritten Reich“*, Tübingen 1997, S. 7-47, sowie ders.: *Fordism, Mass Tourism and the Third Reich. The ‚Strength through Joy‘ Seaside as an Index Fossil*, in: *Journal of Social History* 34 (2004), S. 127-155. Speziell zu „Kraft durch Freude“ siehe Shelley Baranowski: *Strength through Joy. Consumerism and Mass Tourism in the Third Reich*, Cambridge 2004, sowie die Kritik von Hachtmann, *Tourismusgeschichte – ein Mauerblümchen* (wie Anm. 42), S. 7-11.

60 John Urry: *The Tourist Gaze. Leisure and Travel in Contemporary Societies*, London 1990; vgl. Chris Rojek, ders. (Hrsg.): *Touring Cultures. Transformations of Travel and Theory*, London u.a. 1997.

61 Urry, *The Tourist Gaze* (wie Anm. 60), S. 1 f.

und dass auch nur diese reproduzierten Images – sozusagen als *copy and paste* – wieder mit nach Hause genommen werden? Shelley Baranowski und Ellen Furlough haben mit Recht betont, dass Urrys Konzept von der Passivität des Touristen ausgeht, und Löfgren kritisierte scharfsinnig die Einseitigkeit der Fokussierung auf „the making of ‚the tourist gaze.‘ Tourists become all eyes, no bodies (and sometimes no brains)“.⁶²

Was allerdings Cord Pagenstecher bereits in seiner Dissertation zum bundesdeutschen Nachkriegstourismus vorgeführt hat (und in seinem für diesen Band angefertigten Beitrag für den Bereich des Ostseetourismus exemplifiziert),⁶³ könnte auch im Vergleichsraum der Ostsee interessant sein: Mit welchen Bildern wird die Attraktivität der Strände und Städte propagiert? Wie sähe eine Visualisierung der historischen Dynamiken dieser Ostseebilder aus? Gibt es grundsätzliche Gemeinsamkeiten in den Werbestrategien der Anrainerstaaten oder unterscheidet sich der schwedische Blick auf die Ostsee (*Östersjön*) doch von dem estnischen auf die Westsee (*Läänemeri*)? Dominieren Kiefernwälder und Dünen die Prospekte, ist es die Backsteinarchitektur oder gibt es regionale Besonderheiten, wie z.B. den schwedischen Wikinger auf der Reise nach Estland, der auf dem Umschlag dieses Bandes und im Beitrag von Torkel Jansson bewundert werden kann? Was kann über den Umgang mit dem Erbe der Hanse in Bezug auf eine *visual history* des Ostseetourismus gesagt werden?⁶⁴

c. Nationale Landschaft und nationale Identität

Einen weiteren Bereich kann man unter die Stichworte „nationale Landschaft“ und „nationale Identität“ fassen. Orvar Löfgren hat in einem vergleichenden, instruktiven Beitrag unter dem Titel „Know Your Country“ die Verbindung von Nationsbildung und Tourismus am Beispiel Schwedens untersucht.⁶⁵ Wie viele andere Aspekte auch, wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts das „nationale“ Kulturerbe Gegenstand eines Wettbewerbs zwischen den Staaten und Imperien. Aber wie konnte an der rückständigen nördlichen Peripherie Europas kulturelle Distinktion kreiert werden? Wesentlich ist in diesem Zusammenhang Löfgrens Beobachtung, dass es nicht etwa die zunächst favorisierten Exponate von „Fortschritt“ und „Moderne“ waren, auf die sich die Visualisierung eines postulierten nationalen Kerns konzentrierte, sondern die bäuerlichen Kulturen, die doch eigentlich Stagnation symbolisierten. Auf nationalen Ausstellungen, die nicht nur der Außendarstellung, sondern auch der patriotischen Illustration des „Eigenen“ für das nationale Publikum dienten, waren es aber gerade

62 Shelley Baranowski, Ellen Furlough: Introduction, in: Dies. (Hrsg.): *Being Elsewhere. Tourism, Consumer Culture, and Identity in Modern Europe and North America*, Ann Arbor 2001, S. 1-31, hier S. 3; Löfgren, *On Holiday* (wie Anm. 40), S. 9, 21.

63 Cord Pagenstecher: *Der bundesdeutsche Tourismus. Ansätze zu einer Visual History: Urlaubsprospekte, Reiseführer, Fotoalben 1950–1990*, Hamburg 2003.

64 Ein erster Versuch für die Bäder der russischen Provinz Estland bei Timur Guzairov, Elena Nymm: *Poëtika reklamy ostzejskich gorodov-kurortov XIX veka* [Die Poetik der Reklame der Ostseestädte und -kurorte des 19. Jhs.], in: L. Burima (Hrsg.): *Literatūra un kultūra: process, mijiedarbība, problēmas. Pilsētas teksts literatūrā un kultūrā* [Literatur und Kultur: Prozess, Wechselwirkung, Probleme. Stadttext in Literatur und Kultur], Daugavpils 2007, S. 133-141.

65 Orvar Löfgren: *Know Your Country. A Comparative Perspective on Tourism and Nation Building in Sweden*, in: Baranowski, Furlough (Hrsg.), *Being Elsewhere* (wie Anm. 62), S. 137-154; vgl. ders., *On Holiday* (wie Anm. 40), S. 35-40.

diese Exponate einer für die urbane Welt des Fortschritts extrem exotischen ruralen Kultur, die Medaillen gewann und das Publikum anzog. Für Norwegen und Schweden konstatiert Löfgren daher eine Konzentration auf das bäuerliche Erbe und die Romantik der unberührten Natur. Was für Norwegen die abgelegenen Bergtäler der Region Telemark westlich von Oslo waren, wurde in Schweden in Dalarna nordwestlich von Stockholm lokalisiert und in Finnland in Karelien: Der Ort, an dem sich das nationale Erbe in seiner bäuerlichen Form am besten erhalten habe.⁶⁶ Wie es scheint, handelt es sich bei all diesen Konstruktionen „nationaler“ Landschaften nicht etwa um weit abgelegene, kaum erreichbare „mythische“ Regionen, sondern um sich auch dank der geografischen Nähe zu den Hauptstädten rasch entwickelnde touristische Zielgebiete, wo der Städter seine Identität er-reisen konnte. Die Ostsee spielte bei dieser Art visueller Versicherung der Nation jedoch offenbar keine explizite Rolle, eher darf man davon sprechen, dass innerhalb des Prozesses der Konstruktion einer nationalen Landschaft und Kultur Küstenregionen als abgelegen gelten und daher als „anders“ markiert wurden. Die maritime Kultur verfügte dank der Offenheit des Meeres und aufgrund des vorherrschenden Wirtschaftszweigs der Fischerei stets über ein internationales Netzwerk. Ihren Ort innerhalb der imaginierten nationalen Landschaft zu kartieren wäre für den Ostseeraum eine lohnenswerte vergleichende Forschungsfrage, wozu auch der für den Tourismus heutzutage wesentliche Aspekt des Verhältnisses zur Umwelt gehört.⁶⁷

66 Löfgren, *Know Your Country* (wie Anm. 65), S. 139 f.

67 Über Ansätze in diese Richtung kommen nicht hinaus: David Kirby, Merja-Liisa Hinkkanen: *The Baltic and the North Seas*, London (u.a.) 2000. Siehe dagegen recht spezifisch: Reginald Byron: *The Maritime Household in Northern Europe*, in: *Comparative Studies in Society and History* 36 (1994), S. 271-292. Annäherungen an das Thema der estnischen Küstenkultur bei Tony Hackens u.a. (Hrsg.): *Coastal Estonia: Recent Advances in Environmental and Cultural History*, Strasbourg 1996; Karsten Brüggemann: *The Eastern Sea is a Western Sea: Some Reflections on Estonia as a Baltic Sea Country*, in: Marko Lehti (Hrsg.): *The Baltic as a Multicultural World. Sea, Region and Peoples*, Berlin 2005, S. 59-79. Siehe zu Russland: Christopher Ely: *The Origins of Russian Scenery: Volga River Tourism and Russian Landscape Aesthetics*, in: *Slavic Review* 62 (2003), S. 666-682; für Lettland in der Zwischenkriegszeit hat diesen Komplex des nationalen Tourismus anschaulich herausgearbeitet: Aldis Purs: „One Breath for Every Two Strides“: *The State's Attempt to Construct Tourism and Identity in Interwar Latvia*, in: Gorsuch, Koenker (Hrsg.), *Turizm* (wie Anm. 30), S. 97-115; zum sowjetischen „patriotischen“ Tourismus siehe Gorsuch, *All This is Your World* (wie Anm. 45), S. 34-38. Vgl. zu Frankreich Ellen Furlough: *Une leçon des choses: Tourism, Empire, and the Nation in Interwar France*, in: *French Historical Studies* 25 (2002), S. 441-473; zu England: Clifford O'Neill: *'The Most Magical Corner of England': Tourism, Preservation and the Development of the Lake District, 1919-39*, in: John K. Walton (Hrsg.): *Histories of Tourism. Representation, Identity and Conflict*, Clevedon 2005, S. 228-244. Den Aspekt von Landschaft und Umwelt greift auf: Robert W. Smurr: *Perceptions of Nature, Expressions of Nation. An Environmental History of Estonia*, Saarbrücken 2009. Vgl. den eher auf organisatorische Fragen konzentrierten Artikel von Barry Worthington: *Estonian National Heritage, Tourism, and Paradoxes of Transformation*, in: Derek R. Hall (Hrsg.): *Tourism and Transition: Governance, Transformation, and Development*, Wallingford 2004, S. 83-94. Zur literarischen Erfindung der nationalen Landschaft siehe Liina Lukas, Ulrike Plath u.a. (Hrsg.): *Umweltphilosophie und Landschaftsdenken im baltischen Kulturraum. Environmental Philosophy and Landscape Thinking*, Tallinn 2011; Yrjö Varpio, Maria Zadencka (Hrsg.): *Literatur und nationale Identität II. Themen des literarischen Nationalismus und der nationalen Literatur im Ostseeraum*, Tampere 2000. Beispiele aus der Literatur zu Nordamerika: Eric Kaufmann: *„Naturalizing the Nation“: The Rise of Naturalistic Nationalism in the United States and Canada*, in: *Comparative Studies in Society and*

Für das Phänomen der russischen Revalreise kann gesagt werden, dass sie in der kurzen Zeitspanne von 1820 bis 1850 zunächst einen Prozess der Aneignung der mit ihren Burgen und Schlössern genuin das europäische Mittelalter visualisierenden Landschaft der Ostseeprovinzen durch die schreibenden russischen Reisenden hervorbrachte. Schriftsteller wie der bereits erwähnte Aleksandr A. Bestužev ließen all das, was das lesende Publikum des Zarenreichs aus den Romanen Walter Scotts kannte und schätzte, nun auf russischem Boden vor dem Hintergrund der livländischen Geschichte lebendig werden, wobei das edle Burgfräulein, pittoreske Ritterturniere und finstere katholische Mönche, aber auch tapfere Esten und die Figur des russischen Fürsten, der den Esten Zuflucht vor den Ordensrittern gewährte, nicht fehlen durften.⁶⁸ Wenige Jahrzehnte später hingegen galten Burgen dem Touristen offenbar nichts mehr. Die von Samojlov noch bewunderten Ruinen in Hapsal wurden 1861 von einem Badegast als „Skelett eines Riesen“ verunglimpft, das die stille Harmonie der „sauberen, schönen deutschen Häuschen“ störte. Recht unromantisch ergänzte dieser Gast, dass die Burg in Arensburg auf der Insel Ösel vor allem von Ratten bewohnt sei. Mit den Bildern der Literatur eines Scott habe die Realität nichts zu tun: Eine Burg sei nun mal nicht mehr und nicht weniger als ein viereckiges Gebäude aus rohem Stein mit zwei quadratischen Türmen an der Ecke.⁶⁹ Damit standen endgültig die Qualitäten der Ostseestrände und die medizinischen Versprechungen der Heilbäder im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der russischen Touristen⁷⁰ und nicht mehr der Versuch, die Spezifika der baltischen Landschaft als „russisch“ zu imaginieren. Zugleich begann aber auch unter dem Einfluss der russischen nationalen Presse die für die letzten Jahrzehnte der russischen Herrschaft über die baltischen Provinzen charakteristische Umdefinition bislang bewunderter Differenz, d.h. die Markierung der *russkaja Germanija* als inhärent fremd und potentiell feindlich.⁷¹ Dem Tourismus scheint dieser Prozess jedoch wenig geschadet zu haben.

History 40 (1998), S. 666-695; Marguerite S. Shaffer: Seeing the Nature of America. The National Parks as National Assets, 1914–1929, in: Baranowski, Furlough (Hrsg.), Being Elsewhere (wie Anm. 62), S. 155-212.

68 Siehe die Erzählungen Bestuževs „Burg Wenden“ (*Zamok Venden*), „Burg Eisen“ (*Zamok Ėjzen*), „Burg Neuhausen“ (*Zamok Nevgauzen*) und „Das Revaler Turnier“ (*Revel'skij turnir*), nachzulesen in: Sergej G. Isakov (Hrsg.): Estonija v proizvedenijach russkich pisatelej XVIII – načala XX veka. Antologija [Estland in den Werken russischer Schriftsteller vom 18. bis Anfang des 20. Jhs. Anthologie], Tallinn 2001. Aus der Perspektive des Slawisten Lewis Bagby: Alexander Bestuzhev-Marlinsky and Russian Byronism, University Park 1995.

69 I.O.: Iz Peterburga v Arensburg [Von Petersburg nach Arensburg], in: Biblioteka dlja čtenija (1856), t. 140, otd. VIII, dekabr', S. 165-179, hier S. 175 f. Ähnlich auch Aleksandr A. Blagoveščenskij: Ostrov Ėzel', gorod Arensburg i ich dostoprimečatel'nosti [Die Insel Ösel, die Stadt Arensburg und ihre Sehenswürdigkeiten], Sanktpeterburg 1881, S. 122 f., 136.

70 Wichtig wurde für den Reisenden nunmehr etwas anderes: konkrete Informationen über den Kurort und einen Aufenthalt in ihm. Die Berichte über die Erholungs- und Kurmöglichkeiten in den Ostseeprovinzen nahmen immer mehr den Stil von „Reklamereisen“ an. Guzairov, Nymm, Poëtika reklamy (wie Anm. 64), S. 137. In den Augen des anonymen Kritikers des „Illustrierten Familienblattes“ überzeugten in Hapsal vor allem das „gesunde Klima“ sowie die heilsame Qualität des Wassers und des Heilschlammes. Diese zögen immer mehr Besucher aus St. Petersburg an. Gapsal', in: Illjustrirovannyj Semejnij Listok 3 (1861), t. IV, S. 294.

71 Brüggemann, The Baltic Provinces (wie Anm. 6).

d. *Lokal vs. transnational*

Schließlich sei noch kurz auf das mittlerweile stark in den Fokus gerückte Verhältnis von lokal und transnational in der Geschichte des internationalen Tourismus eingegangen. Löfgren sprach von einer konstanten Kopplung dieser beiden Faktoren, nicht nur in Bezug auf die Herkunft der Touristen, sondern vielmehr auch bei Marketingstrategien, Bildern, Symbolen, Fantasien und Technologien.⁷² Eine starke Betonung der transnationalen Aspekte des Tourismus findet sich bei Autoren wie Thomas Mergel und beim Spezialisten für den irischen Tourismus Eric G.E. Zuelow,⁷³ wobei letzterer in erster Linie bestrebt ist, die Fokussierung namentlich der englischen Historiografie auf die soziale Klasse als Analysekatgorie zu durchbrechen. Die europäische Tourismusedwicklung sei hingegen selten, wenn überhaupt, an nationale Grenzen gebunden gewesen: „Tourism was bigger than a series of discrete national stories“ und „inherently a transnational phenomenon“.⁷⁴ Diese Feststellung allein mag jedoch noch keinen eigentlichen Erkenntnisgewinn versprechen, liegt sie doch gleichsam auf der Hand: Die „Grand Tour“ wäre kaum so wesentlich gewesen, wenn sie sich auf Reisen im Umkreis von wenigen Kilometern beschränkt hätte, der Gewinn an Lebenserfahrung war an den *input* fremder Kulturen gebunden, nicht zuletzt als Vorbereitung auf den kosmopolitischen *way of life* des europäischen Adels. Seebäder waren daher immer schon zumindest in der Eliteklasse an keine Nationalität gebunden.⁷⁵ Auch die Eisenbahn wäre kaum so erfolgreich geworden, wenn man sich nicht auf kontinentale Standards geeinigt hätte. Auch lässt sich der Widerspruch, den man vielleicht beim ersten Blick zu dem gerade erläuterten Aspekt der Verbindung zwischen Nationsbildung und Tourismus zu erkennen vermeint, ohne weiteres mit dem Hinweis darauf auflösen, dass keine Nation je ohne Konkurrenz zu einer anderen hätte konstruiert werden können. Nationalismus war schließlich „a highly international ideology imported for national ends“.⁷⁶

Aber nicht jede touristische Erfahrung muss zwangsläufig einen „cross-cultural contact“ umfassen, wie Zuelow insinuiert, schließlich geht nicht jeder auf der Jagd nach sozialem Prestige soweit, unter allen Umständen das Exotische zu suchen. Anders gesagt, ob die transnationale Erfahrung des Berliners in Boltenhagen größer ist als in seiner Heimatstadt, ist in diesem Kontext sicher nicht so eindeutig.⁷⁷ Interessanterweise spricht John K. Walton in seinem Beitrag über „Seaside Resorts and International Tourism“, der auf die zitierte Einleitung von Zuelow folgt, konsequent von „international cultural mixing“ oder „cosmopolitan microcosm of high society“, ohne den Begriff „transnational“ je zu bemühen.⁷⁸ Man sollte tatsächlich differenzieren und den Erkenntniswert dieses Begriffs nicht allzu hoch ver-

72 Löfgren, *On Holiday* (wie Anm. 40), S. 3 f.

73 Thomas Mergel: *Europe as Leisure Time Communications: Tourism and Transnational Interaction since 1945*, in: Konrad H. Jarausch, Thomas Lindenberger (Hrsg.): *Conflicted Memories. Europeanizing Contemporary Histories*, New York 2007, S. 133-153; Zuelow, *The Necessity* (wie Anm. 42).

74 Zuelow, *The Necessity* (wie Anm. 42), S. 7, 12.

75 Walton, *Seaside Resorts and International Tourism* (wie Anm. 33), S. 22 f.

76 Löfgren, *Know Your Country* (wie Anm. 65), S. 138.

77 Zuelow, *The Necessity* (wie Anm. 42), S. 12.

78 Dafür nutzt er aber z.B. „transcontinental“ oder „intercontinental“. Walton, *Seaside Resorts and International Tourism* (wie Anm. 33), S. 20, 22, *passim*.

anschlagen. Im Kontext einer historischen Ostseetourismusforschung darf schließlich nicht übersehen werden, dass aus den Seebädern der multinationalen Imperien nach dem Ersten Weltkrieg „Orte nationaler Repräsentation und Refugien der neuen Eliten“ wurden: Wie Abbazia, der mondäne Badeort an der Adria für die Wiener, Budapester und Prager High Society zum jugoslawischen Opatija wurde, verwandelten sich das deutsch-jüdisch-russisch-lettische Riga-Strand und das russisch-deutsch-estnische Hungerburg/Ust-Narva an der Ostsee nun in das lettische Jūrmala und das estnische Narva-Jõesuu.⁷⁹ Diese Städte wanderten, ohne ihren Standort zu verändern, von Staat zu Staat und formten, wenn man so will, allein schon in ihrer historischen Dynamik eine Existenz „beyond the nation“ heraus. Der Begriff des „Transnationalen“, der ja eigentlich nur dies beschreibt, „extending or going across national boundaries“ (Webster’s Unabridged Dictionary),⁸⁰ könnte somit in Bezug auf diese Badeorte mit ihrer mehrfach trans-nationalen Vergangenheit schal wirken. Dass es an der Zeit ist, die internationalen Bezüge etwa der infrastrukturellen Entwicklung der russischen Ostseebäder herauszuarbeiten – was z.B. Tiit Kask im vorliegenden Band in Bezug auf Pernau (estn. Pärnu) versucht –, oder mehr über die transbaltische Verbreitung von Bademoden zu erfahren,⁸¹ bleibt dabei unbenommen. Jegliche Beschäftigung mit dem „Transnationalen“ des Seebadtourismus an der Ostsee hat sich auch um die *locals* zu kümmern, ihre Reaktionen auf die Herausforderung des „Fremden“, von dessen Präsenz aber zunehmend auch Arbeitsplätze und örtliche Veränderungen – auch eine Art Gentrifizierung – abhängen. Inwieweit die lokalen Kommunen den „tourist gaze“ antizipierten, dürfte nicht immer leicht zu belegen sein, wäre aber der Untersuchung wert.⁸²

Nicht übersehen werden darf bei einer Fokussierung auf das „Transnationale“ indes auch, was Walton mit Bezug auf mexikanische und karibische Badeorte und ihre US-amerikanischen Gäste exemplifiziert:⁸³ potentielle Konfliktlinien auf politischer, nationaler, ethischer, religiöser oder rassischer Grundlage. Für den Ostseeraum hat Frank Bajohr in

79 Beispiele nach Karl Schlögel: Spuren im Sand – Ostseebäder im 20. Jahrhundert, in: Kurilo, Zoppot (wie Anm. 37), S. 7-12, hier S. 11.

80 Vgl. den Definitionsversuch bei Konrad H. Jarausch: Reflections on Transnational History, in: H-Net German, abrufbar unter der URL: <http://h-net.msu.edu/cgi-bin/logbrowse.pl?trx=vx&list=h-german&month=0601&week=c&msg=LpKNHirCm1xgSZQKHOGRXQ&user=&pw=> [letzter Zugriff: 25.6.2012].

81 Ansätze bei Anja Wilhelmi: Badekulturen für Männer und Frauen. Strandleben in den Ostseeprovinzen des Russischen Reichs im 19. und 20. Jahrhundert, in: Olga Kurilo (Hrsg.): Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert, München 2009, S. 151-167; Inga Sarma: The History of Swimming and the Swimming Tradition in the Bay of Riga in the Baltic Sea, in: Ebenda, S. 169-178; Anu Järs: Die Badekultur in den Ostseebädern Estlands, in: Ebenda, S. 179-198; dies.: Suvituselu ja rannakultuur nõukogude ajal [Badeleben und Strandkultur in der Sowjetzeit], in: Tiit Kask, Aldur Vunk (Hrsg.): Reis [nõukogude] läände. Kuurortlinn Pärnu 1940–88. Artiklite kogumik. Journey to the [Soviet] West. Resort town of Pärnu during 1940–88. Collection of articles, Pärnu 2009, S. 109-119.

82 Interessant in dieser Hinsicht sind die Untersuchungen von Anja Peleikis: Die Kurische Nehrung als nostalgischer Sehnsuchtsort im Wandel der Zeit, in: Kurilo (Hrsg.), Seebäder an der Ostsee (wie Anm. 81), S. 123-135; dies.: Reisen in die Vergangenheit. Deutsche Heimattouristen auf der Kurischen Nehrung, in: Kolbe, Noack u.a. (Hrsg.), Tourismusgeschichte(n) (wie Anm. 42), S. 85-97. Leider konnte die Autorin ihren für den vorliegenden Band vorgesehenen Beitrag nicht wie geplant einreichen.

83 Walton, Seaside Resorts and International Tourism (wie Anm. 33), S. 26.

seiner bahnbrechenden Arbeit über den Bäder-Antisemitismus⁸⁴ das Tor weit aufgestoßen für vergleichende Studien. Aber wie viel wissen wir über vergleichbare Phänomene in den Bädern der Ostseeprovinzen? Was geschah etwa in den polnischen Urlaubsorten in der Zwischenkriegszeit? Welche Exklusionsstrategien griffen an der nördlichen Küste der Ostsee?

In Olga Kurilos Sammelband zu den Seebädern an der Ostsee ist es allein Frank Bajohr, der sich in einer Zusammenfassung seiner Monografie mit diesem Aspekt befasst.⁸⁵ Die Herausgeberin selbst nennt in ihrem Beitrag das Ostseebad plakativ einen „Schauplatz der Transnationalität“, womit sie die komplexen Zusammenhänge eher idyllisiert. Was sagt dieser Begriff denn aus, wenn er lediglich damit erklärt wird, dass sich in den Seebädern „Badegäste unterschiedlicher Nationalität bei gemeinsam geteilten Erholungsaktivitäten“ begegnet seien – sind sie? – und „transnational cultural practices“ ausgeübt“ hätten (haben sie?).⁸⁶ Natürlich könnte man den abendlichen Smalltalk von baltischem Baron und russischem Fürst auf Französisch auf der Promenade von Hapsal oder Narva eine „transnationale“ Praxis nennen, doch war das europäischer Oberschichtenalltag bis weit in das 19. Jahrhundert hinein und kaum existenziell mit dem Schauplatz Ostseebad verbunden. Und wie war das noch mit dem eingangs erwähnten Bad Bulgarins zu Goethes „Der Fischer“? Dass die internationale Zusammensetzung der Badegäste in den Ostseeprovinzen „Transnationalität“ manifestiere, ist nicht von der Hand zu weisen, doch bleibt die Frage, was konkret mit der Anwendung dieses Begriffes auf die multikulturelle Erfahrung einer Reise ins Ausland gewonnen ist.

Dass demgegenüber Antisemitismus und ethnische Segregation auch in den Bädern der Ostseeprovinzen im späten Zarenreich gang und gäbe waren, lässt sich zudem mit Blick auf russischsprachige Reiseführer der Zeit ohne weiteres nachvollziehen. 1915 lesen wir in einem voluminösen Band über die „Kurorte Russlands“ zu Riga-Strand, dass in Edinburgh und Bilderlingshof Juden nur mit örtlicher Aufenthaltsgenehmigung leben dürften, während ihr Aufenthalt in Majorenhof, Karlsbad und Assern vom jeweiligen Gutsherrn strikt untersagt sei. Dafür dürften sie jedoch in Dubbeln die Sommerfrische ungestört genießen. Ansonsten sei die Verteilung folgendermaßen: „die Reichen, die Erholung und BadeFreuden suchen, vor allem Deutsche, konzentrieren sich in Edinburgh, Bilderlingshof und Bullen. Personen mittleren Einkommens halten sich in Karlsbad und Assern auf (vor allem Russen).“⁸⁷ Die „Sommerfrische“ in Riga-Strand war schon eine recht genau strukturierte Angelegenheit, woran sich auch wenig änderte, nachdem Lettland unabhängig geworden war, wie Aldis Purs

84 Frank Bajohr: „Unser Hotel ist judenfrei“. Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 2003. Es sei nicht verhehlt, dass diese Arbeit das Interesse des Verfassers am Tourismus geweckt hat.

85 Frank Bajohr: Bürgerliche Lebenswelt und Bäder-Antisemitismus an der deutschen Ostseeküste, in: Kurilo (Hrsg.), Seebäder an der Ostsee (wie Anm. 81), S. 55-77.

86 Olga Kurilo: Baltische Ostseebäder als Schauplätze der Transnationalität Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, in: Dies. (Hrsg.), Seebäder an der Ostsee (wie Anm. 46), S. 33-54, hier S. 33.

87 Kurortnyj putevoditel' [...] Spravočnaja kniga i praktičeskij putevoditel' s priloženiem schematic kart Kavkaza, Kryma, Finljandii, Rižsk. poberež'ja, 51 illjustr. i ukazatelja maršrutov 1915–1916 g. [Kurort-Reiseführer (...) Nachschlagewerk und praktischer Reiseführer mit Karten des Kaukasus, der Krim, von Finnland, Riga-Strand, 51 Illustrationen und Verzeichnis der Reisewege 1915–1916], Petrograd 1915, S. 48 f. Dieser Abschnitt beruht auf meiner Rezension des Bandes von Olga Kurilo in: Forschungen zur baltischen Geschichte 6 (2011), S. 302-306.

im vorliegenden Band berichtet. Jeder Gast wusste, wo sein Ort war. Von den Bediensteten, den *locals*, ganz zu schweigen.

Es scheint, dass die historische Tourismusforschung bislang darunter leidet, auf der einen Seite möglichst allgemeine, belastbare Aussagen über ihren Gegenstand treffen zu wollen, aber damit auf der anderen Seite den Myriaden von individuellen Erfahrungen und Reisemustern nicht gerecht werden kann. Der Gegenstand entzieht sich somit einer Theoriebildung. Glaubt man Faddej Bulgarin, unserem eingangs erwähnten, höchst individuellen Genießer eines Bades in der Ostsee, dann ist dies ohnehin ein auswegloses Unterfangen – zumindest in Prosa.

Geschichten vom historischen Ostseetourismus

Die vorliegende Ausgabe des „Nordost-Archivs“ setzt sich nicht zum Ziel, dass sich aus der Summe ihrer einzelnen Beiträge so etwas wie eine ultimative Geschichte des Tourismus in der Ostseeregion ergäbe, denn dafür liegen die jeweiligen Fragestellungen zum Teil doch zu weit auseinander. Alle Texte behandeln im Großen und Ganzen nationale Geschichten, insofern sie ihre Analyse grundsätzlich auf einen Staat oder eine Region in einem Staat beschränken. Ein gewisser geografischer Schwerpunkt liegt auf dem Dreieck Schweden-Estland-Deutschland, wobei auch Lettland und der größere sowjetische Kontext zur Sprache kommen. Ein Beitrag zu Karelien⁸⁸ sowie einer zur Kurischen Nehrung konnten leider nicht realisiert werden.

Der Band setzt ein mit zwei Beiträgen zur imperialen Periode des Ostseetourismus, d.h. zur Entwicklung der Seebäder am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Wiebke Kolbe bietet ein breites Panorama der marketingstrategischen Selbstpositionierungen deutscher Ostseebäder im Kaiserreich. Nirgendwo war die Dichte an Bädern so hoch wie im Deutschen Reich, weshalb ein erbitterter Konkurrenzkampf um die für alle Anbieter nahezu identische Zielgruppe entbrannte. Im Zuge dieser Diversifizierung der Angebotspalette ergaben sich dann aber doch spezifische Kundenbindungen, auf die Kolbe näher eingeht. Die Nationalisierung des Tourismus namentlich in der Weimarer Republik führte aber letztlich wieder zu einer Vereinheitlichung des Erscheinungsbildes der Bäder.

Tiit Kask untersucht den Ausbau des im russischen Gouvernement Livland gelegenen Seebads Pernau, das seit Ende der 1830er Jahre mit mäßigem Erfolg vor allem um lokale Gäste geworben hatte, zu einem modernen Heilbad seit den 1880er Jahren. Auch ihm geht es um den in diesem Fall erfolgreichen Prozess einer Selbstpositionierung im Konkurrenzkampf mit den anderen Bädern an der russischen Ostseeküste, vor allem Riga-Strand und Hungerburg. Die Strategie, konsequent auf die Gesundheit zu setzen, ging im Falle Pernaus auf. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts präsentierte sich die Stadt ihren Gästen nicht nur mit modernsten medizinischen Prozeduren und Heilmethoden, sondern auch mit allen Annehmlichkeiten für Unterhaltung und Entspannung, mit denen ein Ostseebad bei potentiellen Kunden punkten konnte.

88 Auvo Kostiaainen: Tourism and political change in Northern European borderlands: the Karelian Isthmus, c. 1870–1940, in: *Journal of Tourism History* 3 (2011), S. 129-145.

Carina Gråbacke konzentriert sich in ihrem Artikel über das schwedische Reisebüro Reso auf die Organisation des Sozialtourismus in der Zwischenkriegszeit, wobei sie den nordeuropäischen Kontext (und das britische Vorbild) stets im Blickfeld behält. Mit Recht weist sie auf die Verbindung von Arbeiterorganisation und Freizeitkultur hin und vertritt die These, mit seinem Anspruch, Freizeit sinnvoll zu verplanen, habe Reso dem von Gary Cross entwickelten Konzept des „democratic leisure“ entsprochen. Dass demgegenüber schließlich doch die kapitalistische Konsumkultur, die „private pleasure“ in den Mittelpunkt stellte, die Massen überzeugte, kann auch anhand des Beispiels Reso nachvollzogen werden.

Eine der Aktivitäten von Reso war auch die Organisation von Reisen in die neu gegründeten baltischen Staaten Est- und Lettland, die einst zum Schwedischen Reich gehört hatten. In seinem Beitrag vermittelt Torkel Jansson weniger einen Eindruck davon, wie Reso funktionierte, als vielmehr davon, was für ein Bild speziell Estlands in Katalogen und populären Abhandlungen der Zeit in Schweden kreiert worden ist. Sein Augenmerk gehört dabei vor allem auch der Behandlung des schwedischen historischen Erbes im Baltikum in dieser Literatur und dessen Funktion als kultureller Faktor, mit dem der schwedische Tourist über die Ostsee nach Osten gelockt werden konnte. Diese vielversprechende Entwicklung, die erst Ende der 1930er Jahre einsetzte, wurde dann jedoch für ein halbes Jahrhundert durch die sowjetische Besetzung der baltischen Staaten und die Folgen des Zweiten Weltkriegs abgebrochen.

Zu diesen Folgen gehörte auch die Teilung Deutschlands. Wie gestaltete sich der Ostseetourismus in den beiden deutschen Staaten? Zwei Autoren verfolgen im vorliegenden Band verschiedene Ansätze, um dieser Frage nachzugehen. Mit Fragen der *visual history* in Bezug auf den Ostsee-Tourismus setzt sich Cord Pagenstecher auseinander, womit er in gewisser Weise an die Ausführungen Kolbes anschließt. Unter Rückgriff auf Urrys Konzept des „tourist gaze“ analysiert er den Wandel in der bundesdeutschen visuellen Repräsentation von Ostseelandschaft und -kultur. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass der Ostsee-Tourismus in vielen Dingen Vorreiter gewesen sei und die Vorstellung des „collective gaze“, d.h. die Betonung des privaten Vergnügens schon lange vor dem Zweiten Weltkrieg in der Werbung für diese Region eine wesentliche Rolle gespielt habe. Mit der „Urlaubsfabrik“ des Seebads Damp 2000 trat Schleswig-Holstein dann auch die Vorreiterrolle in der vermeintlichen Vermassung der Urlaubserfahrung an der Ostsee an. Wesentlich scheint mir aber auch Pagenstechers Überlegung zu sein, dass ein „internationaler Vergleich des touristischen Blicks auf die Ostsee“ noch an der „disparaten Quellenlage“ scheitern muss, schon weil der Sozialismus weniger Prospekte produziert hat. Der Ausweg, die Analyse privater Fotografien etwa, erfordert aber zunächst eine aufwändige Sichtung des Materials.

Den Block über den Tourismus im Sozialismus beginnt Heike Wolter mit ihrer Untersuchung des DDR-Tourismus vor allem auf der Grundlage von normativen Dokumenten und Erinnerungen von Zeitgenossen. Dabei ergibt sich das Bild eines Staatstourismus, der mit jeder Fehlplanung seinen Ruf bei den Bürgerinnen und Bürgern aufs Spiel setzte. Was jedoch speziell den Ostseetourismus zu einem riskanten Spiel mit dem Feuer machte, war der Umstand, dass die Küstenlinie – wie auch in Polen und den baltischen Sowjetrepubliken – streng bewachte Staatsgrenze war und Fluchtversuche nicht ausgeschlossen werden konnten.

Christian Noack wiederum leitet seinen Beitrag über die Ostsee als touristische Destination in der Sowjetunion mit dem Thema der Sowjetisierung der vorhandenen Kapazitäten

ein. Letztere wurden dann – wie überall im Land – seit den 1960er Jahren ausgebaut, ohne dass sie je für alle Reisewilligen ausgereicht hätten. Hinzu kam wie in der DDR auch der Faktor der Individualreisenden, die von der staatlichen Planung nicht bedacht wurden. Die geografische Nähe der baltischen Sowjetrepubliken zu den Zentren Leningrad und Moskau sowie die relativ gut ausgebauten Straßen ließen eine Reise dorthin jedoch attraktiv erscheinen, wobei die Region als „sowjetischer Westen“ ohnehin eine relative Beliebtheit als Urlaubsort genoss.⁸⁹ Trotzdem blieb das sowjetische Baltikumbild, wie auch Noack einräumt, ambivalent, gerade weil Estland, Lettland und Litauen in vielem doch so un-sowjetisch waren.

Als Ergebnis eines *oral history*-Projekts behandelt Anu Järs das Thema der auch von Noack erwähnten „wilden“ Touristen, die aber im Laufe der Jahre oft zu Dauergästen und damit zu einer willkommenen Einkommensquelle für die lokale Bevölkerung wurden. Zugleich mussten diejenigen, die ein oder mehrere Zimmer über die Sommermonate vermieteten, ihre Gewohnheiten für diese Zeit umstellen. Von besonderem Interesse ist für die Autorin der Aushandlungsprozess zwischen den Vermietern und ihren Gästen, weil letztere zuweilen ebenfalls auf sehr viel verzichteten, nur um ein Dach über den Kopf zu bekommen. Was sich anhand dieser Quellen abzeichnet, ist eine Mikrogeschichte estnisch-russischer Alltagskontakte, woraus beide Seiten unter den Bedingungen des Sozialismus der Stagnationsjahre ihren Nutzen ziehen konnten.

In einer Forschungsskizze betrachtet Aldis Purs die Entwicklung in Jūrmala in der Zwischenkriegszeit, wobei er auch einen Ausblick auf die (post-)sowjetischen Jahre wagt. Es sind einzelne, aus dem Archiv gewonnene Episoden, die der Autor hier diskutiert, die vor allem Auskunft darüber geben, wer eigentlich dort Urlaub machte bzw. machen sollte: reiche Ausländer oder doch die Lokalbevölkerung? Erstaunlich ist, dass diesem bekannten Reiseziel unter dem Ulmanis-Regime kein besonderer Platz im Rahmen des damals propagierten patriotischen Tourismus eingeräumt wurde. Die einst mondäne Urlaubsregion mit ihrem kilometerlangen breiten Sandstrand konnte unter dem Aspekt der nationalen Erziehung offenbar nicht mit den ländlichen Regionen des Landes und den Erinnerungsorten an den Präsidenten mithalten. Erneut stellt sich die Frage nach der Rolle der Küstenregion bei der Konstruktion einer nationalen Landschaft. Eine vergleichbare Untersuchung für die beiden baltischen Nachbarländer wäre sicher eine höchst spannende Aufgabe.

Der Abhandlungsteil des Bandes schließt mit zwei kurzen Beiträgen über das wandelnde Bild, das Städtereiseführer zu Tallinn und Leningrad im 20. Jahrhundert geliefert haben. Während Jörg Hackmann über zwei Bücher aus den 1930er und 1990er Jahren schreibt, untersucht Karsten Brüggemann einen kleinen deutschsprachigen Führer über Tallinn aus dem Jahr 1967. Zusammengenommen vermitteln diese kurzen Beiträge nicht nur einen Eindruck dessen, wie stark diese Textgattung Spiegel ihrer jeweiligen Zeit ist. Vielmehr fragt man sich, von was für einem Typus Tourist die Reiseführer jeweils ausgehen. Die naheliegende Frage, wie die Gäste dann tatsächlich mit den hier jeweils gebotenen Informationen umgegangen sind, entzieht sich leider der einfachen, an Texten orientierten historischen Analyse.

89 Hiervon kann man sich z.B. im Stadtmuseum Jūrmala (Jūrmalas pilsētas muzejs) überzeugen. URL: <http://www.jurmalasmuzejs.lv> [letzter Zugriff: 3.7.2012].

* * *

Geschichte wiederholt sich für gemeinhin ja nicht. In den baltischen Ostseehäfen das Russische zu suchen, ist jedoch, wie schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts, wieder *en vogue*. Der mittlerweile boomende russische Gruppentourismus nach Helsinki, Riga, Vilnius und Tallinn, der imperiale Heimattourismus des frühen 21. Jahrhunderts zu den Feiertagen, die der Kalender der Russischen Föderation seinen Bürgerinnen und Bürgern generös bietet, ist ein Beispiel dafür. Russische Touristen in Tallinn – und wer mag es ihnen verdenken – besuchen gerne das Peter-Schloss Kadriorg, es gibt Touren zu den Resten der Festungsanlagen, die das Zarenreich kurz vor dem Ersten Weltkrieg hatte errichten lassen (auch wenn eine romantische Verklärung dieser modernen Ruinen noch nicht beobachtet werden konnte), und zu den Orten, an denen z.B. der mittlerweile aufgrund seiner Texte beliebte Dissident Sergej Dovlatov in den 1970er Jahren in der Stadt gewirkt hat, aber sie genießen auch weiterhin die für die an Tee gewöhnte Russen so ungewöhnliche Kaffeekultur der estnischen Hauptstadt. Wenn schon Miljukov 1848 in der Altstadt eine spezielle Duftmischung aus Bier und geröstetem Kaffee feststellte, so hat sich auch das nicht geändert.⁹⁰

In politischer Hinsicht jedoch mag es nicht immer opportun sein, auf offizieller Visite stets nur das Russische zu suchen. Das prominenteste Beispiel für diese Praxis war der Besuch der altehrwürdigen „Kruzenštern“, des Segelschulschiffes der russischen Flotte und Marine, in Tallinn im Sommer 2011. Zum ersten Mal seit 20 Jahren kam die alte „Padua“ der Hamburger Laesz-Reederei wieder in ihren ehemaligen Heimathafen zurück, wo sie zu Sowjetzeiten von 1981 bis 1991 registriert gewesen war, bevor sie kurz vor Ende der Sowjetunion nach Kaliningrad gelangte.⁹¹ Auf der Homepage des Schiffes kann man lesen, Tallinn werde „die Wiege der Baltischen Flotte genannt“ und sei „die Heimat großer russischer Seefahrer – Bellingshausen, Kotzebue, Wrangell“. In Tallinn liege zudem „Admiral I.F. Kruzenštern begraben, dessen Name das Schiff trägt.“⁹² Tatsächlich besuchte die Crew das Grab des Namenspatrons Adam Johann von Krusenstern, der die erste russische Weltumsegelung von 1803 bis 1806 geleitet hatte. Tallinn wurde so explizit als traditionsreicher Marinehafen des Russländischen Reichs markiert, wobei alle gerühmten „großen russischen Seefahrer“ Deutschbalten waren – und damit Repräsentanten der sozialen Gruppe, die gemeinhin als Stütze russischer imperialer Herrschaft in den Ostseeprovinzen gilt. Esten kamen im Besuchsszenarium kaum vor, es sei denn, die Ehrenwache der „Kruzenštern“ vor dem seit seiner Versetzung im April 2007 berüchtigten Ehrenmal des „Bronzenen Soldaten“ galt dem in die Figur eines trauernden Soldaten gegossenen estnischen Rotarmisten.⁹³ Tatsächlich wurde hier im Zeremoniell der offiziellen Visite ostentativ

90 Miljukov, Poezdka (wie Anm. 20), S. 204.

91 Tallinna merepäevade suurimat publikumenu nautis Krusenstern [Dem größten Publikumserfolg der Tallinner Meerestage erfreute sich die Krusenstern], 18.7.2011, abrufbar unter der URL: <http://www.tallinapostimees.ee/502154/tallinna-merepaevade-suurimat-publikumenu-nautis-krusenstern/> [letzter Zugriff: 18.6.2012].

92 „Kruzenštern“ v Tallinne – vpervyje za 20 let [Die „Kruzenstern“ in Tallinn – erstmals in 20 Jahren], abrufbar unter der URL: <http://bffa.com/kruzenshtern/newsid/1676.aspx> [letzter Zugriff: 18.6.2012].

93 Die Fotos der Ehrenwache und der Kranzniederlegung finden sich auf der Homepage der „Kruzenštern“. Vizit barka „Kruzenštern“ v Tallinn prochodit s „anšlagom“ [Der Besuch der Bark

der russischen imperialen Vergangenheit gedacht und nicht etwa der Souveränität des Landes Reverenz erwiesen.

Tourismus kann somit auch Politik sein und damit in den Bereich der internationalen Beziehungen fallen. Auch das sollte die historische Tourismusforschung, ob transnational oder nicht, im Falle des Ostseeraums nicht übersehen.⁹⁴

„Krusenštern“ in Tallinn ist ein großer Erfolg], abrufbar unter der URL: <http://bffsa.com/kruzenshtern/newsid/1689.aspx> [letzter Zugriff: 18.6.2012].

94 Hier wäre z.B. an eine Studie über den Tourismus über den Eisernen Vorhang hinweg zu denken (möglichst in beide Richtungen). Erste Ansätze in den Beiträgen von Christina Petrescu, Jerzy Kochanowski, Mateusz J. Hartwich, András Lénárt und Włodzimierz Borodziej im Sammelband Włodzimierz Borodziej, Jerzy Kochanowski u.a. (Hrsg.): „Schleichwege“. Inoffizielle Begegnungen sozialistischer Staatsbürger zwischen 1956 und 1989, Köln u.a. 2010, S. 115-228. Wie wesentlich die politische Komponente ist, zeigen auch die mittlerweile vorliegenden Arbeiten etwa zu Spanien unter der Franco-Diktatur als Traumland des nordeuropäischen Touristen. Vgl. z.B. Justin Crumbaugh: *Destination Dictatorship. The Spectacle of Spain's Tourist Boom and the Reinvention of Difference*, New York 2009.

ABHANDLUNGEN

„Capri von Pommern“ und „nordisches Sorrent“ – Konkurrenzen und Kooperationen deutscher Ostseebäder im Kaiserreich und in der Weimarer Republik

von Wiebke Kolbe

„Perle der Ostsee“, „Capri von Pommern“ und „nordisches Sorrent“ – mit diesen klingvollen Bezeichnungen warben Bäder- und Reiseführer Anfang des 20. Jahrhunderts für deutsche Ostseebäder.¹ Damit versuchten sie, einzelne Orte aus der Vielzahl großer und kleiner Seebäder hervorzuheben, die die Hunderte von Kilometern lange deutsche Ostseeküste zwischen Kolding in Nordschleswig und Memel in Ostpreußen säumten. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurden im Deutschen Reich immerhin 142 Küstenorte gezählt, die sich „Ostseebad“ nannten²– an der deutschen Nordseeküste gab es dagegen nicht mehr als 40 Seebäder. Selbst wenn man nur die 85 Ostseebäder einbezieht, die sich bis 1911 dem „Verband Deutscher Ostseebäder“ angeschlossen hatten,³ ist das noch eine beachtliche Zahl. Das Deutsche Reich besaß damit deutlich mehr Ostseebäder als die übrigen Ostsee-Anrainerstaaten, selbst nachdem es nach 1918 einige Küstengebiete an Nachbarländer hatte abtreten müssen.

Entwicklung des Ostseebädertourismus im Deutschen Kaiserreich

Die große Zahl an Ostseebädern, die sich dicht gedrängt entlang der deutschen Küste reihten, schürte deren Konkurrenz. Labels wie die eingangs zitierten können als Tendenzen einer frühen Profil- oder gar Markenbildung gedeutet werden. Einzelne Bäder versuchten so, sich von der Masse abzuheben, indem sie sich ein bestimmtes Image gaben, das sich auf eine einprägsame Formel mit Wiedererkennungswert bringen ließ.⁴ Mit dem beliebten Rückgriff

- 1 Als „Perle der Ostsee“ galt z.B. Heringsdorf: Meyers Reisebücher: Ostseebäder und Städte der Ostseeküste, Leipzig ⁴1910, S. 47. Doch auch das kleine Ostseebad Glücksburg beanspruchte dieses Prädikat für sich: Ostseebad Glücksburg. Saison 1902, Flensburg 1902, unpag. Binz empfahl sich als „nordisches Sorrent“: Binz auf Rügen. Ostseebad der Gemeinde Binz 1909, Binz 1909; Nachdr. ca. 2000, S. 24, 26; Arved Jürgensohn: Hiddensee – das Capri von Pommern. Ein Reiseführer und Erinnerungsbuch, Stralsund 1913.
- 2 Vgl. Christian Tilitzki, Bärbel Glodzey: Die deutschen Ostseebäder im 19. Jahrhundert, in: Rolf Bothe (Hrsg.): Kurstädte in Deutschland. Zur Geschichte einer Baugattung, Berlin 1984, S. 513-536, hier S. 520. Die Bezeichnung „Seebad“ wurde erst 1937 als ein Prädikat für Orte geschützt, die ganz bestimmte Kriterien erfüllten.
- 3 Die deutschen Ostseebäder am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts. Mitteilungen der Badedirektionen zusammengestellt vom Organisations-Ausschuß des V. internationalen Kongresses für Thalassotherapie in Kolberg 1911, o.O. 1911, S. XI.
- 4 Während sich Produktmarken bereits im späten 19. Jahrhundert etablierten, hatte die Marken-

auf Italien rekurrierten sie dabei auf klassische Sehnsuchtsorte des frühen Tourismus,⁵ denn seit der Popularisierung von Goethes Italienreise gehörte „das Land, wo die Zitronen blühn“, zum Kanon bildungsbürgerlicher Reisen.⁶ Bereits die Verwendung des Italienmotivs in der deutschen Seebäderwerbung des beginnenden 20. Jahrhunderts lässt die Zielgruppe und die Gästeklientel der Bäder erkennen: das deutsche Bürgertum, wobei die Akzente sowohl auf „deutsch“ als auch auf „Bürgertum“ liegen.

Im Gegensatz zu den großen belgischen, französischen und italienischen Seebädern wie Oostende, Trouville, Nizza oder Sorrento sowie auch im Gegensatz zu den renommierten deutschen und europäischen Kurorten im Binnenland, etwa Baden-Baden oder Bad Kissingen, Spa, Bad Ischl oder Karlsbad, verkehrte selbst in den bekannten deutschen Ostseebädern wie Binz oder Swinemünde weniger ein internationales als ein nationales Publikum. Lediglich rund 7% aller Seebädergäste stammten vor dem Ersten Weltkrieg aus dem Ausland, davon jeweils etwa 3% aus Österreich-Ungarn und Russland sowie je 0,5% aus Skandinavien und dem „sonstigen Ausland“. Die ausländischen Besucher konzentrierten sich zudem auf wenige Regionen und Seebäder und ließen sich bei ihrer Wahl von einer verkehrsgünstigen Lage und guten Erreichbarkeit leiten. Das Gros der Gäste aus dem Zarenreich besuchte die geografisch nächst gelegenen west- und ostpreußischen Bäder und stellte dort 1910 immerhin 14% der Badegäste. Die meisten Skandinavier bevorzugten die über die Fährverbindung Trelleborg – Saßnitz leicht erreichbaren Seebäder auf Rügen, machten dort aber nur 1,5% aller Besucher aus, und die Mehrzahl der österreichisch-ungarischen Besucher reiste über Berlin in die von dort verkehrstechnisch gut erschlossenen vorpommerschen Seebäder, wo sie jedoch nur einen Gästeanteil von 4% erreichte.⁷

Auch die Sozialstruktur in den deutschen Seebädern unterschied sich von anderen Ländern: Während diverse britische Seebäder bereits im 19. Jahrhundert durchaus auch Arbeiter zu ihren Gästen zählten und die Seebäder Russlands und seiner Ostseeprovinzen bis 1917 nicht selten vom Land- und Stadtadel besucht wurden,⁸ waren die deutschen Ostseebäder

werbung im Tourismus ihren Durchbruch erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Vgl. Holm Friebel: *Branding Germany. Hans Domizlaff's Markentechnik and its Ideological Impact*, in: Pamela E. Swett u.a. (Hrsg.): *Selling Modernity. Advertising in Twentieth-Century Germany*, Durham 2007, S. 78-101; Christiane Lamberty: *Reklame in Deutschland 1890–1914. Wahrnehmung, Professionalisierung und Kritik der Wirtschaftswerbung*, Berlin 2000, S. 109-114.

- 5 Der Begriff Tourismus wird in diesem Artikel synonym mit dem älteren deutschen und bis in die 1970er Jahre gebräuchlicheren Begriff Fremdenverkehr verwendet.
- 6 Barbara Wolbring: „Auch ich in Arkadien!“ Die bürgerliche Kunst- und Bildungsreise im 19. Jahrhundert, in: Dieter Hein, Andreas Schulz (Hrsg.): *Bürgerkultur im 19. Jahrhundert. Bildung, Kunst und Lebenswelt*, München 1996, S. 82-101. Zu Italien als Sehnsuchtsort siehe auch: Dieter Richter: *Der Süden. Geschichte einer Himmelsrichtung*, Berlin 2009, bes. S. 143-158.
- 7 Die deutschen Ostseebäder (wie Anm. 3), S. X. In absoluten Zahlen: 1910 kamen 6 346 von 44 875 Badegästen in den ost- und westpreußischen Bädern aus Russland; 1 138 von 76 975 Gästen der Rügenschens Bäder waren Skandinavier; 5 139 von 133 075 Besuchern der vorpommerschen Bäder reisten aus der Donau-Monarchie an.
- 8 Über britische Seebäder siehe John K. Walton: *The English Seaside Resort. A Social History 1750–1914*, Leicester u.a. 1983. Es gab sogar ausgesprochene Arbeiterbäder wie z.B. Blackpool. Vgl. ders.: *Blackpool, Edinburgh 1998*. Zu den Seebädern in Russland und den russischen Ostseeprovinzen: Anu Järs: *Die Badekultur in den Ostseebädern Estlands*, S. 179-198, hier S. 180 f.; Anja Wilhelmi: *Badekulturen für Männer und Frauen. Strandleben in den Ostseeprovinzen des*

bis zum Ende der Weimarer Republik in doppelter Hinsicht bürgerlich-urban geprägt: Nicht nur das Gros der Gäste gehörte dem städtischen Bürgertum an, sondern auch die meisten Initiatoren und Betreiber.⁹ Ein volles Drittel der Seebädergäste aus dem Deutschen Reich stammte vor dem Ersten Weltkrieg aus Berlin.¹⁰

Anders als die binnenländischen Kurorte, deren Geschichte bis weit in die Vormoderne zurückreicht, waren die Seebäder zeitgleich mit der Moderne entstanden. Mehr als jene wurden sie neben Orten der Heilung und des gehobenen Gesellschaftslebens seit dem späten 19. Jahrhundert auch zu typischen Urlaubsorten. Als erstes deutsches Ostseebad wurde 1793 Heiligendamm gegründet; viele weitere folgten. Die Gästezahlen all dieser Bäder blieben bis in die 1870er Jahre vergleichsweise bescheiden. Erst im letzten Drittel des Jahrhunderts setzte im Rahmen eines generellen Aufschwungs des Tourismus ein regelrechter Seebäder-Boom ein. Zu den wesentlichen Gründen für die Tourismus-Expansion zählten der mit Gründung des Deutschen Kaiserreichs einsetzende wirtschaftliche Aufschwung, die Einführung gesetzlicher Urlaubsregelungen für Beamte und Angestellte seit 1873 und schließlich der Anschluss geografischer Peripherien des Deutschen Reiches an das Eisenbahnnetz seit 1880. Immer mehr Angehörige des wachsenden und sich ausdifferenzierenden Bürgertums konnten jetzt verreisen. So verfünffachte sich die Zahl der Fremdenübernachtungen im Deutschen Reich zwischen 1870 und 1914 und wuchs damit siebenmal so schnell wie die Wohnbevölkerung im selben Zeitraum.¹¹ Zu dem rapiden Aufschwung des Fremdenverkehrs trugen die Ostseebäder wesentlich bei. Allein zwischen 1880 und 1900 verbuchten die preußischen Ostseebäder eine Verneunfachung ihrer jährlichen Gästezahl von 20 024 auf 179 191 – während die preußischen Mineralbäder im Binnenland im gleichen Zeitraum ihre bereits beträchtliche Besucherzahl um das 1,8fache steigerten (von 192 394 auf 345 999).¹² Die Gästezahlen der Ostseebäder wuchsen nun von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schneller. Den steilsten Anstieg verzeichneten sie seit 1900 bis zu einem Höhepunkt unmittelbar vor Kriegsbeginn, den viele Bäder in der Nachkriegszeit lange nicht mehr erreichten. Während es zudem bei den binnenländischen Kurorten kaum Neugründungen gab, wurden ganze 65% der 1914 gezählten 142 Ostseebäder erst im Kaiserreich gegründet. Diese Charakteristika in der Entwicklung des Ostseebädertourismus mögen auch die Besonderheiten in der Sozialstruktur der Badegäste erklären. Gegen Ende des Kaiserreichs kann man zwar noch längst nicht von einem Massentourismus sprechen, doch waren Seebäder- und Urlaubsreisen nicht mehr das Privileg einer kleinen Elite aus Adel und Großbürgertum wie noch

Russischen Reichs im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, S. 151-167, hier S. 151; Dimitri Spivak: *The Seaside Resort of Sestoretsk as a Cultural Heritage*, S. 263-275, hier S. 268, alle in: Olga Kurilo (Hrsg.): *Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2009.

9 Zu den Betreibern: Max Brösike: *Die Bäder und Heilquellen im preußischen Staate von 1896 bis 1900*, in: *Zeitschrift des Königlich Preußischen Statistischen Bureaus* 43 (1903), S. 113-171, hier S. 116-118. Zu den Gästen siehe z.B. Birgit Jochens: *Die Kaiserbäder auf Usedom: ein Vorort Berlins*, Berlin 2006.

10 Eigene Berechnungen nach *Die deutschen Ostseebäder* (wie Anm. 3), S. X.

11 Hasso Spode: *Geschichte des Tourismus*, in: Heinz Hahn, H. Jürgen Kagelmann (Hrsg.): *Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie. Ein Handbuch zur Tourismuswissenschaft*, München 1993, S. 3-9, hier S. 5.

12 Eigene Berechnungen nach Josef Rompel: *Die wirtschaftliche Bedeutung der preußischen Bäder und Heilquellen für den Staat*, Berlin 1911, S. 5.

50 Jahre zuvor. Vielmehr waren sie zu einem selbstverständlichen Bestandteil bürgerlichen Lebensstils geworden, an dem die neuen Mittelschichten aus Beamten und Angestellten ebenso partizipierten wie das wohlhabende Wirtschafts- und das Bildungsbürgertum.

Werbemedien und Werbebotschaften

Parallel zu dem in den 1880er Jahren einsetzenden kräftigen Aufschwung des deutschen Seebädertourismus lässt sich eine wachsende Professionalisierung der Seebäderwerbung beobachten. Seitdem gaben immer mehr Badedirektionen jährliche Bäderführer heraus, die sie auf Anfrage gegen eine Schutzgebühr an potentielle Gäste verschickten. Diese Broschüren informierten umfassend über den Charakter des Badeortes, sein medizinisches und kulturelles Angebot, Unterkünfte, Restaurants und Dienstleistungen, Verkehrsverbindungen und die je aktuellen Preise.¹³ Inhalte und Funktionen des Genres Bäderführer sind seitdem im Wesentlichen gleich geblieben: eine Mischung aus Werbung für den Ort und praktischen Informationen für Gäste, ergänzt durch Anzeigenwerbung örtlicher Dienstleister, seit den 1910er Jahren auch von lokalen Einzelhändlern und Produktwerbung für Konsum- und Freizeitartikel. Auch Anzeigen in Tages- und Wochenzeitungen sowie in Zeitschriften nutzten die deutschen Ostseebäder für ihre Werbung bereits im 19. Jahrhundert.¹⁴ Außerdem zeigten sie sich neuen Medien gegenüber aufgeschlossen und setzten schon früh die Bildmedien Plakat, Ansichtskarte und Film als Werbeträger ein. Werbeplakate deutscher Seebäder sind seit den 1880er Jahren erhalten und entsprachen in ihrer typografischen und künstlerischen Gestaltung dem jeweiligen Standard zeitgenössischer Plakatkunst. Häufig engagierten die Bäderverwaltungen namhafte Künstler zur Gestaltung ihrer Werbeplakate.¹⁵ Diese Plakate wurden reichsweit in deutschen Großstädten geklebt und erreichten damit die größte Gruppe derjenigen, die tatsächlich in die deutschen Ostseebäder reisten.¹⁶ Sobald die Fotopostkarte seit 1895 ihren Siegeszug als preiswertes und außerordentlich populäres Massenmedium des Kaiserreichs begann, erkannten die deutschen Seebäder und andere Fremdenverkehrsorte,

13 Z.B. Georg Eduard Adolph Friedrich Mahn: Warnemünde. Fremdenführer speciell für Badegäste; mit colorirtem Plan und vollständigem Adreßbuch, Rostock u.a. 1880; S. Lorentzen: Führer durch das Ostseebad Glücksburg, Glücksburg ²1892; Paul Gisbert: Ostseebad Carlshagen auf der Insel Usedom und Umgebung, Carlshagen 1895.

14 Zur Geschichte der Anzeigenwerbung siehe Dirk Reinhardt: Von der Reklame zum Marketing. Geschichte der Wirtschaftswerbung in Deutschland, Berlin 1993, S. 169-189; in Bezug auf Sommerfrischen: Andreas Mai: Die Erfindung und Einrichtung der Sommerfrische. Zur Konstituierung touristischer Räume in Deutschland im 19. Jahrhundert, Diss. Universität Leipzig 2003 (CD-Rom), S. 163-170.

15 Ausführlicher zur frühen Plakatwerbung deutscher Seebäder (einschließlich weiterführender Literatur): Wiebke Kolbe: Viel versprechende Strandwelten. Ein Werkstattbericht über den Umgang mit Bildquellen am Beispiel früher Seebäderplakate, in: WerkstattGeschichte 36 (2004), S. 42-56, bes. S. 47-51.

16 Die deutschlandweite Verbreitung kann man aus dem heutigen Fundort vieler Werbeplakate der deutschen Ostseebäder schließen: dem Archiv der Deutschen Städte-Medien, das schon damals für landesweite Außenwerbung zuständig war. Inwiefern die Plakate auch in Kleinstädten oder im Ausland verbreitet waren, lässt sich allerdings ebenso wenig systematisch ermitteln wie ihre Auflagenhöhen.

dass es sich dabei um ein ideales Medium zur Popularisierung von Reisezielen handelte, und nutzen dieses Potential seitdem umfassend.¹⁷ Sogar Werbefilme gaben einige Seebäder bereits vor dem Ersten Weltkrieg in Auftrag.¹⁸ Der Krieg, die anschließenden ökonomischen Krisen mit der Hyperinflation 1922/23 und der Weltwirtschaftskrise 1929–1932 verhinderten allerdings die weitere Verbreitung und Nutzung dieses kostspieligen Werbemediums für die meisten deutschen Ostseebäder bis Mitte der 1930er Jahre, als es für sie wirtschaftlich erstmals wieder stetig bergauf ging – allerdings nur für kurze Zeit, denn mit Kriegsausbruch 1939 war die kurze Prosperitätsphase schon wieder vorbei.

Das Werbemedium, das am detailliertesten über das jeweilige Seebad informierte und Reisewilligen somit als Entscheidungsgrundlage für die Wahl eines bestimmten Bades dienen konnte, war und blieb allerdings der Bäderführer. Entsprechend viel Mühe verwendeten die Ostseebäder auf dessen Inhalt und Gestaltung. Selbst die Broschüren kleiner Seebäder waren mit Zeichnungen oder Fotografien bebildert, das Layout war kunstvoll gestaltet, mit Art Deco-Elementen verziert, manchmal sogar zweifarbig.¹⁹ Bei den Werbebotschaften fallen drei große Themen auf, die für die Selbstvermarktung der deutschen Ostseebäder so zentral waren, dass sie sämtliche Bäderführer in den Jahrzehnten des Kaiserreichs und der Weimarer Republik durchziehen: Verkehrsverbindungen, moderner Komfort sowie Klima und Wasserqualität.

Da die Seebäder naturgemäß an der Küste und somit an der geografischen Peripherie des Deutschen Reiches lagen, war eine gute Erreichbarkeit von den deutschen Großstädten, vor allem von Berlin aus maßgeblich für ihren Erfolg als Urlaubsorte. Kein Ostseebad versäumte es deshalb, detaillierte Beschreibungen sämtlicher Verkehrswege und -mittel, über die es zu erreichen war, in seinen Bäderführer aufzunehmen. Häufig druckten die Bäderverwaltungen sogar seitenweise Fahrplanauszüge mit den relevanten Zug- und Schiffsverbindungen ab und nahmen Strecken-, ab Mitte der 1920er Jahre auch Straßenkarten auf, um die kurzen und direkten Verbindungen ihres Ortes zur nächst gelegenen Großstadt zu veranschaulichen. Ostseebäder, die an das Eisenbahnnetz angeschlossen waren, hoben diesen Umstand in ihrer Werbung hervor. Diejenigen, die auf diesen Anschluss noch warteten, beeilten sich zu betonen, dass die Anreise trotzdem nicht beschwerlich sei. Die Badedirektion des Ostseebades Koserow auf Usedom wies in ihrer Broschüre von 1910 darauf hin, dass der Ort im Laufe des Jahres Station der neuen Bahnlinie Heringsdorf – Koserow – Zinnowitz – Wolgast werde. Bis zur Fertigstellung mussten die Gäste allerdings ab Wolgast oder Heringsdorf eineinviertel Stunden lang mit Miet-, Postkutschen oder dem Omnibus weiterreisen. Der Bäderführer gab die Preise für die verschiedenen Fuhrwerke genau an und beschrieb auch weitere Anreisewege, etwa mit dem Dampfer ab Karnin.²⁰ Auch das kleine Ostseebad Laboe

17 Zur Frühgeschichte der Ansichtskarte: Karin Walter: Die Ansichtskarte als visuelles Massenmedium, in: Wolfgang Kaschuba, Kaspar Maase (Hrsg.): Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900, Köln u.a. 2001, S. 46-61.

18 So z.B. das Nordseebad Wyk auf Föhr. Kreisarchiv Nordfriesland, Inselarchiv Föhr, Bd. 3, Nr. 4190, Werbung durch Film, 1913–1923.

19 Z.B. Gisbert, Ostseebad Carlshagen (wie Anm. 13); Badeverwaltung (Hrsg.): Ostseebad Niendorf. Der gute Sommeraufenthalt, Lübeck 1926.

20 Badedirektion Koserow (Hrsg.): Koserow als Ostseebad und Kurort. Prospekt von 1910, o.O. 1910, S. 5.

an der Kieler Förde verwendete ganze fünf von 30 Seiten seiner Werbebroschüre von 1927 darauf, „Die Reise nach Laboe“ ausführlich in Wort und Bild zu beschreiben.²¹

Viele Seebäder maßen der guten Verkehrsanbindung eine so entscheidende Rolle als Werbeargument bei, dass sie sie sogar auf ihren Werbeplakaten betonten. So warb etwa Swinemünde 1914 mit einem Plakat, auf dem der Slogan „Deutschlands größtes, Berlin nächstgelegenes Ostseebad 1. Ranges“ im Mittelpunkt stand. Travemünde hob auf einem Werbeplakat Anfang des Jahrhunderts hervor, dass es mit seinen „modernsten Badeeinrichtungen“ nur eineinhalb Stunden von Hamburg und viereinhalb Stunden von Berlin entfernt sei. Andere Ostseebäder, beispielsweise Heringsdorf 1902 und Eckernförde-Borby 1910, nutzten das visuelle Medium dadurch, dass sie Landkarten mit Bahnstreckennetz in ihre Werbeplakate integrierten, die ihre gute Erreichbarkeit von den deutschen Metropolen aus veranschaulichen sollten.²² Wie wichtig gute Verkehrsanbindungen für die Ostseebäder tatsächlich waren, zeigt sich deutlich an den Besucherzahlen der verschiedenen Bäder und Regionen. Sobald ein Seebad per Bahn oder Fährschiff erreichbar wurde, stiegen seine Gästezahlen.²³

Ein weiteres zentrales Werbeargument aller Ostseebäder war der moderne Komfort ihrer Badeeinrichtungen und Kuranlagen, der Hotels und Gaststätten und der lokalen Infrastruktur. Modernität und urbaner Komfort waren mehr als Werbestrategien, sie waren geradezu integrale Bestandteile des Konzeptes „Seebad“. Die Badegäste wollten sich zwar in schöner Natur und gesundem Klima erholen, dabei aber nicht auf den gewohnten urbanen Komfort verzichten. Deshalb ließen die deutschen Ostseebäderverwaltungen bereits seit den 1880er Jahren, lange vor dem Gros der deutschen Klein- und Mittelstädte, elektrische Straßenbeleuchtung und Kanalisation installieren und ihre Straßen pflastern. Viele Hotels warben im späten 19. Jahrhundert ebenfalls mit elektrischem Licht und fließendem Wasser in allen Zimmern und nach dem Krieg mit „Autogaragen“.²⁴ Die Bäderverwaltungen hoben zudem ihre modernen Bade- und Kureinrichtungen hervor, in denen die Gäste nicht nur zahlreiche Annehmlichkeiten erwarteten, sondern auch Therapien und moderne Heilmittel nach neuestem medizinischen Stand. Bei diesem Aspekt wird die mehrfache, teils ambivalente Funktion der Seebäder deutlich: Neben Urlaubsorten waren sie immer auch Kurorte.

Wichtigstes Heilmittel und somit das entscheidende, „natürliche“ Kapital der Ostseebäder waren das Meeresklima und das Meer selbst. Deshalb verwundert es nicht, dass auch sie in der Selbstdarstellung aller Ostseebäder einen prominenten Platz einnahmen. Dabei beriefen sich die Bäderverwaltungen auf die Erkenntnisse renommierter Mediziner. Deren Überzeugungen, welche klimatischen und balneologischen Bedingungen für ein gesundes oder gar heilendes Meeresklima notwendig seien, wiesen während der rund 60 Jahre des Kaiserreichs und der Weimarer Republik eine erstaunliche Kontinuität auf.

21 Ostseebad Laboe an der Kieler Außenförde, o.O. 1927, S. 5-9.

22 Peter Graf von Wedel (Hrsg.): Drei Plakate, in: Die Reise ins Bad. Kur- und Badeplakate von gestern und heute, Dortmund 1982, S. 25 (Heringsdorf), S. 37 (Eckernförde-Borby), S. 53 (Swinemünde); Travemünde-Plakat als Reproduktion der Firma Schilder Klar, Wuppertal (www.schilderklar.de), Bestell-Nr. 4990 [letzter Zugriff: 15.05.2011].

23 Vgl. dazu Wiebke Kolbe: Deutsche Ostseebäder um 1900. Bäderregionen von Nordschleswig bis zur Kurischen Nehrung im Vergleich, in: Kurilo (Hrsg.), Seebäder an der Ostsee (wie Anm. 8), S. 15-31, hier S. 20-31.

24 Z.B. Badedirektion (Hrsg.): Führer durch Ahlbeck (Seebad) auf der Insel Usedom, Stettin 1927, S. 60.

Als besonders gesundheitsfördernd betrachteten sie einen hohen Salzgehalt und Wellenschlag des Meerwassers. Bei beidem waren die Nordseebäder eindeutig im Vorteil, doch beeilten sich zahlreiche Ostseebäder, in ihren Bäderführern den „außerordentlich kräftigen Wellenschlag“ oder „fast ununterbrochenen kräftigen Wellenschlag“ hervorzuheben, der gerade an ihrem Küstenabschnitt herrsche.²⁵ Außerdem informierten sie darüber, dass „nirgends an dieser deutschen Küste [...] der kräftigende Salzgehalt des Meerwassers so stark wie hier“ sei, „wo er etwa denjenigen der Nordsee bei Helgoland erreicht,“ wie das Ostseebad Laboe bei Kiel 1927 wissen ließ, nachdem 1911 bereits das ostpreußische Seebad Cranz für sich in Anspruch genommen hatte, es habe „vermöge seiner geographischen Lage von allen Ostseebädern den kräftigsten Wellenschlag“.²⁶ Wieder einige Jahre zuvor hatte am anderen Ende der deutschen Ostseeküste das Seebad Glücksburg behauptet: „Als das westlichste der Ostseebäder hat das Meerwasser hier einen bedeutenden Salzgehalt“, und Laboe berief sich zu jener Zeit auf die „maßgebenden vergleichenden Untersuchungen des Herrn Dr. Kraner – Misdroy“, denen zufolge just an der Kieler Außenförde der Salzgehalt des Wassers „der stärkste der ganzen Ostsee (beiläufig stärker als bei Helgoland!)“ sei.²⁷

Andere Ostseebäder gaben sich nicht mit dem Verweis auf die wissenschaftliche Koryphäe zufrieden, deren Forschung sie ihre hervorragenden balneologischen und klimatischen Werte zu verdanken hatten, sondern präsentierten die Ergebnisse ausführlich selbst. Exakte Zahlenangaben des Salzgehaltes und der monatlichen Durchschnittstemperaturen von Wasser und Luft, der Strömungsgeschwindigkeiten des Meeres, des Ozon-, Jod-, Staub- und Keimgehaltes der Luft, der mittleren Sonnenscheindauer und Luftfeuchtigkeit sollten potentiellen Badegästen demonstrieren, dass die Bäderverwaltungen wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse vorlegten und nicht etwa bloße Behauptungen aufstellten: „Der Salzgehalt des Meeres ist ein ganz vorzüglicher, fast 2 pCt.“, informierte etwa Glücksburg in seinem Bäderführer für 1892. „Der Salzgehalt des Meeres beträgt in Boltenhagen 1,6%“, war die exakte Angabe in einer Selbstdarstellung dieses Ostseebades von 1911. Zoppot ließ im selben Jahr seine Gäste sogar wissen:

„Die Temperatur des Wassers beträgt im Mittel: Juni 14,74, Juli 17,93, August 17,81, September 15,56. [...] Die Seeluft, die nach den bei uns im Jahre 1908 angestellten Untersuchungen selbst in dem von vielen Tausenden besuchten Kurgarten nur 4 500 Keime in 1001 Luft betrug – in den Badeanstalten nur 2 500. Zum Vergleich verdient angeführt zu werden, daß der Keimgehalt in den Binnenstädten 100 000 bis 500 000 – in Fabrikräumen und Turnsälen etwa 1/2-1 Million beträgt.“²⁸

25 Badedirektion (Hrsg.): Ostseebad Rügenwaldermünde, Rügenwalde [ca. 1920], unpag.; Selbstdarstellung des Ostseebades Ost-Dievenow in: Die deutschen Ostseebäder (wie Anm. 3), S. 115.

26 Ostseebad Laboe (wie Anm. 21), S. 9; Die deutschen Ostseebäder (wie Anm. 3), S. 145 (Cranz).

27 Ostseebad Glücksburg. Saison 1902, Flensburg 1902, unpag.; Prospekt des Ostseebades Laboe an der Kieler Förde, o.O. 1909, S. 2. Der wiederkehrende Vergleich mit Helgoland ist kein Zufall: Die Insel galt als einziges deutsches Seebad mit (besonders reinem und gesundem) Hochseeklima, bei dem das Meerwasser über einen außerordentlich hohen Salzgehalt verfügte.

28 Lorentzen, Ostseebad Glücksburg (wie Anm. 13), S. 18; Die deutschen Ostseebäder (wie Anm. 3), S. 26 (Boltenhagen), S. 158 (Zoppot).

Da neben dem Meer auch das Hochgebirge als heilklimatische Landschaft ärztlich empfohlen wurde, versuchten einzelne Ostseebäder wie Ahlbeck in seinem Bäderführer von 1927, diese Konkurrenz durch direkte Vergleiche auszuschalten: „Es ist wissenschaftlich erwiesen, daß die Seeluft an Reinheit die Luft des Hochgebirges übertrifft“.²⁹ Vergleiche zu anderen Regionen und Destinationen, etwa zu binnenländischen Kurorten, dem Rhein oder den Mittelgebirgen, finden sich hingegen nicht. Doch maßen sich manche Ostseebäder mit den Nordseebädern und betonten, „daß die medizinische Wissenschaft heute den Heilwert der Ostsee für Kinder dem der Nordsee vorzieht“ und dass die Ostsee auch „zur Heilung von Nervenleiden geeigneter als die Nordsee“ sei. Grund dafür sei „die herrliche Verbindung von See und Wald“. Die Lage der Ostseebäder zwischen ausgedehnten Wäldern und dem Meer bringe nicht nur ein besonders gesundes und bekömmliches Klima mit sich, sondern sei auch reizvoller und schöner als die der Nordseebäder: „Vergessen wir auch nicht, daß abwechslungsreiche landschaftliche Schönheit ein wertvoller Heilfaktor ist!“³⁰

Wenn man bedenkt, dass Balneologen und Heilbäderverbände jährlich umfangreiche medizinische Bäderführer herausgaben, in denen sie die spezifischen medizinischen Indikationen und passenden Heilmittel aller deutschen Kurorte und Seebäder auflisteten, wird verständlich, warum die Ostseebäder diesem Aspekt solch große Bedeutung für ihre Werbung zumaßen.

Konkurrenzen deutscher Ostseebäder

Der Ostseebädertourismus im Deutschen Kaiserreich war ein besonders dynamischer, zudem recht junger Fremdenverkehrszweig; außerdem war er vorwiegend ein Inlandstourismus mit einer vergleichsweise homogenen Gästezusammensetzung. Die Kombination dieser Faktoren führte zu einer starken Rivalität zwischen den Bädern, denn sie konkurrierten im selben stark umkämpften Marktsegment um dieselbe begrenzte Klientel. Daraus ergab sich für jedes Seebad die Notwendigkeit, Alleinstellungsmerkmale zu entwickeln und in seiner Werbung zu betonen. Je nach Lage, Alter und Größe nutzten die Bäder dafür unterschiedliche Strategien, denen allerdings eines gemeinsam war: Sie hoben meist sehr allgemein auf den gesamten Charakter des Ortes ab, versuchten, diesem dadurch ein bestimmtes Image zu geben und bereiteten somit den Weg für die eingangs beschriebene Markenbildung. Die ältesten Ostseebäder wie Heiligendamm oder Travemünde (gegr. 1800) betonten gern die lange Tradition ihres Badebetriebs und suggerierten, dass ihr Alter mit Qualität gleichzusetzen sei. Andere Bäder gaben sich besonders mondän oder exklusiv, beispielsweise Saßnitz auf Rügen, Heringsdorf auf Usedom oder Misdroy auf Wollin. Wieder andere beanspruchten schlicht, das führende Ostseebad der Region zu sein, etwa das kleine Ostseebad Glücksburg, das sich selbst 1902 als „das bedeutendste Bad der schleswigschen Ostseeküste“ bezeichnete, oder Binz auf Rügen, das in seinem Bäderführer von 1909 behauptete: „Binz als klimatischer Kurort nimmt unstrittig den ersten Rang ein.“³¹ Auch die Größe ihres Bades, hohe Gästezahlen, besondere Bekanntheit und Beliebtheit hoben die Bäderverwaltungen als

29 Badedirektion (Hrsg.), Führer durch Ahlbeck (wie Anm. 24), S. 7.

30 Ebenda, S. 10.

31 Ostseebad Glücksburg (wie Anm. 27); Binz auf Rügen (wie Anm. 1), S. 42.

Distinktionsmerkmale und Qualitätsbeweise hervor, so in Swinemünde, Kolberg und Zoppot. Andere warben weniger mit der Menge ihrer Gäste als mit deren Prominenz. An erster Stelle stand hier der Kaiser, der die Ostseebäder Swinemünde, Heringsdorf oder Travemünde allerdings nicht als Badegast besuchte, sondern um seine Flotte zu inspizieren, gesellschaftliche Kontakte zu pflegen oder zu einer seiner Nordlandfahrten aufzubrechen. Konnte man nicht mit dem Kaiser selbst aufwarten, wurde zumindest die Flotte des marinebegeisterten Monarchen zur Attraktion für die Badegäste:

„Wenn nun auch das kleine, eben beschriebene Laboe nicht in die Reihe der großen Verkehrs- und Luxusbäder gehört, so darf es sich doch freuen und rühmen, seinen Besuchern außer dem, was andere Seebäder bieten, noch eine besondere Gabe bieten zu können: Den Anblick unserer aufstrebenden deutschen Marine in der Parade sowohl wie in ihrer kriegsmäßigen Tätigkeit; ein vielleicht nicht zu unterschätzendes Mittel zur Förderung der Bestrebungen unseres großen Kaisers für ein starkes Deutschland zur See.“³²

Wie das letzte Beispiel zeigt, war es für kleine, junge und aufstrebende Bäder besonders schwierig, aber auch besonders wichtig, Alleinstellungsmerkmale zu entwickeln und erfolgreich zu vermarkten – zumal wenn sie in der Nähe bereits etablierter oder gut besuchter Seebäder lagen. Während die renommierten Bäder vorwiegend gegeneinander, auch überregional, konkurrierten, versuchten „Newcomer“ meist, sich im direkten Wettbewerb gegen die etablierten Bäder derselben Region zu behaupten. Ein probates Mittel dafür war, aus der Not eine Tugend zu machen und sich bewusst vom Trubel und „Toilettenzwang“ oder gar der verkehrsgünstigen Lage der stark frequentierten und eleganten Nachbarbäder abzusetzen, indem die Natürlichkeit, Ursprünglichkeit und Zwanglosigkeit des eigenen Bades betont wurde. Dabei gab es verschiedene Möglichkeiten der Profilierung: Einige Bäder warben mit wohlthuender Ruhe und Abgeschiedenheit, die der Erholung zuträglicher seien als die Menschenmassen in den benachbarten Modebädern, unterstrichen aber zugleich, dass das eigene Bad es an Eleganz mit der Konkurrenz durchaus aufnehmen könne. Andere – wie das kleine Ostseebad Koserow auf Usedom, das erst 1911 einen Eisenbahnanschluss erhielt und damit gegenüber den beliebten Nachbarbädern Heringsdorf und Ahlbeck im Nachteil war – hoben ihre Ruhe und Abgeschiedenheit ebenfalls positiv hervor und wiesen zudem darauf hin, dass es bei ihnen angenehm zwanglos, ohne überflüssige Etikette und steifes Gesellschaftsleben zugehe.³³ Wieder andere aufstrebende Bäder kritisierten das Leben in den mondänen Badeorten als dekadent, wie Zinnowitz auf Usedom, das in seinem Bäderführer von 1912 erklärte, es halte nichts „von dem Prunk eines Ostende, Norderney, Heringsdorf“.³⁴

Solche Kritik entsprach vor allem der Einstellung kleinbürgerlich-mittelständischer Kreise, die wie bereits im Kaiserreich mit einem offenen Antisemitismus einher ging, der im Verlauf der Weimarer Republik noch dramatisch zunahm. Nicht zufällig erwarb Zinnowitz

32 Prospekt des Ostseebades Laboe (wie Anm. 27), S. 6.

33 Badedirektion Koserow (Hrsg.), Koserow als Ostseebad (wie Anm. 20), S. 5.

34 Zitiert nach Frank Bajohr: Bürgerliche Lebenswelt und Bäder-Antisemitismus an der deutschen Ostseeküste, in: Kurilo (Hrsg.), Seebäder an der Ostsee (wie Anm. 8), S. 55-77, hier S. 58.

in der Nachkriegszeit den zweifelhaften Ruf eines der führenden antisemitischen deutschen Ostseebäder.³⁵ Das unweit entfernt liegende Bansin, das 1897 planmäßig in unmittelbarer Nachbarschaft des international renommierten Ostseebades Heringsdorf angelegt wurde, hatte sich dieses Image bereits vor 1914 geschaffen. Vor allem solche jüngeren Seebäder, die erst im Laufe des Kaiserreichs gegründet wurden, oder Bäder wie Zinnowitz, deren Aufschwung später begann als der benachbarter Bäder,³⁶ konzentrierten sich auf dem expandierenden und hart umkämpften Seebädermarkt auf die aufstiegsorientierten Mittelschichten, die im späten 19. Jahrhundert als neue Urlaubergruppen sichtbar wurden. Damit sicherten sie sich ein eigenes Marktsegment, während die etablierten Bäder häufiger Angehörige des „klassischen“ Bildungs- und Wirtschaftsbürgertums zu ihren Gästen zählten, darunter viele Juden, deren Sozialprofil in Deutschland ausgeprägt bürgerlich war. Die aufstrebende Konkurrenz und ihre mittelständische Gästeklientel verfeimten deshalb mondäne Ostseebäder wie Heringsdorf oder Cranz als „Judenbäder“ – Antisemitismus war somit (auch) Teil einer Marketingstrategie.³⁷

Generell erwies sich die Ausdifferenzierung von Ostseebädern entlang sozialer Kriterien und die Konzentration auf bestimmte Schichten oder sogar Berufsgruppen innerhalb des Bürgertums als Möglichkeit, allzu direkte Konkurrenzen gerade zwischen benachbarten Bädern zu vermeiden. Je mehr Bäder auf engem Raum zusammenlagen, umso größer war die Notwendigkeit, unterschiedliche Zielgruppen anzusprechen. Das zeigte sich auch auf der Doppelinsel Usedom-Wollin, der meist frequentierten Bäderregion der deutschen Ostseeküste. Schon vor einem geplanten Bäderurlaub konnte man sich in Reiseführern darüber informieren, was das Bürgertum in Berlin und anderen deutschen Großstädten ohnehin wusste: In Misdroy auf Wollin traf sich die elegante Welt, in Swinemünde auf Usedom dominierte das Militär, im benachbarten Ahlbeck deutsche Beamte, in dessen Nachbarort Heringsdorf Bankiers und Unternehmer, darunter auch jüdische und ausländische; im weiter westlich gelegenen Bansin logierte ein antisemitisch gesinnter Mittelstand. Das kleine Koserow zog als schlichte Sommerfrische vor allem Lehrer und niedere Beamte mit ihren Familien an; Zinnowitz galt ebenfalls als Mittelstandsbad, während das jüngste Seebad Carlshagen ganz im Westen der Insel sich als abgeschiedenes, aber exklusives kleines Bad empfahl. Ähnliche regionale Binnendifferenzierungen nach Bädern für jeden bürgerlichen Geschmack und Geldbeutel bildeten sich im Kaiserreich in allen Regionen entlang der deutschen Ostseeküste aus. Nach dem Krieg verschärften sich die Konkurrenzen zwischen den Ostseebädern und die „feinen Unterschiede“ mussten anders gezogen oder schärfer markiert werden, weil die Gästeklientel in mancher Hinsicht homogener wurde.³⁸ Doch trotz aller Konkurrenz kooperierten die deutschen Ostseebäder durchaus auch erfolgreich miteinander.

35 Detaillierter dazu: Ebenda, S. 65-69.

36 Zinnowitz war bereits 1851 gegründet worden, zwei Jahre früher als Ahlbeck. Da Ahlbeck und Heringsdorf jedoch nur wenige Kilometer von Swinemünde entfernt lagen, das als Garnisonsstadt seit 1876 direkt per Bahn von Berlin aus erreichbar war, wurden sie schon 1894 an das Eisenbahnnetz angeschlossen, während Bansin und Zinnowitz bis 1911 warten mussten.

37 Vgl. Bajohr, *Bürgerliche Lebenswelt* (wie Anm. 34), S. 60-63.

38 Mehr dazu im Abschnitt „Deutsche Ostseebäder nach dem Ersten Weltkrieg“.

Kooperationen deutscher Ostseebäder

Als im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Zuwachsraten im Fremdenverkehr von Jahr zu Jahr größer wurden, erkannten die Verwaltungen vieler deutscher Fremdenverkehrsorte, dass sie zahlreiche gemeinsame Probleme und Interessen hatten, die sie besser lösen und gegenüber Wirtschaft und Politik effizienter durchsetzen konnten, wenn sie sich in Verbänden zusammenschlossen. Deshalb gründeten Badeärzte und Verwaltungsbeamte aus verschiedenen Kurorten 1892 in Leipzig den „Allgemeinen Deutschen Bäderverband“. Zehn Jahre später schlossen sich in Frankfurt am Main 24 kommunale Verkehrsvereine zum „Bund Deutscher Verkehrsvereine“ zusammen. Zuvor hatte es bereits einige regionale Kooperationen gegeben, etwa den „Verein Sächsischer Verkehrsvereine“.³⁹ Dieser generellen Entwicklung folgten auch die deutschen Seebäder: 1899 gründete sich ein „Verband Deutscher Nordseebäder“; ein Jahr später schlossen sich 38 Ostseebäder zum „Verband Deutscher Ostseebäder“ zusammen, dem bereits ein „Verband pommerscher Ostseebäder“ vorausgegangen war.⁴⁰ All diese Verbände hatten ähnliche Ziele: Sie wollten auf die wachsende wirtschaftliche Bedeutung des Fremdenverkehrs aufmerksam machen, ihren Mitgliedern als zentrale Informationsstelle dienen, kollektive In- und Auslandswerbung organisieren und ihre verkehrspolitischen Interessen durchsetzen.⁴¹ Die Verbesserung der Verkehrs- und verbindungen war für Seebäder von noch größerer Bedeutung als für andere Fremdenverkehrsorte, weil sie alle an der geografischen Peripherie des Reiches lagen, die erst seit den 1880er Jahren verstärkt an das Eisenbahnnetz angeschlossen wurde. Besonders wichtig wurde für viele Seebäder das 1892 verabschiedete Kleinbahngesetz, in dessen Folge eine Vielzahl an kürzeren Strecken, vor allem in den nordöstlichen Provinzen, neu gebaut wurde.⁴² Da etliche Ostseebäder somit bis 1900 bereits einen Eisenbahnanschluss erhalten hatten, drängte der Verband Deutscher Ostseebäder bei den Eisenbahnverwaltungen und dem Verkehrsministerium vor allem auf den Einsatz zusätzlicher Ferienzüge, Direktverbindungen und Sondertarife in die Küstenregionen während der Sommermonate.⁴³ Wie andere Fremdenverkehrsverbände bemühte er sich auch um eine Dezentralisierung der Sommerschulferien, um die Ostseebäder über den Sommer gleichmäßiger auszulasten.

Öffentlich sichtbar wurde der Ostseebäderverband vor allem durch die Auskunftsstellen, die er nach seiner Gründung einzurichten begann. 1903 betrieb er bereits 30 solcher

39 Alexander Wilde: „Heimatliebe“ und „Verkehrs-Interessen“. Zur Entstehung organisierter Tourismuswerbung und -förderung im Kaiserreich, in: *Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung* 2 (1998), S. 115-127, hier S. 118 f.; Deutscher Tourismusverband (Hrsg.): *100 Jahre DTV. Die Entwicklung des Tourismus in Deutschland 1902–2002*, Bonn 2002, S. 5.

40 Kreisarchiv Nordfriesland, Inselarchiv Föhr, A 3, Stadt Wyk, Nr. 3131, 3049; Verband Deutscher Ostseebäder (Hrsg.): *Kurzer Überblick über die Tätigkeit und das Wirken des Verbandes Deutscher Ostseebäder vom Jahre 1900–1904*, Berlin 1904, S. 3. Über den Verband pommerscher Ostseebäder lässt sich kaum mehr in Erfahrung bringen, als dass er existierte. Die Verbandsakten sind, wie auch die meisten des Ostseebäderverbandes, nicht erhalten.

41 Verband Deutscher Ostseebäder (Hrsg.), *Kurzer Überblick* (wie Anm. 40), S. 3, 7; Wilde, „Heimatliebe“ (wie Anm. 39), S. 119; Deutscher Tourismusverband (Hrsg.), *100 Jahre DTV* (wie Anm. 39), S. 5.

42 Vgl. Gerhard Stahr, Margrit Jacobeit: *Eisenbahnen in Preußen 1838–1920. Entwicklung des Streckennetzes*, Berlin 1995, S. 168, 172, 176, 178-180.

43 Verband Deutscher Ostseebäder (Hrsg.), *Kurzer Überblick* (wie Anm. 40), S. 7 f.

„Verkehrs-Bureaus“ in diversen deutschen Großstädten sowie zehn in Großstädten des benachbarten Auslands, und zwar in den Ländern, aus denen die meisten ausländischen Besucher der deutschen Ostseebäder stammten: Österreich-Ungarn, Russland, Dänemark und Schweden. Der Verband unterhielt eigene Auskunftsstellen in Budapest, Prag, Wien und Brünn, in St. Petersburg, Riga und Warschau sowie in Kopenhagen, Stockholm und Malmö.⁴⁴ Sie informierten umfassend über die deutschen Ostseebäder, indem sie deren Bäderführer sowie Informationen zu Reiseverbindungen bereithielten. Die wichtigste in den Auskunftsstellen erhältliche Werbe- und Informationsbroschüre war der mehr als 200-seitige „Führer durch die Badeorte des Verbandes Deutscher Ostseebäder“, den der Ostseebäderverband von seiner Gründung 1900 bis zu seiner Auflösung 1933 jährlich herausgab. Nach einem Einführungsteil mit Informationen über die Landschaft und Natur der Ostseeküste und die Heilwirkung des Ostseeklimas stellte die Broschüre sämtliche dem Verband angeschlossenen Seebäder in geografischer Reihenfolge vor und bot damit ortsunkundigen oder unentschlossenen Interessenten eine erste Orientierung und Entscheidungshilfe. Die Texte beruhten auf den Angaben der lokalen Bäderverwaltungen, bemühten sich aber um eine möglichst einheitliche, Vergleiche zwischen den Bädern ermöglichende Darstellung. Zusätzlich folgte auf jede Ortsbeschreibung ein Anzeigenteil mit Annoncen lokaler Hotels, Pensionen und Restaurants. Selbst während der Kriegsjahre 1915 bis 1918 erschien die Broschüre, allerdings mit verringerter Seitenzahl und unter anderem Titel, der die Seebäder als „Erholungsorte“ im Krieg anpries.⁴⁵ Ab 1919 erhielt die Broschüre wieder den alten Titel. Die formale Kontinuität konnte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Krieg und seine Folgen die wirtschaftliche und politische Situation der meisten (nicht nur deutschen) Ostseebäder grundlegend verändert hatten.

Deutsche Ostseebäder nach dem Ersten Weltkrieg

Am 1. August 1914 endete nicht nur abrupt die Badesaison jenes Jahres, sondern auch die wirtschaftliche und kulturelle Blütezeit der deutschen Ostseebäder. Im letzten Jahrzehnt vor Kriegsausbruch waren die Gästezahlen so rasch und stark gestiegen wie nie zuvor. Viele Ostseebäder hatten in dieser Zeit in neue Badeanlagen und Kurhäuser investiert.⁴⁶ Anders als in den meisten deutschen Nordseebädern, die mit Kriegsausbruch zu militärischen Bezirken erklärt und teilweise zu Festungen ausgebaut wurden,⁴⁷ kam der Badebetrieb in den deutschen Ostseebädern während des Krieges zwar nicht vollständig zum Erliegen, doch hatte der Krieg auch auf sie gravierende Auswirkungen. Für die vergleichsweise wenigen deutschen Ostseebäder, die einen recht hohen Anteil an ausländischen Gästen vorweisen konnten, wie etwa das pommersche Kolberg, bedeutete deren Ausbleiben einen spürbaren

44 Verband Deutscher Ostseebäder (Hrsg.): Die deutschen Ostseebäder. Führer durch die Badeorte des Verbandes Deutscher Ostseebäder 1903, Berlin 1903, S. 204 f.

45 Z.B. Verband Deutscher Ostseebäder (Hrsg.): Erholungsorte und Erholungsheime an der Ostsee: im Kriegsjahr 1915. Ratgeber für Erholungssuchende, Stettin 1915.

46 Siehe Tilitzki, Glodzey, Die deutschen Ostseebäder (wie Anm. 2), S. 521, 533 f.

47 VIMU.info: Seebäder 1900-1945, in: http://www.vimu.info/general_04.jsp?id=mod_31_2&lang=de&u=general&flash=true&s=D0E87509FEFC267F9E5C5F4B24D5B330 [letzter Zugriff: 15.05.2011].

wirtschaftlichen Einbruch. Alle Ostseebäder litten darunter, dass die Mehrheit ihrer männlichen Einwohner und Badegäste zum Militärdienst eingezogen wurde. Die Rationierungen der Kriegswirtschaft trafen ab 1916 auch die Seebäder. Neben zivilen Badegästen bevölkerten nun zahlreiche Fronturlauber und verwundete Soldaten die Orte. „Lustbarkeiten“ – und damit ein großer Teil des Gesellschaftslebens – waren untersagt. Viele Kureinrichtungen und Hotels wurden in Lazarette verwandelt, in denen ein Teil der weiblichen Bevölkerung Verwundete pflegte. Diese Veränderungen gefährdeten die wirtschaftliche Existenz vieler Badeverwaltungen und Geschäftsleute in den Ostseebädern. Besonders hart traf es die drei großen, mondänen Seebäder Swinemünde, Kolberg und Zoppot, deren repräsentative, erst wenige Jahre alten Kurhäuser durch Kriegshandlungen zerstört worden waren.

Nach Kriegsende versuchten die Ostseebäder, möglichst nahtlos an die prosperierende Vorkriegszeit anzuschließen und ihre Gästezahlen schnell wieder zu steigern. Das erwies sich jedoch als außerordentlich schwierig, denn nicht nur den Bäderverwaltungen fehlte in den Nachkriegsjahren das Geld, um notwendige Reparaturen und Renovierungen an den Bade- und Kuranlagen vorzunehmen und ein attraktives Freizeitprogramm anzubieten; auch konnten sich viele potentielle Badegäste keine kostspieligen Urlaubsreisen mehr leisten. Der Krieg und die wirtschaftliche Instabilität der Folgejahre führten zum Kaufkraftverlust und der sozialen Deklassierung weiter Teile auch des vormals gehobenen Bürgertums. Damit brach die Klientel weg, die maßgeblich zur Prosperität der deutschen Ostseebäder im Kaiserreich beigetragen hatte. Die neuen politischen Verhältnisse und Staaten im Osten bedeuteten den Verlust weiterer zahlungskräftiger Gästegruppen: die der wohlhabenden Adligen und Großbürger aus dem ehemaligen russischen Zarenreich, die keine deutschen Seebäder mehr besuchen konnten oder wollten. Sofern sie in der Sowjetunion wohnten und den politischen Machtwechsel überlebt haben, hatten sie in der Regel ihr Vermögen verloren und durften nicht mehr ins Ausland reisen. Und die Seebäder, die nun in den jungen Staaten Polen, Litauen, Lettland oder Estland lagen, gaben sich patriotisch-nationalistisch und riefen ihre Landsleute dazu auf, lieber die Bäder im eigenen Land zu unterstützen, statt an die deutsche Ostseeküste zu reisen.⁴⁸

Solche Nationalisierungstendenzen gab es nicht nur in den neuen Staaten Nordosteuropas, sondern auch im deutschen Seebädertourismus, und zwar in doppelter Hinsicht: Zum einen warben die deutschen Ostseebäder um ausländische Gäste nur noch aus Ländern, die im Krieg nicht gegen das Deutsche Reich gekämpft hatten. Der Verband Deutscher Ostseebäder richtete folglich nach 1918 keine Auskunftsstellen mehr im ehemals Russischen Reich ein, weder in Polen noch in den neuen baltischen Staaten, wo dies durchaus möglich gewesen wäre. Hingegen führte er seine Büros in Österreich und den Städten der neuen Staaten Ungarn und Tschechoslowakei weiter, eröffnete bis Ende der 20er Jahre sogar neue Zweigstellen im österreichischen Bad Ischl, Bregenz, Innsbruck, Klagenfurt und Salzburg sowie im tschechischen Budweis und Pilsen. Weitere ausländische Auskunftsstellen betrieb er nach dem Krieg lediglich in den Niederlanden (Amsterdam, Rotterdam, Den Haag), Dänemark (Kopenhagen), Schweden (Stockholm, Malmö, Göteborg) und der Schweiz (Zürich) – in

48 Vgl. auch für ähnliche Tendenzen schon im späten 19. Jahrhundert Małgorzata Omilanowska: Das Ostseebad Polangen und seine Bäderarchitektur in den Jahren 1870–1918, in: Kurilo (Hrsg.), Seebäder an der Ostsee (wie Anm. 8), S. 201–222, hier S. 205.

Staaten, die im Ersten Weltkrieg neutral gewesen waren.⁴⁹ Zum anderen riefen vor allem deutsche Nordseebäder dazu auf, sie der ausländischen Konkurrenz vorzuziehen, um die heimische Fremdenverkehrswirtschaft zu stärken, und äußerten die Hoffnung, die Kriegsnöte möge das deutsche Volk so zusammengeschweißt haben, dass es sich solidarisch mit den Seebädern im eigenen Land zeige.⁵⁰ Solche Appelle waren weniger einem neu erstarrenden Nationalismus geschuldet als der extrem schlechten wirtschaftlichen Situation der deutschen Nordseebäder, die der Krieg ungleich härter getroffen hatte als die Ostseebäder und die sich bereits im Kaiserreich in starker Konkurrenz zu den benachbarten niederländischen und belgischen Nordseebädern befunden hatten. Doch der verbale Rückgriff auf Krieg, Not und Solidarität ließ eine nationalistische Deutung durch die Angesprochenen durchaus zu.⁵¹

Der Verband Deutscher Ostseebäder rief in den 1920er Jahren gesondert dazu auf, die Bäder in den Küstengebieten Ostpreußens und der Freien Stadt Danzig zu besuchen, die durch den „polnischen Korridor“ vom Rest des Deutschen Reiches abgetrennt worden waren. In seinen jährlichen Bäderführern stellte er den Abschnitten über die ost- und westpreußischen Seebäder entsprechende ganzseitige Appelle voran:

„Besuchet unsere vom deutschen Vaterlande abgeschnittenen und schwer um ihre Existenz ringenden Bäder in Ost- und Westpreußen! Dem Verbands der Deutschen Ostseebäder gehören zurzeit an die Bäder Danzig-Brösen, Kahlberg, Zoppot, Cranz, Georgenswalde, Memel, Neuhäuser, Neukuhren, Rauschen und Schwarzort. Die unwesentliche Reiseerschwerung durch den polnischen Korridor ist durch **visumfreie** D-Züge **Berlin – Königsberg** und umgekehrt zum Teil beseitigt. Bei diesen Zügen findet keine Zollrevision statt. Ein Personalausweis mit Lichtbild genügt als Legitimation. Für die Freunde von Seereisen ist die Verbindung **Swinemünde – Danzig – Pillau – Königsberg** besonders zu empfehlen. Die landschaftlichen Schönheiten dieser Bäder, die beschauliche Ruhe und Erholung einerseits, buntes internationales Treiben andererseits, entschädigen reichlich für Mühe und Kosten der Reise. Auskünfte erteilt bereitwilligst die Geschäftsstelle des Verbandes Deutscher Ostseebäder in Berlin, Unter den Linden 76a.“⁵²

„Vom deutschen Vaterlande abgeschnitten“ waren in der Tat alle genannten Ostseebäder, doch verschwiegen dieser Aufruf, dass nur für Reisen in die ostpreußischen Bäder Cranz, Georgenswalde, Rauschen, Neuhäuser und Neukuhren ein Personalausweis ausreichte, wäh-

49 Vgl. Verband Deutscher Ostseebäder (Hrsg.): Die deutschen Ostseebäder. Führer durch die Badeorte des Verbandes Deutscher Ostseebäder, Stettin 1924, S. 272 f.; ders. (Hrsg.): Die Ostsee 1929. Führer durch die Badeorte des Verbandes Deutscher Ostseebäder, Stettin 1929, S. 15-17.

50 Staatliche Bade-Verwaltung Norderney: Führer durch das Staatliche Nordseebad Norderney, o.O. 1920, S. 1 f.

51 Zu Nationalisierungstendenzen im Seebädertourismus siehe auch Bajohr, Bürgerliche Lebenswelt (wie Anm. 34), S. 64.

52 Verband Deutscher Ostseebäder (Hrsg.): Die deutschen Ostseebäder (wie Anm. 49), S. 229. Hervorhebung im Original. Die genannte Schiffsverbindung war 1920 im Rahmen des „Seedienstes Ostpreußen“ eigens zu dem Zweck eingerichtet worden, die abgetrennten Gebiete des Deutschen Reiches ohne Pass- und Zollformalitäten erreichen zu können.

rend die übrigen Bäder gar nicht mehr zum Deutschen Reich gehörten und für die Reise dorthin durchaus ein Pass oder Visum erforderlich war. Auch in den Ortsbeschreibungen wurde die Tatsache ignoriert, dass Brösen und Zoppot auf dem Territorium der Freien Stadt Danzig lagen, Memel und Schwarzort im „Memelland“, das nach dem Krieg zunächst vom Völkerbund unter französische Verwaltung gestellt und 1923 von Litauen annektiert worden war. Auch auf der dem Bäderführer beigelegten „Übersichtskarte der deutschen Ostseebäder“ war als einzige Landesgrenze diejenige zwischen dem Deutschen Reich und „Russland“ eingezeichnet. Die seit 1920 auf dänischem Territorium liegenden Ostseebäder waren darauf nicht mehr verzeichnet, wohl aber sämtliche „deutschen“ Seebäder im Osten bis nördlich von Memel.

Zeitgenössische Reiseführer führten dagegen nach dem Krieg die neue Region „durch Friedensvertrag abgetretene (früher ostpreußische) Bäder“ ein und unterrichteten nüchtern über die neuen Reismodalitäten, Visumsbestimmungen und Währungen.⁵³ Die stärkere Nationalisierung des Seebädertourismus zeigte sich auf dem Reiseführermarkt in anderer Form: Während im Kaiserreich die einschlägigen Titel noch „Ostseebäder“ und „Nordseebäder“ lauteten und neben den Abschnitten über die deutschen Seebäderregionen auch Kapitel über die belgischen und holländischen, dänischen und schwedischen Seebäder enthielten,⁵⁴ wurden diese Kapitel nach dem Krieg ersatzlos gestrichen.⁵⁵

Der Verband Deutscher Ostseebäder gab seit 1925 eine eigene, monatlich erscheinende Zeitschrift mit dem Titel „Die deutsche Ostsee“ heraus, die neben aktuellen Mitteilungen ihrer Mitglieder einen redaktionellen Teil mit Reiseberichten aus den Ostseebädern und Artikeln von Fachleuten, etwa über die Heilwirkungen des Ostseeklimas oder die von den Krankenkassen bezahlten „Mittelstandskuren“ enthielt, und schließlich einen umfangreichen Anzeigenteil mit Werbung für ganze Ostseebäder ebenso wie für einzelne Pensionen, Hotels und Gaststätten sowie für Freizeit- und Konsumartikel. Den Zeitschriftentitel als untrüglichen Ausdruck eines wachsenden Nationalismus des Ostseebäderverbandes zu deuten, ginge wohl zu weit; schließlich trug der Verband selbst das Attribut „deutsch“ bereits seit seiner Gründung im Namen. Gleichwohl hätte er sich auch für einen anderen Titel entscheiden können. Der für die Zeitschrift gewählte machte auf jeden Fall deutlich, dass diese lediglich einen Teil der Ostsee zum Thema hatte, und rief einmal mehr in Erinnerung, dass die südliche Ostseeküste neuerdings von diversen Grenzen zerschnitten war, die es vor dem Krieg nicht gegeben hatte. Die Zeitschrift existierte lediglich vier Jahre und wurde Ende 1928 eingestellt. Zu einer ein Jahr später geplanten Weiterführung in neuem Format kam es nicht,⁵⁶

53 Z.B. Griebens Reiseführer: Die Ostsee-Bäder. Praktischer Reiseführer, Berlin ¹⁷1920–1921, S. 15–19; Griebens Reiseführer: Ostsee-Bäder. Und wichtigste Küstenstädte mit Angaben für Automobilisten, Berlin ²¹1929, S. 26–30.

54 Z.B. Griebens Reisebücher: Die Nordsee-Bäder. Praktischer Wegweiser, Berlin ⁹1900; Meyers Reisebücher: Nordseebäder und Städte der Nordseeküste, Leipzig u.a. ³1907; Meyers Reisebücher: Ostseebäder und Städte der Ostseeküste, Leipzig ⁴1910; Richters Reiseführer: Nordseebäder Deutschlands, Belgiens und Hollands, Hamburg 1912–1913.

55 Lediglich die 17. Auflage des Grieben-Reiseführers Ostseebäder von 1920 enthielt noch Kapitel über dänische und schwedische Ostseebäder, die folgenden Auflagen nicht mehr. Die 17. Auflage von Griebens Nordseebäderführer von 1922 verzeichnete dagegen bereits keine Angaben mehr über holländische und belgische Seebäder.

56 Der Hinweis auf solche Pläne findet sich in einem Schreiben des Kieler Buchhändlers Walter

vermutlich wegen der Weltwirtschaftskrise, die ab Ende 1929 die deutschen Ostseebäder in eine Dauerkrise stürzte. Denn die wirtschaftliche Situation der deutschen Ostseebäder verbesserte sich mit wachsendem Abstand zum Krieg nicht etwa kontinuierlich, sondern erfuhr immer wieder Einbrüche, besonders durch die Inflation 1922/23 und dramatisch ab 1929. Die Gästezahlen stiegen seit Kriegsende beträchtlich langsamer und unterlagen starken Schwankungen. Zwar nahm die Urlaubsreiseintensität gegenüber dem Kaiserreich sogar zu: von 11% der deutschen Bevölkerung im Jahr 1913 auf 15% im Krisenjahr 1929.⁵⁷ Trotz aller wirtschaftlichen Einbrüche setzte sich somit in der Weimarer Zeit die „Demokratisierung des Reisens“ weiter fort.⁵⁸ Auch Angehörige des Kleinbürgertums machten nun Urlaub in deutschen Seebädern. Doch verreiste die Mehrzahl der Urlauber deutlich kürzer und billiger. War es vor 1914 durchaus üblich gewesen, mehrere Wochen oder gar Monate in einem teuren Hotel an der Ostsee zu verbringen, dort luxuriös zu speisen, klassische Konzerte und Bälle zu besuchen, auf der Strandpromenade zu flanieren und einmal am Tag ein Bad in der kostenpflichtigen Meerbadeanstalt zu nehmen, so mieteten sich die Seebadurlauber der 20er Jahre lediglich zwei bis drei Wochen in einer preiswerten Pension mit Selbstversorgung ein und verbrachten den Großteil des Tages am Strand, von dem aus sie auch badeten. Die Reise- und Bäderführer der Zeit spiegeln das veränderte Reiseverhalten der Seebädergäste wider: Im Vergleich zur Vorkriegszeit enthalten sie auffallend viele Hinweise auf preiswerte Unterkünfte, und auch in der Anzeigenwerbung überwiegen die Inserate preisgünstiger Hotels, Pensionen und Privatunterkünfte mit Kochgelegenheit gegenüber denjenigen exklusiver Hotels. Ganze Orte scheuten sich nun nicht mehr, sich als erschwingliches Ostseebad anzupreisen, während die Bäderwerbung im Kaiserreich häufiger betont hatte, das eigene Bad sei zwar schlicht, aber doch vornehm. Es veränderte sich nicht nur das Sozial- und Freizeitleben in den Seebädern; die lokalen Geschäftsleute verdienten auch weniger an den Badegästen.⁵⁹ Selbst vormals mondäne Ostseebäder wie Heringsdorf oder Misdroy büßten nun dauerhaft ihre Exklusivität ein, zumal die zahlungskräftigen Eliten wie Großindustrielle und Bankiers in den 20er Jahren die französischen Seebäder am Mittelmeer und Atlantik den deutschen Ostseebädern vorzogen.⁶⁰ Diese wiederum trauerten den vermeintlich vornehmen Vorkriegsgästen nach und versuchten sogar, den „plebejischen Massen“, von denen sie nun heimgesucht wurden, angemessenes Verhalten beizubringen. Im Ostseebad Ahlbeck auf Usedom hingen 1929 zu diesem Zweck Tafeln mit „10 Geboten der Badedirektion“ aus, die in einer Mischung aus schulmeisterlichem und scherzhaft gemeintem Ton die Badegäste mit Anweisungen wie den folgenden ermahnten:

- G. Mühlau an die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek vom August 1929, das die Bibliothek zusammen mit der Zeitschrift archiviert hat.
- 57 Christine Keitz: *Reisen als Leitbild. Die Entstehung des modernen Massentourismus in Deutschland*, München 1997, S. 336.
- 58 Hans-Werner Prah, Albrecht Steinecke: *Der Millionen-Urlaub. Von der Bildungsreise zur totalen Freizeit*, Darmstadt 1979, S. 186.
- 59 Zu den Veränderungen im Strand- und Badeleben: Wiebke Kolbe: *Körpergeschichte(n) am Strand. Bürgerliches Seebaden im langen 19. Jahrhundert*, in: Dies., Christian Noack u.a. (Hrsg.): *Tourismusgeschichte(n)*, München u.a. 2009, S. 23-34, hier S. 30-32.
- 60 Dietrich Gildenhaar: *Das öffentliche Nacktbaden ist untersagt! Geschichte und Geschichten rund um das Badewesen auf der Insel Usedom, Heringsdorf* ²2004, S. 19.

„Der Strandkorb dient nicht ehelichen Zwistigkeiten; denn so etwas stört das Gesamtbild.“ / „Handeln Sie nicht und drücken Sie nicht die Preise, denn wir tun schon unser Möglichstes, um alle Ansprüche zufrieden zu stellen.“ / „Im Lesezimmer beschäftigen Sie den Geist lediglich mit Zeitungen und Zeitschriften. Im Lesezimmer eines Kurortes befindet sich bekanntlich keine Rednerbühne.“ / „Wenn auch Luftbäder sehr zu schätzen sind, so vermeiden Sie es, an den Frühstückstisch allzu dekolletiert zu treten. Man muß in diesem Fall auf das ästhetische Feingefühl der Mitmenschen etwas Rücksicht nehmen.“ / „Wenn eine Speise Ihnen persönlich bei Tisch nicht gerade zusagt, so schlagen Sie kein Tamtam.“ / „Ihr Geschmack ist nicht der Geschmack aller, und es wirkt nichts geschmackloser, als wenn Ihr Geschmack sich hier aufbläht und Sie damit die Umwelt stören.“⁶¹

Auch das politische Klima in den deutschen Ostseebädern wurde während der Weimarer Zeit rauer. Zum einen verschärfte sich der Antisemitismus in vielen Seebädern drastisch. 1931 registrierte der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ um ein Vielfaches mehr antisemitische Hotels, Pensionen und Restaurants in den deutschen Seebädern als noch 1914. Auch die Zahl ganzer Orte, die aus ihrem Antisemitismus kein Hehl machten, hatte zugenommen. Hatte Bansin vor dem Krieg als einziges deutsches Ostseebad auf der Liste des Centralvereins gestanden, mit der er seine Mitglieder vor unangenehmen Überraschungen auf Reisen bewahren wollte, so waren bis 1931 Zinnowitz, Müritz und sämtliche Bäder der Lübecker Bucht hinzugekommen.⁶² Zum anderen spiegelte sich die generell wachsende Politisierung und Radikalisierung der Gesellschaft der Weimarer Republik in den Seebädern wider, ganz besonders an deren Stränden. Dort wurde der „Flaggenstreit“ mit Wimpeln und Fahnen ausgetragen, mit denen die Badegäste weithin sichtbar ihre Strandkörbe und Sandburgen dekorierten und die keinen Zweifel daran ließen, welche politische Gesinnung der Besitzer hatte: Die schwarz-rot-goldene Weimarer Reichsflagge signalisierte eine republikanische Einstellung, das Schwarz-Weiß-Rot des Kaiserreichs eine konservativ-republikfeindliche, und die seit Ende der 20er Jahre immer häufiger gehisste Hakenkreuzfahne stand für das Bekenntnis zur NSDAP. Je älter die Republik wurde, umso heftiger trugen die Badegäste in den Ostseebädern ihren Antisemitismus und den Flaggenstreit aus, vom Singen des antisemitischen „Zinnowitz-Liedes“ (Refrain: „Wir mögen keine fremde Rasse / Fern bleibt der Itz / Von Zinnowitz“) und dem Herunterreißen „gegnerischer“ Flaggen bis hin zu körperlicher Gewalt. Diese drastischen politischen Auseinandersetzungen gingen maßgeblich von den Badegästen, nicht von den Seebäderverwaltungen und -einwohnern aus. Doch beugten diese sich dem Druck der zahlreichen antisemitischen und antirepublikanischen Gäste in der Regel aus ökonomischen Gründen.⁶³ Die aufgeheizte, antidemokratische und antisemitische Atmosphäre, die am Ende der Weimarer Republik in vielen deutschen Ostseebädern vorherrschte, zeigt, wie weit diese sich von den wilhelminischen Ostseebädern entfernt hatten.

61 Zitiert nach ebenda, S. 21.

62 Bajohr, *Bürgerliche Lebenswelt* (wie Anm. 34), S. 64 f. Siehe auch die Listen in: Ders.: „Unser Hotel ist judenfrei“. Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 2003, S. 180-194.

63 Bajohr, *Bürgerliche Lebenswelt* (wie Anm. 34), S. 69-72.

Nach dem Krieg nahm somit die Konkurrenz zwischen den deutschen Ostseebädern zu, zum einen, weil es für alle Bäder in den ökonomischen Krisenjahren der Weimarer Republik schwieriger war als in den Vorkriegsjahren, überhaupt Badegäste zu gewinnen, zum anderen war die gemeinsame Zielgruppe aller Seebäder in gewisser Hinsicht homogener geworden: Die soziale Bandbreite hatte abgenommen und das Sozialprofil der Gäste hatte sich nach unten verschoben; die zahlungskräftige Oberschicht war ersatzlos weggefallen. Außerdem fiel der bereits im Kaiserreich geringe Anteil an ausländischen Badegästen nach dem Krieg weitgehend weg. Es kam – nicht nur in Deutschland – zu einer verstärkten Nationalisierung des (Seebäder-)Tourismus. Erst als es in den 1930er Jahren, besonders ab Mitte des Jahrzehnts, unter nationalsozialistischer Herrschaft für die deutschen Ostseebäder und den deutschen Fremdenverkehr insgesamt wieder wirtschaftlich bergauf ging,⁶⁴ stieg auch der Anteil ausländischer Urlauber wieder.⁶⁵ Beides war bekanntlich nur von kurzer Dauer. Der Kriegsbeginn 1939 bedeutete das endgültige Ende des einstigen deutschen Ostseebädertourismus. Anders als nach dem Ersten Weltkrieg konnten die deutschen Ostseebäder nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr an Vorkriegsstrukturen und -erfahrungen anknüpfen, weil sie nun dies- und jenseits des Eisernen Vorhangs lagen und zudem ein beträchtlicher Teil der ehemals deutschen Ostseeküste mit ihren Seebädern nicht mehr zu Deutschland gehörte. Die auf den Zweiten Weltkrieg folgende Nationalisierung des Bädertourismus im südlichen Ostseeraum war somit infolge der veränderten politischen Verhältnisse noch gravierender und länger anhaltend als diejenige nach dem Ersten Weltkrieg.

Summary

“The pearl of the Baltic,” “Pommeranian Capri,” and “nordic Sorrent” – early 20th century guidebooks were using slogans like these to attract visitors to German Baltic Sea spas. Each of the approximately 140 spas of various sizes along the German Baltic coast between Kolding and Memel was trying to draw particular attention to itself. The article investigates the different advertising strategies and arguments the German Baltic Sea spas used to compete against each other for visitors. But there was also institutional cooperation in which the Baltic Sea spas worked for their common interests or against other groups of spas: North Sea spas, inland spas and the Baltic Sea spas of neighboring countries. After the First World War this cooperation contributed to the nationalization of German spa tourism.

Aus dem Deutschen übersetzt von Mark Hatlie, Tübingen

64 Siehe z.B. für die Gästezahlenentwicklung der mecklenburgischen und vorpommerschen Ostseebäder in den 1930er Jahren: Bruno Benthien: Studien zur Entwicklung des Erholungswesens an der Ostseeküste der DDR von 1945 bis 1965, 2. Teil: Von 1953–1965, in: Greifswald-Stralsunder Jahrbuch 7 (1967), S. 135-161, hier S. 138 f. Allgemein zur Tourismusentwicklung im Nationalsozialismus: Rüdiger Hachtmann: Tourismus-Geschichte, Göttingen 2007, S. 120-139.

65 Vgl. Hachtmann, Tourismus-Geschichte (wie Anm. 64), Tabellenteil im Internet: http://www.utb-stuttgart.de/2866_Tabellen.pdf, Tabelle 1, S. 3 f. [letzter Zugriff: 15.05.2011].

Der Kurort Pärnu (Pernau)
Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts.
Die „kollektive Strandschwärmerei“ oder die Entdeckung
der Meeresstrände an der Ostküste der Ostsee

von Tiit Kask

*„Mich hat die Tatsache überrascht,
dass sich vor den 1750er Jahren keiner um die Strände kümmerte,
und man danach mit einem Mal anfing, diese massenweise zu besuchen.
Etwas war inzwischen passiert.
Ich finde, dass dies ein wichtiger Zeitpunkt in der Geschichte Westeuropas ist,
weil von da an Strandbesuche alltäglich geworden sind.“*
Alain Corbin, im März 1999¹

Die Praxis des Strandurlaubs und des Besuchs von Heilbädern, die, angeregt durch die „kollektive Strandschwärmerei“,² die in der Mitte des 18. Jahrhunderts ihren Anfang genommen hatte, in Europa immer beliebter wurde, gelangte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an die Ostküste der Ostsee. Die Küstenstädte der estländischen und livländischen Gouvernements verwandelten sich in relativ kurzer Zeit in Kur- und Badeorte. Die Deutschbalten und Vertreter der russischen Oberschicht nahmen die mit der Gesundheitsfürsorge verbundenen Trends, die in Europa modern geworden waren, schnell an. Dazu trug auch die heilende Wirkung des lokalen Klimas, Meerwassers und Heilschlammes bei, die immer gründlicher erforscht und propagiert wurde und in der Kurbehandlung zunehmend erfolgreiche Anwendung fand. Neben Behandlungs- und Genesungsmöglichkeiten wurden für die sich am Strandvergnügen ergötzenden Badegäste bei der Wahl des Kurorts auch eine gute Anbindung (Erreichbarkeit), eine attraktive Umgebung (*pleasure's landscapes*)³ sowie das „Niveau“ und die Reichhaltigkeit des sommerlichen gesellschaftlichen Lebens entscheidend.

Nicht ohne Sinn wurde daher die erste Badeanstalt in Estland gerade in Tallinn (Reval) eröffnet: Im Jahr 1813 nahm in Kadriorg (Katharinental) der Wittsche Badesalon, benannt nach seinem Eigentümer Georg Witt, seine Arbeit auf. Kadriorg wurde für die nächsten Jahrzehnte zum beliebtesten Versammlungs- und Vergnügungsort Tallinner Gäste – zu einem Modekurort der russischen Elite.⁴ Anerkennung und zugleich Empfehlung erhielten

1 Interview mit Alain Corbin, in: Marek Tamm: Kuidas kirjutatakse ajalugu [Wie Geschichte geschrieben wird], Tallinn 2007, hier S. 58.

2 Alain Corbin: *The Lure of the Sea. The Discovery of the Seaside in the Western World 1750–1840*, London 1995, S. 57–96.

3 William Richard Mead: *The Changing Cultural Geography of Europe since 1500*, in: Robin A. Butlin, Robert A. Dodgshon (Hrsg.): *An Historical Geography of Europe*, Oxford 1998, hier S. 218 f.

4 Robert Nerman: Kadrioru populaarse supelsalongi tõusud ja mõõnad läbi aegade [Höhen und

Tallinn wie auch später Haapsalu (Hapsal) durch die Sommeraufenthalte der Zarenfamilie und ihres Gefolges. Zu einem der Lieblingskurorte der Zarenfamilie wurde Haapsalu, der 1825 eröffnet wurde und 1845 eine reguläre Dampfschiffverbindung (vier Mal in der Woche) mit St. Petersburg bekam. In den Jahren 1852, 1856, 1857 und 1859 verbrachte die Familie von Alexander II. sowie 1871 und 1880 die Familie von Alexander III. samt ihrem Gefolge dort den Sommer. Die Gunst des Zaren gewährleistete Haapsalu im Vergleich zu den anderen estnischen Kurorten einen guten Zulauf und eine angesehene Stellung. Haapsalu wurde als der „erste nördliche Kurort Russlands“ betitelt, und Russlands Gesundheitsrat des Ministeriums für Innere Angelegenheiten erklärte, dass „Haapsalu als Behandlungsort nicht nur eine lokale, sondern eine russlandweite Bedeutung hat“.⁵

Neben Tallinn und Haapsalu gehören zu der ersten Generation der est- und livländischen, an der Ostsee gelegenen Kurorte des russischen Imperiums noch Dubulti (Dubbeln) (1814) am Riga Strand und Kõmeri (Kemmern) (1838)⁶ sowie Pärnu (Pernau) (1838) und Kuressaare (Arensburg) (1840). Ihre Entstehung ist Teil der europäischen Geschichte der kollektiven Strandschwärmerei in den 1750 bis 1840er Jahren;⁷ ihre Prägung durch eine soziale Elite wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach und nach von einem demokratischeren Zuschnitt abgelöst. Die Gründung der Eisenbahnen⁸ verbesserte die Erreichbarkeit der am Meer gelegenen Kurorte erheblich, und die mit der allgemeinen Hebung des Lebensstandards einhergehende Steigerung der Beliebtheit der allsommerlichen Strandurlaube erweiterte die Kundschaft der angebotenen Dienstleistungen für Kurbehandlungen, Sommer- und Badeurlaube wesentlich. Zugleich wurden die Kurorte großzügiger – das im Sommer stattfindende Gesellschafts- und Kulturleben glamouröser.⁹ Die Veränderungen der letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts schufen die Voraussetzungen für eine dynamische Entwicklung – die „Blüte“-Jahre – und für die darauffolgenden „Reife“-Jahre.¹⁰

Tiefen des beliebten Badesalons von Kadriorg durch die Zeiten], in: Postimees Online, www.postimees.ee/100207/esileht/siseuudised/tallinn/243940_1.php [letzter Zugriff: 27.3.2011].

5 Ülla Paras: St. Petersburg – Haapsalu, in: www.haapsalu.ee/index.php?lk=225 [letzter Zugriff: 30.3.2011].

6 Der Strand von Riga (lett.: Rīgas Jūrmala) bestand aus einer Reihe von verschiedenartigen Kurorten, die sich westlich der Mündung des Flusses Daugava befanden. Der abseits vom Meer gelegene Mineralwasserkurort Kõmeri, ab 1959 ein Stadtteil von Riga, gehörte nicht zu ihnen. Vgl. Ausma Peterson: Razvitie žilogo prostranstvo goroda [Die Entwicklung des städtischen Lebensraumes], in: Jūrmala. Priroda i kul'turnoe nasledie [Jūrmala. Natur und kulturelles Erbe], Riga 2004, S. 77-115.

7 Corbin, Lure of the Sea (wie Anm. 2).

8 Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in den westlichen Provinzen des russischen Imperiums – St. Petersburg – Helsinki (1870), St. Petersburg – Tallinn – Paldiski (Baltischport) (1870), Pskov – Riga (1889) – übte auf die Besucherzahl der Seekurorte einen großen Einfluss aus.

9 Matti Klinge: Läänemere maailm [Die Welt der Ostsee], Tallinn 2008, S. 175.

10 Samuel Johnston: The Ontological Foundation of the TALC, in: Richard W. Butler (Hrsg.): The Tourism Area Life Cycle, Vol. 2: Conceptual and Theoretical Issues, Toronto 2006, S. 7-28, hier S. 26.

Forschungsstand und Historiografie

Die ersten bekannten Angaben zu den Untersuchungen des Meerwassers, die in der Nähe von Pärnu durchgeführt wurden, stammen aus dem Jahr 1820.¹¹ Die erste bekannte schriftliche Quelle, die die Arbeit des Kurorts Pärnu in seinen Anfangsjahren widerspiegelt, ist ein von dem ordentlichen Professor der Chemie der Universität Tartu Friedemann Goebel¹² verfasster Überblick.¹³

Die ersten Abhandlungen, die die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Kurorts Pärnu darstellen, stammen aus den 1890er Jahren. Es handelt sich um an Besucher gerichtete deutsch- und russischsprachige Druckschriften, die hauptsächlich die lokalen Kurbehandlungs- und Erholungsmöglichkeiten, aber auch die Geschichte und Sehenswürdigkeiten des Kurorts, der Stadt und der Umgebung vorstellen.¹⁴ Verfasser und Herausgeber waren die lokalen Ärzte, die sich neben ihren persönlichen Kenntnissen und Erfahrungen auch auf die Untersuchungen und die Mitarbeit der Wissenschaftler der Universitäten Tartu, Riga und St. Petersburg stützten.

Auch in der Zwischenkriegszeit (1920–1940) wurde die Geschichte des Kurorts Pärnu hauptsächlich in Publikationen behandelt, in denen die Kurorte der Estnischen Republik vorgestellt wurden und in denen für diese geworben wurde. Eher überblicksartig wurde sie in der 1923 erschienenen Schrift von Joosep Prümmel „Die estnischen Heilschlamm- und Meereskurorte: Haapsalu, Kuressaare, Pärnu, Narva-Jõesuu, Vösu, Loksa, Käsmu, Pirta u.a.“ sowie 1925 in der Publikation des estnischen Kreisverbandes „Estlands Kurorte und Sommerfrischen“ dargestellt. In späteren Publikationen wurden diese Quellen hauptsächlich für populäre Kurzübersichten genutzt.

In den 1920er bis 30er Jahren beschäftigten sich viele Lehrkräfte der Universität Tartu mit der Erforschung der chemischen, physikalischen und bakteriologischen Eigenschaften

- 11 Peter Reinhold von Sivers (1760–1835) veröffentlichte in dem Artikel „Versuche über die Salzigkeit des Wassers in der Ostsee, im Sunde und im Schwarzen Meere“, der am 2. August 1820 in „Hamburgischer unparth. Correspondent“ erschien, die Ergebnisse der in der Nähe von Tallinn und Pärnu durchgeführten Messungen über die Salzhaltigkeit des Meerwassers. Vgl. Wolfgang Matthäus: Germany and the Investigation of the Baltic Sea Hydrography during the 19th and Early 20th Century, in: Meereswissenschaftliche Berichte (2010), Nr. 83, S. 12.
- 12 Karl Christian Traugott Friedemann Goebel (1794–1851) – kaiserl. russischer Staatsrat und Professor der Chemie an der Universität Dorpat.
- 13 „Das Seebad bei Pernau an der Ostsee in physikalisch-chemischer und topographisch-statistischer Beziehung, nebst einer vergleichenden chemischen Untersuchung des Ostsee-Wassers bei Reval, Hapsal und Pernau, und allgemeinen Bemerkungen über die Seebäder“ (Dorpat und Leipzig 1845). Es handelt sich um eine der ersten wissenschaftlichen Untersuchungen, in der die Heilwirkung des Pärnuer Meerwassers behandelt und in welcher Angaben über die chemischen Stoffe gemacht werden, die sich im Wasser der Pärnuer Bucht befanden, über die heilenden Anwendungen, die im Kurort durchgeführt wurden, und über die guten natürlichen Voraussetzungen sowie die günstige geografische Lage Pärnus.
- 14 Der Cur- und Seebadeort Pernau an der Ostsee / Von dem Dr. med. Stadtarzt P. Schneider. Der Eintrag ist zur Unterstützung armer Badegäste bestimmt, St. Petersburg 1891; Cur- und Seebadort Pernau in Livland, Pernau 1893; Cur- und See-Bad Pernau in Livland, Pernau 1898; A. Kroeger: Pernau Kur- und Seebad. Saison vom 20-ten Mai bis 20-ten August, Pernau 1905; Physiko-diätatische Sanatorium des Kur- und Seebads Pernau Livland, Pernau [o.J.]; Pernau Kur- und Seebad in Livland. Saison: Mitte Mai bis Ende August, Reval [o.J.].

sowie der Heilwirkung des Schlammes aus der Pärnuer Bucht. Den bedeutendsten Beitrag zur Entwicklung der Kurorte Estlands und besonders zur Erforschung der Geschichte des Kurorts Pärnu haben Voldemar Vadi¹⁵ und Karl Schlossmann¹⁶ mit ihren Forschungsarbeiten geleistet. In der 1939 in London erschienenen Monografie des Professors für Bakteriologie der Universität Tartu, Schlossmann, „Estonian curative sea-muds and seaside health resorts“, werden systematisch und überblicksartig die gesamte bisherige Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der estnischen Kurorte sowie die Praktiken der Kurbehandlung und die Resultate der wissenschaftlichen Forschungsarbeiten, die in diesen Anwendung fanden, zusammengefasst.

Eine wichtige Publikation, die die Geschichte des Kurorts Pärnu und viele mit der Thematik von Kurorten verbundene Aspekte behandelt, ist der Sammelband „Pärnu und sein Kurort“, der von der Stadtverwaltung zum 100. Jubiläum des Kurorts im Jahr 1939 herausgegeben wurde. Mit diesem Sammelband setzt die Erforschung und Dokumentation der Geschichte des Kurorts Pärnu ein. Die darauf folgenden, eher überblicksartigen Gesamtdarstellungen erschienen zum 120., 125., 150., 160., 165. und 170. Jubiläum des Kurorts. Die ersten drei¹⁷ von diesen sind in der sowjetischen Zeit verfasste Übersichten. Da die Forscher und Autoren, die sich mit der Kurortthematik beschäftigten, größtenteils einen medizinischen und/oder naturwissenschaftlichen Hintergrund hatten, erhielten auch die Geschichtsabhandlungen eine überwiegend medizin- und naturgeschichtliche Ausrichtung. Neben medizin- und naturgeschichtlichen Überblicken wurden (sowohl als Sonderpublikation als auch in Periodika) auch viele kulturgeschichtliche Aufsätze, die sich in den Bereich der Memoiren¹⁸ und heimatkundlichen Untersuchungen einordnen lassen, gedruckt.

Ende der 1990er Jahre setzte die wissenschaftliche Auseinandersetzung über die Geschichte der Kurorte ein. In dem Buch „Seestadt Pärnu“,¹⁹ das zum 160. Jahrestag des Kurorts erschien, wird in knapper und akademischer Form ein Überblick über die Geschichte des Kurorts Pärnu im Zeitraum von 1838 bis 1940 gegeben. Der Band wurde 2002

15 Voldemar Vadi (1891–1951) – Arzt für innere Medizin und Balneologe, Doktor der Medizin (1924), Professor (1934), Mitglied der Akademie der Wissenschaften (1946). Er begründete die Heilwirkung der estnischen Meeresschlämme wissenschaftlich. In den Jahren 1930–1939 arbeitete er in den Sommermonaten auch als Leiter und Arzt der Wasser-Schlamm-Badeanstalt Pärnu. Voldemar Vadi: Kuurort Pärnu: ravivahendid ja nende terapeutiline toime [Kurort Pärnu: Heilmittel und deren therapeutische Wirkung], Pärnu 1932; ders.: Schlamm-, Moor- u. Seekurort Pärnu in Estland: seine Kurmittel und Heilanzeigen, Pärnu 1934; ders.: Eesti tervismuda: balneoloogiline uurimus. Estonskaja lečebnaja grjaz [Der estnische Heilschlamm: eine balneologische Untersuchung], Tartu 1947.

16 Karl Schlossmann (1885–1969) – Begründer der estnischen Mikrobiologie und erster Präsident der 1938 gegründeten Estnischen Akademie der Wissenschaften. Er untersuchte den estnischen Heilschlamm und dessen Anwendungsmöglichkeiten im Kurort Pärnu.

17 Ants Raik: Pärnu kuurort 1838–1958 [Kurort Pärnu 1838–1958], Tallinn 1958; H. Vanker, Endel Veinpalu u.a.: Eesti NSV kuurordid [Die Kurorte der Estnischen SSR], Tallinn 1963; Endel Veinpalu, Liidia Veinpalu (Hrsg.): Pärnu kuurort 150 [Kurort Pärnu 150], Tallinn 1988.

18 Elsbet Parek: Mälestusi aastaist 1931–1949 [Erinnerungen aus den Jahren 1931–1949], Pärnu 1991.

19 Aldur Vunk: Supellinn Vene ja Eesti ajal [Die Kurstadt in der russischen und estnischen Zeit], in: Jüri Kivimäe, Aivar Kriiska u.a. (Hrsg.): Merelinn Pärnu [Die Seestadt Pärnu], Pärnu 1998, S. 132–161.

ergänzt und erweitert durch den englischsprachigen Titel „Brief History of Pärnu“²⁰ bzw. 2003 durch „Pärnu lühiajalugu“.²¹ Die letzte der Pärnuer Jubiläumsschriften, der Sammelband „Die Reise in den [sowjetischen] Westen“²² aus 2009, ist der erste ausführlichere Überblick über die Geschichte des Kurorts in den Jahren 1940–1988. Das thematische Herangehen unter Berücksichtigung der allgemeinen Umstände und der Entwicklung des Kurorts während des Zweiten Weltkriegs und der daran anschließenden Sowjetzeit erwies sich als bahnbrechend.

Im 21. Jahrhundert wurde die Geschichte des Kurorts Pärnu, bedingt vor allem durch die rasche Internationalisierung in der Übergangszeit der 1990er Jahre, zu einem interdisziplinären Forschungsthema. In den Abhandlungen über die Geschichte des Kurorts Pärnu lassen sich neue Entwicklungen der westlichen Geschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte nachzeichnen, im Zuge derer sich die Aufmerksamkeit der Historiker und der Öffentlichkeit von der Sozialgeschichte hin zur Kulturgeschichte orientierte.²³ Diese „neue Welle“ wird durch wissenschaftliche Arbeiten an der Universität Tartu vertreten,²⁴ durch in internationalen Publikationen veröffentlichte Artikel²⁵ sowie durch Beiträge in unterschiedlichen Sammelwerken²⁶ oder Publikationen, die aus Einzelprojekten²⁷ hervorgegangen sind. Im

20 Aivar Kriiska: *Brief History of Pärnu*, Pärnu 2002.

21 Kalju Idvand, Aivar Kriiska u.a. (Hrsg.): *Pärnu lühiajalugu* [Kurze Geschichte Pärnus], Pärnu 2003.

22 Tiit Kask, Aldur Vunk (Hrsg.): *Reis [nõukogude] läände. Kuurortlinn Pärnu 1940–88. Artiklite kogumik. Journey to the [Soviet] West. Resort town of Pärnu during 1940–88. Collection of articles*, Pärnu 2009.

23 Marek Tamm: *Eessõna: Peter Burke ja „kultuuriline pööre“ ajalookirjutuses* [Vorwort: Peter Burke und die „kulturelle Wende“ in der Geschichtsschreibung], in: Marek Tamm: *Mis on kultuuriajalugu? [Was ist Kulturgeschichte?]*, Tallinn 2011, S. 7–21, hier S. 7.

24 Saskia Järve: *Merekuurort Pärnu linnamajanduse haruna* [Das Seebad in Pärnu als Zweig der städtischen Wirtschaft], Diplomarbeit an der Universität Tartu, Pärnu College, Pärnu 2000; Tiit Kask: *Pärnu kuurordi kujunemis- ja arengulugu aastatel 1838–1940* [Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Kurorts Pärnu in den Jahren 1838–1940], Magisterarbeit an der Universität Tartu 2003; *The Development of the Resort of Pärnu in 1838–1940. The Master's Thesis. Chair of Human Geography, Institute of Geography, Tartu 2003*; Anu Järs: *Eesti kuurortide supelkultuurist 19. ja 20. sajandil – On Bathing Culture in Estonian Resorts in the 19th and 20th Centuries*, Magisterarbeit an der Universität Tartu, Tartu 2010.

25 Barry Worthington: *Change in an Estonian Resort: Contrasting Development Contexts*, in: *Annals of Tourism Research* 30 (2003), H. 2, S. 369–385; Jarkko Saarinen, Tiit Kask: *Transforming Tourism Spaces in Changing Socio-Political Contexts: The Case of Pärnu, Estonia, as a Tourist Destination*, in: *Tourism Geographies* 10 (2008), H. 4, S. 452–473; Anu Järs: *Die Badekultur in den Ostseebädern Estlands*, in: Olga Kurilo (Hrsg.): *Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2009, S. 179–198; Tiit Kask, Garri Raagmaa: *The Spirit of Place of the West Estonian Resorts*, in: *Norsk Geografisk Tidsskrift – Norwegian Journal of Geography* 64 (2010), Nr. 3, S. 162–172.

26 Mart Kalm: *Eesti 20. sajandi arhitektuur – Estonian 20th Century Architecture*, Tallinn 2002; Aurika Meimre: *Kultuuri topograafia: vene kultuuritegelased – suvitajad Eestis* [Die Topografie der Kultur: die russischen Kulturschaffenden als Sommergäste in Estland], Moskva 2011.

27 Artikel im Katalog zur gemeinsamen Ausstellung des Pärnuer Museums und des Alvar-Aalto-Museums: Aldur Vunk: *Pärnu kuurordi kujunemise eellugu* [Die Vorgeschichte der Entwicklung des Kurorts Pärnu], S. 7–10; Inge Laurik: *Pärnu supelasutuse arhitektuurivõistlused aastatel 1922 ja 1925* [Die Architekturwettbewerbe der Pärnuer Badeanstalt in den Jahren 1922 und 1925], S. 18–24; Karin Hallas-Murula: *1920. aastate Eesti-Soome arhitektuurisuhetest ja Soome arhitek-*

Vergleich zu den Untersuchungen, in denen die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der europäischen (besonders englischen) Seekurorte behandelt werden, ist den estnischen Abhandlungen oftmals ein allzu lokaler, episodenhafter und fragmentarischer Charakter zuzuweisen.

In der folgenden Abhandlung werden wesentliche Aspekte der Entwicklung Pärnus als Kurort und der Prozesse herausgearbeitet, die Pärnu Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, d.h. in der ersten Blütezeit des Kurorts, geformt und beeinflusst haben – in jener Zeit also, in der Pärnu den Status und das Image eines berühmten und anerkannten Heilkurorts des zarischen Russland erlangte.

Die Seestadt Pärnu

Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte von Pärnu ist eng verbunden mit der von Natur aus günstigen Lage an der Ostküste der Ostsee im Mündungsgebiet der Flüsse Pärnu (Embecke) und Sauga (Perona), die in die flache Bucht münden. Die ersten schriftlichen Angaben über die Stadt stammen aus dem Jahr 1251 – „Fundatio Cathedralis ecclesiae Osilliensis in Perona“.²⁸

Pärnu, einer der wichtigsten Stützpunkte des Deutschen Ordens in Livland, entwickelte sich als Hansestadt zu einem wichtigen Seehafen auf den Handelswegen zwischen Ost und West. Der Niedergang des Hansehandels, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts beginnende lange Periode der Kriege sowie Pest und Hunger verwüsteten die Stadt bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts vollständig.²⁹

Im Jahr 1617 geriet Pärnu unter schwedische Gewalt. Die neue Vormacht begann Befestigungsanlagen gegen den möglichen russischen Gegner zu errichten. In den 1670er Jahren wurden diese Arbeiten auch in Pärnu in Angriff genommen. Die Stadt, die auf einem Gebiet mit flachem Relief lag, wurde mit einem siebeneckigen Bastionsstreifen sowie mit einem breiten und tiefen Wallgraben umschlossen. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts wurde aus Pärnu eine barocke Festungsstadt mit den modernsten Verteidigungsanlagen Livlands.³⁰

Als Ergebnis des Nordischen Krieges (1700–1721) gewann Russland sowohl die estnischen als auch die livländischen Gebiete. Im Jahr 1710 überließ die schwedische Garnison Pärnu den russischen Truppen. In der Nachkriegsperiode wurden die Bauarbeiten an den

tide töödest Pärnu supelasutuse konkursil [Über die estnisch-finnischen Architekturbeziehungen der 1920er Jahre und über die Arbeiten der finnischen Architekten im Wettbewerb der Pärnuer Badeanstalten], S. 34-42; Katariina Pakoma: „La Tour de Soleil“ – Alvar Aalto võistlusprojekt Pärnu supelasutuse ehituseks [„La Tour de Soleil“ – Entwurf von Alvar Aalto für den Wettbewerb zum Bau der Badeanstalt Pärnu], S. 54-57; Mart Kalm: Södade-vaheline Pärnu kuurort [Der Kurort Pärnu in der Zwischenkriegszeit], S. 65-72, in: Inge Laurik, Katrin Martsik (Hrsg.): Päikesereis! Alvar Aalto ja Pärnu supelasutuse arhitektuurikonkursid [Alvar Aalto und die Architekturwettbewerbe der Badeanstalt Pärnu], Pärnu 2004; Tiit Kask: Pärnu from Fortress Town to Health Resort Town 1838–2006, Pärnu 2007.

28 Inna Põltsam, Aldur Vunk (Hrsg.): Pärnu linna ajaloo allikad 13.–16. sajandini. I osa. Quellen zur Geschichte der Stadt Pernau 13.–16. Jahrhundert, T. 1, Pärnu 2001, S. 17.

29 Angeblich gab es im Jahr 1603 in der Stadt nur noch 10 Einwohner. Vgl. Kivimäe, Kriiska (Hrsg.), Merelinn Pärnu (wie Anm. 19), S. 99.

30 Kask, Pärnu from Fortress Town (wie Anm. 27), S. 2.

Stadtbefestigungen fortgesetzt – die vorhandenen Bauten wurden erneuert und in Ordnung gebracht, die schon von den Schweden angefangenen beendet. Bis 1835 fungierte Pärnu als Festungsstadt an der westlichen Grenze des russischen Imperiums.



Abb. 1: Plan der Stadt Pärnu „Plan uezdnago goroda Pernau“, etwa 1870, in: EAA 298.2.21

Am 15. Juli 1835 wurde Pärnu aufgrund der Verordnung Nr. 79 des Kriegsministers³¹ aus dem Verzeichnis der Festungsstädte des russischen Imperiums gelöscht. Zar Nikolai I. schenkte der Stadt den Befestigungstreifen samt der dazugehörigen Gebäude. Für Pärnu begann eine Zeit entscheidender Veränderungen und Erneuerungen, eine Zeit, während der aus der geschlossenen Festungsstadt ein offener und „in Grün getauchter“ Kurort am Meer wurde – mit zahlreichen Parks, schattigen Alleen und eleganter Architektur.

Die mehr als 170-jährige Entwicklungsgeschichte des Kurorts Pärnu kann in vier Perioden eingeteilt werden:³²

31 Akte betreffend die Errichtung eines Komitees zur Leitung und Überwachung der Arbeiten bei Abtragung der Festungswerke usw., in: Eesti Ajalooarhiiv [Estnisches Historisches Archiv, EAA] 1000.1.1704, S. 119.

32 Tiit Kask: Pärnu kuurort 1940–1955. Nõukoguliku kuurordi kujunemisaastad [Der Kurort Pärnu 1940–1955. Die Entwicklungsjahre des sowjetischen Kurorts], in: Kask, Vunk (Hrsg.), Reis [nõukogude] lüände (wie Anm. 22), S. 39-59, hier S. 39.

1838–1915	Entwicklung zum Heilkurort, erste Berühmtheit und Anerkennung.
1919–1940	Entwicklung zu einem international bekannten und anerkannten, repräsentativen Kurort der Estnischen Republik, zur Sommerhauptstadt Estlands.
1944–1990	Entwicklung zum ganzjährigen, sowjetunionweit bekannten Heilkurort und zum offiziell nicht anerkannten sommerlichen Erholungskurort.
1991–	Wiederherstellung des Status als international bekannte und anerkannte Sommerhauptstadt Estlands.

Die erste Periode, Berühmtheit und Anerkennung, die rund 75 Jahre andauerte, lässt sich in zwei wesentlich voneinander zu unterscheidende Phasen teilen:³³ die Entstehung des Kurorts (1838–1888) und seine darauf folgende Entwicklung zu einem anerkannten Heilbad bis in die Jahre des Ersten Weltkriegs.

Die Entstehung des Kurorts (und der „Durchbruch“ Richtung Meer)

Im Jahr 1837 wurde bei dem Magistrat ein Gesuch für die Errichtung einer Badeanstalt eingereicht.³⁴ Im Herbst des gleichen Jahres wurde der Bauvertrag über ein Holzgebäude im klassizistischen Stil an der Stelle der aus dem schwedisch-russischen Krieg (1808/09) stammenden und am Meer liegenden Wallbatterie³⁵ und einer Badebrücke mit zwei Badehütten abgeschlossen.³⁶ Am 28. Juni 1838 kamen die ersten Besucher in die Badeanstalt.³⁷ Im Sommer wurden warme Meereswasserbäder und die Möglichkeit zu „kalten“ Bädern im Meer angeboten, im Winter aber diente die Badeanstalt als Sauna. Für die Bäder im Meer wurden sowohl Badewagen, die mit Pferden ins Meer gezogen wurden, als auch Badebrücken mit Badehütten, die auf Pfählen im Meer standen, benutzt. Ein eigens gegründetes Komitee führte die Versorgung der Badehütten, die Betreuung der Badenden und den Verkauf der Eintrittskarten durch.

Über die Verhältnisse Pärnus Mitte der 1840er Jahre gibt der ordentliche Chemieprofessor der Tartuer Universität Friedemann Goebel in der Broschüre „Das Seebad bei Pernau, an der Ostsee“ (Leipzig 1845) einen Überblick. Er bezeichnet Pärnu als einen der am meisten besuchten Ostseekurorte Russlands, in dem im Sommer 1844 54 Familien (154 Badegäste) aus Moskau, St. Petersburg, Tartu (Dorpat), Tallinn, Riga, Valmiera (Wolmar), Valga (Walk) und Viljandi (Fellin) einen Kururlaub verbracht hätten.³⁸ Zugleich veröffentlichte er Angaben über die chemische Zusammensetzung des Meereswassers aus der Pärnuer Bucht und

33 Jarkko Saarinen, Tiit Kask: Tourism Spaces in Changing Socio-Political Contexts, in: *Tourism Geographies* 10 (2008), Nr. 4, S. 452-476, hier S. 467.

34 Soweit bekannt, war der Initiator der Idee der Justizbürgermeister Carl Weinhold Goldmann, auf dessen Initiative in den 1830er Jahren außerhalb der Festungsstadt auch der erste Park angelegt wurde (Vana park, später auch Musse- und Linna park), der bis zum Ende der 1880er Jahre die Haupterholungsstätte für die Stadtbewohner war. Vgl. Kask, Pärnu from Fortress Town (wie Anm. 27), S. 3 f.

35 Mereleksikon [Meereslexikon], Tallinn 1996, S. 343.

36 Pärnu esimene supelasutuse ehitusleping ja joonised [Bauvertrag und Abbildungen der Pärnuer ersten Badeanstalt], o.O. 1837, in: EAA 5099.1.4.

37 Sissetuleku raamat [Buch der Einnahmen] 28.6.1838–6.9.1860, in: EAA 5099.1.17.

38 Goebel, Das Seebad bei Pernau an der Ostsee (wie Anm. 13).

behauptete, dass der Pärnuer Badestrand sehr günstig für Kurbehandlungen bei verschiedenen Krankheiten wäre.³⁹ Das Vorhaben, das mit Schwung angefangen hatte, wurde leider schon in den 1850er Jahren wieder zu einer verhältnismäßig lokalen Erscheinung. Einen gewissen Einfluss übten die mit dem Krimkrieg (1853–1856) verbundenen Ereignisse aus.⁴⁰ Auch die reguläre Schiffsverbindung mit Riga, die in den 1870er Jahren eröffnet worden war, änderte nichts an der geringen Besucherzahl und der instabilen wirtschaftlichen Lage, die folgte.⁴¹

Die fehlende Einbeziehung der lokalen Gemeinde und das geringe Interesse an einer wirtschaftlichen Förderung des Kurortes waren auch durch den in den 1860er/70er Jahren in Pärnu zu verzeichnenden Aufschwung des Handels bedingt. Pärnu wurde zum wichtigsten Ausfuhrhafen Estlands, 1864 überstiegen die dortigen Ausfuhrer diejenigen von Tallinn um etwa das Vierfache. Die schnelle Entwicklung wurde auch durch das enorme Wachstum der landwirtschaftlichen Produktion im Hinterland der Hafenstadt gestützt: Zu den führenden Exportprodukten wurden Flachsfasern und -samen anstelle von Getreideausfuhrer. Sie machten etwa 75% des Gesamtwertes der exportierten Ware aus.⁴² Der Anteil Pärnus am Import blieb aber im Vergleich zu den Häfen Riga und Tallinn bescheiden.

In den 1880er Jahren folgte der wirtschaftliche Niedergang: Große Preisschwankungen im Flachsmarkt, eine inkonsequente Zollpolitik der russischen Regierung, das kurz zuvor fertiggestellte baltische Eisenbahnnetz,⁴³ durch das Tallinn und Riga eine vorteilhaftere Position erhielten, außerdem der Pärnuer Hafen, der trotz der neuen Steinmolen, die 1863/64 in der Flussmündung errichtet worden waren, und trotz wiederholter Vertiefungen für große Schiffe praktisch unbefahrbar blieb, waren die Hauptgründe. Viele Handelskontore siedelten infolgedessen nach Tallinn oder Liepaja (Libau) um.

Der wirtschaftliche Niedergang spiegelte sich auch in der Einwohnerzahl der Stadt wider, die bisher ein schnelles Wachstum hatte verzeichnen können. Während in den Jahren 1825 bis 1862 die Einwohnerzahl Pärnus von 4 100 auf 6 700 stieg und sich im Laufe der nächsten 20 Jahre (1862 bis 1881) fast verdoppelte (12 966), nahm sie in den letzten Jahrzehnten

39 1842 und 1884 untersuchte Goebel Wasserproben der drei estnischen Küstenorte (Tallinn, Haapsalu, Pärnu). Vgl. Vanker, Veinpalu, Eesti NSV kuurordid (wie Anm. 17), S. 78.

40 1854–1855 wurde die gesamte Ostseeküste Russlands blockiert. Im August und Oktober 1855 tauchten an der Reede von Pärnu englische und französische Kriegsschiffe auf, es fanden aber keine direkten Kampfhandlungen statt. Vgl. Kivimäe, Kriiska (Hrsg.), Merelinn Pärnu (wie Anm. 19), S. 124.

41 Die vorläufige Schifffahrtslinie Pärnu – Riga – Liepaja (Libau) wurde schon im Jahr 1860 eröffnet, doch der Raddampfer „Knjaz Suvorov“ ging bereits im Juli desselben Jahres auf seiner ersten Reise in der Nähe von Heinaste unter. Vgl. Mereleksikon (wie Anm. 35), S. 60 u. 166.

42 Kivimäe, Kriiska (Hrsg.), Merelinn Pärnu (wie Anm. 19), S. 124–126.

43 Ein großer Teil der früher über Pärnu beförderten Waren verlagerte sich jetzt nach Tallinn oder Riga. Mit der Errichtung der Eisenbahnlinie St. Petersburg – Paldiski und dem Ausbau des Tallinner Handelshafens war Tallinn in der ersten Hälfte der 1880er Jahre, was den Gesamtumsatz des Außenhandels anbelangt, nach St. Petersburg und Odessa der drittgrößte Hafen Russlands. H. Paid: Transpordi areng Eestis kapitalismi tingimustes [Die Entwicklung des Transports in Estland unter kapitalistischen Bedingungen], in: Eesti Geograafia Seltsi aastaraamat (1962), S. 142. Im Rahmen des großzügigen Programms zur Entwicklung der Industrie, das die Zentralgewalt in den 1890er Jahren in Gang gebracht hatte, wurde Riga nach St. Petersburg und Moskau zum drittgrößten Handelszentrum und zum größten Osteehafen des Kaiserreichs; Andres Kasekamp: Balti riikide ajalugu [Geschichte der baltischen Staaten], Tallinn 2011, S. 115.

des Jahrhunderts deutlich ab.⁴⁴ In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts änderte sich auch die nationale Zusammensetzung der Bevölkerung wesentlich. Während es in Pärnu in den 1860er Jahren 52,1% Esten, 41% Deutsche, 6,2% Russen und 0,7% Einwohner anderer Nationalitäten gab, betrug der Anteil der Esten 1897 schon 70,7%, der der Deutschen 19,3%, der der Russen 5,3% und der von Vertretern anderer Nationalitäten 4,7%.⁴⁵ Trotz des explosiven Urbanisierungsprozesses,⁴⁶ der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begonnen hatte und mit dem Esten vom Land in die Städte zogen,⁴⁷ und trotz der von der Zentralgewalt forcierten Russifizierungspolitik hielten sich die Deutschen in Pärnu bis 1913 an der Macht.

Gemäß der neuen russischen Städteordnung, die 1877 in den baltischen Gouvernements eingeführt wurde, wurden in Pärnu 1878 ein neuer Stadtrat und eine neue Stadtverwaltung gewählt; Bürgermeister wurde der Justizbürgermeister Oskar Alexander Brackmann (1841–1927).⁴⁸ Auf Initiative des neuen Bürgermeisters wurde 1882 mit der Anlage eines frei gestalteten Landschaftsparks (dem heutigen Rannapark) am Meer begonnen. Brackmann beschäftigte sich konsequent mit der Attraktivität der Stadt, mit der Reinheit des Wassers und mit Fragen zur fiskalischen Situation der Stadt. Die folgenden Jahrzehnte beweisen überzeugend, dass er sich sowohl als Bürgermeister als auch als scharf kalkulierender Pragmatiker und als Visionär erfolgreich behaupten konnte.

Die Veränderungen im Stadtraum sind vor allem mit dem Abriss der Befestigungen, mit dem man in den 1860er Jahren begonnen hatte, und mit der Öffnung und Ausweitung Richtung Meer verbunden. Die offizielle Erlaubnis dafür wurde vom Komitee für den Küstenschutz an der Ostsee am 5. März 1860 erteilt.⁴⁹ Das arbeitsintensive Projekt,⁵⁰ das das Aussehen der Stadt grundlegend verändern sollte, wurde vom Leiter der Abrissarbeiten der Befestigungsanlagen von Riga, dem Oberingenieur C. Weyr, ausgearbeitet. Als Ergebnis

44 Im Jahr 1897 betrug die Einwohnerzahl Pärnus 12 878, zusammen mit Vana-Pärnu und Rääma, die zur Stadt gehörten, waren es insgesamt 15 311 Einwohner. Rechtlich wurden Vana-Pärnu und Rääma der Stadt im Jahr 1920 angegliedert. Oleg Kotšenovski: Pärnu linnaehituslik kujunemine alates XIX sajandi lõpust [Die städtebauliche Entwicklung Pärnus seit dem Ende des 19. Jahrhunderts], in: Ehitus ja arhitektuur (1975), Nr. 3, S. 13-22, hier S. 13.

45 Raimo Pullat: Eesti linnad ja linlased XVIII sajandi lõpust 1917. aastani [Estnische Städte und Stadtbewohner vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Jahr 1917], Tallinn 1972, S. 60.

46 Im Zeitraum von 1863 bis 1897 stieg der Anteil der Stadtbewohner in der Bevölkerung Estlands von 8,8% auf 19,2% an. Raimo Pullat: Tallinnast ja tallinlastest [Von Tallinn und den Tallinnern], Tallinn 1966, S. 25.

47 Im Zuge der Urbanisierung betrug der Anteil der Esten in den Städten im Jahr 1881 56,1% und im Jahr 1897 bereits 67,8%.

48 Bürgermeister von Pärnu in den Jahren 1879–1915 und 1918. Während Pärnus „Brackmann’sche Epoche“ von den 1880er Jahren bis zum Jahr 1913 blieb die Zusammensetzung der Stadtverwaltung im Wesentlichen gleich: Bürgermeister Oskar Alexander Brackmann, Stadtrat Friedrich Rambach und Stadtsekretär Eduard Simson. Vgl. Kersti Lust: 1905. aasta revolutsioon ja eestlased Pärnu linnaduumas [Die Revolution von 1905 und die Esten in der Stadtduma von Pärnu], in: Aldur Vunk (Hrsg.): Pärnumaa 2. Loodus, aeg, inimene [Kreis Pärnu 2. Natur, Zeit, Mensch], Tallinn 2010, S. 189-197, hier S. 195.

49 Akte betreffend die Errichtung eines Komitees zur Leitung und Überwachung der Arbeiten (wie Anm. 31), S. 119.

50 Projekt zur Abtragung der Festungswerke Pernaus. Plan der Stadt Pernau mit Angabe der bestehenden Festungswerke; Projekt zur Abtragung der Festungswerke Pernaus. Plan der Stadt Pernau nach Abtragung der Festungswerke, in: EAA 1000.1.1704, S. 140 f.

der im Laufe der nächsten Jahrzehnte durchgeführten Arbeiten, bei denen die Bastionen geschleift und die Wallgräben gefüllt wurden, entstand um den Innenstadtkern ein Grünstreifen aus Parks und Alleen, der bis heute den Stadtraum von Pärnu wirkungsvoll prägt. Auch wurden Alleen angelegt, die die ehemalige Festungsstadt mit den am Meer gelegenen Gebieten verbanden.⁵¹

Trotz der erreichten positiven Veränderungen blieben die Besucherzahlen in Pärnu und die Errungenschaften bei der Förderung der Kurbehandlung und des Badebetriebs bis zum Ende der 1880er Jahre noch sehr begrenzt. In den 1880er Jahren konnten im Laufe der Saison (Mai bis September) maximal 150 Sommergäste, vor allem aus Estland und Livland, verweilen. Mit den benachbarten Kurorten am Strand von Riga, Kuressaare und Haapsalu konnte Pärnu hinsichtlich des Angebots an Kurdienstleistungen und Behandlungsmöglichkeiten sowie der Besucherzahl⁵² nicht in Konkurrenz treten.

Wegen der wirtschaftlichen Instabilität, der geringen Bekanntheit der Stadt, der dürftigen Verkehrswege und der ungenügenden Organisationserfahrungen im Badebetrieb war die Badeanstalt, die das Leben im Kurort organisierte, ständig in wirtschaftlichen Schwierigkeiten und konnte ihre Tätigkeit nur dank Subventionen fortsetzen. Ungeachtet dessen übte die Tätigkeit der Badeanstalt, die auf private Initiative gegründet worden war und fast 50 Jahre andauerte, einen wichtigen Einfluss sowohl auf die Ausbreitung Pärnus Richtung Meer als auch auf die Stadtentwicklung insgesamt aus.



Abb. 2: Badestrand der Frauen 1890er Jahre, Fotosammlung Pärnu Muuseum.

51 Nach dem russischen Stadtgesetz war für die Begrünung und für kommunalwirtschaftliche Einrichtungen 15% des Stadtbudgets vorgesehen, was für die Stadt Pärnu, v.a. Eigentümer von Immobilien und Wald, eine gute zu kalkulierende Einkommensquelle darstellte. Vgl. Vunk, Pärnuuurordi kujunemise eellugu (wie Anm. 27), S. 9.

52 In Kuressaare verweilten im Jahr 1875 210 und im Jahr 1885 1100 Sommergäste, in Hapsal im Jahr 1875 2080 und im Jahr 1881 3000 Sommergäste. Vgl. Kask, Raagmaa, The spirit of place (wie Anm. 25), S. 165.

Der anerkannte kaiserliche Heilkurort Pärnu

*„wir sind überzeugt, dass jeder richtige Gedanke,
wenn zu diesem einmal der erste Anstoß
gegeben worden ist, sich selber einen Weg bahnt und Wirklichkeit wird.“*
Alexander Theodor Heine, 24. Juli 1889⁵³

Aufgrund der Rezession begann die Pärnuer Stadtverwaltung in der zweiten Hälfte der 1880er Jahre immer ernsthafter über die Möglichkeit nachzudenken, die Badeanstalt zu kommunalisieren. In der Umgestaltung des Kurbereiches sah man eine Möglichkeit, neue Arbeitsplätze zu schaffen, das Geschäftsumfeld zu beleben und dadurch auch die Gewinnbasis der Stadt zu erweitern.

1889, nach mehrmaligen Verhandlungen zwischen den Besitzern der Badeanstalt und den Vertretern der Stadt, wurde beschlossen, die wirtschaftlich ineffiziente und heruntergekommene Badeanstalt zu verkaufen.⁵⁴ Auf Initiative Oskar Brackmanns übernahm die Stadt die Organisation des gesamten Kurbereiches. Umgehend wurde beim Stadtrat eine Kurort- oder Badekommission mit Rechtsanwalt Alexander Theodor Heine⁵⁵ an der Spitze gegründet. Es wurde auch die bezahlte Stelle eines Geschäftsführers oder Badeinspektors geschaffen: Erster Badeinspektor von Pärnu wurde Karl Schultz,⁵⁶ der über eine technische Ausbildung verfügte. Beide nahmen ihre neuen Verpflichtungen sehr ernst. Die ersten Grundsätze zur Regelung des Lebens im Kurort und seiner Wirtschaft sowie Anordnungen und Vorschriften, die die weiteren Aktivitäten regelten, wurden ausgearbeitet. Heine beschäftigte sich auch mit der Prüfung der Beschaffungsmöglichkeiten zeitgemäßer Behandlungsapparaturen und anderer technischer Mittel sowie mit den Fragen, die die Schiffverbindung zwischen Riga und Pärnu betrafen. Zudem bereitete er eine Werbekampagne des Kurorts in den Zeitungen von Moskau, St. Petersburg, Polen und dem Baltikum vor. Die Erfolge der umgebenden Kurorte führten auch in Pärnu dazu, im Kurbereich ehrgeizigere Ziele umzusetzen. Für sehr wichtig gehalten wurde eine Analyse der Faktoren, die den Erfolg der Nachbarstädte herbeigeführt hatten (*benchmarking!*)⁵⁷ sowie eine schnelle und effiziente Umsetzung der Untersuchungsergebnisse in Pärnu. Eben deshalb machten sich Heine, der Landarzt Eduard Gotlieb Behse⁵⁸ und Badeinspektor Schultz im Auftrag der Stadtverwaltung im Frühsommer 1889 mit der Organisation und Struktur der Kurbereiche von Kuressaare, Haapsalu, Kõmeri und Rõgas Jürjala vertraut.

Am 25. Juli 1889 legte der Vorsitzende der Badekommission, Heine, der Stadtverwaltung einen ausführlichen Bericht vor,⁵⁹ der einen guten Überblick über die aktuelle Lage der

53 Reisebericht von Alexander Theodor Heine, 24. Juli 1889, in: Pärnu Muuseum [Pärnu Museum, Pärnu] 787, Ar 112, S. 25, übers. v. Indrek Jürjo, Inna Põltsam-Jürjo 2005.

54 Die Stadt kaufte die Badeanstalt für 3000 Rubel. Reisebericht, in: Pärnu 787, Ar 112, S. 18.

55 Advocat Alexander Theodor Heine – Vorsitzender der Badekommission von Pärnu in den Jahren 1889–1891.

56 Karl Schultz – Badeinspektor von Pärnu in den Jahren 1889–1898.

57 Vergleichbar mit den Vergleichsuntersuchungen in der Wirtschaft zur besten Praxis.

58 Eduard Gotlieb Behse – Landarzt (Kreisarzt) in Pärnu in den Jahren 1873–1890.

59 Reisebericht, in: Pärnu 787, Ar 112, S. 126, transkribiert v. Indrek Jürjo u. Inna Põltsam-Jürjo, 2005.

besuchten Kurorte gibt und zugleich die ehrgeizigen Ziele der Stadtverwaltung deutlich macht, die ernsthaft daran dachte, den etablierten Kurorten schon in den nächsten Jahren Konkurrenz zu machen. Es handelt sich um ein programmatisches Dokument, mit dem die weiteren Pläne zu Pärnu wesentlich beeinflusst wurden und in dem sich ausdrucksvoll der Einsatz und die Entschlossenheit sowohl seiner Verfasser als auch anderer Personen zeigen, die an der Geburt des „neuen Kurorts“ beteiligt waren.

Die wesentlichen Fragen, für die man auf der Rundreise Antworten und Lösungen finden wollte, waren folgende:

1. Kann – und wenn ja inwieweit – der Strand von Pärnu sich mit den anderen Badeorten (vor allem den Kurorten am Strand von Riga, in Kõmeri und Kuressaare) messen?
2. Ist die Einrichtung der vorhandenen, alten Badeanstalt weiterhin zu gebrauchen? Wenn nicht, welche Umbauten und Umgestaltungen muss man für eine erfolgreiche Entwicklung des Unternehmens durchführen?
3. Soll man die vorhandene Badeanstalt auch für das Angebot von warmen Bädern erhalten und anpassen?
4. Sollte man nicht eine neue, zeitgemäße Badeanstalt bauen und das alte Gebäude zu einer Unterkunft für Patienten umbauen?
5. Welchen Heilbädern (Heilverfahren) soll man in der neuen Badeanstalt besondere Aufmerksamkeit widmen?

Im ersten Teil des Berichtes, in dem die Mitglieder der Kommission die momentane Situation in Estland und Livland kartierten, schätzten sie Pärnus Chancen mit den Badekurorten unweit von Riga konkurrieren zu können, als sehr problematisch ein. In dem Reisebericht kann man Folgendes lesen:

„Von einer Konkurrenz mit dem speziell Rigaschen kalten Seebade kann nicht die Rede sein. Es ist daselbst im Laufe einiger Jahrzehnte eine großartige, hart am Meere und dabei im Walde belegene Villenstadt entstanden, die nicht allein ein vorzügliches Seebad in unmittelbarer Nähe hat, sondern auch durch geschickte Anlage zu einer Sommerfrische ersten Ranges geworden ist. [...]

Die bequeme und billige Verbindung mit der Großstadt Riga erleichtert den Umzug, kurz, es hat sich hier alles vereint, um speziell diesem Strande eine nicht geringe Zugkraft zu verleihen.

Einen etwaigen Zuzug via Riga d.h. aus dem Gebiete um und hinter Riga bezüglich des kalten Bades hat Pernau daher nicht zu erwarten.

Anders verhält es sich dagegen mit den Gebieten, welche nicht nach Riga hin gravitieren, welcher Rayon nach Erbauung der Baltischen Bahnen allerdings ein sehr kleiner geworden ist. Die Aussichten Pernaus einmal ein Badeort für kalte Bäder zu werden, sind daher geringe, so lange nicht eine Bahnverbindung den leichten und bequemen Verkehr hierher vermittelt.“⁶⁰

60 Ebenda, S. 2 f.

Die Vorteile der Rigaer Strandkurorte mit den lokalen Voraussetzungen und Möglichkeiten Pärnus abwägend, wird der Bericht mit einer Analyse der Tätigkeit jener Kurorte fortgesetzt, die über vorbildhafte Erfahrungen in der Kurbehandlung verfügten:

„Anders ist es dagegen mit den Badeorten Kemmern, Arensburg, Hapsal etc. Diese Orte haben ihre Bedeutung nicht durch ihr kaltes Bad erlangt, sondern durch die dort verabreichten Curbäder, d.i. Schlamm- und Moorbäder. Bei einer Reihe von Krankheiten haben dieselben heilenden Kräfte bewährt, was ihnen in Folge dessen alljährlich einen nicht unbedeutenden Zuzug Kranker und Leidender sichert, die bekanntlich gerade wegen ihres leidenden Zustandes in Begleitung ihrer Familien zu kommen pflegen. Diese gesunden Familienglieder der armen Leidenden werden bei mangelnder Bahnverbindung stets nur die Gäste unseres kalten Bades sein, werden die Einnahme aus dem kalten Seebade erhöhen, wenn wir es verstehen Pernau den Städten Arensburg und Hapsal bezüglich des Schlammades gleichzustellen, wozu uns von der Natur die erforderlichen Mittel an die Hand gegeben sind. – Daß wir diese Mittel gehörig zu verwenden bisher nicht verstanden haben, ist unsere Schuld. Mangelndes Verständniß für die Bedeutung, welche ein Zuzug fremder Personen, wenn auch nur während weniger Monate für das wirtschaftliche Leben einer kleinen Stadt haben können, ist gegenwärtig besserer Einsicht gewichen.“⁶¹

Hier kommt die feste Überzeugung der Kommission zum Ausdruck, dass Pärnus einziger Erfolg versprechende Perspektive die als Heilkurort sein würde. Davon ausgehend wird im Bericht ein ausführlicher und sachkundiger Überblick über die Heilmethoden, die Arbeitsordnungen, die technischen Lösungen und die Praxis der Preisgestaltung der angebotenen Gesundheitsdienstleistungen in den Heilanstalten von Kõmeri und Kuressaare gegeben. Besonders positiv wurde der Besuch in der Heilanstalt von Dr. Mierzejewski⁶² in Kuressaare kommentiert:

„Dr. Mierzejewski kam uns mit der größten Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen. Bis ins Detail hinein machte er uns mit dem Betriebe und der Leitung bekannt, warnte vor Fehlern, in welche er bei der Anlage verfallen und gab werthvolle praktische Winke, welche wir nicht verfehlt haben, in dem von uns eingereichten Projecte zu verwerthen. Bemerkenswerth war nachstehender Ausspruch: „Meine Herren, ich habe vor Ihnen keinerlei Secreten, Sie sollen alles kennen lernen, damit Sie keine Fehler machen. Ich fürchte keine Concurrenz. Je mehr Badeanstalten am baltischen Strande, desto stärker wird der Zustrom von Osten hierher sein. Zu fürchten haben wir nur die Concurrenz des Südens, des Schwarzen Meeres. Wenn die Lei-

61 Ebenda, S. 3 f.

62 Wladislaw Laurentius von Szeliga-Mierzejewski (1841–1918) – ein aus St. Petersburg stammender Gynäkologe, auf dessen Initiative im Jahr 1876 in Kuressaare die repräsentative Schlammbadanstalt Roomassaare errichtet wurde, die bis zum Jahr 1940 in Betrieb war. Dort praktizierten anerkannte Ärzte, Professoren und Berater. Vgl. Joosep Reinaru: Mudaravi ajaloo ja ravitaktikast Kuressaare [Über Geschichte und Behandlungsverfahren der Schlammbäderkuren in Kuressaare], Kuressaare 2006, S. 3.

denden sich gewöhnen, in den Süden zu ziehen, dann können wir unsere Anstalten schließen.“⁶³

Das wachsende Netz der Kurorte am Schwarzen Meer vergrößerte die Konkurrenz und beförderte eine ernsthafte Beschäftigung mit Auswahl und Qualität der angebotenen Dienstleistungen. Auch auf die Entwicklung der Atmosphäre im Kurort, der Imagegestaltung und des Werbungskonzeptes musste ein besonderes Augenmerk gelegt werden. Als eine neue Erfahrung wird das Verhältnis der Badegäste zu den Bewohnern Pärnus betont. Im Badebereich wurde zunehmend Aufmerksamkeit auf Faktoren mit einer langfristigen, positiven Wirkung bzw. so genannte „weiche Werte“ gelegt. Wenn es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in den Anfangsjahren der Geschichte der Kurorte schien, dass, um den lokalen Kurbetrieb erfolgreich in Gang zu setzen, nur der eine oder andere enthusiastische „Importeur“ der Kurortsidee, Gründer einer Bade- und Heilanstalt, Arzt und/oder lokale Amtsträger genügte, so wurden ein halbes Jahrhundert später die Einbeziehung der lokalen Einwohnerschaft, Offenheit und Gastfreundschaft als wichtige Voraussetzungen für eine größere Besucherzahl, für das Erzielen guter Behandlungsergebnisse und für eine gute Imagebildung herausgestellt.

„Es genügt nicht für einen Badeort, daß sich einzelne Personen für das Bad interessieren. Es ist erforderlich, daß alle Bewohner voll Interesse für das Bad sind und sich gleichsam als Wirthe den Gästen gegenüber fühlen. – Dieses Gefühl muß den Bewohnern erst anezogen werden. Sie müssen erkennen lernen, daß das Lob der geheilten Leidenden und der Dank für freundliche Behandlung durch Zuführung neuer Patienten weit mehr in ihrem Interesse liegt, zu einer Quelle bescheidener Wohlhabenheit werden kann, als die Befriedigung augenblicklicher Habsucht. Die liebenswürdige Wirthstellung wird sich daher in bescheidener Preisnotirung für Speise, Trank und Quartier zu manifestiren haben und in höflicher Behandlung der angereisten Fremden. – Das sind Gesichtspunkte, welche weitere Verbreitung unter den hiesigen Bewohnern verdienen und durch das gute Beispiel besser situirter Personen am besten eingebürgert werden können.

Die Wahrnehmungen, welche wir nach dieser Richtung in der kurz bemessenen Frist haben machen können, sprechen sehr zu Gunsten der Bewohner Kemmerns und Arensburgs. Ueberall ist man uns freundlich entgegengekommen. In Kemmern und Arensburg sind uns alle Einrichtungen bereitwilligst gezeigt, alle Anfragen freundlichst beantwortet worden.“⁶⁴

Behandelt wurden auch das Thema der Erreichbarkeit der Kurorte, die Infrastruktur, Verkehrsmöglichkeiten und Verkehrskomfort. V.a. wurde der Verkehr Richtung St. Petersburg, Riga und Tallinn berücksichtigt, dies sowohl auf dem Festland⁶⁵ als auch auf dem Seeweg. Im Ergebnis hielt man es für sinnvoll, die potenziellen Gäste besser zu informieren, „in welcher Weise Pernau zu erreichen ist. Etwaiger Zuzug ist daher sowol aus Riga, als auch aus

63 Reisebericht, in: PäMu 787, Ar 112, S. 9 f.

64 Ebenda, S. 14 f..

65 Postkutschen- und Eisenbahnverbindung.

Petersburg zu erwarten, ganz abgesehen von dem hinter Pernau liegenden flachen Lande, welches naturgemäß nach Pernau gravitirt.“⁶⁶

Im zweiten Teil des Berichtes kam zur Sprache, „welche Einrichtungen in erster Linie für den Zuzug zu treffen wären“.⁶⁷

Die Errichtung einer zeitgemäßen Badeanstalt wurde für das wichtigste gehalten. Die Stadtverwaltung von Pärnu hatte durch den Kauf des alten Badegebäudes schon den ersten Schritt unternommen, aber das erworbene Gebäude bedurfte grundlegender Modernisierung und Erweiterung. Bemerkenswert ist die Ausführlichkeit, mit der im Bericht die verschiedenen Möglichkeiten der architektonischen und technischen Lösungen der neuen Badeanstalt beschrieben werden. Es folgen Auszüge aus dem Bericht:

„Der Grundriß zur Anstalt ist von uns selbst entworfen worden. Wer je ein Haus gebaut, wird in die Lage gekommen sein, sich mit der Eintheilung der Zimmer zu beschäftigen, wird beurtheilen können, welch eifriges, unablässiges Denken und Calculiren erforderlich ist, um Inneres und Aeußeres in Harmonie zu bringen und dem Ganzen eine hübsche Façade zu verleihen. [...] Wer sich der Mühe unterziehen will, den Plan zu studiren, wird finden, daß jeder Raum das erforderliche Licht aus erster Hand hat. Licht und freundlich ist jedes Zimmer, wegen der Lage nach Südwesten durchfluthet von Sonnenstrahlen.“⁶⁸ [...]

Die Badezimmer sind größer als die der Rigischen und Arensburgschen Anstalten, in welchen der an viel Raum gewöhnte Kleinstädter sich gedrückt fühlt. Die Meubelirung derselben wird hell zu halten sein, desgleichen der innere Anstrich.⁶⁹ [...]

Unsere Wasserleitung, resp. der Betrieb wird der einfachste, zweckmäßigste und billigste aller Anstalten sein, weil wir bei Projectirung derselben die bösen Erfahrungen der von uns besichtigten Anstalten haben benutzen können. Die ganze Röhrenleitung ist aus Kupfer projectirt, welches Metall allein der Zersetzung durch Salzwasser widersteht.⁷⁰ [...]

Das Programm unserer Anstalt wird das reichhaltigste aller Anstalten sein. – Abgesehen von den warmen See- und Soolbädern werden wir Moorschlamm, römisch-irische Dampfkasten- und russische Schwitzbäder verabfolgen können. – Alle Wannen- und Soolbäder sind mit temperirten Douchen projectirt, eine Annehmlichkeit, welche die Arensburgschen Anstalten nicht zu gewähren vermögen, (selbst nicht die Rigasche Badeanstalt ‚Bad Ems‘ welche nur eine kalte Douche hat) in welchen sich jedesmal für die ganze Anstalt nur ein Douchenzimmer befindet.⁷¹ [...]

Wir zweifeln nicht, daß trotz der geringen Mittel, welche wir zum Bau, resp. zur Erweiterung unserer Badeanstalt in Aussicht genommen haben,⁷² die von uns

66 Reisebericht, in: Pämü 787, Ar 112, S. 18.

67 Ebenda.

68 Ebenda, S. 20 f.

69 Ebenda, S. 21 f.

70 Ebenda, S. 22.

71 Ebenda.

72 Laut der Kostenaufstellung von R. Haeusermann betragen die Kosten für die Bauarbeiten etwa 100 000 Rubel. Vgl. ebenda, S. 24.

projectirte Anstalt, was Licht, Luft, Sauberkeit, Harmonie und Bequemlichkeit anbetrifft, alle von uns besichtigten Anstalten übertreffen wird, so daß wir bezüglich des Schicksals unserer Anstalt ruhig der Zukunft entgegensehen können.

Von unsern Aerzten wird es abhängen, dieser Anstalt eine Beachtung seitens der die Bäder Besuchenden zu erwirken, woher wir nicht verfehlt haben, dieselben hierdurch zu erinnern, sich dieser Anstalt liebevoll anzunehmen.⁷³ [...]

schließen wir mit dem Wunsche, daß unsere Auftraggeberin die von uns auf dem Gebiete des Badewesens gesammelten Erfahrungen zum Besten der Commune bestens verwerthen möge.⁷⁴

Ausgehend von den oben genannten Grundsätzen bestellte der Vorsitzende der Badekommission vom Baubüro R. Haeusermann aus Riga die Detailpläne der neuen Badeanstalt und die Kostenaufstellungen der notwendigen Bauarbeiten. Der Großteil der Vorschläge, die die Kommissionsmitglieder mit Gespür für die Zukunftsperspektive machten, fand auch eine erfolgreiche praktische Umsetzung, und das ehrgeizige Ziel – die Etablierung Pärnus als konkurrenzfähiger Heilkurort – wurde konsequent und erfolgreich verwirklicht.

„Pärnu rannaclu reformi peajooned“ [Grundzüge einer Reform des Badelebens in Pernau],⁷⁵ die von dem Pernauer Arzt Dr. Oscar Koppe⁷⁶ bei der Stadtverwaltung eingereicht wurde, ist das zweite interessante Dokument, das von der Reform des Kurbetriebes zeugt. Es handelt sich um ein programmatisches Dokument, in dem die Entwicklungsmöglichkeiten des Kurorts Pärnu komplex analysiert werden und das aus einer Analyse der Momentsituation (eine SWOT-Analyse aus dem Jahr 1889!)⁷⁷ sowie einer funktionalräumlichen Vision, als Text und gezeichneter Plan besteht. Dies ist, soweit bekannt, der erste thematische Plan, der den Kurort Pärnu als ein funktionales Ganzes behandelt. In dem zur Abbildung gehörenden Erläuterungsschreiben stellt Koppe die Vor- und Nachteile Pärnus als Kurstadt heraus:

„A. Vorzüge der Stadt Pernau als Badeort

- a) Die Lage an einer nach Süden offenen Bucht und zugleich an einem Fluß. – Die gemäßigte ziemlich stabile Temperatur der See, der vorzügliche Boden des Strandes. – Die Umgegend bietet Tannenwald, der per Dampfer auf dem Fluß bequem zu erreichen ist und einige hübsche Punkte, an der See gelegen. –
- b) Die Wohnungen, soviel vorhanden, sind nicht teuer.
- c) Die Lebensmittel reichlich vorhanden und billig.
- d) Für Unterhaltung und Amüsement ist durch die vorhandene Leihbibliothek, den Salon u(nd) Club und die Stadtkapelle gesorgt. Ausfahrten können per Dampfer billig und bequem unternommen werden. Außerdem stehen Fuhrleute reichlich zur Verfügung. –

73 Ebenda.

74 Ebenda, S. 26.

75 Grundzüge einer Reform des Badelebens in Pernau, in: PäMu 787, Ar 112, S. 1-6. Vgl. die Übersetzung v. Indrek Jürjo, Inna Põltsam-Jürjo 2005.

76 Dr. O. Koppe (1851–1918) – Stadtarzt in Pärnu in den Jahren 1882–1914, Besitzer der in der Karja-Straße gelegenen Heilanstalt.

77 Die Quelle selbst ist nicht datiert, aber vermutlich wurde sie im Jahr 1889 verfasst und der Stadt übermittelt.

- e) Die Stadt besitzt schon die Anfänge einer Badeanlage und hat genügenden Raum, der sich zur Erweiterung dieser Anlagen vorzüglich eignet. Indem sie diesen ausnutzte, gewänne sie zugleich einen maßgebenden Einfluß auf die Miethpreise, welche sie vor einer verderblichen Steigerung schützen könnte.
- B. Nachteile der Stadt⁷⁸ als Badeort. –**
- a) Die Stadt ist wegen der engen Bauart und des Mangels an Gärten für Kurgäste ungeeignet. –
- b) Die Vorstädte sind sehr ausgedehnt und haben noch wenig passende Quartiere.
- c) Es fehlen geeignete Verbindungen mit größeren Städten. –
- d) Es fehlt ein passendes Badehaus. – Ein Kurhaus mit gedeckter Halle für schlechtes Wetter dürfte dann in der Zukunft auch nöthig werden. –
- e) Es fehlt gutes Trinkwasser. –⁷⁹

Nach dieser Bewertung schlug Koppe mehrere mögliche Lösungen zur Beseitigung der Mängel vor, die in der späteren Entwicklung des Kurorts teilweise realisiert wurden.

- „1. Obgleich aus den angeführten Gründen die Stadt selbst schwerlich in die Lage kommen dürfte eine größere Anzahl Badegäste zu beherbergen, so ist hier dennoch von einigen Vorschlägen, die Besserung der städtischen Hygiene betreffend, aus dem Grunde nicht Abstand genommen, weil ja alle, auf das Badeleben zielenden Bestrebungen ebenso hygienischer Natur sind und diese Erwägungen von dem Grundsatz ausgehen, alle auf das Badeleben sich beziehenden Einrichtungen zunächst der Stadt selbst nutzbar zu machen, damit dieselbe sowohl gesundheitlich davon Vortheil ziehen könne, als auch materiell die Unternehmungen durch ihre Mitbetheiligung sicherer stelle.
2. Dem Mangel an passenden Quartieren in den Vorstädten ließe sich durch Anleitung, vor allem aber durch das Beispiel das die Stadt mit der Anlage ihrer Villen giebt, entgegenzutreten. – Ein Gartenbau-Verein, der zugleich den Obstbau zu heben suchte und durch billige Lieferung von Bäumen und Ziersträuchern die Einwohner unterstützte, könnte von wesentlichem Nutzen sein. – Späterhin, wo das Badeleben sich gehoben, würde die Nachfrage selbst genügender Sporn sein.
3. Da Pernau schon in der vortheilhaften Lage ist, eine Dampfverbindung mit Riga zu besitzen, ließe sich diese leicht auf Reval und Petersburg ausdehnen. – Nach Fellin würde sich vielleicht eine Omnibusverbindung für die Sommermonate lohnend erweisen, zumal von dort schon eine solche nach Dorpat existirt. – Walk und Wolmar ließen sich vielleicht durch eine regelmäßige Dampfverbindung mit Salis nutzbar machen.
4. Gewiß der empfindlichste Mangel ist ein geeignetes Badehaus. Da Pernau die Concurrenz mit Hapsal und Arensburg auszuhalten hat, so müßte derselbe umsomehr mit allen modernen Einrichtungen versehen sein. Hier käme es vor allen Dingen darauf an, eine solche Anlage zu schaffen, die die Stadt selbst

78 Der Begriff „Stadt“ wird in der Quelle im Sinn einer Festungsstadt angewendet.

79 Grundzüge einer Reform des Badelebens in Pernau, in: PÄMu 787, Ar 112, S. 1.

sowohl im Sommer, als auch im Winter ausnutzen und damit die Rentabilität derselben sichern könnte. [...] Es unterliegt keinem Zweifel, daß hierin das alte Badehaus, schon der abgelegenen Lage wegen, ungenügend ist und höchstens zur Aushilfe für die Näherwohnenden während des Sommers von Bedeutung wäre.“⁸⁰

Das Quellenmaterial gibt wichtige zusätzliche Informationen zu den Diskussionen um den Kurort und zu den Hintergründen der Meinungsverschiedenheiten der an der Auseinandersetzung beteiligten Parteien. Trotz der unumstrittenen Kompetenz Koppes sah der Autor für die Ausweitung des Kurorts in Richtung Meer keinerlei Zukunft. Letzteres stellte auch die Ursache für die Differenzen zwischen den innovationsfreudigeren und den Verfechtern konservativerer und gemäßigerer Lösungen in der Umgestaltung des Kurortes dar.

Die Geburt des Kurorts

In den Debatten, die im Laufe des Jahres 1889 in der Abgeordnetenversammlung der Stadt und in der Stadtverwaltung stattfanden, gewannen am Ende die Reforme mit Bürgermeister Brackmann an der Spitze die Oberhand. Es wurde entschieden, die Badeanstalt an ihrem alten Standort zu belassen und den Rannapark zum Zentrum des Erholungsbereichs zu gestalten. Auf Anregung des Bürgermeisters wurden von Privatbesitzern Wiesen erworben, die sich für die Anlage von Parks und die Bebauung von Sommerhäusern eigneten; die alten Eigentümer wurden mit neuen Grundstücken aus städtischen Eigentum entschädigt.⁸¹ Im Auftrag Brackmanns erstellte der Direktor der Rigaer Parkanlagen, Georg Kuphaldt,⁸² einen Entwurf zur Erweiterung der Parkflächen und Alleen (1888/89), der es ermöglichte, die Stadtbegrünung auf einem professionell hohen Niveau umzugestalten. Das großzügige Projekt,⁸³ das mit Blick auf die Zukunft entstanden war und das umfassende Entwicklungsmöglichkeiten bot, fand in der Pärnuer Stadtverwaltung zwar allgemeine Unterstützung, aber gleichzeitig verursachten die dafür veranschlagten Kosten Meinungsverschiedenheiten unter den Stadtverordneten. Die Konsequenz Brackmanns führte dazu, dass unter seiner Führung der Entwurf nahezu vollständig umgesetzt werden konnte. Im Rahmen der Arbeiten, mit denen im Jahr 1890 begonnen wurde, wurde der *Rannapark* umgestaltet und erweitert sowie neue Parks errichtet. Die am Meer gelegenen Parkanlagen wurden nach dem Typ eines Landschaftsparks entworfen, in ihnen waren Sportplätze, Velodrom, Spielplätze für Kinder und ein repräsentatives Villenviertel geplant.⁸⁴ Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Grünstreifen, der den Kern der Festungsstadt umgab, mit den zum Meer führenden

80 Ebenda, S. 2-5.

81 Karl Eerme (Hrsg.): Pärnu ja ta kuurort [Pärnu und sein Kurort], Pärnu 1939, S. 8.

82 Georg Friedrich Ferdinand Kuphaldt (1853–1938) – Landschaftsarchitekt und Dendrologe.

83 Die von Kuphaldt vorgeschlagenen Ideen und Grundsätze wurden bei der Begrünung und bei der Anlage der Parks auch in den 1920er–1930er Jahren benutzt. Vgl. Tiina Tammet: Eesti pargid ja aiarhitektuur 1920.–30. aastatel [Estonische Parks und Gartenarchitektur in den 1920er–30er Jahren.], Tallinn 2003, S. 42.

84 Rannapargi ja lähiumbruse planeering aastast 1897 [Entwurf des Rannaparks und der Umgebung aus dem Jahr 1897], in: Pärnu Ar 1740.1.

Allein, Grün- und Parkflächen sowie mit den im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts errichteten Gebäuden samt Infrastruktur zu einem geschlossenen Kurbereich verbunden. Pärnu war zwar eine provinzielle Kleinstadt, aber die Begrünung und das Anlegen der Parks wurde in einer für eine Großstadt charakteristischen Weise durchgeführt.

Badeanstalt und Kurbehandlung

1889 wurde mit den Umbauarbeiten des Badehauses begonnen und die Badeanstalt, die modernisiert und mit einem Anbau erweitert worden war, wurde ohne Verzug im Mai 1890 neu eröffnet.⁸⁵ Mit dieser Anstalt, deren Betrieb von einem Badeinspektor geleitet wurde und über die der Stadtarzt Aufsicht führte, waren alle damaligen in Pärnu praktizierenden Ärzte verbunden. Durch ihre aktive Initiative und Beteiligung konnten die Behandlungsmöglichkeiten neuesten medizinischen Erkenntnissen angepasst werden. Die Analysen, die am Polytechnikum Riga und an der Universität St. Petersburg durchgeführt wurden, widerlegten die ursprüngliche Auffassung, dass der Pärnuer Schlamm nicht genug Heilkraft besäße. Die Ergebnisse zeigten, dass der Schlamm von seinen Heileigenschaften her dem in Haapsalu und Kuressaare verwendeten ähnlich war.⁸⁶ Außer Schlammbehandlungen wurden Moor-, Kiefernnadel-, warme Meerwasser- und andere Heilbäder angeboten. Die Entwicklung des Pärnuer Kurortlebens gewann 1890 eine hohe Anerkennung, als Pärnu in das offizielle Verzeichnis der kaiserlichen Kurorte Russlands aufgenommen wurde. Für die Stadtverwaltung gab dies den Anstoß, sich noch intensiver mit der Werbung zu befassen, in allen größeren Zeitungen von Moskau, St. Petersburg, Kurland, Estland und Livland wurden Anzeigen veröffentlicht, um größere Bekanntheit zu erlangen. Laut Pärnuer Jahresberichten (1889/90) hielt es die Stadtverwaltung in den nächsten Jahren für sehr wichtig, „ihrerseits alles zu tun, damit die Erwartungen und Hoffnungen der künftigen Sommergäste mit möglichst positiven Erfahrungen erfüllt würden“.⁸⁷

Die Erweiterung der Badeanstalt in den Jahren 1891, 1898, 1903 und 1904 brachte auch den Einsatz von neuen, zeitgemäßen Behandlungsmethoden mit sich. Im Jahr 1891 kam die Elektrotherapie hinzu,⁸⁸ die für die damaligen Verhältnisse mit modernster Apparatur ausgestattet war, im Jahr 1903 wurde eine neue Abteilung für Wasserkuren (hydro-therapeutisches Verfahren) eröffnet und im Jahr 1904 nahm das Institut für Mechanotherapie und Orthopädie seine Arbeit auf. Das Institut befand sich in einem speziell an die Schlamm Badeanstalt angebauten Seitengebäude, das aus einem Heilgymnastikraum mit den notwendigen Nebenräumen für die ganzjährige ambulante Behandlung bestand.⁸⁹ Die Anbauten, die in den Jahren 1890–1904 vorgenommen wurden, und die zeitgemäße Behandlungsapparatur machten

85 Die offizielle Kurortsaison dauerte traditionell vom 20. Mai bis zum 31. August und dies mit nur einigen Ausnahmen bis zum Sommer 1915. Für die lokalen Bewohner wurden bei warmem Wetter auch von April bis Mai und von September bis Oktober Bäder angeboten. Vgl. die Anzeigen der Badekommission in der „Pernauschen Zeitung“.

86 Raik, Pärnu kuurort (wie Anm. 17), S. 13.

87 Otčet Pernovskoj Gorodskoj Upravy 1890 [Bericht der Pärnuer Stadtverwaltung 1890], in: EAA 2420.1.72, S. 20.

88 Raik, Pärnu kuurort (wie Anm. 17), S. 12.

89 Vanker, Veinpalu u.a., Eesti NSV kuurordid (wie Anm. 17), S. 40.

den Kurort Pärnu zu einem der am besten ausgestatteten Heilkurorte Livlands und Estlands. Außer dem eigentlichen Kurbetrieb, der sich im Eigentum der Kommune befand, arbeiteten alle in der Stadt praktizierenden Mediziner als behandelnde Kurärzte. Die Privatklinik von Koppe war die bekannteste. Hauptsächlich konzentrierte man sich in dieser Periode in Pärnu auf die Behandlung von Nerven- und Gelenkkrankheiten, Herz- und Kreislaufstörungen.

Das Bade- und Kurleben

Änderungen fanden auch in der Organisation des Badens im Meer statt. Obwohl die sich nach Süden gerichtete flache Bucht und der Küstenbereich mit seinen natürlichen Bedingungen allen damaligen, an öffentliche Badeorte gestellten Anforderungen entsprachen,⁹⁰ wurde der Strand nicht optimal genutzt und es fehlte die für Seebäder nötige Infrastruktur. 1893 wurde auf Vorschlag von Badeinspektor Schultz am Männerstrand versuchsweise wieder eine Badebrücke mit einigen Badehütten gebaut.⁹¹ Da die Badebrücke sofort eine rege Nutzung fand, wurden für die Saison des Jahres 1894 in den Strandbereichen für Männer und für Frauen Badebrücken gebaut (mit insgesamt 18 Badehütten).⁹² Der Kreisarzt Alexander Kroeger⁹³ stellte eine Broschüre über Pärnu zusammen und arbeitete zwölf Grundregeln für Meeresbäder aus, die für die Gäste des Kurorts gedacht waren und die heilende Wirkung sowie die Sicherheit des Badens im Meer gewährleisten sollten. Die Einhaltung der Regeln kontrollierte ein Kartenverkäufer, der gegebenenfalls auch die Aufgaben eines Rettungsschwimmers erfüllen musste.⁹⁴ Den Badegästen standen auch Badehütten zur Verfügung, die mit Pferden ins Meer gezogen wurden. Anfang des 20. Jahrhunderts verzichtete man auf diese Pferdetransporte, weil sie eine wenig genutzte, kostspielige und unhygienische Stranddienstleistung waren.

Im Jahr 1904 wurde in der Nähe der Badeanstalt ein Teil des Strandgebietes mit einem hohen Bretterzaun umgeben, um es Kurgästen zu ermöglichen, Sonnen- und Luftbäder, die in der Praxis der Kurbehandlung immer mehr Nutzung fanden, nackt zu nehmen. Die neue Behandlungsweise wurde von Seiten der Sommergäste rege in Anspruch genommen.⁹⁵ Zusätzlich zu den unter ärztlicher Kontrolle erfolgten Heilprozeduren wurde immer mehr auch die heilende Wirkung des müßigen Verweilens am Strand propagiert. Dies alles belebte zwar das sommerliche Strandbild, aber das Sonnenbaden und die aktive Stranderholung, die in der Zwischenkriegsperiode zu einer großen Mode werden sollten, spielten im damaligen Pärnuer Kurortleben noch eine untergeordnete Rolle.

90 Lečebnaja stancija i morskija kupan'ja v Pernov'' na pribrež'i Baltijskago morja [Heilanstalt und Meeresbäder in Pärnu an der Ostseeküste], St. Petersburg 1891, S. 20 f.

91 Da in den 1860er–1870er Jahren die Zahl der Badenden deutlich sank, verzichtete man auf den Bau von Badebrücken und brachte die Badehütten direkt im Bereich der Stranddünen unter. Vgl. Kivimäe, Kriiska (Hrsg.), Merelinn Pärnu (wie Anm. 19), S. 133.

92 Otčet Pernovskoj Gorodskoj Upravy za 1894 god [Bericht der Pärnuer Stadtverwaltung für das Jahr 1894], in: EAA 2420.1.76, S. 26.

93 Alexander Kroeger (1860–1915) – Kreisarzt in Pärnu in den Jahren 1888–1890–1900. Vgl. Olaf Rimmel: Meditsiinist Pärnus läbi sajandite [Über Medizin in Pärnu durch die Jahrhunderte], Pärnu 2005, S. 35 u. 151.

94 Eerme (Hrsg.), Pärnu ja ta kuurort (wie Anm. 81), S. 10.

95 Ebenda, S. 11; Alexander Kroeger: Pernau, Kur- und Seebad, Pernau 1905, S. 36.

Das Zentrum des Pärnuer sommerlichen gesellschaftlichen Lebens war zunächst der Vana park⁹⁶ (Alter Park) und der dort befindliche Musse-Sommersalon⁹⁷ (Badesalon), den gegen ein kleines Entgelt auch Sommergäste besuchen konnten. Den Besuchern standen ein Restaurant und ein Lesesaal zur Verfügung, hier fanden Sommermusikkonzerte, Tanzabende, Aufführungen von Schauspielertruppen und sonstige gesellschaftliche Veranstaltungen statt. Da der Aufenthalt im Salon der Musse-Gesellschaft kostenpflichtig war und es auch Fälle gab, in denen der Klub sich weigerte, für einige Sommergäste eine Saisonkarte auszustellen, musste die Verwaltung, um einen gastfreundlichen Umgang gegenüber den Kurgästen zu gewährleisten, eine Lösung für diese Situation finden. Auf Grund des Beschlusses des Stadtrats wurde im Jahr 1891 in der Nachbarschaft der Badeanstalt der Kursaal mit einem Restaurant, Gesellschaftsräumen und Gästezimmern gebaut, zu dem später ein Konzert-, Theater- und Tanzsaal sowie auch eine Musikhalle in dem zum Meer hin gelegenen Teil des Parks hinzukam. Die dort stattfindenden Sommermusikkonzerte, Theater-, Lieder- und Tanzabende wurden integraler Teil des Kurortlebens. Der Kursaal mit Mere- und Rannapark wurde neben dem Vana park zum zentralen Bereich des sommerlichen Gesellschaftslebens.



Abb. 3: Kursaal bzw. Strandsalon von Pärnu, etwa 1900, Privatsammlung Jaan Moik.

Neben der kulturellen Unterhaltung wurde der sportliche Zeitvertreib immer beliebter. Starke Freqüentierung erhielten die im Rannapark gebauten Kegelbahnen, Sportplätze und das angrenzende Velodrom mit zwei Plätzen für englisches Rasentennis. Das sommerliche Sport-

96 Im Sprachgebrauch auch Mussenpark sowie in Jahresberichten und Anzeigen auch Linnapark (Stadtwäldchen oder Stadtpark).

97 Musse Gesellschaft zu Pärnu gegründet im Jahr 1790. Vgl. Kask, Pärnu from Fortress Town (wie Anm. 27), S. 3.

leben wurde auch durch die immer umfangreichere Tätigkeit der lokalen Sportklubs und -vereine bereichert – durch den Rudersportklub (gegr. 1888), den Radfahrverein (1893/94), den Schachverein (1895) sowie den Jachtklub (1906).⁹⁸ Auch Vergnügungsfahrten auf dem Fluss und auf dem Meer sowie Landausflüge bereicherten das Kurleben. Zu einem der beliebtesten Ausflugsorte wurde das in der Nähe von Pärnu liegende Doberan (Valgerand) mit seinem schönen Sandstrand und Kiefernwald.

Die Stichwörter, die das Kurleben in Pärnu charakterisierten, waren Gesundheit und Erholung, Ordnung und Sauberkeit, Gastfreundschaft und Familienfreundlichkeit sowie Vertraut- und Privatheit. Im Jahr 1913 wird das sommerliche Pärnu in der Zeitung „Praktičeskij Vrač“ [„Der praktische Arzt“] wie folgt beschrieben:

„das Kurleben verläuft hier im Rahmen eines kleinen ruhigen Kurorts [...] vergebens wäre es, hier große, laute Belustigungen, ein Publikum mit eleganter, üppiger Garderobe zu suchen [...] alle Unterhaltungen für die Angereisten werden ohne größere Ansprüche veranstaltet und diese tendieren eher in die Richtung eines familiären Zeitvertreibs.“⁹⁹

Ein stimmungsvolles Bild, das die Lebensweise im Kurort Pärnu der Vorkriegszeit beschreibt, wird in einem Artikel entworfen, der am 27. August 1915 in einer estnischsprachigen Tageszeitung erschien.¹⁰⁰

„Was der Russe über Pärnu denkt

Ein Russe schreibt in der Zeitung „Birsh. Wed.“ über Pärnu, das jetzt die Aufmerksamkeit der russischen Gesellschaft auf sich gezogen hat: Pärnu ist ein wahrhaft europäischer Ort. Die Luft ist hier wirklich hervorragend. Pärnu liegt ganz in der grünen Natur, sonst ist aber sein Wert als Heilkurort nicht groß. [...]

Stille, Sauberkeit und Ordnung – all das, worauf man bei uns mit Verachtung schaut, ist hier zum Kult gemacht worden. Viele Parks vor den Häusern. Ein großer Park erstreckt sich fast bis zum Meeresufer. Der Park wird mit großer Sorgfalt gepflegt. Überall sind Bänke und in den angenehmen Ecken Tische. Die Alleen sind breit und schön. [...]

Pärnu ist kein Erholungsort in der Nähe von Petrograd, wo es eine Marktkneipe gibt, die Harmonika heult und Scharen von Säufern lärmen. Das Volk versteht hier anscheinend, wie wichtig es aus wirtschaftlicher Sicht ist, die Freundschaft der Gäste zu gewinnen. [...]

Hier wird Ihre Zeit geschätzt. Wenn Sie ein Bad nehmen, brauchen Sie nicht stundenlang zu warten und Ihre Zeit damit zu vergeuden sowie nicht die Diener zu

98 Soweit bekannt, wurden die ersten Segelbootwettbewerbe bzw. Volksregatten in Estland im Jahr 1883 in Pärnu veranstaltet. Vgl. Tõnu Kann, Kalev Vilgats u.a.: Pärnu Jachtklubi 1906–2006 [Der Jachtklub von Pärnu 1906–2006], Pärnu, 2006, S. 11.

99 Wietinghoff-Scheel: Kurort „Pernov“, u Baltijskago morja [Der Kurort Pärnu an der Ostsee], in: Praktičeskij Vrač (1913), Nr. 22, o.S.

100 Auf Grund des erhaltenen Ausschnitts ist die Quelle nicht eindeutig festzustellen. PāMu 793, Ar 121.

bestechen. Ihnen wird eine Stunde bestimmt, wann das bestellte Bad fertig ist und Sie können sicher sein, dass Sie nicht betrogen werden. [...]

Und, die europäische Kultur wirkt Wunder auch mit der dünnen estnischen Hefe. Die arme, geizige Natur hat diesem Land wenig gegeben, der Fleiß und die klug verwalteten Kosten haben aus der kleinen estnischen Stadt einen fröhlichen Ort gemacht, wo es sich atmen lässt. [...]

Wenn Du hörst, wie in Kislowodsk über hohe Preise, unverschämte Ausbeutung, den Schmutz und anderes geklagt wird, wenn du hörst, wie eine Mineralwasserquelle im Kaukasus geschlossen werden musste, weil der Schmutz dort einsickert, dann erinnerst du dich an das stille, saubere Pärnu!“

Probleme

Zu einem ernsthaften Hindernis für die Entwicklung des Kurorts wurde die Frage der Unterbringung der Sommergäste. Die Lösung des Problems setzte vor allem ein gemeinsames Interesse und eine gute Zusammenarbeit zwischen der Verwaltung und den Einwohnern voraus. Die Stadtverwaltung übernahm die Vermietung der Gästewohnungen. Diejenigen, die eine Unterkunft anbieten wollten, mussten sich rechtzeitig bei der Badekommission registrieren und vor der Badesaison folgende Angaben machen: den Namen des Vermieters, den Namen des Hausbesitzers, die genaue Adresse, die Zahl der Zimmer, Möblierung, Bettwäsche, Küchenausstattung, Bedienung und den Preis des Angebots. Die Kommission verfolgte genau, ob die vermieteten Flächen den von der Stadt gestellten Anforderungen bezogen auf Größe, Ausstattung, Sauberkeit und Preis – die Zimmerpreise waren von der Stadt vorgegeben – entsprachen. Leider waren die angebotenen Unterkünfte weder von der Kapazität noch von der Qualität her der stetig wachsenden Nachfrage angemessen. Beispielsweise informierte die Badekommission die Vermieter von Wohnungen für die Sommersaison 1894, dass die Pärnuer Gäste ein besonders großes Interesse gerade an 5- bis 7-Zimmer-Wohnungen hätten.¹⁰¹

Um die Unterbringungsfrage erfolgreich lösen zu können, versuchte die Stadtverwaltung noch aktiver, den wohlhabenden Teil der Stadtbevölkerung einzubeziehen. V.a. wurde die Gründung von Pensionen umfassend gefördert. Die Stadt vergab die Grundstücke, die sich auf dem dafür geplanten Gebiet befanden, den Interessenten kostenlos oder für einen symbolischen Preis, unter der Bedingung, dass im Laufe von zwei Jahren Villen mit mindestens vier Gästezimmern und einem Vorgarten gebaut werden mussten. Innerhalb von nur kurzer Zeit entstand zwischen alter Festungsstadt und Meer ein Viertel mit Sommerhäusern und Pensionen aus Holz mit den charakteristischen Schindeldächern, mit luftigen und weiten Veranden sowie mit reichlichem Holzdekor.¹⁰² Sowohl die Kurortkommission als auch die Kommission für das Gesundheitswesen kontrollierten den Zustand der Wohnungen, Straßen, Höfe und Gärten. Als der Bau von Sommerhäusern zu einem rentablen Unternehmen wurde,

101 Pernausche Zeitung v. 15. März 1894.

102 Eesti arhitektuur 2. Läänemaa, Saaremaa, Hiiumaa, Pärnumaa, Viljandimaa [Die estnische Architektur 2. Landkreise Läänemaa, Saaremaa, Hiiumaa, Pärnumaa, Viljandimaa], Tallinn 1996, S. 99.

nahmen die wohlhabenderen Pärner Kaufleute die strategischen Grundstücke des Kurorts in ihren Besitz. Das Großbürgertum, das bis jetzt in luxuriösen Wohnungen gewohnt hatte, begann zunehmend Privathäuser mit großen Grundstücken als Wohnsitz zu bevorzugen.¹⁰³ Bis zur Jahrhundertwende kam zu den Pärner Vorstädten ein attraktives Kurviertel mit Parks, Alleen und Villen hinzu, dessen Erweiterung bis zum Ersten Weltkrieg andauerte. Der Kurort war in der Vorkriegszeit in der Lage, 2 000-3 000 Sommergäste unterzubringen.



Abb. 4: Pernau, Villa Klein, 1904, Privatsammlung Jaan Moik.

Eine weitere Herausforderung für die Stadtentwicklung stellten die Erreichbarkeit, die Verbindungswege dar. Die Reise mit den Postpferden über Tallinn, Valga oder Valmiera nach Pärnu war sehr zeitraubend und mühevoll. Eine zweite Möglichkeit, nach Pärnu zu gelangen, war die nur zwei Mal in der Woche verkehrende Schiffsverbindung mit Riga.

Große Veränderungen brachte die Entwicklung des Eisenbahntransports mit sich. Die Gründung der Eisenbahnverbindungen St. Petersburg – Tallinn – Paldiski (1870), Tapa – Tartu (1876) und Pihkva – Valga¹⁰⁴ – Riga (1889) führte Pärnu als Hafen-, Handels- und Kurortstadt in eine „logistische Einkesselung“. Die Region, die ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse über Pärnu vermarktete, d.h. das für den wirtschaftlichen Ertrag wichtige Hinterland, schrumpfte drastisch – der Umsatz aus der Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse sank von 10 Mio. Rubel im Jahr 1877 auf 4,8 Mio. Rubel im Jahr 1892. Im Jahresbericht der Pärner Stadtverwaltung wurde die Lage sogar als katastrophal bezeichnet.¹⁰⁵ Gleich-

103 Kriiska, Brief History of Pärnu (wie Anm. 20), S. 101.

104 Im Jahr 1887 wurde auch die Zweigbahn Valga – Tartu eröffnet.

105 Otčet Pernovskoj Gorodskoj Upravy za 1893 [Bericht der Pärner Stadtverwaltung für das Jahr 1893], in: EAA 2420.1.75, S. 26.

zeitig war man der Überzeugung, dass die im Jahr 1889 möglich gewordene Eisenbahnreise St. Petersburg – Pihkva – Võnnu – Riga und die neunstündige Seefahrt von dort weiter nach Pärnu letzterem den sicheren Vorrang vor Kuressaare gäbe, wenn diese Verbindung bekannter wäre.¹⁰⁶

Das Problem, das die Konkurrenzfähigkeit der Stadt erheblich behinderte, durch eine Eisenbahnverbindung zu lösen, setzte eine langfristige und konsequente Lobbyarbeit der Stadtverwaltung sowohl auf der Gouvernements- als auch auf der Staatsebene voraus. Da der Staat die Finanzierung des Ausbaus der genannten Eisenbahn nicht selbst übernahm und der Stadt und dem Kreis Pärnu die dafür erforderlichen finanziellen Mittel fehlten, wandte man sich an die Gesellschaft der Ersten Russischen Zufuhrbahn. Nach Prüfung der Rentabilität verzichtete man auf den Bau einer Breitspurbahn, willigte aber, nachdem lokale Geldgeber einbezogen wurden, in den Bau einer 170 km langen¹⁰⁷ und 2,4 Mio. Rubel teuren Schmalspurbahntrasse ein. Die mehr als 20 Jahre dauernden Verhandlungen führten gegen Ende des Jahres 1894 nach der persönlichen Fürsprache des livländischen Gouverneurs Michail Aleksevič Zinov'ev¹⁰⁸ zu einer positiven Entscheidung in St. Petersburg. Die feierliche Eröffnung der Eisenbahnverbindung Pärnu – Valga fand am 5. Oktober 1896 statt, ein Jahr später wurde in der Pärnuer Innenstadt auch ein Bahnhofsgebäude gebaut. Im gleichen Jahr, 1897, wurde die Eisenbahnstrecke Mõisaküla – Viljandi fertig und im Jahr 1901 die Eisenbahntrasse, die Viljandi mit Tallinn verband. Dies bedeutete für die Entwicklung der städtischen Industrie, des Handels und des Fremdenverkehrs ein „neues Luftholen“ und einen „breiteren Spielraum“. Die Besucherzahl des Kurorts verdoppelte sich in den nächsten Jahren. Die Zugfahrt aus Tallinn über Viljandi nach Pärnu dauerte 14 Stunden, aus Riga 12 bis 14 Stunden und aus Moskau über Bologoje und Pihkva 1,5 Tage. Die Bahnstrecke wurde für mindestens einige Jahrzehnte für Pärnu zum wichtigsten Verbindungsweg.

Gäste

Die im Kurbereich vorgenommenen Umgestaltungen übten auch auf die Besucherzahl des Kurorts eine positive Wirkung aus. Wurden im Laufe der Saison 1890 für die im Kurort verweilenden 100 Gäste insgesamt 3 339 heilende Bäder und 17 226 „kalte“ Meeresbäder¹⁰⁹ angeboten, so hielten sich im Jahr 1896 in Pärnu während der Saison schon 398 Besucher auf, die insgesamt 5 495 heilende Bäder bekamen und 27 244 Meeresbäder nahmen. Von den 1 748 Gästen, die sich im Zeitraum von 1890 bis 1896 in Pärnu aufhielten, wurden 1 061 behandelt – 509 von ihnen wurden „weitgehend gesund“, 520 wurden gesünder, d.h. „es

106 Reisebericht, in: PāMu 787, Ar 112.

107 Länge der Eisenbahntrasse inklusive der Zweigbahn Mõisaküla – Viljandi. Vgl. Otčet Pernovskoj Gorodskoj Upravy za 1893 (wie Anm. 105), S. 26.

108 Michail Aleksevič Zinov'ev (1838–1895 Gatčina): Russifizierungskampagne, livländischer Zivilgouverneur 1885 bis 1895.

109 Otčet Pernovskoj Gorodskoj Upravy za 1890 god (wie Anm. 87), in: EAA 2420.1.27, S. 18. In derselben Saison wurden in Kõmeri 31 142 und in Hapsal 15 000 heilende Bäder angeboten. Lečebnaja stancija (wie Anm. 90), S. 23.

ging ihnen besser“ und 32 Gästen „konnte nicht geholfen werden“. ¹¹⁰ Die Zeitung Postimees (26. Mai 1895) analysierte den Aufschwung des Pärnuer Kurorts und kommentierte, dass „diese Zahlen für den Pärnuer Badeort ein gutes Zeugnis ausstellen“. Wiederholt werden in den Zeitungen lobende Bewertungen über den Kurort auch von Seiten der Badegäste veröffentlicht, besonders werden das preiswerte Kurortleben und die Gastfreundschaft der lokalen Bewohner hervorgehoben. Im Jahr 1895 bezeichnet ein hoher Beamte, der in Pärnu den Sommerurlaub verbracht hatte, in einer Moskauer Zeitung Pärnu „als ein entzückendes Aschenputtel an der Ostseeküste“. ¹¹¹

Die Eröffnung der Bahnverbindung Pärnu – Mõisaküla – Valga im Jahr 1896 wirkte sich auch in der Gästestatistik der nächsten Jahre aus: In der Saison 1897 hielten sich in Pärnu 600 und in der nächsten Saison bereits 800 Sommergäste auf, in den Jahren 1899–1902 lag die Zahl zwischen 650 und 750 Besuchern und begann dann wieder anzusteigen. Um die Besucher Pärnus besser betreuen zu können, wurde für den Badeinspektor ein Gehilfe eingestellt, der direkt mit den Sommergästen im Kontakt stand und sich um ihre alltäglichen Probleme kümmerte. Zugleich versuchte man, um „für die anreisenden Sommergäste Wohlbefinden und Komfort“ zu gewährleisten, auch eine „Gesellschaft zur Entwicklung des Kurbereichs und des Fremdenverkehrs“ zu gründen, aber leider fand die Initiative nicht genügend Befürworter. ¹¹²

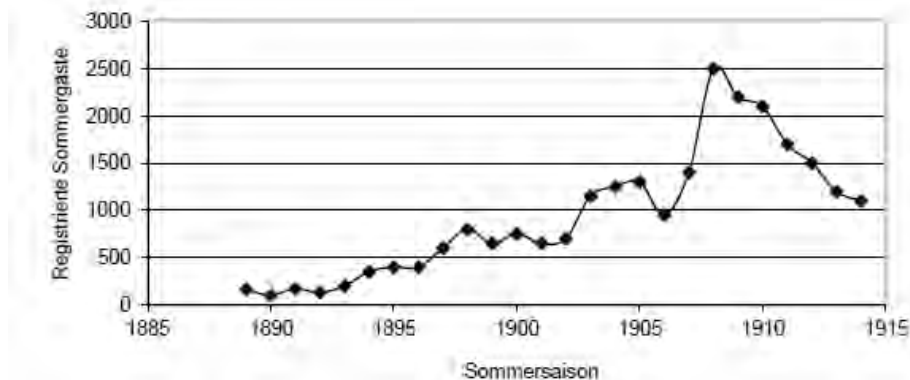


Abb. 5: Die in den Jahren 1890–1914 in Pärnu verweilenden Sommergäste. ¹¹³

Die Ereignisse von 1905/06 und die dadurch bedingte instabile Situation beeinflussten auch die Besucherzahlen des Kurorts in der Saison 1906. Schon im nächsten Jahr stieg die Besucherzahl auf das frühere Niveau, und das Jahr 1908, in dem in Pärnu an die 2500

¹¹⁰ Die Zahlen zeigen nicht die Patienten der Privatpraxis von Dr. Koppe. Genutzt sind die Angaben der Stadtverwaltung, die in den Jahresberichten (1890–1896) angeführt sind, und die Angaben in der Zeitung Postimees (Nr. 112 v. 26.5.1895).

¹¹¹ Eerme (Hrsg.), Pärnu ja ta kuurort (wie Anm. 81), S. 10.

¹¹² Ebenda, S. 11.

¹¹³ Tiit Kask: Pärnu kuurordi kujunemis- ja arengulugu aastatel 1838–1940 [Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Kurorts Pärnu in den Jahren 1838–1940], Tartu 2003.

Sommergäste verweilten, wurde zur erfolgreichsten Badesaison der Vorkriegsperiode (1889–1915). Nach diesem Rekordbesucherjahr sanken die Zahlen. Die Gründe für diesen Trend werden in einem Artikel aufgelistet, der 1909 in der Zeitschrift „Vratšebnaja Gazeta“¹¹⁴ veröffentlicht wurde und von dessen Inhalt etwas später die Rede sein wird.

Einen partiellen Überblick über die Herkunftsregionen der Pärnuer Gäste geben die allwöchentlichen Überblicke der im Kurort eingetroffenen Sommergäste, die im Jahr 1911 in der im Zeitraum vom 2. Juni bis 27. August erschienenen Zeitung „Kurort’ Pernov“¹¹⁵ veröffentlicht wurden. Von den 530 in der Zeitung erwähnten Sommergästen trafen 123 (23%) im Mai, 259 (49%) im Juni und 148 (28%) im Juli ein. Die meisten Sommergäste stammten aus St. Petersburg (179 oder 34%), aus Moskau kamen 98 (19%), aus Riga 44 (8%), aus Dorpat 31 (6%), aus Reval 20 (4%), von den livländischen und estländischen Gütern 20 (4%) und aus dem Ausland 10 (2%), darunter aus Berlin 1, aus Finnland 3 und aus dem sonstigen Ausland 6.¹¹⁵ In Pärnu verweilten auch zwei Sommergäste aus Jalta und je einer aus Simferopol und Sevastopol.

Die Ereignisse, die im Jahr 1914 den Ersten Weltkrieg entfesselten, schlugen sich auch in den Besucherzahlen des Kurorts Pärnu nieder. Nach unterschiedlichen Angaben hielten sich im Jahr 1914 in Pärnu 1 100¹¹⁶ bis 2 000¹¹⁷ Gäste auf. Wenn man vom Jahresbericht der Stadt ausgeht, ist es wahrscheinlicher, dass im Sommer 1914 etwa 1 100–1 200 Badegäste im Kurort verweilten.¹¹⁸ Trotz der sich ständig ausweitenden Kampfhandlungen hielten sich auch noch 1915 Sommergäste in Pärnu auf.¹¹⁹ Als eine der größten und modernsten Heilschlamm- und Badeanstalten Estlands endete am 28. August des Jahres der Badebetrieb aufgrund der starken Kampfhandlungen, und durch einen unter unklaren Umständen ausgebrochenen Brand wurde die Anlage vollständig zerstört.¹²⁰

Verarbeitende Industrie versus Kurort

Mit dem intensiven Aufschwung und guten Ruf des Kurorts entstanden Probleme v.a. durch eine Konkurrenzsituation mit dem sich schnell entwickelnden neuen Wirtschaftszweig der verarbeitenden Industrie. Am Ende des Jahres 1900 nahm in Pärnu die damals größte Zellulosefabrik Europas, die Waldhof-Zellulosefabrik,¹²¹ ihre Produktionstätigkeit auf. Auf

114 Viktor Kalnin, Tartu professor Pärnu kuurordist [Viktor Kalnin, Tartuer Professor aus dem Kurort Pärnu], in: Pärnu Kommunist Nr. 182 v. 19.9.1987.

115 Genutzt wurden die Angaben aus der Zeitung Курортъ Перновъ.

116 Voldemar Vadi: Kuurort Pärnu: ravivahendid ja nende terapeutiline toime [Kurort Pärnu: Heilmittel und ihre therapeutische Wirkung], Pärnu 1932, S. 17.

117 Joosep Prümmel (Hrsg.): Eesti tervismuda- ja merekuurordid [Die estnischen Heilschlamm- und Meereskurorte], Tartu 1923, S. 135.

118 Otčet Pernovskoj Gorodskoj Upravy za 1914 [Bericht der Pärnuer Stadtverwaltung für das Jahr 1914], in: EAA 2420.1.92.

119 Es fehlen die Angaben der Stadtverwaltung über die Sommersaison 1915.

120 Karl Schlossmann: Estonian Curative Sea-Muds and Seaside Health Resorts, London 1939, S. 27.

121 Die im Jahr 1898 gegründete Tochtergesellschaft der AG Zellstofffabrik Waldhof, die in Mannheim und Tilsit (Sovetsk) tätig war. Vgl. Pärnu lühiajalugu [Kurze Geschichte Pärnus], Pärnu 2003, S. 100.

dem Gelände zwischen dem Fluss Pärnu und der Straße Riia maantee wurde im Laufe der nächsten Jahre ein Industriegebiet mit zeitgemäßer Infrastruktur (Kraftwerk, Werks- und Seilbahn, Flusshafen-Kai, Wohngebäuden, Arbeitersiedlung mit Gaststätte und Sauna usw.)¹²² gebaut, das sowohl hinsichtlich seiner Struktur als auch seiner Funktion mit dem in Grün getauchten Kurbereich, der sich um den frei gestalteten Landschaftspark gebildet hatte, kontrastierte.

Wegen des schnell wachsenden Produktionsumfangs wurde aus der Waldhof-Fabrik der größte Umweltverschmutzer Pärnus, der sowohl dem Kurort und der Fischerei als auch der Lebensqualität der Stadtbewohner Probleme bereitete. Durch die Abwässer der Zelluloseindustrie verschlechterten sich Fluss- und Meerwasserqualität. Die sich immer weiter ausbreitende Verschmutzung war für die Gesellschaft der Pärnuer Seeleute und Fischer „Jahta“ (gegründet im Jahr 1908) der Anlass, Memoranden an die Pärnuer Stadtverwaltung, das Landwirtschaftsministerium und an die Kaiserliche Gesellschaft für Fischzucht zu schicken. Man wandte sich auch an einen estnischen Abgeordneten der Staatsduma, den für Livland in die Hauptstadt entsandten Martin Schulzenberg.¹²³



Abb. 6: Pärnu, Zellulosefabrik Waldhof, etwa 1910, Privatsammlung Jaan Moik.

In der Zeitschrift „Vračebnaja Gazeta“¹²⁴ aus dem Jahr 1909 behauptete der Medizinprofessor der Universität Tartu Nikolaj Savel’ev, dass es vollkommen unangebracht sei, Pärnu als Kurort darzustellen und zu bewerben. Eher könnte man Pärnu als einen Erholungsort ohne den notwendigen Komfort bezeichnen. Für besonders störend und mit dem Status eines Kurorts nicht vereinbar hielt er die Existenz der Zellulosefabrik Waldhof, deren vier Schornsteine Tag und Nacht Qualm über die ganze Stadt brachten und deren chemische

122 Koguteos Pärnumaa 2. Loodus, aeg, inimene [Sammelband über den Landkreis Pärnumaa 2. Natur, Zeit, Mensch], Tallinn 2010, S. 165.

123 Martin Schulzenberg (1864–1912): estnischer Bauer, Abgeordneter der Staatsduma aus dem Gouvernement Livland, Biografie in: [http://et.wikipedia.org/wiki/Biograafiad_\(S\)](http://et.wikipedia.org/wiki/Biograafiad_(S)) [letzter Zugriff: 27.12.2011].

124 Kalnin, Tartu professor (wie Anm. 114).

Abfälle direkt ins Wasser geleitet wurden. Er warnte davor, dass, wenn man die mit der Waldhof-Fabrik verbundenen Probleme nicht lösen würde, der Kurort Pärnu bald einen Zusammenbruch erleiden könnte. Vermutlich ist die sinkende Besucherzahl in den Jahren 1909–1915 größtenteils gerade mit den von Savel'ev angeführten Gründen in Zusammenhang zu bringen.

Im Herbst 1912 wurde das Thema auch in der Stadtduma aufgegriffen. Es wurde versucht, Lösungen zu finden, die die Möglichkeiten für die Entwicklung und die Koexistenz der beiden für die Stadt wichtigen Tätigkeitsbereiche sicherten. In dem oben zitierten Artikel „Kurort Pernov, u Baltijskogo morja“ wurde diese Problematik angesprochen:

„In den letzten zwei Jahren ist in Zeitungen und Zeitschriften viel über die verschmutzende Wirkung der am Fluss befindlichen Großindustrie und über die große Gefahr für die Kurortwirtschaft geredet worden, was häufig stark übertrieben war – es ist nicht einmal wichtig, ob dies aus Unbesonnenheit oder gar mit einem bestimmten Hintergedanken passiert ist [...] die Stadtverwaltung hat sich mit dem Problem gründlich auseinandergesetzt und auch die Unternehmensleitung hat sich zum festen Ziel gesetzt, die Situation ohne Kosten zu scheuen und ohne dem Ruf der Kurstadt zu schaden, zu lösen.“¹²⁵

Die Diskussionen waren zahlreich und erhitzt, aber zu tatsächlichen Ergebnissen kam man nicht – der Bau der Reinigungsanlagen für die Abwässer wurde für zu teuer, deren Lenkung in das Rääma Moor oder in die Pärnuer Bucht dagegen als zu problematisch für die Umwelt gehalten. Der Widerspruch „Kurort versus verarbeitende Industrie“ bekam im Wirbel der Ereignisse des Ersten Weltkrieges eine unerwartete Lösung, als aus Furcht vor der deutschen Landungsoperation am 20. August 1915 auf Geheiß des Stadtkommandanten neben anderen strategischen Objekten auch die Zellulosefabrik Waldhof gesprengt wurde.

Zusammenfassung

1889–1915 stellte die erste Periode dar, in der sich Pärnu bewusst, zielstrebig und konsequent als Kurstadt herausbildete sowie Anerkennung und Berühmtheit erlangte. In den 20er Jahren wurden die Grundsätze herausgearbeitet, die die konkurrenzfähige und nachhaltige Entwicklung des Kurorts begünstigten und die Voraussetzungen für den Erfolg der folgenden Perioden schufen. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts wurde auch die Basis für die Zusammenarbeit des öffentlichen und privaten Sektors gelegt, deren Erfolg vor allem dadurch gewährleistet wurde, dass die Stadtverwaltung fortschrittlich und durchdacht das Unternehmertum und die Bautätigkeit in Hinblick auf den Kurort begünstigte. Ebenso wurden Inhalt, Preise, Qualität und Vertrieb der angebotenen Dienstleistungen reguliert sowie ein einheitlicher Kurbereich geschaffen, der nach und nach kreativ, flexibel und zukunftssträhig mit dem übrigen Stadtraum verbunden wurde. Das von der Stadtverwaltung gesetzte, ehrgeizige Ziel – aus Pärnu einen europäischen Heilkurort mit einer vorbildlichen Erscheinung und hohen Servicekultur zu schaffen – wurde verwirklicht.

125 Wietinghoff-Scheel, Kurort „Pernov“ (wie Anm. 99).

Die Besucherzahl in Pärnu (max. 2500) lag vor dem Ersten Weltkrieg unter der der Hauptkonkurrenten Haapsalu (ca. 4000 bis max. ca. 8000) und Kuressaare (ca. 3000 bis 4000), ganz zu schweigen von den Kurorten am Strand von Riga (ca. 60000) und Narva-Jõesuu (ca. 10000 bis 14000), die eine gute Eisenbahnverbindung mit den großen Städten hatten und mehr auf die Erholung am Strand ausgerichtet waren.¹²⁶ Trotzdem positionierte sich Pärnu unter den an der Ostsee liegenden Kurorten des russischen Imperiums als ein Seekurort mit einer zeitgemäßen Heilanstalt, attraktiven Umgebung und gastfreundlichen Gemeinde.

Dies war die Vorgeschichte für die Blütezeit Pärnus als Sommerhauptstadt der Estnischen Republik in den 1930er Jahren, die im Jahr 1939 in einer würdigenden Feier zum 100. Jahrestag des Kurorts gipfelte. Die Atmosphäre des Kurorts Pärnu, die sich in den Jahrzehnten vor und zwischen den Kriegen gebildet hatte, erhielt in der Sowjetperiode die Bedeutung einer nostalgischen Ideallandschaft, in der sich für die Pärnuer eine sehr wichtige geheime Botschaft verbarg. Zusammen mit der Strandschwärmerei der vorangegangenen Perioden umfasste sie Selbstständigkeit und Freiheit. Die großen geo- und wirtschaftspolitischen Veränderungen, die auf Pärnu eingewirkt haben, verliehen dem Erbe des Kurortes eine deutlich weitere und tiefere Bedeutung.

Die in diesem Artikel behandelten Entwicklungsrichtungen des Kurorts Pärnu und die Prozesse, die diese am Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts formten und beeinflussten, sind nur eine kleine Episode aus der Geschichte der kollektiven europäischen Strandschwärmerei, aber eine bedeutungsvolle und umwälzende Periode für Pärnu als Kurstadt.

Aus dem Estnischen übersetzt von Heli Rahkema, Bielefeld

Summary

Elitist seaside resort holidays and seabathing became increasingly popular and reached the Baltic Sea Region toward the end of the 18th century. The first records of the summer guests and organized seabathing on the Baltic Sea east coast date to the beginning of the 19th century. The local Baltic German and Russian elite gradually adopted the European aristocratic fashion of travelling, visiting health resorts and hiring summer residences. The seaside towns and coastal areas in the Baltic Sea provinces of the Russian empire became popular summer holiday and bathing destinations as early as the first half of the 19th century. The establishment and the development of seaside resorts were increasingly promoted by the therapeutic nature of the climate, seawater and sea mud. The first generation of the Estonian and Livonian seaside resorts includes all historical coastal towns – Tallinn/Kadriorg (1813), Haapsalu (1825), Pärnu (1838) and Kuressaare (Arensburg) (1840).

Following the example of other resorts by the Baltic Sea, Pärnu tried to peg modern therapeutic and bathing traditions to its status as an established sea town. The first written

126 Vergleicht man die Besucherstatistik von Pärnu in der behandelten Periode, muss berücksichtigt werden, dass es sich bei den anderen Kurorten um die wiederholt in den verschiedenen Druckschriften über die estnischen Kurorte angeführten „Paradezahlen“ handelt, also um ungefähre Angaben ohne Quellennachweise.

records mentioning the town located on the estuary date back to 1251. History related to developments in Pärnu and its favourable location is closely intertwined with trade routes between the East and the West. Hence the Hanseatic status and trade can be regarded as the major cornerstones of local life, community and development going back many centuries. The second so-called Golden Era of Pärnu as a commercial port began in the mid-18th century and lasted for almost a century. During the closing decades of the 19th century resort tourism and industry became the new cornerstones of local development.

The resort of Pärnu was founded in 1838, when the first bathing establishment was opened by the sea. The rapidly established bathing facilities and the organisation of sea bathing remained relatively local phenomena for several decades. Due to economical instability, the poor road connection, the relative anonymity as well as the lack of experience in the organisation of the bathing activities, the visitor count at the resort remained quite modest until the end of the 1880s.

The intensive development of the resort had started in the 1890s and reached new levels of quality in the first decades of the 20th century. The treatments were diverse, modern and met the highest standards. By the turn of the century the suburbs of Pärnu had been added to an attractive modern resort area with parks, boulevards and villas, together with various leisure facilities.

The period between 1889 and 1915 saw the first deliberate, systematic and persistent campaign for the recognition, acknowledgement and development of Pärnu as a customer-friendly service environment as a health resort town. The city government achieved its goal of developing Pärnu into a European health resort with excellent ground maintenance and service culture.

Before World War I Pärnu's concentration on health prevented it from competing with leisure resorts such as "Beach of Riga" (Jūrmala) and Narva-Jõesuu. Nonetheless Pärnu enjoyed high repute in Russia as a coastal resort with modern treatment facilities, attractive ambience and hospitable community.

Das schwedische Reiseunternehmen Reso und die Organisation der Freizeit in der Zwischenkriegszeit

von Carina Gråbacke

Der Zeitraum zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs galt lange als eine Zeit des finanziellen Chaos, der Massenarbeitslosigkeit und allgemeiner Düsterei. Die Weltwirtschaftskrise beinhaltete dies alles in der Tat, aber auch mehr als das. Die Entwicklung in Richtung Protektionismus und Nationalismus bereitete den Boden für einen weiteren Weltkrieg, Kartelle erstarkten und in mehreren Staaten Europas kamen totalitäre Bewegungen an die Macht. Gleichzeitig war die Zwischenkriegszeit aber auch die Zeit, in der sich das allgemeine Wahlrecht durchsetzte und der Lebensstandard stieg. Während der 20er und 30er Jahre erlebte der Dienstleistungssektor eine starke Expansion. Dies machte sich nicht zuletzt im Vergnügungsbereich bemerkbar, vor allem durch die Verbreitung des Radios in den Haushalten und durch öffentliche Einrichtungen wie allgemeine Sportstätten, Kinos und Tanzlokale.

Die Voraussetzung für das Aufkommen der Konsumkultur, die sich in dieser Zeit entwickelte, war, dass größere Gruppen diese Dienstleistungen nachfragen konnten. Freie Zeit und Geld waren und sind notwendige Bedingungen für eine Teilhabe am Freizeitkonsum. Während der Zwischenkriegszeit kam die Arbeiterklasse in den Genuss von zumindest einer dieser Bedingungen: mehr Freizeit. In den 20er Jahren wurde der Acht-Stunden-Tag durchgesetzt und in den 30er Jahren erhielten auch breite Bevölkerungsschichten bezahlten Urlaub. Nach dem Zweiten Weltkrieg sollten rasch steigende Reallöhne die Voraussetzungen für das Entstehen einer Massenkongsumgesellschaft schaffen. Diese Entwicklung in Richtung einer freieren Wahl, womit man seine Freizeit verbringen und wofür man sein Geld ausgeben wollte, hatte jedoch eine Vorgeschichte in der Zwischenkriegszeit. Der vorliegende Artikel behandelt die Reise- und Freizeitorganisationen, die während dieses Zeitraums in Europa gegründet wurden und die alle auf die eine oder andere Weise ihren Ursprung in der Organisation der Arbeiterklasse in den jeweiligen Ländern hatten. Gemeinsam war ihnen auch die Vorstellung, dass die Freizeit organisiert und strukturiert werden musste und dass die Freizeit produktiv sein sollte. Der Schwerpunkt liegt auf dem 1937 gegründeten schwedischen Reiseunternehmen Reso, der möglicherweise einzigen dieser Organisationen, die in der Nachkriegszeit wirkliche Bedeutung auf dem heimisch-schwedischen Markt erlangen sollte.

Abgesehen von Arbeiten zu den in Deutschland und Italien etablierten Ferienorganisationen existieren in der international zugänglichen Forschung keine Studien über weitere Organisationen. Der vorliegende Artikel schließt an das wachsende Forschungsfeld der Tourismusgeschichte an.¹ Er ist sozialhistorisch breit angelegt, da die Entstehung der Organisationen, die Voraussetzungen ihrer Gründung sowie die Untersuchung des gemeinsamen historischen Kontextes thematisiert werden.

1 John K. Walton: Prospects in Tourism History: Evolution, State of Play and Future Developments, in: *Tourism Management* 30 (2009), Nr. 6, S. 783-793.

Reso – die schwedische kollektive Freizeit- und Reiseorganisation

Als Ivan Ohlson im Februar 1936 eine mehrwöchige Reise nach England, Holland und Belgien antrat, um die Volksreiseorganisationen² dieser Länder zu studieren, war er sich sehr genau darüber im Klaren, welche Möglichkeiten sich ihm für die Zukunft boten. Im Herbst sollte er 30 Jahre alt werden, und seine Zukunft beim Arbeiterbildungsverband (*Arbetarnas Bildningsförbund*, ABF) war ungewiss. Aufgrund seines Engagements im sozialdemokratischen Jugendverband verfügte er über gute Kontakte in die schwedische Arbeiterbewegung, was in Kombination mit seiner kreativen und umtriebigen Veranlagung Gewähr dafür bot, dass er seine Zukunft selbst würde bestimmen können. In Briefen an seine Frau Judit spiegeln sich seine großen Hoffnungen, was er künftig leisten könnte, wenn seine Pläne aufgingen.³ Was er schaffen wollte, war ein Reisebüro des Volkes oder, wie er es später nennen sollte: ein Organ systematischer Verbreitung von Freude. Bald sollten die Schweden in den Genuss von zwei Wochen bezahltem Urlaub kommen, und für ein Unternehmen, das erkannte, was gebraucht wurde, gab es, wie Ivan Ohlson meinte, ungeahnte Möglichkeiten, Großes zu erreichen. Die private Reisebürobranche verstand sich weder auf die Bedürfnisse und Wünsche der Organisationen der Arbeiterbewegung noch auf die von gewöhnlichen Leuten.⁴

Ohlsons erster und längster Aufenthalt war in London, wo er Vertreter der Workers Travel Association (WTA), die Pioniere auf diesem Gebiet, traf.⁵ Die WTA war Anfang der 20er Jahre gegründet worden und im Gegensatz zur späteren Reso in ihrer ursprünglichen Zielsetzung weitaus idealistischer und exklusiver gewesen: ein Reisebüro für die Arbeiterklasse mit der Aufgabe, den Weltfrieden zu sichern. Der dahinter liegende Grundgedanke war nicht, billige Ferienreisen ins Ausland zu organisieren, in den ersten Arrangements finden sich auch keinerlei Spuren von Vergnügung um ihrer selbst willen. Stattdessen sollten Orte wie die Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges besucht werden, um Verständnis für die furchtbaren Schwierigkeiten zu fördern, die in den Regionen anzutreffen waren und die die Bewohner dieser zerstörten Gebiete durchlitten hatten. Zu den übrigen Plänen der jungen WTA gehörten Reisen, um den Völkerbund, die Internationale Arbeitsorganisation (*International Labour Organization*, ILO) oder Sozialreformen in Dänemark zu studieren.

2 Zum Begriff siehe Diskussion und Anmerkung im nächsten Abschnitt.

3 Brief von Ivan Ohlson an seine Frau, 18.02.1936, in: Judit Ohlsons personarkiv 1537 (Persönliches Archiv Judit Ohlson), Archiv und Bibliothek der Arbeiterbewegung (Arbetarrörelsens arkiv och bibliotek, ARAB) Stockholm.

4 Siehe z.B. Ivan Ohlsons Ausführungen in: Protokoll der Klubkonferenz 1945, Schloss Örenäs, in: ARAB (Archiv der Zentralorganisation der Reso), Reso riksorganisation 1221. Als diese Studie durchgeführt wurde, war das Archiv der Reso noch nicht geordnet. Nunmehr ist es verzeichnet, so dass die zitierten Dokumente anhand der Hinweise in diesem Text einfach aufzufinden sind.

5 Die folgenden Ausführungen stützen sich auf Susan Barton: *Working-Class Organisations and Popular Tourism, 1840–1970*, Manchester 2005; Francis Williams: *Journey into Adventure. The Story of the Workers Travel Association*, London 1960; David Prynne: *The Clarion Clubs, Rambling and the Holiday Associations in Britain since the 1890s*, in: *Journal of Contemporary History* 11 (1976), No. 2-3, S. 65-77, hier S. 74 f.; Colin Ward, Dennis Hardy: *Goodnight Campers! The History of the British Holiday Camp*, London 1986 sowie Christine Collette: *Friendly Spirit, Comradeship, and Good-Natured Fun: Adventures in Socialist Internationalism*, in: *International Review of Social History* 48 (2003), S. 225-244.

Schon bald sah man aber ein, dass „even members of the Labour Movement seem to want to enjoy themselves on holiday“,⁶ und publikumswirksamere Reisen wie zum Beispiel nach Paris bildeten den Kern des Geschäfts.

Die WTA wollte ein Reisebüro für die Arbeiterklasse sein und wandte sich explizit dagegen, Ferienreisen für die Mittelklasse anzubieten. Um Menschen mit geringer, oft gar keiner Reiseerfahrung zu gewinnen, wurden Pauschalreisen veranstaltet, bei denen alles im Preis inbegriffen war. Es war jedoch schwierig, die Preise ausreichend niedrig zu halten, was dazu führte, dass die Arrangements der WTA gar nicht die soziale Zusammensetzung hatten, die man anstrebte. Meist waren es Lehrer, Gewerkschaftsfunktionäre sowie Büro- und Staatsangestellte, die mit der WTA reisten. Nur vereinzelt nahmen „echte“ Arbeiter mittleren Alters an den Gruppenreisen teil. In ihrem gesamten öffentlichen Auftreten betonte die Organisation ihre Verwurzelung in der Arbeiterklasse. Und dies nicht nur im Namen, so war in den Annoncen der 20er Jahre folgender Slogan häufig anzutreffen: „Something More Than Holidays. See the World and Meet Its Workers“.⁷

Inspiziert durch die Treffen vor allem mit der WTA und den belgischen Reiseorganisationen setzte Ohlson seinen Plan, etwas Ähnliches in Schweden zu schaffen, ins Werk. In einem Schreiben wandte er sich an seinen Arbeitgeber, den ABF, und argumentierte, dass die innerhalb der Arbeiterbewegung stattfindende Reisetätigkeit immer schwieriger zu organisieren geworden sei.⁸ Es bedürfe einer neuen Organisation, die unabhängig vom ABF und unter Beteiligung der gesamten Arbeiterbewegung sowie anderer möglicherweise interessierter Volksbewegungen⁹ agiere. Ein gesundes Startkapital sei vonnöten, die Kapitalgeber müssten jedoch nur in der Anfangszeit belastet werden: Die Workers Travel Association werfe jährlich Gewinne ab, und die Überschüsse der belgischen Organisationen gingen u.a. in die Unterstützung der anderen Tätigkeitsbereiche des Bildungsverbandes. Überhaupt wies Ohlson auf die Erfahrungen hin, die Reiseorganisationen in Großbritannien, Belgien, Holland, Frankreich und in der Schweiz gesammelt hatten, und unterstrich, dass das schwedische Gegenstück nach denselben Leitlinien wie die britische und die belgische Organisation aufgebaut werden könne. Der Hauptauftrag sollte darin bestehen, Urlaubs- und Studienreisen in erster Linie für die Mitglieder der angeschlossenen Organisationen zu veranstalten. Aus Mitgliedern der Gewerkschaftsbewegung neues Publikum für Urlaubsreisen zu gewinnen, war die deutlich ausgesprochene Zielsetzung.¹⁰ Die große Aufgabe bestehe darin, billige Ferienaufenthalte für Arbeiterfamilien und Hausfrauen zu veranstalten, wenn

6 Williams, *Journey into Adventure* (wie Anm. 5), S. 32.

7 Ebenda, S. 63.

8 Vorschlag zu einer Untersuchung bezüglich der Reisetätigkeit, Antrag an den geschäftsführenden Ausschuss und die Delegiertenversammlung des ABF, verfasst von Ivan Ohlson, 13.10.1936, in: ARAB, Reso riksorganisation 1221.

9 Anm. d. Übers.: Volksbewegungen (folkrörelser) ist die schwedische Bezeichnung für eine Reihe von sozialen Bewegungen, die seit dem 19. Jahrhundert durch ihr innergesellschaftliches Wirken „von unten“ (Volksbewegung = Volk in Bewegung) die Modernisierung und Demokratisierung Schwedens vorantrieben und aufgrund ihres organisatorischen Mobilisierungspotenzials zu tragenden Säulen des Wohlfahrtsstaats wurden. Zu den so genannten „klassischen“ Volksbewegungen in Schweden werden neben der Arbeiterbewegung auch die Abstinenzbewegung (nykterhetsrörelsen) und die Erweckungsbewegung (väckelserörelsen) gezählt, es gibt aber noch einige mehr.

10 Vorschlag des geschäftsführenden Ausschusses zum Bericht des Komitees zur Untersuchung der Reisetätigkeit der Arbeiter, 26.01.1937, in: ARAB, Reso riksorganisation 1221.

auch die Dienstleistungen allen offen stehen sollten. Durch die Übernahme der Reisetätigkeit des ABF sollte der vorgeschlagene Verein ein festes Standbein aufbauen und damit einhergehend das Programm sukzessiv um mehr Reiseziele erweitern.



Abb. 1: Ivan Ohlson, Prospekt 1942, gedruckt mit freundlicher Genehmigung des ARAB, Stockholm.

Im Frühjahr 1937 begann die Reso ihre Tätigkeit mit Ohlson als Geschäftsführer. Anteilszeichner waren eine Vielzahl an Organisationen vor allem aus der Arbeiterbewegung, aber auch aus der Konsumgenossenschaftsbewegung sowie einige weitere Volkstourismusorganisationen.¹¹ Anfangs fungierte die Reso als Reisebüro mit der Zielsetzung, billige Urlaubs- und Studienreisen zu arrangieren. Während des ersten Jahres entwickelte sich die Tätigkeit schneller, als es sich irgendeiner der Beteiligten hatte vorstellen können. Eigentlich hatte man gedacht, dass der Verein sich darauf konzentrieren würde, die bewährten Reisen durchzuführen, um die sich früher der ABF gekümmert hatte, und sich ansonsten in Form von Rekrutierung und Ausbildung von Personal sowie Vertragsverhandlungen mit Verkehrsunternehmen im Rahmen der Vorbereitungen für das nächste Jahr zu widmen. Dagegen sprach jedoch Ohlsons Wille zu expandieren. Bereits auf der ersten Sitzung der Geschäftsleitung konnte er berichten, dass er Kontakt mit der französischen Reiseorganisation aufgenom-

¹¹ Geschäftsbericht der Reso 1937, in: ARAB, Reso riksorganisation 1221.

men hatte, um noch im selben Jahr eine Reise zur Pariser Weltausstellung zu arrangieren. Die Reise passte so gut ins Profil der Reso (Urlaub „und“ Fortbildung), dass der Vorstand grünes Licht gab. Damit die Reise sich ökonomisch rechnete, bedurfte es gut 50 Teilnehmer, und weil keine Mittel vorhanden waren, um sie zu bewerben, nahm Ohlson Kontakt zu sämtlichen innerhalb der Arbeiter- und der Konsumgenossenschaftsbewegung erscheinenden Zeitschriften auf und bot ihnen an, als Mitveranstalter aufzutreten. Der massive Zuspruch kam für das wenig routinierte Unternehmen fast wie ein Schock. Die Anmeldungen waren zahlreich, und insgesamt wurden neun Reisen mit über 1 700 Personen nach Paris durchgeführt, was einiges an Organisationsproblemen schuf. Die Zahl der Angestellten stieg vorübergehend auf 15. Nach dem ersten Geschäftsjahr hieß es im Geschäftsbericht: „Sowohl im Hinblick auf die Nachfrage als auch die Qualität und die Durchführung der Reisen muss die Arbeit im kommenden Jahr bessere Resultate zeitigen, wenn der Geschäftsstelle Möglichkeiten zu umfassenderen Vorbereitungen zur Verfügung gestellt worden sind.“¹²

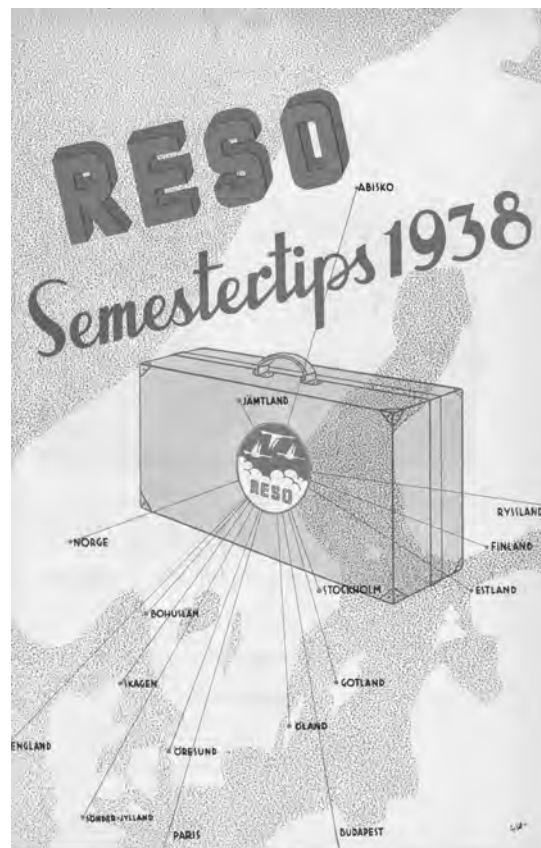


Abb. 2: Resos semesterhandbok [Urlaubshandbuch der Reso] 1938, gedruckt mit freundlicher Genehmigung des ARAB, Stockholm.

¹² Ebenda.



Abb. 3: Resos semesterhandbok [Urlaubshandbuch der Reso] 1939, gedruckt mit freundlicher Genehmigung des ARAB, Stockholm.

Das Reisegeschäft der Reso wuchs Ende der 30er Jahre stark an. Vor allem handelte es sich um Gruppen- und Gesellschaftsreisen innerhalb Schwedens, die ebenso zugenommen hatten wie die Ausfertigung von Fahrkarten für unterschiedliche Verkehrsmittel. Die Tätigkeit der Reso spiegelt recht gut wider, wie der Tourismus in Schweden zu dieser Zeit aussah; es ging darum, den Reiselustigen während der kurzen Sommermonate die Möglichkeiten zu verschaffen, ihren Heimatort zu verlassen. Für die, die es sich leisten konnten, war ein Pensionatsaufenthalt eine beliebte Alternative, während die Einquartierung bei der Lokalbevölkerung an küstennahen Ferienorten Menschen mit kleinerem Portemonnaie lockte. Diese Tendenz war schon seit längerer Zeit zu verzeichnen, aber die Verbreitung des Tourismus nahm während der Zwischenkriegszeit zu, als das Urlaubsleben nicht mehr auf eine kleine privilegierte Schicht der Gesellschaft beschränkt war.¹³

Die Urlaubshandbücher der Reso Ende 30er Jahre sind voll von Optimismus und Spaß am Reisen. Das Handbuch für 1939 erhielt den Titel „Lust zu leben“. Die Titelseite zieren ein Mann und ein Frau, die mit einer Reisetasche in der Hand auf der Gans Nils Holgerssons¹⁴ nach Paris fliegen. Im Einleitungstext äußerte Ohlson, dass es vielleicht verwegen und ungebührlich optimistisch erscheinen könne, in dieser Zeit voller Unruhe, rastloser Nervosität und allgemeiner Unzufriedenheit, laut die Sentenz von der Lust am Leben herauszubeln, und er fuhr fort:

„Aber nicht alle können schmolldend herumlaufen und das ganze Dasein in düsteren Farben sehen. Lust zu reisen ist Lust zu leben. Denn reisen heißt, das ganze Leben mit all seinen Variationen zu erleben. Der Mensch ist von der Natur dazu geschaffen, sich zu bewegen und sich umzusehen. Dafür hat er Beine und Augen bekommen. Der Maulwurf fühlt sich in seinem Erdloch wohl und der Wurm in seinem Loch, der Mensch aber ist nicht dazu bestimmt, seine Tage in einer Erdgeschossbude nach hinten raus oder in den stickigen, künstlich beleuchteten Räumen einer Werkstatt, einer Fabrik oder eines Büros zuzubringen.“¹⁵

Die steigende internationale politische Unruhe führte jedoch zu bedeutenden Schwierigkeiten, Reisen außerhalb der Grenzen Schwedens zu veranstalten. Teils wurden Auslandsreisen nicht in größerem Umfang nachgefragt, teils wurden durch die Währungssituation und andere praktische Schwierigkeiten Hindernisse in den Weg gelegt. Der Kriegsausbruch beendete die Pläne der Reso in Bezug auf ausländische Reisearrangements schließlich definitiv. Im Nachhinein ist es schwer, sich einen ungünstigeren Zeitpunkt für den Aufbau eines reinen Reiseunternehmens vorzustellen als das Ende der 30er Jahre.

Die WTA hatte bereits Mitte der 20er Jahre ihre Tätigkeit ausgeweitet und bot nun auch Ferienarrangements in Großbritannien an. Ihr Ziel war es eigentlich gewesen, Auslandsreisen

13 Orvar Löfgren: Turism och resande [Tourismus und Reisen], in: Signums svenska kulturhistoria. 1900-talet [Signums schwedische Kulturgeschichte, 20. Jahrhundert], Stockholm 2009.

14 Anm. d. Übers.: In dem ursprünglich als Lesebuch für den Geografieunterricht verfassten Roman „Nils Holgerssons wunderbare Reise durch Schweden“ (Nils Holgerssons underbara resa genom Sverige, 1906/07) von Literaturnobelpreisträgerin Selma Lagerlöf fliegt ein in einen Zwerg verwandelter Gänsehirt auf einer Gans durch ganz Schweden. Dieses Motiv erfreut sich nicht nur in der Tourismusbranche bis heute großer Beliebtheit.

15 Ivan Ohlson im Urlaubshandbuch der Reso 1939, in: ARAB, Reso riksorganisation 1221.

zu ermöglichen, aber die Entwicklung auf dem internationalen Parkett führte dazu, dass es immer schwieriger wurde, solche Arrangements durchzuführen. Nicht zuletzt schufen die starken Wechselkursschwankungen große Probleme. Daher etablierte die WTA im ganzen Land kleinere, pensionsartige Ferienanlagen, von denen man Ende der 30er Jahre acht besaß. Die Konkurrenz mit kommerziellen Akteuren war hart, und die Ausrichtung der Tätigkeit der WTA lag nicht ganz auf der Linie des Publikumsgeschmacks. Die touristische Entwicklung ging in Richtung wirklich großer Ferienanlagen, so genannte Feriencamps (*holiday camps*), so dass Ende der 30er Jahre die WTA eine solche Anlage eröffnete (das *Rogerson Hall Holiday Center*), die 500 Gäste pro Woche aufnehmen konnte.

Schließlich war auch die Reso gezwungen, ihre Tätigkeit auf das Inland zu beschränken. Durch Verträge mit Pensionaten konnte sie Reiseziele vermitteln, die als Pauschalarrangements verkauft wurden. Die Nachfrage nach diesen Urlaubsreisen überstieg schnell die Zahl der verfügbaren Betten. Oft waren Pensionsbesitzer nur während der Nebensaison bereit, der Reso Plätze anzubieten. Während der Hochsaison hatten sie meist einen festen wiederkehrenden Kundenstamm und waren daher nicht daran interessiert, Gäste der Reso aufzunehmen. Dies überraschte die Reso, bei der man geglaubt hatte, dass ein großer Teil des neuen Ferienpublikums von der schwedischen Tourismusbranche aufgenommen werden würde. Ohlson beschrieb dies viel später mit den Worten, man sei sanguinisch genug gewesen zu glauben, dass die Branche eine Zusammenarbeit mit der neuen Organisation der Volksbewegungen mit offenen Armen begrüßen würde.¹⁶ Mitunter mag es den neuen Kunden gegenüber auch eine gewisse Bedenklichkeit gegeben haben, denn es gibt zahlreiche Hinweise darauf, dass die Arbeiterklasse in den Urlaubsparadiesen des Bürgertums nicht willkommen war.¹⁷ Vor allem jedoch übertraf die Nachfrage nach Ferienaufenthalten das Angebot, und die Reso war mit dem bestehenden Angebot nicht zufrieden. Die schwedische Tourismusbranche befand sich Ende der 30er Jahre nicht in bestem Zustand – abgesehen von einer kleineren Zahl größerer Ferienanlagen, die für ausländische Touristen und zahlungskräftige Schweden gebaut worden waren. Ansonsten war das Angebot an Einquartierungsmöglichkeiten von ziemlich einfacher Art, ein Markt, den „Bauernpensionen und Gutshofspensionate Modell vornehme Witwe“ dominierten. Diese Reiseziele waren triste, eintönige Etablissements mit Polstermöbeln und Schutzdeckchen, „in denen die Dreißigerjahrevariante des Heilquellenpublikums früherer Zeiten herumlief und ein sog. würdevolles Gesellschaftsleben aufrecht erhielt“.¹⁸

Die Unterkünfte kamen insofern nicht jenen großen, hellen und luftigen Anlagen nahe, die den schwedischen Urlaubern anzubieten Ohlson geträumt hatte. Man wollte weg von dem, was man als die anhaltende Tristesse der schwedischen Touristenpensionate betrachtete, man wollte das Leben in eigenen Anlagen im Zeichen einer fröhlichen Selbstbetätigung gestalten. Die Analyse der Reso lautete, dass die Arbeiterbewegung erneut gezwungen sei, das Problem anzugehen, denn sonst könnten gewöhnliche Leute ihre neu gewonnenen Ferien nicht nutzen. Außerdem waren Bau und Betrieb von Anlagen viel risikoreicher und

16 Ivan Ohlson: *Tio år* [Zehn Jahre], in: *Fritiden* 1 (1947).

17 Sture Kelmeling: *Resominnen* [Reso-Erinnerungen], Stockholm 1985, S. 36 f. sowie Ivan Ohlsons Einleitungsvortrag, in: Protokoll der Klubkonferenz 1945, Schloss Örenäs, S. 18 f., in: ARAB, *Reso riksorganisation* 1221.

18 Ohlson, *Tio år* (wie Anm. 16).

kapitalintensiver als das Reisegeschäft. Daher schlug die Reso vor, eine weitere Organisation für den einheimischen Tourismus zu gründen, um „billige und gute Urlaubsziele“ zu schaffen.¹⁹

Es ist interessant zu beobachten, dass man bei der internen Analyse der Situation und des zu erwarteten Bedarfs die wachsende Schar der Urlauber nicht als homogen betrachtete. Ohlson und seine Kollegen in der Geschäftsleitung gingen davon aus, dass viele der Arbeiter ihre „Urlaubsprobleme“ selber lösen würden. Jugendliche zum Beispiel, von denen man erwartete, dass sie sich mit dem Fahrrad fortbewegen und in Jugendherbergen Quartier nehmen würden. Andere würden ihre Ferien bei Verwandten und Freunden verbringen. Einige hätten eigene Ferienhäuschen. Ein großer Teil der Arbeiter würde hingegen aus wirtschaftlichen Gründen zu Hause bleiben. Die öffentliche Hand könnte deshalb Naturreserve und Grünanlagen in der Nähe der Wohnungen errichten, so dass man ohne eigentliche Kosten Tagesausflüge unternehmen könnte. Die neue Organisation, die Anfang der 40er Jahre mit der Reso zusammengelegt und von Beginn an ebenfalls von Ohlson geleitet wurde, erhielt die Aufgabe, die Bedürfnisse jener Urlauber zu decken, die es sich leisten konnten, ihren Heimatort zu verlassen, und die ihre Ferien nicht im Zelt oder in Jugendherbergen verbringen, sondern stattdessen in Hotels oder Pensionen wohnen wollten. Hier sah die Reso einen Bedarf, der allzu wichtig war, um ihn ganz den profitorientierten Unternehmen zu überlassen. Es ging jedoch nicht nur darum, preisgünstige Alternativen anzubieten, sondern die Urlaubsziele mussten auch „gut“ sein. Den Gästen nur Kost und Logis zu bieten, genügte bei weitem nicht. Was gebraucht wurde, waren Ferienaufenthalte, bei denen sich die Gäste in Form von Sport oder Aktivitäten im Freien betätigen konnten. Außerdem konnte man auf diese Weise den allgemeinen Standard der privaten Anlagen fördern und Preissteigerungen entgegenwirken.

In der Sommersaison 1939 konnte die Reso in bescheidenem Umfang ihre ersten eigenen Ferienzele anbieten. In Hovenäset, nördlich von Lysekil an der schwedischen Westküste gelegen, erwarb man ein Restaurant namens Hovenäsbad. Die Gäste wurden in den Wohnungen der Lokalbevölkerung einquartiert und nahmen alle Mahlzeiten im Restaurant ein. Es war in Schweden eine sehr verbreitete Ferienform, dass die Lokalbevölkerung jede Saison auszog, um den Besuchern Platz zu machen. Ein klassisches Beispiel dafür ist die Entwicklung des kleinen Fischerdorfes Mölle zu einem populären Badeort. Die Reso schloss mit einem zu diesem Zweck gegründeten Verein am Ort einen Vertrag, in dem die Bettenkapazität angegeben wurde, und dann vermittelte die Reso die Einquartierungen. Insgesamt wurden von den so genannten Hofbesitzern, von denen die meisten Steinmetze oder Fischer mit magerem Einkommen waren, 200 Zimmer mit bis zu 350 Betten vermietet.²⁰ Im ersten Sommer lief das Geschäft mit Verlust, aber Ivan Ohlson wollte dennoch expandieren und weitere Anlagen anschaffen.

19 Bericht und Vorschlag des Urlaubskomitees der Volksbewegungen, 8.11.1938, in: ARAB, Reso riksorganisation 1221.

20 Tätigkeitsbericht des Urlaubsvereins der Volksbewegungen 1939, in: ARAB, Reso riksorganisation 1221.



Abb. 4: Postkarte von Hovenäsbad, gedruckt mit freundlicher Genehmigung des ARAB, Stockholm.

Auch im Hinblick auf die touristische Tätigkeit innerhalb des eigenen Landes zeigte sich, dass das Ende der 30er Jahre nicht der beste Zeitpunkt für einen Anfang war. Ohlson ließ sich jedoch von den Warnungen seiner Geschäftsleitung nicht entmutigen, er wollte nicht länger abwarten: Sicherlich sehe es auf dem internationalen Markt sehr unruhig aus, das dürfe jedoch nicht zu allzu großem Pessimismus und zuviel Vorsicht führen. Es sei von großer Bedeutung, Neuheiten zu entwickeln, die man den Urlaubern anbieten könnte: „Unser Volk hat höhere Ansprüche, wenn es in die Ferien kommt, als wir vielleicht im Allgemeinen glauben.“²¹

Ein Urlaub bei der Reso war einfach, nicht gerade prunkvoll und eher Gesundheit fördernd ausgerichtet.²² Ohlson war der Meinung, dass „jeder Mensch von normalen, arbeitsamen und ordentlichen Eltern, der anständig erzogen worden ist und selbst einer nützlichen Arbeit nachgeht“, sich bei der Reso wohlfühlen könnte.²³ Auch wenn die Identität der Reso fest in den Volksbewegungen verankert blieb, war es wichtig, nicht als ausschließlich nutzenorientiert und an die potenziellen Gewerkschaften der Gäste gebunden zu erscheinen:

„Wir fordern die Menschen nicht auf, zum Urlaub in eine Reso-Anlage zu fahren, weil sie der kämpfenden Abt. 35 des Schwedischen Gruben- und Fabrikarbeiter-

21 Ivan Ohlson: Protokoll des geschäftsführenden Ausschusses, Urlaubsverein der Volksbewegungen, 1.09.1939, S. 19, in: ARAB, Reso riksorganisation 1221.

22 Siehe auch Martin Wicklin: Den svåra konsten att ha semester [Die schwere Kunst, Ferien zu haben], in: Tvärsnitt 3 (1997), 56-69.

23 Ivan Ohlson: Protokoll der Klubkonferenz 1945, Schloss Örenäs, in: ARAB, Reso riksorganisation 1221.

verbandes oder der Abt. 58 des Verbandes der Schwedischen Industrieangestellten angehören, sondern wir wenden uns an den arbeitenden Menschen und sagen: ‚Du brauchst Entspannung und Ruhe‘. Die moderne Freizeitbewegung der Volksbewegungen bietet Dir zu einem angemessenen Preis einen herrlichen Aufenthalt an den rundgewaschenen Felsen der Westküste, wo das Wasser am salzigsten ist, wo die Sonnenstunden am zahlreichsten sind.“²⁴

Ein Gast, der zur Reso kam, sollte nach Ohlson die Örtlichkeiten als modern und schön, die Einrichtung als hell und einladend und die Lage als die bestdenkbare empfinden. Sollte er außerdem zu der Kategorie gehören, die bereits Erfahrungen mit dem üblichen Typ des schwedischen Sommerpensionats gemacht hatte, würde er einen beträchtlichen Unterschied in der Stimmung, in der Art, sich um die Gäste zu kümmern, und in der Organisation der Ausflüge feststellen, die ihm direkten Kontakt mit dem kulturellen Leben des Ferienortes boten. Statt während des Urlaubs die Arbeitskollegen aus dem Wohnort zu treffen und Berufs- oder Vereinsangelegenheiten zu diskutieren, sollte man neue Bekanntschaften mit Menschen aus anderen Berufen und anderen Lebensverhältnissen machen.

Der nordeuropäische Kontext

Auch in den anderen drei nordischen Ländern wurden zur selben Zeit Volksreiseorganisationen gegründet. In Finnland wurde im Januar 1938 unter Beteiligung der gewerkschaftlichen und politischen Organisationen der Arbeiterbewegung sowie der finnländischen Entsprechung des Arbeiterbildungsverbandes der Arbeiterreiseverband (finn. *Työväen Matkailuliitto*, schwed. *Arbetarnas Reseförbund*) ins Leben gerufen.²⁵ In der ersten Zeit war die Organisation der schwedischen Reso sehr ähnlich; ihr Ziel bestand darin, Studien- und Erholungsreisen anzubieten, Reisen innerhalb Finnlands und ins Ausland zu arrangieren sowie überhaupt den Arbeitertourismus zu fördern. Auch die Motivation und die Eigentümerschaft waren dieselben. Sehr bald jedoch nahm Finnland einen anderen Weg. 1939 wurde das Volksreisebüro (finn. *Kansan Matkatoimisto*, schwed. *Folkets Resebyrå*) gegründet, dessen Aktienkapital zu 60% dem Arbeiterreiseverband gehörte, während der übrige Teil von anderen Organisationen gezeichnet wurde. Diese hatten teils Verbindungen zur Tourismusbranche, teils unterhielten sie Geschäftsverbindungen mit dem Verband. 1941 wurde auf Initiative des Arbeiterreiseverbandes der Urlaubsverband (finn. *Lomaliitto*, schwed. *Semesterförbundet*) gegründet. Dieser sollte zur Aufgabe haben, die „Nutzung des Urlaubs durch die breiten Massen des Volkes“ zu propagieren sowie Feriendörfer, Volkshotels, Wochenendherbergen und Volksbäder zu gründen. Dieses Projekt unterschied sich von der

24 Ivan Ohlson: Protokoll der Klubkonferens 1946, Ronneby Brunn, in: ARAB, Reso riksorganisation 1221.

25 E.K. Louhikko: Den folkliga reseverksamheten i Finland [Die Volksreisetätigkeit in Finnland], in: *Fritiden* 5 (1945). Der Verfasser des Artikels war treibende Kraft bei der Gründung der Organisation. Dieser Artikel sowie eine ethnologische Analyse von Arbeiterklasse und Tourismus, vor allem Pauschalreisen, in Finnland stellt das einzige Material dar, das der Verfasserin über finnländische Volksreiseorganisationen bekannt ist. Siehe Katarina Koskiranta: *Package Tours – A Luxury for the Working Classes*, in: *Ethnologia Scandinavica* 25 (1995), S. 108-114.

Reso nicht nur durch die frühe Entwicklung hoher Ambitionen, ein noch größerer Unterschied bestand im komplett korporativen Aufbau der Organisation.²⁶ Der Urlaubsverband bestand bald aus dem Arbeiterreiseverband, dem Tourismusverband, allen gewerkschaftlichen, politischen, ökonomischen und kulturellen Organisationen der Arbeiter sowie allen Arbeitgeberorganisationen, den Zentralorganisationen der Kooperationsbewegung, den Zentralverbänden der Landwirtschaft sowie „mehreren großen einflussreichen freien Bürgerorganisationen der finnländischen Gesellschaft“.²⁷ Auch die Regierung war im Verwaltungsrat des Urlaubsverbandes vertreten, der darüber hinaus staatliche Unterstützung erhielt. Die Tätigkeit der Organisation scheint im Zeitraum von ihrer Gründung bis 1945 von stark sozialem Charakter getragen worden zu sein.

In Dänemark wurde in direktem Zusammenhang mit der Gesetzgebung über bezahlten Urlaub die Urlaubsorganisation Dansk Folke-Ferie (Dänische Volksferien) gegründet. Der eigenen Geschichtsschreibung zufolge entstand die Organisation im März 1938 im Büro von Ministerpräsident Thorvald Stauning, als die Vertreter der Arbeiterbewegung über die bevorstehende Durchführung der Gesetzgebung informiert wurden.²⁸ Stauning soll dabei gesagt haben, dass es keine Orte gebe, an denen die Leute ihre neu gewonnenen Ferien verbringen könnten, woraufhin ein Komitee von Repräsentanten der Arbeiterbewegung gebildet wurde mit der Aufgabe, die Möglichkeiten zur systematischen Nutzung des Urlaubs zu untersuchen.²⁹ Die Untersuchung, die im Sommer 1938 vorlag, enthielt eine lange Reihe von Vorschlägen für Tätigkeitsbereiche einer Urlaubsorganisation für das Volk, gestaltet nach den Vorbildern der Reso und der britischen Entsprechung WTA. Interessant ist, dass bereits im Stadium der Ideenfindung ein großer Teil der Tätigkeitsvorschläge sich mit verschiedenen Möglichkeiten zur Anschaffung von Ferienanlagen in Dänemark auseinandersetzte – für die WTA und die Reso war die Reisetätigkeit das wichtigste Ziel, auch wenn die Wirklichkeit allmählich alle Reiseorganisationen an das Heimatland band. Auch die Wahl des Namens, Dänische Volksferien, unterstreicht den Charakter als heimische Urlaubsorganisation. Die Bindung der Organisation an die Gewerkschaftsbewegung war in Dänemark noch stärker als in Schweden und weitaus stärker als in Großbritannien ausgeprägt. Dennoch trug nur die britische Organisation den politischeren Begriff „Arbeiter“ im Namen.

26 Katarina Koskiranta (1995) zufolge soll die finnländische Regierung keine Interesse daran gezeigt haben, wie die Arbeiterklasse ihren Urlaub verbrachte. Da Koskiranta in ihrer Studie nicht darauf eingeht, wie die Organisationen aufgebaut waren oder wer in ihnen repräsentiert war, und auch keine Belege für ihre Angaben liefert, geht die Verfasserin des Artikels davon aus, dass E.K. Louhikko in seinem Artikel in der Zeitschrift „Fritiden“ eine richtige Beschreibung geliefert hat. Die Beteiligung des Staates wird auch wiederholt angesprochen bei Johannes Sperling: *Hvornår var det nu det var? 1939–1970. En håndbog for chefer og kommende medarbejdere i Nordisk Folke Reso [Wann war das doch gleich? 1939–1970. Ein Handbuch für Chefs und zukünftige Mitarbeiter der Nordisk Folke Reso]*, Gedruckte Broschüre 1970, S. 48, in: ARAB, Reso riksorganisation 1221.

27 Louhikko, *Den folklige reseverksamheten* (wie Anm. 25).

28 Jubiläumsnummer der Zeitschrift FF-Nyt 25 (1958), S. 7.

29 Ib Kolbjørn: *Ferie- og Rejseliv [Ferien und Reiseleben]*, in: *Kulturen for folket. En materialesamling til brug i oplysningsarbejdet [Kultur für das Volk. Eine Materialsammlung zum Gebrauch in der Bildungsarbeit]*, Kopenhagen 1938, S. 170. Ib Kolbjørn war Vertreter des Arbeiterinformationsausschusses (*Arbejdernes Oplysningsudvalg*) im Komitee und berichtet in diesem Artikel detailliert über die Gründung von Dansk Folke-Ferie.

Dansk Folke-Ferie expandierten stark im Bereich der Ferienanlagen, eben jenem Gebiet, auf das Ministerpräsident Stauning hingewiesen hatte. Bereits 1939 eröffnete das erste Feriendorf, welches dann zum Modell für immer größere Anlagen wurde.³⁰ Auch die norwegische Entsprechung, Norsk Folke-Ferie, erhielt diese Ausrichtung. Dies geschah jedoch erst nach dem Krieg. Die Organisation wurde erst im Mai 1939 gegründet und stellte ihre Tätigkeit während der deutschen Besatzung vollständig ein. Die Bindung an die Arbeiterbewegung war stark, aber auch andere Organisationen wie der Kooperations- und der Bildungsverband beteiligten sich an der Etablierung von Norsk Folke-Ferie. Die Zielsetzung der Organisation bestand darin, „alle Maßnahmen zu fördern, die auf eine breitere Nutzung des Urlaubs und der Freizeit der Arbeiter abzielen“.³¹

Die Reise- und Freizeitorganisationen in den nordischen Ländern hatten alle ihre Besonderheiten, auch die Zusammensetzung der Anteilseigner unterschied sich graduell. Die Reso war stärker auf das Reisegeschäft ausgerichtet, was jedoch daran gelegen haben mag, dass sie ihre Tätigkeit früher aufnahm. Kontakte zur Bildung einer Dachorganisation, Nordisk Folke Reso (Nordische Volks-Reso), waren bereits 1938 aufgenommen worden, jedoch gelang es nicht mehr, etwas Konkretes in die Wege zu leiten, bevor der Zweite Weltkrieg ausbrach. Nach dem Krieg, der große Auswirkungen auf die Organisationen hatte, entwickelte sich die Tätigkeit in unterschiedliche Richtungen. Im Großen und Ganzen lässt sich sagen, dass sich die schwedische Reso in Richtung des kommerziellen Sektors bewegte, während die Organisationen der übrigen drei nordischen Länder im gemeinnützigen Sektor blieben.

Der europäische Hintergrund und die Rolle des Staates

Es ist schwer, ein Land in Europa zu finden, in dem während der Zwischenkriegszeit keine Reiseorganisation heranwuchs, die es als ihre Aufgabe betrachtete, den breiten Schichten der Bevölkerung Freizeitaktivitäten und Reisen anzubieten. Die Ausbreitung dieses Phänomens lässt sich durch zwei strukturelle Faktoren erklären: zum einen die zunehmende Freizeit, die immer mehr Menschen teils durch kürzere Arbeitswochen, teils durch die Verbreitung des bezahlten Urlaubs zuteil wurde; zum anderen die sehr starke Tendenz in Europa, soziale Angelegenheiten in kollektiven Vereinigungen zu organisieren, kombiniert mit einem Unwillen, das Angebot allein kommerziellen Interessenten zu überlassen. Wie die Organisation von Freizeit und Reisen für die breite Bevölkerung in jedem einzelnen Land gestaltet wurde, hing in hohem Maße davon ab, wie die Arbeiterklasse organisiert war. Auch in Diktaturen entwickelte sich dieser Typ von Vereinigungen. In den demokratischen Staaten sorgte in der Hauptsache die reformistische Arbeiterbewegung für die Etablierung von Organisationen, die in Schweden Volksreiseorganisationen (*folkliga reseorganisationer*) genannt werden sollten. In den Diktaturen stellte der Staat den wichtigsten Akteur hinter diesen Organisationen dar. Historiker haben sich vor allem für die italienische und die

30 Nan Dahlkild: Ferie for folket – omkring oprettelsen af Dansk Folke-Ferie [Ferien für das Volk – zur Gründung von Dansk Folke-Ferie], in: Arbejderhistorie 31 (1988), S. 10-14.

31 Ørnulf Hodne: Folk og fritid. En mellomkrigsstudie i norsk arbeiderbevegelse [Volk und Freizeit. Eine Studie zur Zwischenkriegszeit in der norwegischen Arbeiterbewegung], Oslo 1994, S. 29. Siehe auch die Schrift von Johannes Sperling, Hvornår (wie Anm. 26), S. 49.

deutsche Organisation interessiert, von den Organisationen in den demokratischen Staaten scheint nur die britische eine gewisse Aufmerksamkeit geweckt zu haben.

Bei der Gründung dieser Volksreiseorganisationen stellten Reisen für die breiten Schichten der Bevölkerung den ursprünglichen Fokus der Tätigkeit dar, daher die Bezeichnung Reiseorganisationen. Eine korrektere, wenngleich ebenfalls nicht völlig zufriedenstellende Benennung wäre Reise- und Freizeitorganisationen, da diese die Breite des Tätigkeitsfeldes besser abdecken würde. Die Unzufriedenheit rührt daher, dass die Organisationen oft auch Informations- und Bildungsziele verfolgten. Durch eine Definition von Freizeit als die Zeit, in der ein Mensch nicht seiner Erwerbsarbeit nachgeht, kann z.B. auch Weiterbildung eine Freizeitbeschäftigung darstellen. Problematischer ist das Wort „Volk“. Zum einen ist der Begriff mehrdeutig. Mit Volk kann die gesamte Bevölkerung einer Nation gemeint sein, aber auch, dass der Begriff eine soziale Abgrenzung beinhaltet. Im vorliegenden Zusammenhang soll Volk als die breiten Schichten der Bevölkerung verstanden werden, d.h. die manuell Tätigen in Landwirtschaft und Industrie sowie im Dienstleistungssektor, die keine eigene wirtschaftliche Tätigkeit betrieben, oder in marxistischer Terminologie ausgedrückt: welche sich nicht im Besitz der Produktionsmittel befanden. Die schwedische adjektivische Form „folklig“ bereitet insofern Schwierigkeiten, als dieses Wort im Schwedischen positiv konnotiert ist oder zumindest als etwas verstanden wird, das bei den breiten Massen populär ist.³² Die kollektiven Vereinigungen in den Diktaturen, die Reise- und Freizeitaktivitäten auf dem Programm hatten und sich ebenfalls vor allem an die breiten Schichten der Bevölkerung richteten, können nicht als Volksorganisationen im Sinne von „folkliga reseorganisationer“ bezeichnet werden. Sie aber deshalb im Kontext der Organisierung von Freizeit nicht zu diskutieren, hieße, einen wesentlichen Vergleich auszulassen.

Den größten Bevölkerungsanteil erreichten die Freizeit- und Reiseorganisationen im faschistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland.³³ Die Volksreiseorganisationen in den demokratischen Staaten genossen keine größeren Subventionen und hatten dementsprechend auch Schwierigkeiten, ihr Angebot zu einem Preis zu gestalten, den die wichtigste Zielgruppe sich leisten konnte. Die Tätigkeit der italienischen Dopolavoro und der deutschen Kraft durch Freude (KdF) hingegen war staatlich und hatte zum Ziel, die Klassengrenzen niederzureißen und sowohl den Urlaubskonsum als auch andere Freizeitak-

32 Anm. d. Übers.: Das deutsche Wort „volkstümlich“ trifft nicht den Kern der Sache. Keinesfalls jedoch darf „folklig“ mit dem deutschen Begriff „völkisch“ verwechselt werden, da dem schwedischen Begriff die mit dem deutschen Wort verbundenen Vorstellungen eines organischen Volkskörpers und jegliche rassenideologische Implikationen fehlen. Die Übersetzung von „folkliga reseorganisationer“ als „Volksorganisationen“ bezieht sich insofern auf die Intention der Organisationen der Volksbewegungen, breiten Schichten der Bevölkerung Urlaubs- und Freizeitaktivitäten anzubieten.

33 Die italienische Organisation wird analysiert von Victoria De Grazia: *The Culture of Consent. Mass Organization of Leisure in Fascist Italy*, Cambridge 1981. Bei der Beschreibung der deutschen Organisation liegt das Vertrauen der Verfasserin auf Shelley Baranowski: *Strength through Joy. Consumerism and Mass Tourism in the Third Reich*, Cambridge 2004; Kristin Semmens: *Seeing Hitler's Germany. Tourism in the Third Reich*, Basingstoke 2005; Wolfgang König: *Nazi Visions of Mass Tourism*, in: Laurent Tissot (Hrsg.): *Development of a Tourist Industry*, Neuchâtel 2003, S. 261-268 sowie Hasso Spode: *Fordism, Mass Tourism and the Third Reich: The „Strength through Joy“ Seaside Resort as an Index Fossil*, in: *Journal of Social History* 38 (2004), No. 1, S. 127-155.

tivitäten auszuweiten. Dopolavoro, was in freier Übersetzung „nach der Arbeit“ bedeutet, diente bei der Gründung der KdF 1933 als Vorbild. Beiden Organisationen war das hinter ihnen stehende Motiv gemeinsam, der Diktatur eine Verankerung im Volk zu verschaffen. Victoria De Grazia ist der Ansicht, dass die italienische Freizeitorganisation dazu beigetragen habe, die existierende Ordnung zu stärken und gleichzeitig das Bild eines guten und wohlwollenden Regimes zu verbreiten. Diese Propaganda funktionierte auch außerhalb der Grenzen Italiens, viele Beobachter waren von der Entwicklung fasziniert, die als Demokratisierung des Vergnügungskonsums aufgefasst wurde. Dopolavoro widmete sich Vergnügungsaktivitäten, die während der Zwischenkriegszeit in starkem Anwachsen begriffen waren, indem z.B. Kinobesuche und Sportveranstaltungen subventioniert wurden. Am bekanntesten außerhalb Italiens war jedoch das Reisegeschäft. Gewöhnlich wird behauptet, dass Dopolavoro die erste Massentourismusorganisation gewesen sei, vermutlich ist dies jedoch lediglich eine Reflexion des Zentralisierungsgrades. Auf dieselbe Weise wie im übrigen Europa hatte sich auch in Italien eine Reihe von Vereinigungen etabliert, die sich dem Natursport wie z.B. Radfahren und Wanderungen widmeten. Durch die so genannte Koordinierung dieser Aktivitäten durch das Regime wurden sie jedoch zu Aktivitäten von Dopolavoro. 1937 z.B. wurden Tagesausflüge mit insgesamt 3 Mio. Teilnehmern organisiert.³⁴ Der hohe Grad der staatlichen Intervention spiegelte sich auch in den unerhört populären Zugreisen an die Küste, die Dopolavoro organisierte. Die staatliche Eisenbahngesellschaft war Anfang der 30er Jahre in eine wirtschaftliche Krise geraten, weshalb der Staat die Preise für Gruppenreisen von Dopolavoro-Mitgliedern halbierte und so die leeren Züge füllen konnte. Mitte der 30er Jahre hatte die Organisation 2,7 Mio. Mitglieder, von denen 70% eine manuelle Berufstätigkeit ausübten.

Auch die KdF hatte zum Ziel, dem Regime Unterstützung durch das Volk zu verschaffen, als eine Art Kompensation für eine schwache Lohnentwicklung zu fungieren, die Klassegegensätze zu mindern und die Rüstungsbestrebungen zu fördern. Die KdF war mit anderen Worten Teil der Anstrengungen, soziale Stabilität zu sichern und die Produktivität zu steigern. Bezahlter Urlaub wurde eingeführt, und die KdF entwickelte sich zu einer Massentourismusorganisation und einem veritablen Apparat der Vergnügungsindustrie. Die Aktivitäten waren sehr unterschiedlich. Die KdF legte z.B. Schwimmbäder an, organisierte Sportveranstaltungen (beispielsweise im Zusammenhang mit den Olympischen Spielen 1936), Varietéprogramme, Theaterbesuche, Sinfonieorchester und Kunstausstellungen in Fabriken, vor allem aber dominierte der Tourismus die Tätigkeit. Hasso Spode zufolge, der in der KdF das weltweit größte Reiseunternehmen der 30er Jahre sieht, betrachteten die Deutschen die KdF als staatliches Reisebüro. Der überwiegende Teil des Umsatzes stammte auch aus der Unterabteilung Reisen, Wanderungen und Urlaub. Hohe Aufmerksamkeit im Ausland erregten die groß angelegten subventionierten Kreuzfahrten für Arbeiter und loyale Parteimitglieder zu traditionellen Reisezielen der Oberklasse. Der Propagandagewinn für den nationalsozialistischen Staat wurde dadurch noch gesteigert, dass die traditionelle Einteilung in Erste, Zweite und Dritte Klasse auf den Fahrzeugen der KdF nicht mehr vorgenommen wurde. Allerdings kamen die meisten Deutschen im Bereich der Inlandstätigkeit in Kontakt mit der Organisation. Die Urlaubsreisen gingen meist in die Küstenorte, die von der massiven Expansion der Urlauberzahl völlig überschwemmt wurden. Kristin Semmens zeigt

34 De Grazia, *Culture of Consent* (wie Anm. 33), S. 179-184.

in ihrer Studie, wie die Tourismusbranche sich darüber beklagte, diese „Billig-Urlauber“ zu allzu niedrigen Preisen beherbergen zu müssen.³⁵ Auch die Eisenbahn musste die Kosten für diese „Demokratisierung“ der Ferien durch die KdF tragen. Das Gedränge in den klassischen Badeorten sowie die Zielsetzung, den Preis weiter zu drücken – auch die KdF hatte Probleme, den Preis auf ein Niveau zu bringen, auf dem nicht nur die untere Mittelklasse und Arbeiter ohne Kinder es sich leisten konnten, im Urlaub zu verreisen –, führte zu Plänen, Badeorte im großen Maßstab neu anzulegen. Diese hießen in den Planungen auch Urlaubsfabriken. Wie Wolfgang König hervorhebt, ist es schwer zu sagen, wie realistisch diese Pläne waren:³⁶ Der Bau von fünf gigantischen Urlaubsfabriken am Meer sowie zwei mindestens ebenso großen im Landesinneren und der Bau von 50 Fahrzeugen für See- und Flusskreuzfahrten erscheint im Lichte der militärischen Aufrüstung nur schwer durchführbar. Eine der Urlaubsfabriken wurde dennoch fast fertiggestellt, bevor der Krieg ausbrach, aber anstelle von Badegästen wurden schließlich Bombenopfer in den Gebäuden untergebracht: Der Bau von Prora, auf der Ostseeinsel Rügen gelegen, wurde 1936 begonnen. Die Gästebäude bestanden aus 10 000 Zweibettzimmern. Die Anlage sollte bei voller Belegung 20 000 Gäste gleichzeitig aufnehmen können. Die Größe wird noch deutlicher, wenn man bedenkt, dass sich die sechs Stockwerke hohen Häuserflügel 4,5 Kilometer den Strand entlang erstrecken. Die Pläne für Prora, zu denen u.a. auch eine Schmalspurbahn, ein Hafen für Kreuzfahrtschiffe sowie Vergnügungslokale und Versammlungsräume gehörten, wurden 1937 auf der Weltausstellung in Paris ausgestellt und erhielten einen Grand Prix.

Die Organisation der Freizeit sowohl im italienischen als auch im deutschen Staat trafen international auf Bewunderung, und zwar auch bei denen, die der Meinung waren, dass diese Staaten im Übrigen verabscheuungswürdig seien. Um das verstehen zu können, muss man sich vor Augen halten, dass es in den 30er Jahren einen Konsens darüber gegeben zu haben scheint, dass die Freizeit der Arbeiter keine persönliche Angelegenheit sei. Auf den Konferenzen, die die ILO während dieser Jahre zu diesem Thema veranstaltete, wurde dies offenbar, und es ist interessant festzustellen, dass diese Konferenzen in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts in nicht-demokratischen Staaten stattfanden: 1936 in Hamburg im Zusammenhang mit der deutschen Gastgeberschaft für die Olympischen Spiele, 1938 in Rom und 1940 in Tokio. Victoria De Grazia behauptet, dass auf diesen Konferenzen oder in den Studien, die während der 30er Jahre über die Freizeit der Arbeiter durchgeführt wurden, weder die deutsche noch die italienische Führungsrolle auf dem Freizeitsektor ernsthaft in Frage gestellt wurde.³⁷ In einer zeitgenössischen Beschreibung wird jedoch hervorgehoben, dass auf den Konferenzen deutlich geworden sei, dass die Diktaturen die Freizeit der Bürger unter staatlicher Aufsicht und nach staatlichen Richtlinien organisieren wollten, während die demokratischen Staaten durchgehend dem Prinzip folgten, dass Freizeit eben freie Zeit sein solle.³⁸ Derselben Beschreibung zufolge sollen auf der Konferenz in Hamburg auch einzelne Stimmen laut geworden sein, dass die Aufgabe des Staates darin bestehe, den Rahmen zu

35 Semmens, *Seeing Hitler's Germany* (wie Anm. 33), S. 102.

36 König, *Nazi visions* (wie Anm. 33).

37 De Grazia, *Culture of Consent* (wie Anm. 33), S. 240.

38 Ib Koch-Olsen: *Fritidsproblemer i international Belysning* [Freizeitprobleme in internationalem Licht], in: *Fritidsproblemer. En materialesamling til belysning af et moderne problem* [Freizeitprobleme. Eine Materialsammlung zur Beleuchtung eines modernen Problems], Kopenhagen 1939, S. 132.

setzen, also Möglichkeiten für eine wertvolle Freizeitgestaltung zu schaffen, während die Organisation den Interessierten selbst überlassen bleibe.

Die Rolle des Staates war für die Sozialdemokratie keine einfache Frage, und Ohlson gehörte zu denen, die einen freiheitlicheren Blick hatten und mitunter die Freiheit des Individuums betonten. In seiner letzten Rede als Vertreter des Jugendverbandes, die er kurz nach Gründung der Reso hielt, diskutierte Ohlson die Frage über die Rolle des Staates bei der Regelung der Freizeitbeschäftigungen: „Ist es überhaupt glücklich, dass der Staat auf irgendeine andere Weise als unterstützend eingreift? Und ist es nicht so, dass man sich gerade auf diesem Gebiet auf den freien persönlichen Wunsch der Menschen verlassen muss, und alles, was getan werden kann, nur darauf hinauslaufen kann, die Menschen dazu zu erziehen, die wertvollen Freizeitbeschäftigungen nachzufragen?“³⁹ Zum Vergleich nannte er KdF und Dopolavoro und betonte, dass es ein beklagenswerter Fehler sei, die Bedeutung dieser Organisationen gering zu achten. Wenn man nur deren augenblicklichen Nutzen und Effektivität betrachte, sei es leicht festzustellen, meinte Ohlson, dass diese über eine Methode verfügten, die dem überlegen sei, was man selbst auf dem Gebiet der Freizeit erreichen könne: „Denn hier hat man ja kaum mit Widerstand zu rechnen. Die Menschen werden zu Reisen abkommandiert, Sportorganisationen vieler Art werden vom Staat dirigiert, und alles wird der staatlichen Autorität untergeordnet und zu einem Teil der Erziehung des Volkes zu dem Ziel, das die diktatorischen Staaten verfolgen. Wie bequem wäre es nicht, wenn wir von Seiten unserer demokratischen Staatsführung ebenso schnell und entschlossen handeln könnten?“ Ohlsons Antwort auf diese Frage war eindeutig: Der Respekt vor der Menschenwürde schob solch einer Politik einen Riegel vor. Menschen könnten nur durch demokratische Arbeitsmethoden wirklich gewonnen werden unabhängig davon, wie ineffektiv eine solche Arbeit auch empfunden würde. In Schweden sei nun, teilte Ohlson der Versammlung mit, eine demokratische Kraft durch Freude gegründet worden. Der Vergleich mit der deutschen Organisation wurde im Zusammenhang mit der Gründung der Reso 1937 auch in der bürgerlichen Presse benutzt – jetzt sei nach deutschem Vorbild die Kraft durch Freude der schwedischen Demokratie gegründet worden, jetzt würde die Freizeit des schwedischen Volkes gleichgeschaltet und dirigiert, lautete die Analyse. Gegen einen solchen direkten Vergleich der Reso mit der KdF wandte sich Ohlson ganz entschieden, da er überhaupt nicht die Mentalität und die Mechanik der schwedischen Volksbewegungen berücksichtige.

Die Demokratisierung der Freizeit als Problem

Die Demokratisierung der Freizeit wurde von Intellektuellen bereits früh als Problem erkannt. Ein gutes Beispiel dafür, wo die Trennungslinie verlief, und vielleicht noch verläuft, liefert die Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Freizeit. Um die Wende zum 20. Jahrhundert richtete sich die Aufmerksamkeit, vor allem aufgrund von Thorstein Veblens vielbeachteter Studie über „the leisure class“, auf die unproduktive und konsumierende Freizeit. Freie Zeit, die über das hinausging, was für die Ausführung von produktiver

39 Vortrag Ivan Ohlsons vor dem Jugendverband in Malmö, datiert Ostern 1937, in: ARAB, Ivan Ohlsons personarkiv 434 (Persönliches Archiv Ivan Ohlson), Vol. 1.

Arbeit notwendig war, wurde als soziale Verschwendung betrachtet, die die Arbeitsmoral und die Effektivität der Produktion untergrabe.⁴⁰

Auch in Schweden wurde die zunehmende Freizeit als soziales, kulturelles, moralisches und ökonomisches Problem beschrieben.⁴¹ Was die Elite beunruhigte, war vor allem die Frage, womit sich die breiten Massen in ihrer Freizeit beschäftigen sollten. Es wurde als eine Aufgabe der Gesellschaft gesehen, dafür zu sorgen, dass die Freizeit auf richtige Weise gestaltet wurde: „[...] aber es zeigte sich, dass die acht Erholungsstunden ein sehr umfassendes und sozial bedeutsames Problem beinhalteten, das zu lösen die Gesellschaft dem Einzelnen helfen musste, wenn die acht Stunden Freizeit nicht eine Zeit des leeren und verschwenderischen, vielleicht sogar moralisch verflachenden Zeitvertreibs ohne Inhalt und würdevolle Zielsetzung werden sollten.“⁴²

Während der 30er Jahre wuchs schnell eine ganze Reihe von Organisationen heran, die sich darauf spezialisierten, Freizeitaktivitäten zu organisieren. Jonas Frykman z.B. hat auf die Expansion der Gymnastikbewegung hingewiesen, die seiner Meinung nach nicht nur das Resultat eines organisatorischen Triumphes des Schwedischen Gymnastikverbands (*Svenska Gymnastikförbundet*) war (im Jahr 1939 20 000 Mitglieder).⁴³ Im Grunde genommen habe es sich, obwohl nicht alle Gymnastik betreibenden Menschen organisierte Mitglieder waren, um eine Volksbewegung gehandelt, die nach Frykman von einer Welle von Enthusiasmus getragen worden seien. Dies war auch die Zeit, in der Anhänger von Sport und Körperkultur, Vegetarier und Nudisten größere Aufmerksamkeit erregten.

Die Gymnastikbewegung war keine neue Erscheinung, aber sie befand sich während der Zwischenkriegszeit im Wachstum. Dasselbe gilt für den Schwedischen Tourismusverband (*Svenska Turistföreningen*, STF), der seine Wurzeln in den 1880er Jahren hatte. Diese Organisation war lange von exklusiverer Art gewesen, eher ein Herrenklub. Im Zuge des zunehmenden ökonomischen Ausgleichs entwickelte sich der STF jedoch weniger klassen-

40 Eine gründliche Behandlung des Bildes von Freizeit und Konsum findet sich bei Gary Cross: *Time and Money. The Making of Consumer Culture*, London 1993, S. 15-45.

41 Eine ausführliche Beschreibung des Freizeitproblems in den USA findet sich bei Cindy Sondik Aron: *Working at Play. A History of Vacations in the United States*, Oxford 1999. Siehe auch De Grazia, *Culture of Consent* (wie Anm. 33), S. 238. Auch die ILO widmete in den 30er Jahren der Freizeit große Aufmerksamkeit. Die erste Freizeitkonferenz, auf der die Repräsentanten darüber diskutierten, wie man der Arbeiterklasse Kultur in Form von Kunst und Literatur besser zugänglich machen könne, wurde 1930 einberufen. Auf dieser Konferenz wurde auch eine Resolution über ein permanentes internationales Organ für Freizeitfragen angenommen. Das vorgeschlagene Freizeitkomitee wurde zwar 1934 in Anbindung an die ILO gegründet, jedoch – vor allem aufgrund mangelnder Ressourcen, aber auch aufgrund von Meinungsverschiedenheiten über die Beteiligung der Diktaturen – nicht wie geplant weiterentwickelt. Das System internationaler Freizeitkonferenzen funktionierte besser, weitere Konferenzen wurden 1932, 1936 und 1938 abgehalten. Außer zeitgenössischem Material gibt es über diese Konferenzen nicht viele Informationen. Siehe z.B. Koch-Olsen, *Fritidsproblemer* (wie Anm. 38), S. 121-137; Cross, *Time and Money* (wie Anm. 40), berührt sie ebenfalls, siehe S. 106 f.

42 Gustaf Näsström: *Fritidsproblemet i fritidssamhället* [Das Freizeitproblem in der Freizeitgesellschaft], in: *Hem och hushåll. Årsbok utgiven av föreningen för rationell hushållning* [Heim und Haushalt. Jahrbuch herausgegeben vom Verein für rationelle Haushaltung], Stockholm 1936, S. 59.

43 Jonas Frykman: *I rörelse. Kropp och modernitet i mellankrigstidens Sverige* [In Bewegung. Körper und Modernität im Schweden der Zwischenkriegszeit], in: *Kulturella perspektiv. Svensk etnologisk tidskrift* 1 (1992), S. 32.

und geschlechtsgebunden.⁴⁴ Der Verband expandierte und führte 1933 Jugendherbergen (*vandrarhem*)⁴⁵ ein, eine Innovation, die sich so schnell ausbreitete, dass sie auch als „Vandrarhembewegung“ bezeichnet wurde. Das Bild der Schweden während der 30er Jahre ist das eines Volkes, das schneidig durch sein eigenes Land radelt, paddelt und wandert.

Der erzieherischen Attitüde, die in dieser Zeit verbreitet war, ist von der Historikerin Yvonne Hirdman eine passende Bezeichnung gegeben worden: „das Leben zu ordnen“.⁴⁶ Dieser Ausdruck fasst die Ambitionen wohl vieler der in den 30er Jahren politisch aktiven Personen zusammen, aber auch Strömungen, die z.B. in der Raumplanung und in der Architektur zu finden waren. Ein anderes signifikantes Beispiel sind die Gedanken, die bei der Freizeitausstellung „Fritiden“ (Freizeit) in Ystad 1936 zum Ausdruck kamen. In dieser Ausstellung ging es darum, den Menschen anhand von Beispielen zu vermitteln, wie sie ihre Freizeit besser nutzen können.⁴⁷ Die Ideenhistorikerin Lena Eskilsson hat die Ausstellung analysiert und hebt hervor, dass sie in den Augen späterer Betrachter von der Vorstellung von Freizeit als Verpflichtung durchdrungen gewesen sei.⁴⁸ Die Menschen sollten aktiv sein, man sollte etwas lernen, sich bewegen usw. – und das am liebsten in organisierter Form. Körperliche Bewegung, vorzugsweise im Freien, und mentale Entwicklung sollten die Hauptbestandteile ausmachen. Physische Aktivität in der Freizeit wurde vor allem denen empfohlen, die eine sitzende Tätigkeit ausübten, während körperlich Arbeitende sich fortbilden sollten. Auf der Freizeitausstellung erhielten die Volksbildungsbestrebungen großen Raum in Form von u.a. Bibliotheken, Studienkreisen und Korrespondenzinstituten.⁴⁹

Dass die Freizeit zur Bildung genutzt werden sollte, war keineswegs eine neue Vorstellung. In der Arbeiterbewegung hatte es schon seit 1912 den Arbeiterbildungsverband gegeben. Auch in religiösen und liberalen Vereinigungen lassen sich früh Bestrebungen beobachten, Arbeitern Bildung zukommen zu lassen, mit dem Unterschied zum ABF, dass

44 Lena Eskilsson: Svenska Turistföreningen från fjäll till friluftsliv: Från den vetenskaplige vildmarksmanen till den cyklande husmodern [Der schwedische Tourismusverband von den Bergen bis zum Natursport. Vom wissenschaftlichen Mann der Wildnis zur radfahrenden Hausfrau], in: *Historisk tidskrift* (1996), Nr. 2, S. 257-282.

45 Anm. d. Übers.: Der deutsche Begriff „Jugendherberge“ reflektiert die historische Entstehung im Zuge der vom Bürgertum getragenen Jugendbewegung in Deutschland. Die „Vandrarhem“ („Wandererheime“) des STF richteten sich von Beginn an auch an ein älteres Publikum.

46 Yvonne Hirdman: *Att lägga livet till rätta. Studier i svensk folkhemspolitik* [Das Leben ordnen. Studien schwedischer Volksheimpolitik], Stockholm 1989.

47 Gustaf Näsström, der im Komitee zur Vorbereitung der Ausstellung saß, beschrieb die Gruppe im Nachhinein folgendermaßen: „Zählt man die besten Namen der Zeit um die Mitte der dreißiger Jahre auf, so gehörten die meisten davon unserem Kreis an. Sie nahmen ihren Auftrag mit demselben Gefühl wahr, das neue Volksheim vorwärts zu bringen, welches auch die Männer und Frauen hinter der Funktionalismusaussstellung 1930 beseelt hatte. Die jungen Gesellschaftsreformer damals hatten einen langen und tiefen Atem – das ganze Leben war wie eine morgenfrische Bewegungsgymnastik für die Idee und den Willen [...]“. Gustaf Näsström: *Fritidens morgonrodnad. En epokbildande utställning i Ystad 1936* [Morgenröte der Freizeit. Eine epochenbildende Ausstellung in Ystad 1936], in: *Ystadiana* (1976), S. 49-58, hier S. 52.

48 Lena Eskilsson: *Fritiden. Om fritidens idé och en utställning i Ystad* [Die Freizeit. Über die Idee der Freizeit und eine Ausstellung in Ystad], in: *Tvärnsnitt 17* (1995), Nr. 4, S. 16-29.

49 Siehe den Ausstellungskatalog: *Fritiden. Utställning i Ystad 19 juni – 23 aug. 1936* [Die Freizeit. Ausstellung in Ystad 19. Juni – 23. August 1936]. Katalog (1936) Ystad.

die Vereinigungen „für“ die Arbeiter und nicht „von“ ihnen gegründet wurden.⁵⁰ Aber auch wenn die Arbeiter selbst eigene Vereinigungen zur Organisierung der Freizeit bildeten (wenngleich dies von den eigenen Eliten ausging), spielten erzieherische Motive eine Rolle. So klang es z.B., als die Reso 1939 das Geschäft mit den eigenen Ferienanlagen aufnahm und der Schatzmeister des Gewerkschaftsbundes, der einer der größeren Geldgeber war, die richtige Art für Arbeiter, ihren Urlaub zu verbringen, kommentierte:

„Wir haben hier Beschlüsse über Maßnahmen getroffen, die für sehr viele Menschen von großem Nutzen sein können. Die hier skizzierte Tätigkeit wird sicherlich auch in der Weise Bedeutung erlangen, dass vielen, die sich früher nicht auf die Kunst verstanden haben, ihren Urlaub zu dem zu machen, was er sein sollte, nun die Augen dafür aufgehen, wie wichtig es ist, den Urlaub zu einer Zeit der Entspannung zu machen. Bäcker sollten ihre Freizeit nicht mit anderen Bäckern zusammen verbringen, und dasselbe gilt für alle Berufs- und Tätigkeitsgruppen. Wenn wir dazu beitragen, während des Urlaubs immer größere Gruppen von Menschen in eine neue Umgebung zu ‚verpflanzen‘, sie glücklicher zu machen usw., tragen wir auch dazu bei, sie gesünder, arbeitsfähiger usw. zu machen.“⁵¹

Der Urlaub sollte in dem Sinne produktiv sein, dass Entspannung zu besseren Resultaten im Arbeitsleben führen sollte. Ohlson war vom Zeitgeist nicht völlig unberührt,⁵² auch wenn der schulmeisterliche Ton bei ihm nicht so stark hervortrat wie bei einigen anderen Debatierenden in dieser Frage. Das Thema eines Vortrags auf dem Tag der Arbeiterjugend, der im Zusammenhang mit der Freizeitausstellung in Ystad 1936 stattfand, war die Rolle der Arbeiterbewegung bei der Ausweitung der Freizeit. Ohlson zeigte sich bekümmert: „Allzu viele in unserem Volk hatten es zu leicht, zu einem guten Lebensstandard und reichlich Freizeit zu gelangen. Es bedrückt uns zu sehen, wie viele unter uns in allen Klassen der Gesellschaft das Wertvolle verwerfen und sich für das Schlechteste entscheiden.“⁵³ Aber er sah optimistisch in die Zukunft. Die kulturschaffenden Kräfte seien stark und die Ausstellung Teil dieser Erziehung, die zu einer geistigen Befreiung führen werde. In seinem letzten Vortrag als Vertreter des Jugendverbandes, den er Ostern 1937 in Malmö hielt, betonte Ohlson die aktive Freizeit, die er im Sinne von Sportausübung und gedanklicher Arbeit z.B. durch Weiterbildung oder Theaterbesuche beschrieb. Die schlechteren Freizeitbeschäftigungen nähmen nicht „die geringste Leistung des Ausübenden in Anspruch. Eine billige und gedankenlose Wochenpresse hat infolgedessen größeren Absatz als ein anregendes Buch, die Tribünen der Sportplätze sind vielfach stärker bevölkert als die Sportfelder

50 Siehe z.B. Stefan Andersson: *Det organiserade folknöjet. En studie kring de svenska folkparkerna 1890-1930 – talet* [Das organisierte Volksvergnügen. Eine Studie zu den schwedischen Volksparks 1890–1930], Lund 1987, S. 41-43.

51 Protokoll der konstituierenden Sitzung des Urlaubsvereins der Volksbewegungen, 18.04.1939, in: ARAB, Reso riksorganisation 1221.

52 Ann Katrin Pihl Atmer: „Livet som leves där måste smaka vildmark“. *Sportstugor och friluftsliv 1900–1945* [„Das Leben, das man dort lebt, muss nach Wildnis schmecken.“ Wochenendhäuser und Natursport 1900–1945], Stockholm 1998, S. 155-161 u. 166-168.

53 Undatierter Vortrag, Bd. 2, in: ARAB, Ivan Ohlsons personarkiv 434.

selbst.“⁵⁴ Das Problem liege in der Erziehung, der Respekt vor der Menschenwürde aber sage, dass man sich auf den freien persönlichen Willen der Menschen verlassen müsse. Man könne nicht mehr tun, als Menschen dazu zu erziehen, qualitativ gute Freizeitbeschäftigungen nachzufragen. Andere Methoden auf diesem Gebiet gehörten in die Diktaturen. Zum Bild der Persönlichkeit Ohlsons gehört auch, dass er während der 30er Jahre unzählige Vorträge hielt, in denen er vor der politischen Entwicklung in Europa warnte.⁵⁵ In diesen Vorträgen lieferte er eingehende Analysen vor allem über die Entwicklung in Deutschland, beschäftigte sich aber in großem Umfang auch mit den Tendenzen in Schweden. Seine Besorgnis darüber, was der Nationalsozialismus mit sich bringen werde, ist in den Manuskripten deutlich ersichtlich. Allerdings war er der Ansicht, dass den Vertretern dieser Politik in Schweden die Voraussetzungen dafür fehlten, die Massen anzulocken; gleichzeitig sah er in der Stärke der Arbeiterbewegung eine Garantie dafür, dass dies nicht passieren werde. Er warnte jedoch davor, die Kraft zu unterschätzen, die in der Unzufriedenheit liege, die viele bezüglich der gesellschaftlichen Entwicklung empfinden würden.

Der Wille, das Leben Anderer zu ordnen, war bei Ohlson nicht ausgeprägt. Bereits bei der Gründung der Reso machte er deutlich, dass es nicht möglich sei zu sagen, dass die eine Form des Urlaubs besser sei als die andere. Im zweiten Urlaubshandbuch der Reso schreibt Ohlson an die Leser/Kunden: „Der Urlaub sollte vor allem für das genutzt werden, wonach sich ein jeder *selbst* sehnt“.⁵⁶ Außerdem unterstrich er, wie wichtig es sei, die Umgebung zu wechseln, und dass, auch wenn man sich hauptsächlich der Sonnenanbetung hingeben wollte, dies „in einer anderen Umgebung und am besten an einem Ort passieren [sollte; K.H.], wo die Gegend etwas zu berichten hat, wo auch die Seele ein wenig stimuliert wird“. Das Urlaubshandbuch hieß „Wohlverdienter Urlaub“, den Umschlag zierte ein Mann in weißen Kleidern, der ausgestreckt im Gras liegt und sich erholt. In dem Handbuch hob Ohlson jedoch hervor:

„Unseren Mann auf dem Umschlag sollte man nicht allzu wörtlich nehmen. Wir sind keine großen Anhänger des so genannten ‚Urlaubs in der Hängematte‘. Wir möchten, dass die Leute sich bewegen, die Alltagsumgebung ihres Wohnortes verlassen, Bekanntschaft mit anderen Menschen in anderen Lebensverhältnissen schließen. Unsere gemächliche Umschlagsvignette illustriert nur das herrliche Glücksgefühl, das einen jeden beseelen soll, der wohlverdiente Ruhe und Entspannung genießen darf.“⁵⁷

Jene Oase im langen Arbeitsjahr, die die gewerkschaftlichen und politischen Organisationen in Schweden durch die Urlaubsgesetzgebung sichergestellt hätten, dürfe nicht vertan werden. Sie sei keine Luxusware, sondern Teil der Volksgesundheit, und alle hätten sich selbst, ihren Auftraggebern und der Gesellschaft gegenüber die Schuldigkeit, sich auf der Spitze ihrer Leistungsfähigkeit zu halten. Diese etwas strengere und erzieherische Attitüde, die Ohlson

54 Vortrag von Ivan Ohlson, datiert Ostern 1937, in: ARAB, Ivan Ohlsons personarkiv 434.

55 Bd. 2, in: ARAB, Ivan Ohlsons personarkiv 434.

56 Resos semesterhandbok [Urlaubshandbuch der Reso] 1938, Hervorhebung im Original, in: ARAB, Reso riksorganisation 1221.

57 Ivan Ohlson: Vålförtjant semester [Wohlverdiente Ferien], in: Resos semesterhandbok [Urlaubshandbuch der Reso] 1941, in: ARAB, Reso riksorganisation 1221.

hier bei der Vermarktung der Urlaubsangebote der Reso an den Tag legte, wiederholte sich gelegentlich, dominierte jedoch nicht. Öfter brachte er stattdessen zum Ausdruck, dass Menschen tun sollten, wozu sie Lust hätten.



Abb. 5: Resos semesterhandbok [Urlaubshandbuch der Reso] 1941, gedruckt mit freundlicher Genehmigung des ARAB, Stockholm.

Nur eine Episode?

Konsum und Freizeitaktivitäten von Menschen in historischer Perspektive sind ein beliebtes Forschungsfeld, auf dem die Zwischenkriegszeit und die Arbeiterklasse absolut keine ungewöhnlichen Themen darstellen. Der amerikanische Historiker Gary Cross (1993) hat die Entwicklung der Konsumkultur in Großbritannien, den USA und Frankreich im Zusammenhang mit Zeit und Geld analysiert.⁵⁸ Seiner Ansicht nach war die Zwischenkriegszeit formativ für die Entwicklung der kommerzialisierten Freizeitaktivitäten der Nachkriegszeit, was jedoch keine zwangsläufige Entwicklung gewesen sei. Er kontrastiert die Konsumkultur mit dem Konzept von *democratic leisure*, das seiner Meinung nach einen möglichen Weg aufzeigt: Es sei keine unerbittliche Logik des Kapitalismus gewesen, die zur Massenkongressgesellschaft der Nachkriegszeit geführt habe. Cross definiert sein Konzept nicht deutlich, sondern nimmt seinen Ausgangspunkt in der innerhalb der Elite allgemein verbreiteten Vorstellung, dass Freizeit der Organisation bedürfe. Eine in sich heterogene Strömung benennt er als *democratic leisure movement*, die aus Personen bestanden habe, die die Organisation der Freizeit außerhalb des Imperativs des freien Marktes befürwortete, und deren Zielsetzung er als vernünftige Nutzung der Freizeit und Erbauung vor allem der Arbeiterklasse charakterisiert. Der paternalistische Zug dieser Bewegung sei mithin deutlich ausgeprägt gewesen, während der demokratische Charakter in der Betonung von Freiwilligkeit, Offenheit und Partizipation bestanden habe. In der Praxis scheint Cross der Meinung zu sein, dass alle Organisationen ohne Gewinninteresse einerseits sowie mit einer Art breiter Beteiligung der Bevölkerung andererseits Ausdruck des *democratic leisure movement* waren.

Cross' Dichotomie zwischen kommerziell und demokratisch organisierten Freizeitaktivitäten besitzt offensichtliche Schwächen, insbesondere in der Wahl des Wortes „demokratisch“. Hier hat Stephen G. Jones (1986) mit seiner wirtschaftshistorischen Studie der Beziehung zwischen Arbeiterbewegung und Freizeitaktivitäten in Großbritannien in der ersten Zeit der Massenunterhaltung zu einer weitaus stringenteren Typisierung beigetragen.⁵⁹ Indem er Freizeitaktivitäten sowohl von der Angebots- als auch von der Nachfrageseite untersucht, wird deutlich, dass es in der Zwischenkriegszeit drei Arten von Angebot gab. Erstens das kommerzielle, also gewinnorientierte Angebot von freizeitbezogenen Produkten, Einrichtungen und Dienstleistungen. Den zweiten Typ, der in etwa Cross' Konzept von *democratic leisure* entspricht, nennt Jones den freiwilligen Sektor, auf dem eine große Zahl von Vereinigungen mit unterschiedlichem Hintergrund und unterschiedlichen Zielsetzungen freizeitbezogene Tätigkeit betrieben. Der dritte Sektor schließlich ist der staatliche und kommunale, auf dem Behörden unterschiedlicher Ebene eine lange Reihe von Facilitäten wie Stadtparks, Bibliotheken und Spielplätze bereitstellten. Die Nachfrage nach Freizeitaktivitäten in allen drei Formen stieg kräftig, so dass sich alle drei Sektoren während der Zwischenkriegszeit in starkem Wachstum befanden.

58 Vgl. Cross, *Time and Money* (wie Anm. 40).

59 Vgl. Stephen G. Jones: *Workers at Play: A Social and Economic History of Leisure, 1918–1939*, London 1986.

Vergleichbar?

Ist es nun überhaupt möglich, die Reise- und Freizeitorganisationen in den europäischen Diktaturen mit denen in den demokratischen Staaten zu vergleichen? Victoria De Grazia (1981) vertritt die Ansicht, dass die Tätigkeit von Dopolavoro im Grunde genommen nichts Faschistisches enthielt. Die Organisation der italienischen Gesellschaft im Ganzen war faschistisch, wenn es aber um die Organisierung der Freizeit ging, waren die Parallelen sowohl hinsichtlich der paternalistischen Tradition als auch bezüglich des in Europa vorherrschenden Blicks auf die Freizeit der Arbeiter allzu deutlich, als dass Dopolavoro an und für sich als etwas Besonderes betrachtet werden könnte. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Dopolavoro auf eine subtilere Weise nicht trotzdem den Bestrebungen des faschistischen Regimes dienen konnte.

Es ist also in der Tat sinnvoll, diese Art von Organisationen gemeinsam zu behandeln, wie es gleichzeitig auch von Bedeutung ist, den übrigen Kontext zu verstehen. Sie alle stellen, in Stephen G. Jones' Terminologie, Beispiele für Tätigkeiten innerhalb des gemeinnützigen und des staatlichen Sektors dar. Die Staatsform schließlich entscheidet darüber, welche Form die kollektiven Vereinigungen auf diesem Gebiet annehmen. Denn wenn in nahezu allen Ländern Europas während desselben Zeitraums Reise- und Freizeitorganisationen gegründet wurden, deren Ausgestaltung davon abhängt, wie die Arbeiterklasse organisiert war, dann standen hinter dieser Entwicklung gemeinsame Faktoren. Drei Faktoren scheinen besonders zentral zu sein: die allgemeine Verbreitung des Acht-Stunden-Tages und des bezahlten Urlaubs, das Freizeitproblem sowie die starke Tendenz, soziale Angelegenheiten kollektiv zu organisieren.

Den hier behandelten Reise- und Freizeitorganisationen ist gemeinsam, dass sie alle versuchten, den Konsum solcher Vergnügungen wie Urlaubsreisen auszuweiten und zu demokratisieren. Alle stießen sie jedoch auf Probleme, die Preise ihrer Angebote so zu gestalten, dass diejenigen, an die sich ihre Tätigkeit in erster Linie richtete, auch am Konsum teilhaben konnten. In den Diktaturen, in denen die Tätigkeit staatlich organisiert war, ermöglichte der hohe Grad staatlicher Intervention in die Wirtschaft Subventionen. Im Ausland wurden die Erfolge der Diktaturen, vor allem Italiens, auf diesem Gebiet in gewissem Maße sogar bewundert.

Die Reise- und Freizeitorganisationen der demokratischen Staaten verfügten nicht über dieselbe Kapitalbasis, aber sie hatten hohe Ambitionen. Der Markt, den sie für ihre Tätigkeit entdeckt hatten, war enorm. Für die WTA handelte es sich um die gesamte Arbeiterklasse des Landes, für die Reso um die Bevölkerung insgesamt. Die Ambitionen waren jedoch nicht nur in ihrem Ausmaß enorm, auch im Hinblick auf die Zielsetzung waren die Ansprüche beachtlich. Hier stieß man aber auch an Grenzen.

Zum einen konkurrierten die Reise- und Freizeitorganisationen auf bereits existierenden Märkten. Daher waren konkurrenzfähige Preise und/oder selektive Vorteile bald wichtiger als Idealität. Zum anderen begrenzten steigende internationale Transaktionskosten sowie die immer angespanntere Weltlage den Markt für internationale Reisen. Aufgrund dessen waren die Organisationen in immer höherem Maße gezwungen, ihre Tätigkeit auf eigene Ferienanlagen auszurichten. Dabei traf man auf starke Konkurrenz und war gezwungen, Kapital zu binden, das die Mitglieder nur widerwillig zur Verfügung stellen wollten.

Schluss

Die hier untersuchten Volksreise- und -freizeitorganisationen entsprechen wie alle anderen mehr oder minder kooperativen Vereinigungen, die die Freizeit der Bevölkerung in den demokratischen Staaten organisieren wollten, dem von Gary Cross entwickelten Konzept von *democratic leisure*. Cross vertritt die Ansicht, dass diese Bewegung längerfristig aus zwei Gründen scheiterte: Erstens verfügten die Organisationen nicht über die erforderlichen finanziellen Ressourcen, insbesondere nicht im Vergleich zu ihren kommerziellen Konkurrenten. Und zweitens, was nach Cross noch wichtiger war, hatten sie ein falsches Verständnis davon, was Zeit und Geld für die arbeitende Bevölkerung bedeuteten: „[...] movements of democratic leisure surely underestimated the strength and flexibility of consumer capitalism. By mid-century, a consumerism that brought, not commitment and purpose, but private pleasure, dominated free time.“⁶⁰

Dieses Problem existierte jedoch bereits bei der Gründung der Organisationen, deren Führungen sich dessen wohl bewusst waren und versuchten, sich entsprechend anzupassen. Die Schwierigkeit bestand vor allem darin, dass es in Marktwirtschaften wie Großbritannien aus der Sicht der WTA allzu große Konkurrenz zwischen verschiedenen Produzenten von Freizeitangeboten gab. Die Reso hingegen ging einen anderen Weg als ihre Schwesterorganisationen und konnte während der Nachkriegszeit stark expandieren. Anfang der 70er Jahre war die Reso der führende Reisevermittler Schwedens und betrieb große Stadthotels sowie eine ganze Reihe von Ferienanlagen, deren Gesamtkapazität das Unternehmen zum größten Akteur auf dem Übernachtungsmarkt machte – nur das staatliche Unternehmen Sara verfügte über eine noch höhere Zahl an Hotels. Mehrere Faktoren können zur Erklärung herangezogen werden, warum die Reso auch in der Massenkonsumentengesellschaft noch Kunden anziehen vermochte, wo andere Volksreise- und -freizeitorganisationen scheiterten: Schwache Konkurrenz auf dem schwedischen Markt, was durch Regulierungen sowohl auf dem Kapitalmarkt als auch in der Baubranche sichergestellt wurde, ist die hauptsächliche Erklärung.⁶¹

Das Augenmerk des vorliegenden Artikels liegt jedoch auf der Kopplung mit einer erzieherischen Attitüde, der den Organisationen ebenfalls zuzuweisen ist. Bereits in den 30er Jahren machten die Gründer der Reso deutlich, dass die freie Wahl der Menschen respektiert werden müsse. Nach dem Krieg wurden die Dienstleistungen, die das Unternehmen anbot, dann in relativem Einklang mit dem Publikumsgeschmack weiterentwickelt. Betrachtet man das Urlaubsreisenangebot der Reso, so unterschied sich dieses nicht grundlegend von dem der kommerziellen Akteure. Es ging um Sonne und Baden, gern auch in der spanischen Franco-Diktatur. Die Reso war eine Volksorganisation in dem Sinne, dass sie dem Willen der Bevölkerungsmehrheit folgte. Zeichnete sich die Reso in irgendeiner besonderen Weise aus, so war dies, dass ihre Reisen teurer waren als die der Konkurrenz, was damit zusammenhing, dass sich das Unternehmen bei der Abwägung zwischen Qualität und Preis immer zu Gunsten der Qualität entschied.

60 Cross, *Time and Money* (wie Anm. 40), S. 11.

61 Siehe Carina Gråbacke: *När folket tog semester. Studier av Reso 1937–77* [Als das Volk Urlaub nahm. Studien zur Reso 1937–77], Lund 2008.

Studien der Volksreiseorganisationen in Europa könnten einen wichtigen Beitrag zur tourismusgeschichtlichen Forschung leisten, insbesondere im Hinblick auf den sich entwickelnden Massenkonsum auf diesem Gebiet. Die Erforschung dessen, was verschwand, was nicht dominierend wurde, erleichtert es, das zu charakterisieren und zu analysieren, was stattdessen auf dem Markt anzutreffen war. Vertiefende Studien dieser Organisationen würden eine bessere Grundlage für den Vergleich zwischen den Ländern verschaffen, und es ließe sich zeigen, ob die diesem Artikel zugrunde liegende These zur Gänze zutrifft: Hatten die Organisationen tatsächlich alle ihren Ursprung in der Organisierung der Arbeiterklasse des jeweiligen Landes? Darüber hinaus ist es keinesfalls sicher, dass alle von ihnen verschwanden oder nach dem Krieg ein abnehmendes, unbedeutendes Dasein führten. Sicher ist allenfalls, dass die Verfasserin bei ihren Forschungen auf nichts gestoßen ist, was auf das Gegenteil hindeuten könnte.

Aus dem Schwedischen übersetzt von Krister Hanne, Berlin

Summary

This article draws attention to popular travel organizations that were established in Europe in the interwar period. The focus is on the conditions of their formation and the common historical context. At the core of the analysis is Swedish Reso, perhaps the only popular travel organization subject to extensive academic study. In non-democratic states, organizations aimed at the masses in the areas of tourism and leisure were also formed. To a certain extent, it is possible to compare these with popular travel organizations: they were all born from the idea that leisure should be organized and structured, and the nature of the organizations was a function of how the working class was organized in each country.

Estland – Schwedens erstes Mallorca in den 1930er Jahren

von Torkel Jansson

Estland gehört bis heute zu den nächsten benachbarten Ländern Schwedens. Die Kontakte zwischen den beiden Ländern sind uralt, aber sie veränderten sich. Verschiedene Faktoren waren dafür bestimmend: Im Jahre 1939 wurde Estland von 13 000 Finnen und etwa 8 500 Schweden besucht, während zehn Jahre zuvor nur 1 800 Schweden in das Nachbarland gefahren waren und ungefähr ebenso viele Esten das Königreich besucht hatten. Abgesehen von den Letten und den Finnen waren unter den Nachbarnationen der Esten die Schweden die fleißigsten Touristen. Der Zweite Weltkrieg und die sowjetische Okkupation machten jedoch dem Reisen über die Ostsee abrupt ein Ende. Während auch die „Nordländer“ in der Nachkriegszeit das Mallorca des Mittelmeers für sich entdeckten, ereignete sich nach 1991, dem Fall der Sowjetunion, eine wahre Explosion im Estland-Tourismus. Niedrige Preise in der ehemaligen Sowjetrepublik und Neugier unter den Nachbarn lockten 1995 mehr als 1,5 Millionen Finnen und 55 000 Schweden nach Estland; neben den 107 000 Russen, unter denen vermutlich sehr viele Verwandte in Estland gehabt hatten, kamen die noch zahlreicheren lettischen Besucher hinzu.¹

2009 reisten fast zweieinhalb Millionen Finnen und fast 200 000 Schweden nach Estland. Heute werden täglich allein aus Finnland bis zu 35 000 Personen in der estnischen Hauptstadt empfangen, die von allen möglichen Reedereien und Fluggesellschaften dorthin transportiert werden. Vor dem Kollaps des Sowjetstaates gab es seit Mitte der 1960er Jahre nur eine einzige Fähre, die M/S „Georg Ots“, welche die Verbindung der Finnen und der Schweden mit Estland darstellte, wo Schweden, die sich recht fremd fühlenden Nordländer, damals miterlebten, dass die Estnische Sozialistische Sowjetrepublik indessen für Russen und andere Sowjetvölker zu einem alternativen Mallorca geworden war. Dort, im Westen der UdSSR, konnten sie finnisches Fernsehen genießen in einem Land, in dem die Einwohner jeden Abend im finnischen Radio die eigene, streng verbotene Nationalhymne hören konnten, weil die Finnen und die Esten dieselbe Melodie – vom deutsch-finnischen Friedrich (Fredrik) Pacius komponiert – nutzen.

Die bis zum Anfang der 1990er Jahre abgesperrten Hafengebiete Tallinns sind heute von diversen Einkaufszentren übersät. Nichts ist mehr wie zuvor; heute ist aber auch nichts mehr so wie in der Zwischenkriegszeit. Allen Schwierigkeiten zum Trotz, der damaligen Realität auf die Spur zu kommen, werde ich in diesem Beitrag versuchen, die Wurzeln dieses Massentourismus mit Hilfe von gedrucktem Quellenmaterial aufzuspüren. Dabei interessiert mich vor allem die Frage, wie das Reiseziel Estland den potentiellen schwedischen Besuchern damals sowohl von estnischen als auch von schwedischen Verfassern beschrieben wurde.

¹ Dieser Hintergrund erschließt sich unter <http://statistikaamet.wordpress.com/tag/turism> [letzter Zugriff: 12.09.2011]. Für ihre unschätzbare Hilfe, schwer zugängliches, zum Teil nicht katalogisiertes Material zu finden, bin ich der Sektionsleiterin Gun Karlberg an der ehemaligen Schwedischen Abteilung der Carolina Rediviva, d.h. der Universitätsbibliothek Uppsala, sehr dankbar.

Einleitende Reflektionen

Warum gibt es eigentlich Tourismus? Welche Kräfte setzen ihn in Gang? Die neugierigen Touristen selbst oder die in ihren Methoden mehr oder weniger dreisten Tourismusorganisatoren – wenn man von solchen Interessenten sprechen darf? Mit Sicherheit hatte der einheimische Tourismus überall nationale Ziele. Zu den Bausteinen der neuen Identität, mit denen bewiesen werden sollte, dass das eigene Land das vornehmste war, gehörten z.B. neben Heimatvereinen und Freilichtmuseen auch die Touristenvereine. Was aber geschah, wenn zwei benachbarte Nationen, wie in unserem Fall Schweden und Esten, begannen sich anzunähern?

Was ist eigentlich ein Tourist, was will dieser Mensch mit seinem Herumreisen – und was wollen diejenigen, die Fremden neue Erlebnisse in früher unbekanntem Orten anbieten? Kann man darüber hinaus von nur einem Typus von Tourismus und Touristen sprechen? Wir kennen aus der alltäglichen Sprache Ausdrücke wie „Erlebnistourismus“, „Kulturtourismus“, „Erholungstourismus“, den schon erwähnten „Massentourismus“ und Ähnliches, was ja alles zusammengenommen beweist, dass es sich um verschiedenartige Formen von Reisen und Erlebnissen handelt.

Wahrscheinlich war es auch in älteren Zeiten so; vor vielen hundert Jahren waren die Wanderungen, auf denen Lehrlinge bei bekannten Meistern verschiedener Professionen neue Erfahrungen sammeln sollten, keine reinen Lustreisen. Ohne die Reflektionen an dieser Stelle zu erweitern, soll nur angedeutet werden, dass ich beim Studium der schwedischen Reisen ins Baltikum während der Zwischenkriegszeit eine lange Reihe unterschiedlicher Formen von Tourismus gefunden habe – ein spannendes Muster, das ich wohl zu Beginn dieser Beschäftigung bzw. dieser eigenen Reise in die Vergangenheit kaum zu entdecken erwartet hatte.

Der historisch-wissenschaftliche Hintergrund des Reisens und die weiteren Zusammenhänge

Die nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen baltischen Republiken suchten sich ihre Identitäten auch im Kontext ihrer Nachbarn. Es braucht dabei nicht betont zu werden, dass weder Sowjet-Russland noch Deutschland als Alternative in Frage kamen.² Im estnischen Fall stellten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Historiker die Frage, welche Epochen für die eigene Nation die bedeutungsvollsten gewesen waren. Deutschbaltische Wissenschaftler hatten sehr wenig Positives über die schwedische Zeit zu sagen, weil die damaligen Machthaber versucht hatten, die Rolle der Barone, d.h. der Gutsbesitzer, einzuschränken; Historiker mit Sympathien für die russische Anwesenheit im Lande nahmen ähnliche Standpunkte ein.

2 Eine facettenreiche und ausführliche Übersicht der Verbindungen zwischen Estland und Schweden bietet Aleksander Loit: *Relationen mellan Estland och Sverige 1918–1940. En översikt* [Beziehungen zwischen Estland und Schweden 1918–1940. Ein Überblick], in: *Eesti Teadusliku Seltsi Aastaraamat, XIII. Annales Societatis Litterarum Estonicae in Svecia 2000/2003*, Stockholm 2006, S. 73-99.

Als es am Ende des 19. Jahrhunderts Versuche zur Russifizierung des ganzen Gebiets und aller Einwohnergruppen gab, hatten die Esten wohl keine andere Wahl, als die „alte, gute Schwedenzeit“ zu verherrlichen – und in hohem Grad zu mythologisieren (die ersten Russifizierungsbestrebungen während der 1860er Jahre hatten sich ja „nur“ gegen die starke Stellung der Deutschbalten gerichtet). Diese Zeit wurde sogar „das für Estland wirkliche saeculum obscurum“ genannt.³ Der bekannteste unter den estnischen Historikern war zweifellos Villem Reiman (1861–1917), der in seiner *Eesti ajalugu* (Estnische Geschichte) von *vana, hea rootsi aeg* (alte, gute Schwedenzeit) sprach – ähnlich hieß es unter den Letten: *vecie labie zviedra laiki*, d.h. eine angeblich gute Zeit während einer siebenhundertjährigen Unterdrückungsperiode.⁴ Dieses in allem so positive Bild floss nach dem Ersten Weltkrieg in die engen politischen und auch ökonomischen Verbindungen der jungen Republiken mit Schweden ein, die als sehr bedeutungsvoll aufgefasst wurden. Zudem gab es die Estlandschweden, die schwedischen „Küstenbewohner“ (schwed. *kustbor*, estn. *rannarootslased*, d.h. „Strandschweden“), denen man sich schon seit langer Zeit in Schweden aufmerksam zugewandt hatte. Mit einem Wort, da drüben, auf der anderen Seite der Ostsee, gab es wirklich spannende Sachen zu entdecken – und als Tourist zu besuchen!

In Schweden existierte von 1922 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, der die internationalen Verbindungen so vollständig abreißen ließ, das Periodikum *Svensk turisttidning. Organ för turistväsen och badortsliv* [Schwedische Tourismusnachrichten. Organ für Tourismus und Seebadleben] – ein Titel, dessen letztes Wort die Strand- und Schlamm-bäder in Estland zu evozieren scheint. In den 1920er Jahren bestand die Redaktion aus Hjalmar Cassel und Arthur Annér, die sich vor allem für Schwedens östliche Nachbarländer interessierten, was auch ihre übrigen Publikationen andeuten; Cassel verfolgte den Traum, „den Osten und den Westen zusammenzuknüpfen“, wobei in seinen Augen Stockholm als Zentrum zu betrachten war. Ihrer Meinung nach gehörten sowohl in wirtschaftlicher als auch in kultureller Hinsicht die baltischen Länder und Finnland zu „unserer nächsten Interessensphäre“.⁵ Dies war bereits früher schon betont worden; man denke nur an das Mitte

- 3 Harri Moora: Esternas historia [Die Geschichte der Esten], in: *Det nya Estland. Dess land, folk och kultur* [Das neue Estland. Sein Land, seine Bevölkerung und Kultur], Stockholm 1928, S. 39-71, hier S. 61. Zu Lettland siehe Valters Ščerbinskis: *Looking for Neighbours. Origins and Developments of Latvian Rhetoric on Nordic 'Closeness'*, in: Marko Lehti, David J. Smith (Hrsg.): *Post-Cold War Identity Politics. Northern and Baltic Experiences*, London 2003, S. 157-173; und ders.: *Letterna i Nordens spegel* [Die Letten im Spiegel des Nordens], in: Jenny Björkman, Björn Fjæstad u.a. (Hrsg.): *Ett nordiskt rum. Historiska och framtida gemenskaper från Baltikum till Barents hav. RJ:s årsbok 2011/2012* [Ein nordischer Raum. Historische und künftige Gemeinschaften vom Baltikum zur Barentssee. Jahrbuch der schwedischen Reichsbankstiftung 2011/2012], Stockholm u.a. 2011, S. 127-136.
- 4 Sogar in einem dänischen Reiseführer sprach man von der „guten Schwedenzeit“. Zudem wurde erklärt, dass mit dem Verkauf des Festlandes an den Schwertbrüderorden durch Waldemar Atterdag das Land verfallen sei: *Republiken Estland* [Republik Estland], København 1927, S. 7.
- 5 Für diesen und die zwei nächsten Abschnitte siehe *Svensk turisttidning. Organ för turistväsen och badortsliv* [Schwedische Tourismusnachrichten. Organ für Tourismus und Seebadleben] v. Februar 1925, Stockholm, unpag. [S. 31 f.]; 15. Mai 1925, unpag. [S. 167-176]. Für einen Genderorientierten Blick auf frühere Zeiten siehe Anja Wilhelmi: *Badekulturen für Männer und Frauen. Strandleben in den Ostseeprovinzen des Russischen Reichs im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert*, in: Olga Kurilo (Hrsg.): *Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2009, S. 151-167.

des 19. Jahrhunderts in Reval begründete schwedische Handelskonsulat oder an all die schwedischen Investitionen in der Vergangenheit – und bis heute. Die Signatur „-el.“, die zweifellos für Cassel stand, setzte indes etwas irritiert hinzu, dass sich demgegenüber die „schwedische Touristenpropaganda“ nur nach Süden und Westen orientiere.

Die wichtigste Rolle Stockholms sei es in diesem Zusammenhang, eine wirtschaftliche und kulturelle „Metropole“ für den ganzen Ostseeraum zu werden – ein „Konstantinopel des Nordens“. Dazu wurden aber viel bessere und billigere Verkehrsverbindungen benötigt, wie es Cassel in diesem Touristenorgan forderte.⁶ Die verbesserte Kommunikation sollte auch dazu beitragen, dass Schweden aus Finnland und Estland viel mehr und viel billigere Produkte, vor allem Lebensmittel, einfuhrte, während sich nach Ansicht des Verfassers die teureren schwedischen Erzeugnisse besser zur Ausfuhr nach England eigneten.⁷ *Business* und Tourismus hingen schon damals eng zusammen!

Obwohl die Signatur „-el.“ Stockholm als Zentrum für ganz Nordeuropa sah, erwähnte sie Lettland und Litauen mit keinem einzigen Wort. In Estland gab es aber die niedrigsten Lebensmittelpreise Europas und daneben sehr viele Spuren der ehemaligen schwedischen Großmachtzeit zu entdecken, auch wenn die schwedische Minderheit Estlands keine Erwähnung fand. Dazu war die Nachbarrepublik, in der man von der „guten schwedischen Zeit“ sprach, ein naturschönes Land, das gar nicht so platt und karg war, wie es all das Gerede von Estland als einem „Kartoffelland“ vermittelt hatten. Im Süden gab es sogar ein Gebirge, so hoch wie die Berge im südschwedischen Småland – es war ein wirklich schönes Land.⁸

Damals entstand ein zunehmender Strom von Informationen über die östlichen Nachbarländer Schwedens, womit die Basis des schwedischen Tourismus in Estland gelegt wurde. Dies galt auch für Lettland: 1928 wurde in Schweden die Broschüre *Det vackra Lettland* (Das schöne Lettland) publiziert. Nachdem der lettische Präsident Gustavs Zemgals 1929 nach Schweden gekommen war, besuchte der schwedische König Gustav V. sowohl Estland als auch Lettland. Im Jahr zuvor hatte der estnische Staatsälteste (*riigivanem*) August Rei Stockholm besucht, der übrigens 1963 in dieser Stadt starb.⁹ 1928 erschien in Stockholm ein Buch über die nördliche Baltenrepublik: *Det nya Estland. Dess land, folk och kultur* [Das neue Estland. Sein Land, seine Bevölkerung und Kultur], an dem bekannte Esten und Schweden mitgewirkt hatten, darunter viele Akademiker. Das Vorwort stammte von Edward Wirgo, der an der estnischen Legation in Stockholm als Geschäftsträger tätig war, was dem ganzen Unternehmen einen nahezu offiziellen Stempel verlieh.

Wirgos Vorwort handelte in erster Linie vom damaligen, schwedisch-sprachigen Staatsältesten Jaan Tõnisson, der schon 1918 in Stockholm tätig gewesen war, um die Idee einer Ostseeunion zu lancieren und die staatsrechtliche Anerkennung Estlands von Seiten Frankreichs und Großbritanniens zu erwirken. Dazu hatte er im Jahr zuvor im estnischen *maapäev*, d.h. im estländischen Provinziallandtag, die Auffassung verfochten, dass Schweden die leitende Rolle in einer gesamtbalto-skandinavischen Union übernehmen sollte, die

6 el.: Färjtrafik Sverige – Finland – Estland [Fährenverkehr Schweden – Finnland – Estland], in: *Svensk turisttidning* (wie Anm. 5), Februar 1925 [S. 31 f.]. Zu Cassel siehe auch Anm. 86.

7 *Svensk turisttidning* (wie Anm. 5), 15. Mai 1925, [S. 183 ff.].

8 Ebenda, [S. 167-176].

9 Schon 1908 hatte Gustav V. zusammen mit Prinz Carl und Prinzessin Ingeborg auf seiner Reise nach Russland anlässlich der Hochzeit seines Sohns Wilhelm mit der Großfürstin Marija Pavlovna Reval besucht.

aus etwa 30 Millionen Menschen bestehen würde. Damals sprach man in den Termini einer Wiederbelebung des schwedischen Großmachtstaats, und der revolutionäre Este Aleksander Kesküla benutzte sogar den Ausdruck „Wiedervereinigung“.¹⁰

Solche Ideen, die ursprünglich aus umstürzlerischen Plänen stammten, die baltischen Lande vom zarischen Russland loszureißen, entwickelten der eben erwähnte und in vieler Hinsicht exzentrische Linkspolitiker Kesküla in Estland und der große, politisch linksradikale Estlandfreund Carl Lindhagen, seines Zeichens Bürgermeister in Stockholm; zu diesem Kreis gehörte auch der schwedische radikale Sozialist Hinke Bergegren. Zudem betonten die Autoren, welche Bedeutung der 1925 verstorbene sozialdemokratische Ministerpräsident Hjalmar Branting für das junge Estland gehabt hatte; der Idee, Stockholm als ein Konstantinopel des Nordens aufzufassen, ist der Leser schon begegnet. Auch der von nord-schwedischen Bauernknechten und -mägden – und später von Liberaltheologen an der Sorbonne – erzogene schwedische Erzbischof Nathan Söderblom (der Vater der protestantischen Ökumene) hatte keine Probleme, mit diesen Leuten zusammenzuarbeiten. Er hatte kurz nach der Selbständigkeit die ersten estnischen und lettischen Bischöfe in ihre nicht herrenkirchliche Ämter geweiht (im erstgenannten Fall sogar auf Estnisch, das er am Finno-ugrischen Institut in Uppsala studiert hatte), was der schwedische Durchschnittstourist wusste und sicher auch bewunderte, denn Söderblom galt als Inkarnation alles guten Schwedischen.

Det nya Estland behandelte alle erdenklichen Sektoren der Gesellschaft, weshalb man gar nicht all das Positive aufzählen kann, was Schweden für Estland (angeblich) getan hatte. Am Ende des Vorwortes folgten einige Zeilen über den 1925 gegründeten Schwedisch-Estnischen Verein, der das wichtigste Instrument in den wissenschaftlichen Verbindungen zwischen den beiden Ländern werden sollte, und dessen erstes Ehrenmitglied Kronprinz Gustav Adolf war. In demselben Abschnitt spricht Wirgo auch von den immer üblicher werdenden „Touristenreisen“ zwischen beiden Ländern, was beweise, dass sich die Esten um eine Annäherung an den „skandinavischen Kulturkreis“ bemühten. Somit war der Tourismus eine Angelegenheit auf Staatsebene – stärker konnte er nicht unterstützt werden. Dabei sollte aber darauf hingewiesen werden, dass Schweden keinen Botschafter in Estland hatte, sondern nur einen Geschäftsträger. Der Botschafter in den baltischen Staaten von 1922 bis 1928, Torsten Undén, ein Bruder des vielmaligen sozialdemokratischen Außenministers Östen Undén, residierte in Riga, wo er indes für seine herablassende Haltung gegenüber Esten und Letten bekannt war: Seines Erachtens stellten die „Baltendeutschen“ (*balttyskarna*) die einzige „zivilisierte Bevölkerungsgruppe“ der Region.¹¹

Es galt, den „Kulturtourismus“ zu stärken, schon weil von den staatlichen Verbindungen zwischen Schweden und Estland, die beispielsweise Tönnisson, Kesküla und Lindhagen vorgeschwebt hatten, von schwedischer Seite jetzt nicht mehr die Rede war. 1929 konstatierte der ehemalige estnische Oberbefehlshaber Johan Laidoner, dass ein „wirklicher Ostsee-

10 Siehe hierzu Eduard Laaman: *Självständighetstiden* [Selbständigkeitszeit], in: *Det nya Estland* (wie Anm. 3), S. 72-92, hier S. 83, und Loit, *Relationen mellan Estland och Sverige* (wie Anm. 2), S. 73-79.

11 Loit, *Relationen mellan Estland och Sverige* (wie Anm. 2), S. 82 f. Wie in der heutigen deutschen Sprache üblich, wird in diesem Aufsatz die für das schwedische Ohr recht merkwürdige Bezeichnung „deutschbaltisch“ benutzt. Auf Schwedisch sagen wir *balttysk*, d.h. „baltendeutsch“, vgl. estn. *baltisaksa*.

bund“ erst während der kommenden Generation ins Leben gerufen werden könne, wenn die „gegenseitigen Visiten der Jugendlichen der Ostseeländer den Grund für freundschaftliche Verbindungen“ gelegt hätten.¹² Immerhin verstand somit selbst ein General die Bedeutung des Tourismus, den er als eine Art friedlichen „Zusammenstoß“ verstanden haben mag. Staatliche Institutionen mussten in den 1930er Jahren der Kultur und deren Auswirkungen Platz machen, weshalb es dem Tourismus ungefähr genauso erging wie dem Skandinavismus des 19. Jahrhunderts, der eigentlich auch „nur“ aus kulturellen und überhaupt nicht aus politischen Verbindungen resultierte.

Wenn man sich mit der Literatur aus der Zwischenkriegszeit beschäftigt, in der ausschließlich der schwedische Tourismus nach Estland behandelt wurde, wird man rasch merken, dass *Det nya Estland* zum wichtigsten Vorbild für alle anderen Werke werden sollte. Im Abschnitt „Land och folk“ lernt der Leser, dass „die Esten und die Finnen zur Volksrasse Nordeuropas“ gehören so wie „Schweden, Norweger, Dänen, Engländer, Norddeutsche und andere“. Was die ältere Forschung über die Verwandtschaft der Finnen und der Esten mit den Mongolen vermutet habe, sei Unsinn. Die „seelischen Kennzeichen“ der Esten ähnelten denjenigen, die unter den übrigen nordischen Völkern zu entdecken seien. Ausländer könnten sich bei ihnen willkommen und wie zu Hause fühlen, denn die Esten seien „friedlich und gutmütig“ – genauso wie die „anderen nordischen Völker“. Die Esten seien zudem, wenn man der von Eric von Gegerfelt zitierten Signatur „G.B.K.“ glauben darf, „freundlich und nett, klein, die Frauen etwas zu korpulent und oft mit einer überwältigenden Kriegsbemalung“ ausgestattet.¹³ Zu viel Make-up oder nicht – wir gehörten offensichtlich wirklich zusammen.¹⁴

Auch in Bezug auf die Vergangenheit Estlands konnten sich die Schweden im Lande zu Hause fühlen – mit „den Skandinaviern und den Finnen“ hätten die Esten „in lebhafter Verbindung“ gestanden; die früheste historisch überschaubare Periode, als die Esten noch frei waren, könne man mit der „Wikingerzeit der Skandinavier“ vergleichen. Immer und überall fand Erwähnung, dass die Esten, oder genauer, die „estnischen Wikinger“, 1187 das schwedische Sigtuna geplündert und verbrannt hatten. Erst mit der Ankunft der Deutschen,

12 Zit. nach Mart Kuldkepp: Den estnisk-svenska regionalistiska diskursen under mellankrigstiden. Ett kulturellt perspektiv [Der estnisch-schwedische regionalistische Diskurs in der Zwischenkriegszeit. Eine kulturelle Perspektive], unpubl. Magisterarbeit, Universität Tartu, Tartu 2010, S. 71. Mein Dank geht an Mart Kuldkepp für seine konstruktiven Hinweise.

13 J. Kents: Land och folk [Land und Bevölkerung], in: *Det nya Estland* (wie Anm. 3), S. 13-38, hier S. 31-34; E[ric] v. Gegerfelt (Hrsg.): Semesterfärden. Förslag till resor. Råd och erfarenheter samlade och utgivna av E. von Gegerfelt [Die Urlaubsreise. Vorschläge zu Reisen. Tipps und Erfahrungen gesammelt und herausgegeben von E. von Gegerfelt], Stockholm 1937, S. 195 (die Hauptstadt Estlands ist im letztgenannten Buch übrigens durchgehend falsch geschrieben als Tallin).

14 Es ist bemerkenswert, dass in der Carolina Rediviva in Uppsala, d.h. in der größten Universitätsbibliothek Nordeuropas, genauso wie in der Stockholmer Kungliga biblioteket und in der Finnischen Nationalbibliothek, sehr viele Publikationen, die während der Zwischenkriegszeit in Estland gedruckt wurden, nicht nur auf Schwedisch und Estnisch, sondern auch auf Deutsch, Englisch, Französisch und Dänisch vorliegen. Diese Bestände gehören keineswegs zu den so genannten Pflichtexemplaren, welche die erwähnten Bibliotheken fortlaufend aus Schweden und Finnland erhalten. Man kann daher vermuten, dass Estland bei der Suche nach zuverlässigen Partnern Kontakte mit diesen Orten aufrechterhalten wollte.

der „gefährlichsten Gegner der Esten“, begannen ernste Probleme.¹⁵ Die dänische Periode des Landes, die ja 1219 mit dem angeblichen Niederfall des Danebrog auf dem Revaller Domberg begann, wurde 1938 vom Schweden Curt Munthe in seinem Touristenführer *Estland och Lettland* [Estland und Lettland] folgendermaßen beschrieben: „Die dänische Herrschaft, die mit einer poetischen Legende angefangen hatte, löste sich in krasser Prosa auf“ – womit er auf den Verkauf Estlands an den Deutschen Orden (1346) anspielte.¹⁶ In demselben Jahr behauptete die bekannte Verfasserin von Reiseführern Ellen Rydelius, die estnische „Kolonie“ sei für die Dänen „zu schwer zu handhaben“ gewesen. Daher boten sie sie dem Deutschen Orden an, als ob die „Untertanen wie eine Viehherde“ anzusehen seien (vielleicht hatte die Autorin so etwas in einer etwas älteren, von Esten verfassten Reisebeschreibung gelesen).¹⁷ Die schwedischen Leser hatten schon 1928 in *Det nya Estland* gelernt, dass die schwedische Zeit in rechtlicher, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht als eine goldene Epoche anzusehen sei; kein Wort wurde über die fortgesetzt sich verschlechternde Lage der Bauernschaft verloren. Dafür heißt es hier, mit der Annexion durch die Russen, deren Kriegführung „barbarisch“ gewesen sei, und mit dem Ausbruch der Pest habe sich seit dem Jahre 1710 alles wieder zurück entwickelt.¹⁸

Nach Ansicht des bekannten estnischen Historikers und Archäologen Harri Moora, dem Autor des hier zitierten Textes, verbesserte sich die Lage erst dank der liberalen Reformen Alexanders I. Anfang des 19. Jahrhunderts. Diese Neuordnungen fasste der Autor jedoch als Wiederbelebung der Güterreduktion Karls XI. am Ende des 17. Jahrhunderts auf, was er mit Nachdruck unterstrich. Allerdings betonte er auch, dass diese Reformen große Probleme für die Bauernschaft schufen, da letztere nun keinen Bauernschutz mehr genoss.¹⁹ In Munthes Reisehandbuch *Estland och Lettland* heißt es, dass auch die Agrarreformen in Estland nach dem Ersten Weltkrieg ihre Vorläufer in der von Karl XI. in Gang gesetzten Güterreduktion gehabt hätten.²⁰ Nach Ansicht der genannten Autoren hatten sich die baltischen Provinzen in Russland eher schlecht als recht eingefügt. Sie „blieben wie unverdaute Stücke in seinem Magen, die ständige Qualen verursachten, Unruhen, Fieberkrankheiten und beschwerliche nationale Reibereien, die kaum zu einem erneuten Experiment verlocken“.²¹ Zugleich aber war Tallinn „während der langen Russenherrschaft“ eine „normale Provinzhauptstadt“ und „Sitz der Gouverneure Seiner Kaiserlichen Majestät“ geworden.²²

Ich kann mich an dieser Stelle nicht weiter mit deutschbaltischen Auffassungen beschäftigen, die gegenüber den schwedisch-estnischen Verbindungen sehr kritisch sein konnten.

15 Moora, *Esternas historia* (wie Anm. 3), S. 39-48.

16 Curt Munthe: *Estland och Lettland* [Estland und Lettland], Stockholm 1938, S. 38.

17 Ellen Rydelius: *Finland, Estland och Lettland på 3x8 dagar* [Finnland, Estland und Lettland in 3x8 Tagen], Stockholm 1938, S. 173. In dem dänischen Reiseführer *Republiken Estland* (wie Anm. 4), S. 21 f., wurden dieselben Ereignisse positiver beschrieben: Es sei nur das „drückende Joch des Zaren“ gewesen, unter dem die Stadt gelitten habe. Siehe auch *Till Estland – med s/s Estonia och s/s Kalewipoeg* [Nach Estland – mit der S/S Estonia oder der S/S Kalewipoeg], Stockholm 1936, S. 2 (der Hinweis auf den ursprünglich auf Estnisch verfassten Text findet sich auf S. 42).

18 Moora, *Esternas historia* (wie Anm. 3), S. 48-53.

19 Ebenda, S. 53-56.

20 Munthe, *Estland och Lettland* (wie Anm. 16), S. 23 f. Hier heißt es, das „freie Estland“ sei „in Blut getauft“.

21 *Det nya Estland* (wie Anm. 3), S. 91 f.

22 Munthe, *Estland och Lettland* (wie Anm. 16), S. 40.

Die „goldene Schwedenzeit“ war in ihrer Sicht nicht der „einzige Lichtblick in der trüben Vergangenheit und Gegenwart Estlands“, und die Bedeutung der deutschen Alma Mater schätzten sie viel höher ein als die der schwedischen Universität. Zudem hielt man den Schweden vor, sie hätten 1918 viel mehr im „Kampf gegen den Feind aus dem Osten“ tun können, doch hätten sie diese Gelegenheit „verpasst“. Aus Dorpat war nun mit dem erwähnten Verein und dessen wissenschaftlicher Zeitschrift – der *Svio-Estonica* (vgl. unten) – das Zentrum der schwedischen „Kulturpropaganda“ geworden, man zeigte sich irritiert über die vorgebliche Zusammengehörigkeit der Esten und der nordischen Völker und fragte, ob nicht auch die preußische Küste etwas anzubieten hätte. Alles zusammengenommen könne man diese Reaktionen als „eine rückwärts projizierte imperialistische Tendenz“ charakterisieren.²³

Politisch-wissenschaftlicher Royalismus

Nachdem Gustav V. Estland besucht hatte – vielleicht sollte man in diesem Fall von „repräsentativem Tourismus“ sprechen? –, wurde in der estnischen Staatsdruckerei ein Prachtwerk angefertigt: *Eesti ja Rootsi 1929 Estland och Sverige* [Estland und Schweden 1929]. Hierin waren die Vertreter der politischen und wissenschaftlichen Eliten beider Länder versammelt. Unter den Verfassern finden wir den estnischen Staatsältesten August Rei, den schwedischen Ministerpräsidenten Arvid Lindman, die beiden Außenminister Jaan Lattik und Ernst Trygger, den schon erwähnten, ehemaligen Staatsältesten Jaan Tõnisson, den Rektor der Dorpater Universität Johan Kõpp und die renommierten estländischen Historiker Hans Kruus, Jüri Uluots, Hendrik Sepp, Otto Liiv und Paul Johansen.

Die Darstellung der Verbundenheit der beiden Länder ist in diesem Buch Programm. Rei stellt schon zu Beginn fest, dass das Interesse der Esten an Schweden sich nicht auf bloße Neugier beschränken lasse: „Nein, es ist etwas anderes. Etwas Größeres, Ernsteres, Tieferes“. Die estnischen Gefühle für Schweden seien „ein kompliziertes Erlebnis, das eine ganze Serie von Elementen und Nuancen enthält, bestimmt von den verschiedenartigsten historischen und anderen Bedingungen“. Danach folgen die mehr oder weniger obligatorischen Ausfälle gegen die Russen, die nach der Zeit Gustavs II. Adolf und seinem „genialen Kanzler Axel Oxenstierna“ ins Land eingefallen seien und die schwedische „Erneuerungsarbeit so plötzlich“ abgebrochen hätten.²⁴ Die Chronologie wurde hier jedoch ordentlich misshandelt, denn Gustav II. Adolf starb bereits 78 Jahre vor der russischen Eroberung. Einer zumindest partiell anderen Auffassung war der gerade genannte Otto Liiv ein Jahrzehnt später, als er 1938 über den „Anteil Schwedens an der Geschichte Estlands“ schrieb, es sei noch wichtiger als die alten Volkstraditionen, dass die „während der schwedischen Zeit durchgeführten Reformen in verschiedenen Gebieten noch während der russischen Zeit im 18. und 19. Jahrhundert gültig waren“.²⁵

23 Jürgen v. Hehn: Schwedische Kulturpropaganda in Estland, in: Baltische Monatshefte (1939), H. 7/8, S. 444-453, hier S. 450.

24 August Rei: Estland och Sverige [Estland und Schweden], in: *Eesti ja Rootsi 1929 Estland och Sverige* [Estland und Schweden 1929], Tallinn 1929, S. 11.

25 Otto Liiv: Sveriges andel i Estlands historia [Der Anteil Schwedens an der Geschichte Estlands],

1929 hatte man nicht mit Huldigungen gespart. Nach dem Weltkrieg, so hieß es hier, vereinige „Seine Majestät selbst“ in seiner Person all die guten Charakteristika des schwedischen Volks – ein König, der „am besten den demokratischen Geist“ verkörpere.²⁶ Ministerpräsident Lindman war ebenso herzlich. Jetzt, da sich Estland „in der Reihe selbständiger Staaten“ befand, sei es höchste Zeit „einen neuen Staatszusammenhang (*statssamband*) zu errichten“.²⁷ Der estnische Außenminister Lattik wiederum richtete seinen Blick nur westwärts und erinnerte die Leser daran, dass „die schwedischen Könige uns schon früher besucht“ hätten, und dass auch „der estnische Landmann tief im Lande“ Gustav herzlich willkommen heiße.²⁸ Er verstand es immerhin, von den üblicherweise so negativ dargestellten Russen zu schweigen.

Akademisch-wissenschaftliche Verbrüderung

Die Beiträge der im „Königsbuch“ vertretenen Wissenschaftler sind nüchterner im Ton als manche der bereits erwähnten Texte. Der Rechtshistoriker Uluots, der über den „schwedischen Einfluss auf die Entwicklung der estnischen Gerichte und der sozialen Verhältnisse“ schrieb, gehörte zu denjenigen, die schon früh betonten, dass die Bauerngesetze des Jahres 1804 (genannt *Iggaiuks*, d.h. „Jedermann“) als eine Wiederbelebung der Ordnung Karls XI. vom Ende des 17. Jahrhunderts zu betrachten seien – genauso wie die realen Verbesserungen der Lage der Bauernschaft um die Jahrhundertmitte.²⁹

Viele der Verfasser dieses Prachtbandes wie auch der späteren Reiseführer waren Mitglieder des bereits erwähnten Schwedisch-Estnischen Vereins. Zu seinen wichtigsten Tätigkeiten gehört die Herausgabe der wissenschaftlichen Reihe *Svio-Estonica*, deren erste Nummer 1934 in Dorpat erschien. Diese Publikation darf als seriöser Versuch betrachtet werden, die Vielfalt der Verbindungen zwischen Schweden und Estland darzustellen und von den damals gültigen wissenschaftlichen Auffassungen her zu problematisieren. *Svio-Estonica*, die nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1971 in Schweden erschien, war mit anderen Worten im weitesten Sinne multikulturell; alle erdenklichen Aspekte des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens wurden in ihren Beiträgen behandelt, die bis heute ihren Wert ha-

- in: Johannes Jaanis (Hrsg.): *Känner Ni Estland? En bok för Estlandsintresserade svenskar och för alla Estlands vänner* [Kennen Sie Estland? Ein Buch für an Estland interessierte Schweden und für alle Freunde Estlands], Tallinn 1938, S. 23-32, hier S. 32 (in der folgenden Auflage von 1939 auf S. 56). Etwas Ähnliches hatte 1929 auch der Historiker Hans Kruus schon angedeutet, vgl. Hans Kruus: *Allmän översikt av den svenska tiden i Estland* [Allgemeine Übersicht über die schwedische Zeit in Estland], in: *Eesti ja Rootsi 1929* (wie Anm. 24), S. 41-57, hier S. 57.
- 26 *Rei, Estland och Sverige* (wie Anm. 24), S. 11. Gustav V. war nicht gerade für seinen demokratischen Geist bekannt.
- 27 Arvid Lindman: [ohne Titel], in: *Eesti ja Rootsi 1929* (wie Anm. 24), S. 16 ff., hier S. 16. Der ehemalige Staatsälteste, der Jurist Tõnisson, war ebenso lyrisch, vgl. ebenda, S. 31-39.
- 28 Jaan Lattik: *Mot havet äro esternas blickar denna gång vända* [Auf das Meer sind dieses Mal die Blicke der Esten gerichtet], in: *Eesti ja Rootsi 1929* (wie Anm. 24), S. 23.
- 29 Jüri Uluots: *Om det svenska inflytandet på de estniska domstols- och sociala förhållandenas utveckling* [Über den schwedischen Einfluss auf die Entwicklung der estnischen Gerichte und der sozialen Verhältnisse], in: *Eesti ja Rootsi 1929* (wie Anm. 24), S. 79-91. Die Darstellung von Uluots ähnelt somit der von Moora.

ben – sogar in den *Baltischen Monatsheften* wurde die Serie als „gediegen“ beschrieben.³⁰ Es ging darum, ein gegenseitiges Verständnis herzustellen, indem auch Probleme diskutiert wurden, die zuvor nur mühsam hatten angesprochen werden können. Man fühlt sich durchaus an die Verhältnisse nach dem Fall der Sowjetunion erinnert, als unser Teil Europas anfangen musste, neue Fragen an bereits bekannte Fakten zu stellen.

Für die Fragen, die hier im Blickpunkt stehen, ist es äußerst interessant zu sehen, wer alles dem Schwedisch-Estnischen Verein angehörte – viele Namen sind uns schon begegnet. Neben dem Kronprinzen zählten zu den Ehrenmitgliedern Vilhelm Lundström, der Gründer und die führende Kraft des Reichsvereins zur Bewahrung des Schwedentums im Ausland,³¹ und der schwedische Reichsantiquar Sigurd Curman. In der Direktion befanden sich zwei aus Schweden nach Dorpat berufene Professoren, Per Wieselgren, ein berühmter Skandinavist, und Sten Karling, der seine Reputation als Spezialist für die Baugeschichte Narvas erworben hat. Von estnischer Seite zählten zu diesem illustren Kreis der Linguist und Schriftsteller Gustav Suits, der früher das Estnische Informationsbüro in Stockholm geleitet hatte, Otto Liiv, der schon als junger Akademiker 1929 im „Königsbuch“ vertreten gewesen und nun als Reichsarchivar Estlands tätig war, und Juhan Vasar, der zu einem der berühmtesten Historiker Estlands werden sollte.³²

Auch unter den so genannten „arbeitenden“, also aktiven Mitgliedern des Vereins waren 1934 Personen zu entdecken, die entweder 1929 am „Königsbuch“ beteiligt gewesen waren oder für den Inhalt der späteren Reiseführer sehr zentral werden sollten: Universitätsrektor Johan Kõpp, Hans Kruus, Harri Moora, Rudolf Kenkmaa, Adolf Perandi, Hendrik Sepp, der Narvaer Stadtarchivar Arnold Soom, der später im Exil am schwedischen Reichsarchiv tätig sein sollte, Sven Danell, ein reichsschwedischer Pfarrer der Estlandschweden in Nuckö und später Bischof in Schweden,³³ und Hjalmar Pöhl, der Sohn Hans Pöhls, des berühmtesten Politikers unter den Schweden in Estland. Des weiteren können genannt werden Evald Blumfeldt, der wie Soom nach dem Kriege im schwedischen Reichsarchiv arbeitete und sich mit der Geschichte der eigenen ethnischen Gruppe beschäftigte, Paul Ariste, der berühmteste Kenner der Verbindungen der estnischen Sprache mit anderen Zungen und Kollege Wieselgrens; dazu Greta, die Gattin des Letzteren, eine Spezialistin für den estnischen Volksunterricht während der Schwedenzeit,³⁴ und schließlich Sten Karling. Im folgenden

30 Hehn, Schwedische Kulturpropaganda (wie Anm. 23), S. 448.

31 1937 besuchte Lundström den Schwedisch-Estnischen Verein in Dorpat, wobei er u.a. feststellte, dass die Estlandschweden Nachkommen der Wikinger seien. Siehe den unsigned Artikel in *Postimees* v. 05. März 1937; Kuldkepp, *Den estnisk-svenska regionalistiska diskursen* (wie Anm. 12), S. 3.

32 Für diesen und den folgenden Abschnitt siehe *Svio-Estonica* (1935), S. 175-178.

33 Vgl. die in vielen Auflagen erschienene Publikation von Sven Danell: *Guldstrand. Minnen från sju år i Estland* [Der goldene Strand. Erinnerungen aus sieben Jahren in Estland], Stockholm 1952; estn. Übersetzung: Ders.: *Kuldrannake* [Goldsträndchen], Tartu 1999. Der Onkel des Verfassers, der Sprachwissenschaftler Gideon Danell, hatte in *Det nya Estland* (wie Anm. 3), S. 169-190, ein eigenes Kapitel über die Estlandschweden verfasst (s. Anm. 97). Der Ethnologe Ernst Klein, der schon 1924 ein Grundlagenwerk über die Insel Runö publiziert hatte, schrieb dazu die Illustrationstexte, die zusammengenommen einen Aufsatz für sich bilden.

34 Sie publizierte zudem 1939 ein Lehrbuch der schwedischen Sprache für Esten: Greta Wieselgren: *Rootsi keele õpik. Lärbok i svenska språket för ester* [Lehrbuch der schwedischen Sprache. Lehrbuch der schwedischen Sprache für Esten], Tartu 1939. Es war ausgerichtet für „Universitätskurse,

Jahr 1935 hatte sich die soziale Struktur des Vereins in bemerkenswerter Weise verstärkt, denn nun waren im Mitgliederverzeichnis auch der Dichter Verner von Heidenstam, Mitglied der Schwedischen Akademie und Nobelpreisträger, sowie der vormalige estnische Staatsälteste Jaan Tõnisson zu finden. Die Verfasser der Reiseführer konnten sich, wie man im Rückblick sagen muss, an eine ganze Reihe von Autoritäten anlehnen.

Der Inhalt der *Svio-Estonica*, deren Aufsätze auf Schwedisch (mit estnischen Zusammenfassungen) veröffentlicht wurden, kann im weitesten Sinne als allgemein kulturhistorisch beschrieben werden. Die Bedeutung der schwedischen Präsenz in Estland und Livland wurde in allen erdenklichen Aspekten diskutiert und analysiert. Zwar wäre es übertrieben zu sagen, dass die Konzepte mit denjenigen Villem Reimans identisch gewesen wären, doch darf betont werden, dass den kulturellen und rechtlichen Überbleibseln aus der schwedischen Zeit großes Interesse entgegengebracht wurde. Hierzu zählte auch die schwedische Minderheit des Landes, eine Gruppe, die noch heute eher spärlich in estnischen Darstellungen der Geschichte Estlands und Livlands behandelt wird.³⁵

Der Inhalt der Zeitschrift war zuweilen im Grenzland zwischen wissenschaftlicher Analyse und touristischer Reklame angesiedelt. *Svio-Estonica* wollte in der Tat einen breiteren Leserkreis als nur die Universitätsfakultäten ansprechen: „Für jedermann, der sich für die estnisch-schwedischen Verbindungen und für die gemeinsame Kultur und Geschichte der beiden Länder interessiert, dürfte das Jahrbuch ein bedeutendes Hilfsmittel sein.“³⁶ Diese Aussage aus dem Jahre 1935 scheint recht interessant zu sein, da sie an die heutige Debatte über die „dritte Aufgabe“ der Universitäten erinnert, d.h. die Zielgruppe der eigenen Aktivitäten über die rein akademischen Kreise hinaus auszudehnen. Der Verein richtete sich somit an eine gebildete bürgerliche Gesellschaft, die sich für Estland und sein schwedisches Erbe interessierte.

Das auf historisch-wissenschaftlicher Grundlage lancierte Bild des Nachbar- und Touristenlandes Estland

Die in *Svio-Estonica* erschienenen Aufsätze stellten zweifellos die Grundlage für das Bild dar, das für die in den folgenden Jahren publizierten Reisehandbücher bestimmend werden sollte – und damit für einen wirklichen Kulturtourismus, der bis heute eher erfolglos einen würdigen Nachfolger sucht. Der Schwede Gunnar Skans fragte sich 1938 in einem in Stockholm herausgegebenen Reisehandbuch, was für verschiedene Typen von Touristen es eigentlich gebe,³⁷ Reflektionen also, die an unsere einleitenden Ausführungen erinnern.

Gymnasien, Landmannschulen, Volkshochschulen etc.“ (S. 6). Die Nachfrage nach dem Lehrbuch wuchs, als in der Folge des Zweiten Weltkriegs zahlreiche Esten nach Schweden emigrierten. 1945 erschien die zweite Auflage des Buchs in Stockholm.

35 In Juhan Kahk (Hrsg.): *Eesti talurahva ajalugu* [Geschichte der Bauernbevölkerung Estlands], Tallinn 1992, werden die schwedischen „Küstenbewohner“, die *rammarootslased*, die ja auch zur Bauernschaft gehörten, kaum erwähnt.

36 *Svio-Estonica* (1935), unpag. (auf das Inhaltsverzeichnis folgend).

37 Semester i Estland. Turisthandbok utgiven av Rederiagenturen [Ferien in Estland. Ein Touristenhandbuch, herausgegeben von der Reedereiagentur], Stockholm 1938, S. 3 f. In der 2., 1939 erschienenen Auflage findet sich der Name des Herausgebers im Untertitel: Turisthandbok författad

Skans teilte die Reisenden in drei Gruppen ein. Die erste bildeten diejenigen, die entdeckt hatten, dass Estland aus „herrlichen Badestränden mit Sonne und Salzwasser, Jugend und Schönheit“ bestehe; dies war eine Gruppe, die „Museen und Sightseeings hasst“, Leute, die sich am liebsten „abends zum Kasino aufmachen, um dort mal das Tanzbein zu schwingen“.³⁸ Von diesem doch recht abwertenden Ton ist indes später, im Abschnitt „Tanz in den Kursalons“, nur recht wenig, wenn überhaupt etwas zu spüren. Im Kursaal gebe es „keinen Bekleidungs-luxus“; alles sei „einfach und praktisch“, wie man es im Sommer haben wolle, wenn „man draußen ist, um zu baden und um sich zu erholen – ohne an die steifen Kragen denken zu müssen“.³⁹

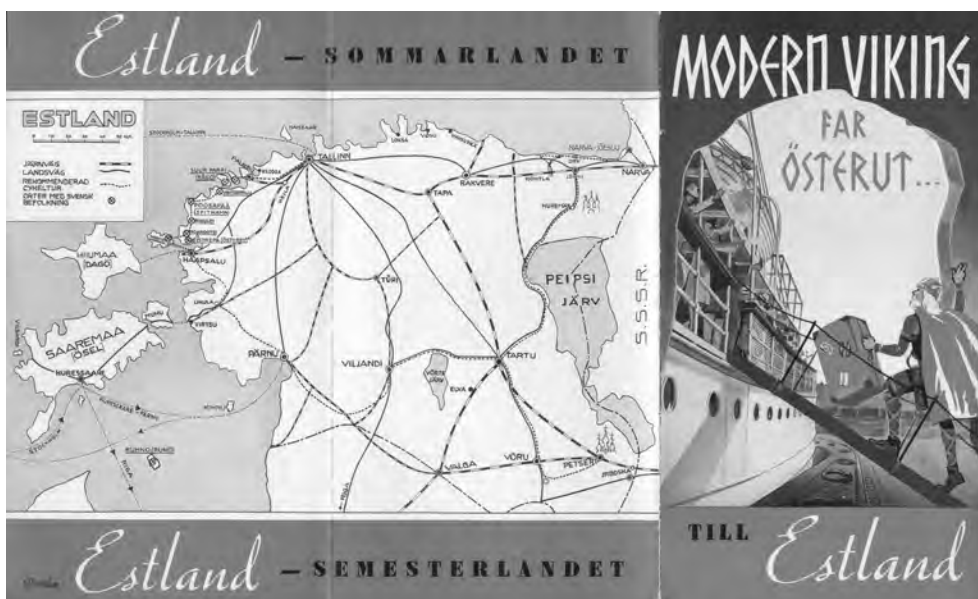


Abb. 1: Die Esten behaupteten oft, sie seien ebenso gute Wikinger wie die Schweden, und man fragt sich, wie sie diesen ostwärts fahrenden Bruder aus Schweden willkommen heißen sollten. Q: Modern viking far österut ... till Estland [Der moderne Wikinger auf Ostroute ... nach Estland], Stockholm 1939, Umschlag.

Für die zweite Gruppe hegte der Verfasser aber wohl doch eine größere Sympathie. Zu ihnen zählte er „Rheumatiker, Gichtbrüchige und vom Ischias Geplagte“. Gott sei Dank müsse

av Gunnar Skans och utgiven av Rederiagenturen [Touristenhandbuch verfasst von Gunnar Skans und herausgegeben von der Reedereiagentur]. Hier auf S. 7 f. findet man dieselbe Einteilung der Reisenden.

38 Schon 1928 hatte J. Prümmel einen langen Artikel über „Bad- und kurorter“ in: Det nya Estland (wie Anm. 3), S. 191-239, geschrieben, in dem alle Bezüge zu Schweden genannt wurden. Dieser Aufsatz existiert auch als exklusiver Sonderdruck, der einem Büchlein gleicht und wahrscheinlich separat verkauft wurde.

39 Semester i Estland (wie Anm. 37), S. 58; 2. Aufl., S. 78.

sich diese Klientel, um Schlammbäder und Ähnliches genießen zu können, in Estland nicht ruinieren, da alles ungeachtet der sehr effektiven Behandlungen so billig sei.

Erst in der dritten Gruppe erkannte Skans den „wirklichen Touristen“, den die Lust antreibe, „etwas Neues zu sehen und seinen geistigen Horizont zu erweitern“. Denn in Estland würde er sein Eldorado finden! Allerdings folgen nun einige Zeilen im Text, denen das Buch später eindeutig widerspricht: Der wahre Tourist müsse „sehr weit weg fahren, um etwas zu sehen, was sich von unseren eigenen Verhältnissen in hohem Grad unterscheidet“. Zwar wurden während der ganzen Zwischenkriegszeit, wie z.B. in *Svio-Estonica*, vor allem die Estland und Schweden verbindenden Züge betont. Aber ein Reiseland musste natürlich spannend und exotisch dargestellt werden, wenn man Schiffspassagen über die Ostsee und Zimmer in den Schlammbädern verkaufen wollte.

Skans' Ausführungen wurden 1939 in *Resos semesterhandbok* (Resos Ferienhandbuch) wortgetreu wiederholt, in dem die kulturtouristischen Züge deutlich betont werden: hier wurde zwischen „Studien- und Badereisen“ unterschieden, die von Reso, einem von den schwedischen Massenorganisationen (schwed. *folkrörelser*, Volksbewegungen) betriebenen Reisebüro, gemeinsam mit den „estnischen Volksbildungsorganisationen“ organisiert wurden. Zu den „volksverankerten“ Organisationen Schwedens muss auch der schwedische Zweig des Guttemplerordens gerechnet werden, ein Abstinenzverein, der eigene Reisen nach Estland durchführte, wobei die Teilnehmer auch mit ihren estlandschwedischen Gesinnungsgenossen zusammentrafen. Es gab auch Reisen in die Sowjetunion, die über Estland führten. Dorthin begab man sich im Anschluss an den Aufenthalt in Leningrad und Moskau, der u.a. aus „Zusammenkünften mit russischen Arbeiterkollegen in Arbeiterklubs“ bestand, um ungezwungeneren Aktivitäten zu fröhnen.⁴⁰ Auch radikale schwedische und estnische Esperantisten hatten Kontakte. Somit gewinnt man den Eindruck, dass alle Gesellschaftsgruppen auf verschiedene Weise in diese Kontakte involviert waren. In den *Baltischen Monatsheften* sprach man von „Massenexkursionen aus Schweden“ – einer veritablen Invasion „billiger Schweden“ –, was deutlich macht, dass es auch „niedriger stehenden Schichten“ möglich geworden war, sich einen Kuraufenthalt in Estland zu leisten.⁴¹

Die meisten Reisehandbücher wurden erst am Ende der 1930er Jahre herausgegeben, in einem Jahrzehnt, in dem sich der Touristenstrom aus Schweden fast verfünffachte.⁴²

40 *Resos semesterhandbok* 1939 [Resos Ferienhandbuch 1939], Stockholm 1939, S. 64 ff. Es gab auch ein paar andere Reisebüro-Broschüren mit halbpolitischen Vorzeichen, so z.B. Social-Demokraterns Semesterresor till Estland Tallin [sic!] och Haapsalu sommaren 1936 [Ferienreisen des Social-Demokraten nach Estland, Tallinn und Haapsalu, im Sommer 1936], o.O. o.J. Hierin hieß es, die Preise seien „fabulös niedrig“; vgl. Vart går färden? Godtemplarordens resetjänst ger er svar på frågan [Wohin führt uns die Reise? Der Reisedienst des Guttemplerordens gibt Ihnen die Antwort auf die Frage], Stockholm 1938; Resplan för studie- och semesterresor till Finland – Sovjetunionen och Estland 1938 [Reiseplan für Studien- und Urlaubsreisen nach Finnland – Sowjetunion und Estland 1938], Stockholm 1938, S. 1-4. Auch hier wurde der Aspekt des Studierens fremder Länder betont.

41 Hehn, Schwedische Kulturpropaganda (wie Anm. 23), S. 446.

42 Estland war jetzt das „Ferienland der Mode“. Noch zehn Jahre zuvor hätten „die Schweden von den neuen Staaten auf der anderen Seite der Ostsee recht diffuse Begriffe [gehabt], und noch 1934 hatte nur ein Dampfer genügt, um die 700 Estlandreisenden nach Tallinn zu bringen“. Nyman & Schultz resebureau AB (Hrsg.): Resenyheter våren – sommaren 1938 [Reisenachrichten Frühling –

Das zunehmende Interesse für ein halb exotisches Nachbarland zeichnete sich auch anhand der zunehmenden Anzahl der Schiffe ab, welche die Gäste beförderten. Der Klassiker unter ihnen, die auf den estnischen Nationalhelden getaufte S/S Kalewipoeg, die sogar einen schwedischen Kosenamen hatte – *Kalle är på väg* [Kalle ist auf dem Weg] –, war schon seit dem Ende des Ersten Weltkriegs in Betrieb. Einige Jahre später mischte sich eine Reederei in Pernau (estn. Pärnu) in den westwärts gerichteten Verkehr ein. 1936 wurde die Flotte um den Dampfer Estonia erweitert (nicht zu verwechseln mit seinem 1994 havarierten Namensvetter), mit dem die Überfahrt nur noch 20 Stunden dauerte. In demselben Jahr wurde ein weiteres Schiff zwischen Estland und Schweden in Betrieb genommen, die S/S Ruhno, die nach der estnisch-schwedischen Insel Runö in der Rigaer Bucht benannt wurde. Kurz nach Kriegsausbruch lief sie unweit von Leningrad auf eine Mine. Als die schwedisch-estländischen neuen, d.h. also eigentlich uralten, Verbindungen fast schon vorbei waren, kam 1939 noch die S/S Vironia (Wierland) hinzu, die die Ostsee in 17 Stunden überquerte und der größte Dampfer des Stockholmer Hafens war.

Danach dauerte es bis 1989, als der Personenverkehr zwischen den beiden Hauptstädten wieder aufgenommen werden konnte. Anfang Juni lief die M/S Baltic Star in den Tallinner Hafen ein – mit der estnischen Fahne am Göschstock, die aber der sowjetischen Variante mit Hammer und Sichel Platz machen musste, bevor die im Lande fremden Lotsen dem schwedischen Kapitän Hilfe leisteten.⁴³

Ehe wir zum Buch von Gunnar Skans zurückkehren, sollten wir uns ein von Esten für schwedische Touristen geschriebenes Werk anschauen, um den Übergang von den rein wissenschaftlichen Darstellungen zu den für Touristen verfassten Texten zu verdeutlichen. 1938 wurde in der Druckerei des *Päevaleht* (Tageblatt) das sehr umfangreiche Buch *Känner Ni Estland?* [Kennen Sie Estland?] produziert, herausgegeben vom „ehemaligen Reichstagsabgeordneten (*riksdagsman*) und Mitglied des Estnisch-Schwedischen Vereins J[ohannes] Jaanis“.⁴⁴ Das ziemlich lange Vorwort des Herausgebers (mit dem Untertitel „Estland als Touristenland für Schweden“) ist von besonderem Interesse. Estland sei 700 Jahre lang nicht weniger als sieben „fremden Nationen“ unterworfen gewesen; abgesehen von der schwedischen Zeit hätten die ausländischen Machthaber sich aber kaum einmal um die Wohlfahrt des Volks gekümmert.⁴⁵ Der Schwede, so wurde schon im ersten Abschnitt sinngemäß festgestellt, könne auf sich und sein Land stolz sein. Nachdem Estland nun endlich seine Freiheit und volle Selbständigkeit erlangt habe, gelte es, „Freunde und Stütze gegen die Rücksichtslosigkeit des Ostens bei der Humanität des Westens zu suchen“, und natürlich waren die Schweden „die ersten Freunde und Unterstützer“.

Die königlichen Besuche von 1929 und 1932, als das 300-jährige Jubiläum der Universität zu Dorpat begangen wurde, sowie von 1936, als Erbprinz Gustav Adolf ein Kriegsmemorial in Narva einweihete, das nicht weniger als 35 000 schwedische Kronen gekostet hatte, erhielten große Aufmerksamkeit in Jaanis' Buch. Mittlerweile kamen „Tausende und

Sommer 1938], Stockholm 1938, S. 29. In ders. (Hrsg.): *Resenyheter. Nyman & Schultz resebureau våren – sommaren 1933* [Reisenachrichten. Nyman & Schultz Reisebüro Frühling – Sommer 1933], Stockholm 1933, finden die baltischen Staaten als Touristenziele noch kaum Beachtung.

43 www.landgangen.se/forumsmf10/index.php?topic=7374.10;wap2 [letzter Zugriff: 18.09.2011].

44 Jaanis (Hrsg.), *Känner Ni Estland?* (wie Anm. 25).

45 Vgl. dazu und zum Folgenden ebenda, S. 5-10; 2. Aufl., S. 11-16.

Abertausende Schweden über das Wasser“, um in Estland die historischen Plätze aufzusuchen, wo sich Schweden in alten Zeiten einen „Weltruf“ geschaffen und den „Höhepunkt seiner Berühmtheit“ erreicht habe.⁴⁶ Früher seien die meisten Touristen aus dem Osten gekommen, jetzt aber aus dem Westen – vor allem aus Schweden. Die Esten hofften, dass sich dieser „Strom von Reisenden“ erst „im Anfangsstadium“ befinde. Estland sei das europäische Land, in dem „das schwedische Volk hundertfünfzig Jahre lang mit Tränen auf den Wangen und in Freude die Geschichte Schwedens geschrieben hatte“.

Im Kampf um die schwedischen Seelen war offensichtlich jedes Mittel gestattet, so auch völlig falsche Argumente: Jaanis stellte fest, dass jeder Schwede „erstaunt“ anerkennen müsse, dass „z.B. Narva viel mehr Beispiele mittelalterlicher schwedischer Baukunst aufzuweisen hat als die Altstadt in Stockholm“. Zudem sei „ein großer Teil der ruhmreichen Geschichte Schwedens außerhalb schwedischen Bodens, außerhalb Schwedens, außerhalb der Grenzen Skandinaviens mit den Heiden, Hügeln, Tälern und den Schanzen Estlands eng verknüpft.“ Hier sei angemerkt, dass es in Narva keine mittelalterlichen schwedischen Gebäude gab, denn die Stadt wurde ja erst 1581 schwedisch.⁴⁷

Glaubt man Jaanis, trugen die 8 000 Schweden in Estland außerdem dazu bei, dass die Verbindungen zwischen den beiden Ländern eng waren – in Estland ziehe man „die Schweden anderen Völkern vor“. Zu seinem Buch erklärte er, es sei „das erste seiner Art“, ein inhaltlich reicherer, dicker Band als die „für die übrigen Touristen verfassten Broschüren“, was meinen Untersuchungen zufolge durchaus richtig war. Es war erklärter Zweck des Bandes, den Weg zu einer besseren, gemeinsamen Zukunft zu ebnet; dazu war er im „Taschenformat“ gedruckt, um ihn einfacher auf Reisen mitnehmen zu können. Heutzutage ist es wohl kaum vorstellbar, dass solch ein Buch unter der Schirmherrschaft und Mitwirkung des „ehemaligen Reichsältesten Prof. Tönisson“ zustande kam.

46 Zur Einweihung kamen etwa 500 Menschen aus Schweden und Tausende aus Finnland und Estland. Jürgen v. Hehn, der ansonsten eher kritische Autor der „Baltischen Monatshefte“, wertete die Kranzniederlegung des Erbprinzen, der „auch am Grabmal der im Jahre 1700 gefallenen Russen einen Kranz niederlegte“, als eine „ritterliche Geste“. Hehn, Schwedische Kulturpropaganda (wie Anm. 23), S. 445. Den Finnen liegt Narva besonders am Herzen, denn im Gedicht „Der Björneborger Marsch“ heißt es: „Volk, das kühn den Busen bot / Auf Narvas Heiden, Polens Sand, auf Lützens Hügeln, Leipzigs Schollen – / noch ist Finnlands Kraft nicht tot, / Noch kann mit Feindesblut das Feld sich färben rot!“, siehe Fähnrich Stahl von Joh. Ludv. Runeberg. Mit Zeichnungen von Albert Edelfelt. Deutsch von Wolrad Eigenbrodt, Helsingfors 1955 (Nachdr. der 1900 in Halle herausgegebenen Ausgabe). Schenkt man einem Artikel in der Zeitung „Kustbon“ Glauben, hatten sich aus drei Ländern „Karolinen in Narva“ versammelt, um den Zusammenhalt zu demonstrieren, siehe Kuldkepp, Den estnisk-svenska regionalistiska diskursen (wie Anm. 12). Als im Herbst 2000 ein neuer Löwe im Zentrum Narvas eingeweiht wurde, der von der russischen Seite des Flusses aus besser zu sehen ist, wurde derselbe Marsch von einem finnischen Militärorchester gespielt – die anwesenden Schweden, darunter der Verfasser dieses Artikels, fühlten sich ein wenig abseits.

47 Für diesen und den folgenden Abschnitt siehe Jaanis (Hrsg.), Känner Ni Estland? (wie Anm. 25), S. 8; 2. Aufl., S. 14. Dieser Verwirrung hätte der Verfasser einfach entkommen können, wenn er Sten Karling: Narva, eine baugeschichtliche Untersuchung, Stockholm 1936, zu Rate gezogen hätte. Karling gehörte zu dem Kreis der aus Schweden und Finnland berufenen Akademiker, die an der 1919 eröffneten estnischsprachigen Universität Dorpat tätig waren. Auch andere Autoren waren vor Fehlern nicht gefeit. Gegerfelt (Hrsg.), Semesterfärden (wie Anm. 13), S. 193, schrieb, dass die Esten die Hermannsfeste in Narva errichtet hätten.

Von eben jenem Tönnisson, der uns ja schon als einer der Autoren der königlichen Festschrift und als Mitglied des Schwedisch-Estnischen Vereins, dessen Vorsitzender er nun war, begegnet ist, stammt das Kapitel über die „Zusammengehörigkeit Estlands mit dem nordischen Kulturgebiet“.⁴⁸ Ihm zufolge erklären sich die einenden Bande erstens aus den natürlichen, d.h. geografischen Bedingungen,⁴⁹ zweitens aus ethnologischen und sprachlichen Gründen – Estnisch ist ja mit dem Finnischen sprachgeschichtlich eng verwandt –, drittens aus kulturellen Verbindungen und schließlich viertens aus historischen Ereignissen. Insgesamt zeigte er sich davon überzeugt, „dass Estland und die Länder des skandinavischen Kulturkreises“ recht viel Gemeinsames hätten, wobei seit uralten Zeiten die estnisch-schwedischen Verbindungen besonders stark gewesen seien.⁵⁰ (Autoren, die auch die preußische Küste genannt wissen wollten, sind wir schon bei Jürgen von Hehn begegnet.)⁵¹

Mit dem Reichsarchivar Otto Liiv tauchte ein weiterer Bekannter aus dem königlichen Jahr 1929 und dem Mitgliedsverzeichnis des Schwedisch-Estnischen Vereins in *Känner Ni Estland?* auf. Er bot in seinem langen und nüchternen Aufsatz über den „Anteil Schwedens an der Geschichte Estlands“ eine Darstellung, deren Inhalt heute noch Gültigkeit beanspruchen darf. Unter anderem betonte er, dass tradierte Rechtsverhältnisse wichtiger waren als mehr oder weniger mythologisierte Volkstraditionen. Kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs konnte er auch beweisen, dass nach dem Ausbruch des schwedisch-russischen Kriegs im Jahre 1741 viele Menschen aus Estland nach Finnland geflohen waren, um dort der schwedischen Rechtsordnung zu begegnen.⁵²

48 Auch für die folgenden Zitate siehe Jaan Tönnisson: Estlands samhörighet med det nordiska kulturområdet [Die Zusammengehörigkeit Estlands mit dem nordischen Kulturgebiet], in: Jaanis (Hrsg.), *Känner Ni Estland?* (wie Anm. 25), S. 11-22. In der 1939 erschienenen Auflage ist sein Artikel ein bisschen kürzer, aber der Grundton ist derselbe (S. 17-21). Curt Munthe zufolge war die „besonders freundschaftliche Haltung der Esten gegenüber den Schweden“ typisch. Munthe, *Estland och Lettland* (wie Anm. 16), S. 26.

49 Vgl. dazu u.a. Edgar Kant: Estland och Baltoskandia. Bidrag till Östersjöländernas geografi och sociografi [Estland und Baltoskandia. Beiträge zur Geografie und Soziografie der Ostseeländer], in: *Svio-Estonica* 2 (1935), S. 80-99; vgl. ders.: Estlands Zuehörigkeit zu Baltoskandia, Tartu 1934. Diese Studien folgten auf den Aufsatz des Schweden Sten De Geer: Das geologische Fennoskandia und das geographische Baltoskandia, in: *Geografiska Annaler* 10 (1928), H. 1-2, S. 119-139. Kant floh wie viele andere am Ende des Zweiten Weltkrieges nach Schweden.

50 Die Kontakte wurden auch in einem anonym verfassten Beitrag in dem Jahrbuch *Baltisk Revy* 1938 sehr stark unterstrichen. Dieser Text befindet sich unter einer großen Anzahl von Anzeigen für alles Mögliche, das die drei baltischen Staaten auch für Touristen zu bieten hatten: Varför ökas de svenska turistresorna till Estland varje år? [Warum vermehren sich jedes Jahr die schwedischen Touristenreisen nach Estland?], in: *Baltisk Revy*. En årsbok utgiven av de sammanslutningar, som verka för Sveriges förbindelser med de baltiska staterna [Baltische Revue. Ein Jahrbuch von denjenigen Zusammenschlüssen herausgegeben, die für die Verbindungen Schwedens mit den baltischen Staaten wirken], Stockholm 1938, S. 210 f. Hier werden u.a. die niedrigen Preise, die modernisierten Hotels und Badestrände, die gemeinsame Geschichte und die kurze Reisezeit erwähnt, aber auch die angeblichen Bemühungen der Esten, Schwedisch zu lernen.

51 Hehn, *Schwedische Kulturpropaganda* (wie Anm. 23).

52 Otto Liiv: Sveriges andel i Estlands historia [Der Anteil Schwedens an der Geschichte Estlands], in: Jaanis (Hrsg.), *Känner Ni Estland?* (wie Anm. 25), S. 23-32; 2. Aufl., S. 48-57; vgl. ders.: Sverige och Estland under 1700-talet (efter 1710) [Schweden und Estland im 18. Jahrhundert (nach 1710)], in: *Svio-Estonica* 6 (1939), S. 62-77. Dabei wurde auch erwähnt (S. 75 f.), dass der Auslandshandel bis 1782 in Estland durch die alten, also noch gültigen schwedischen Zollbestimmungen reguliert

Zu Jaanis' Werk steuerten übrigens noch andere Mitglieder der *Svio-Estonica* Texte bei.⁵³ Hjalmar Pöhl stellte in einem ausgeglichenen Artikel die Geschichte der Estland-schweden dar,⁵⁴ und der Archivar Rudolf Kenkmaa schilderte in ein paar nachdrücklichen und ziemlich schwedenfreundlichen Aufsätzen die Geschichte der estnischen Hauptstadt.⁵⁵ Auch Arnold Soom ist mit zwei Beiträgen vertreten – „Die Geschichte Narvas aus der Vogelperspektive“ und „Narva als Touristenstadt“. Seine Konzentration auf Schweden ist unverkennbar. Beispielsweise nennt er die Hermannsfeste, die während der Schwedenzeit ihren größten Umfang erreicht habe, auf Schwedisch *Narvahuus* (Narvahaushaus) – was ja direkt an Tavastehus (finn. *Hämeenlinna*), Örbyhus oder Nyköpingshus erinnert. Selbstverständlich betonte er, dass die Schweden das von ihnen eroberte Narva, das deswegen in strammem Zaum gehalten werden konnte, zur zweiten Hauptstadt ihres Reiches machen wollten.⁵⁶

Im folgenden Aufsatz wurden die schwedischen Züge des Landes noch stärker unterstrichen.⁵⁷ Narva sei „nicht nur die interessanteste Touristenstadt Estlands, sondern ganz Nordeuropas“. Dies zeigten die zunehmenden Touristenströme, unter denen die Schweden die Mehrheit stellten. Alles war in Narva spannend, aber den Höhepunkt jedes Stadtrundgangs bereite der Besuch an der „geheimnisvollen Stacheldrahtgrenze zwischen Estland und Russland“. Curt Munthe erwähnte, dass viele Touristen es „lustig“ fänden, die „russische Grenze“ [kursive Hervorhebung im Original], die damals östlicher als heute verlief, zu besuchen, wo man die „moskowitzischen (*moskovitiska*) Wachposten“ betrachten konnte – „auch

wurde. Man könne nicht sagen, dass die „Verbindungen zwischen Estland und Schweden“ nach der „russischen Eroberung“ abgebrochen seien – sie „erhielten nur einen anderen Charakter“. Siehe auch Andres Andresen: Lagar som gemensamt arv [Gesetze als gemeinsames Erbgut], und Pärtel Piirimäe: Baltiska provinser eller en del av Norden? [Baltische Provinzen oder ein Teil des Nordens?], in: Björkman, Fjæstad u.a. (Hrsg.), Ett nordiskt rum (wie Anm. 3), S. 121-126 bzw. 111-120.

- 53 In seinen Bestrebungen, immer weitere Kreise zu erreichen, freute sich Per Wieselgren in der letzten Nummer der in Estland herausgegebenen *Svio-Estonica* darüber, dass „unter der Führung des Cand. Juris Louis Campanello“ ein Freundschaftsvertrag zwischen der Landsmannschaft Gästrike-Hälsinge Nation in Uppsala und Korp! Sakala in Dorpat unterzeichnet worden war. Per Wieselgren: De svensk-estniska förbindelserna 1938–1939 [Die schwedisch-estnischen Verbindungen 1938–1939], in: *Svio-Estonica* 6 (1939), S. 235 f. Das Original des Vertrags hängt noch an der Wand in der Nation in Uppsala, dessen Mitglied der Verfasser dieses Artikels seit fast 50 Jahren ist – außerdem kann man es sich in Korp! Sakala ansehen. Unsere Kontakte sind heute noch sehr intensiv – auch mit der jüngeren Korp! Filiae Patriae.
- 54 Hjalmar Pöhl: Estlandssvenskarna [Die Estlandsschweden], in: Jaanis (Hrsg.), *Känner Ni Estland?* (wie Anm. 25), S. 45-52; 2. Aufl., S. 30-40.
- 55 Rudolf Kenkmaa: De betydelsefullaste historiska sevärdheterna i Tallinn [Die bedeutungsvollsten historischen Sehenswürdigkeiten Tallinns], in: Jaanis (Hrsg.), *Känner Ni Estland?* (wie Anm. 25), S. 63-91; 2. Aufl., S. 111-138.
- 56 Arnold Soom, *Narvas historia i fågelperspektiv* [Die Geschichte Narvas aus der Vogelperspektive], in: Jaanis (Hrsg.), *Känner Ni Estland?* (wie Anm. 25), S. 102-107; 2. Aufl., S. 153-159. Narva gehörte ja nicht zum Herzogtum Estland, das bekanntlich Schweden *per pacta* einverleibt worden war, weshalb die schwedische Zentralmacht dort, in Estland, kaum derartige Pläne entwickeln konnte, die nur in den Gebieten möglich waren, die *jure belli*, mit dem Recht der Waffen, erobert worden waren.
- 57 Ebenda. Ähnlich die Auffassung des schwedischen Dozenten Adolf Schück: Während in Dorpat fast alle Gebäude aus der Schwedenzeit im Großen Nordischen Krieg zerstört worden waren, sei Narva von derartigen Katastrophen verschont geblieben. Adolf Schück: *Narvaminnet och vår tid* [Das Narvagedächtnis und unsere Zeit], in: *Baltisk Revy* (wie Anm. 50), S. 30 ff.

eine Touristenattraktion!“ Hinter Ivangorod schließlich, das damals also zu Estland gehörte, entdeckte man „den Horizont Asiens über dem letzten Vorposten Asiens im Westen!“⁵⁸

Man befand sich wirklich an einer Grenze. Narva und Ivangorod wurden kurz vor dem Zweiten Weltkrieg folgendermaßen beschrieben – und man bemerkt sofort, wo die Sympathien des schwedischen Autoren lagen: „Auf dem Westufer erhebt sich die Hermannsfeste wie eine geballte Faust, ein Sinnbild germanischer Konzentration und Kraftentwicklung, auf dem Ostufer verbreitet sich die ausgedehnte Festung Ivangorod, von slawischer Breite und slawischer Ruhe geprägt; hier steht die Aktivität des Westens der Passivität des Ostens gegenüber“. In deutscher Sprache beschrieb es Albert Pullerits, der Direktor des staatlichen statistischen Zentralbüros Estlands, recht ähnlich: Die beiden alten Burgen verrieten „ihrer Art nach verschiedene Welten“. Die „flachgewölbte Russenfeste“ war für Pullerits „eine düstere Erinnerung an die Raubzüge des berühmten russischen Zaren Iwan des Grausamen“.⁵⁹



Abb. 2: So konnte diese wunderschöne Aussicht in Narva beschrieben werden: „Die Begegnung Europas und Asiens“. Q: Modern viking far österut ... till Estland [Der moderne Wikinger auf Ostroute ... nach Estland], Stockholm 1939, S. 6.

Als Anfang Mai 2003 Forscher aus vielen Ländern nach Narva zusammengerufen wurden, konnte dagegen unter der meines Erachtens weitaus entwicklungsfähigeren Parole „Borders Unite“ getagt werden.⁶⁰

58 Munthe, Estland och Lettland (wie Anm. 16), S. 88 ff.

59 Skans (Hrsg.), Semester i Estland (wie Anm. 37), S. 47 f.; 2. Aufl., S. 65 f. Eine ähnliche Darstellung in: Modern viking far österut ... Till Estland [Der moderne Wikinger auf Ostroute ... Nach Estland], Stockholm 1939, S. 6 f., das sich auf Skans' Angaben stützt. Vgl. Albert Pullerits (Hrsg.): Estland. 20 Jahre Selbständigkeit, Tallinn 1938, S. 1 f. Dieses Werk ist von den damaligen politischen Verhältnissen unter der autoritären Herrschaft geprägt – es beginnt mit einem Portrait des den Leser streng anblickenden Konstantin Päts.

60 Vgl. Karsten Brüggemann (Hrsg.): Narva und die Ostseeregion. Beiträge der II. Internationalen Konferenz über die politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Russland und der Ostseeregion, Narva 2004.

Ellen Rydelius fand, die beiden Burgen stünden einander „dramatisch“ (*dramatiskt*) gegenüber.⁶¹ Bei Munthe hieß es, in Narva träfen sich nicht nur zwei Länder, sondern auch „zwei Weltteile“; seine Beschreibung Revals fiel übrigens sehr ähnlich aus: „Rechts [auf dem Domberg; T. J.] liegt die griechisch-orthodoxe Kathedrale, links die weiße, graziöse Schlossfassade“. Für ihn versinnbildlichten sie „zwei Welten, den Osten und den Westen“. Zudem sei die Alexander-Newski-Kathedrale „während der für die Esten erniedrigenden Russifizierungszeit“ aus politischen wie aus religiösen Gründen errichtet worden, und man hatte mit dem Gedanken gespielt, das Gebäude niederzureißen. Wie anders präsentierte sich dagegen der Dom, dessen Äußeres „würdig und imponierend“ sei und dessen grauweißer Farbton an „alte schwedische Landeskirchen“ erinnere – außerdem waren hier ja viele Schweden begraben. Reval sei in jedem Fall als der „äußerste Vorposten der europäischen Kultur gegen den Osten“ anzusehen.⁶² Schon 1925 hatte es in einem unsignierten Artikel geheißt, dass sich keine Stadt des Nordens mit Reval hinsichtlich pittoresker altertümlicher Stadtbilder messen könne.⁶³ Es bleibt die Frage, wie viele Russen wohl – zufällig oder auch sehr zielgerichtet – derartige Aussagen gelesen haben, und was diese Lektüre für sie eigentlich bedeutet hat.

Munthe schrieb, in den vielen baltischen Gemäldegalerien könne man zahlreiche Porträts von Peter I., dem „ewigen Schatten auf den Spuren der schwedischen Könige“, betrachten.⁶⁴ Er unterstrich, dass Karl XII. die Schlüssel Revals nicht entgegennehmen wollte, weil sie sich bei den Bürgern schon in guten Händen befänden, während „Fürst Menschikoff“, vor dessen Füße „sie später gelegt werden mussten“, sie annahm – und mit sich genommen habe.⁶⁵ Ohne auf den lyrischen Bericht über die schwedische Michaeliskirche mit ihrer Volksschule einzugehen, ist stattdessen zu erwähnen, dass in Katharinental (estn. Kadriorg) „die kleinen Bürger und Bürgerinnen“ spielen durften, „die wegen ihrer Geburt das herrliche Erbe, das ihren Eltern verweigert worden war, bekommen haben – die Freiheit!“⁶⁶ Die bürgerliche Gesellschaft erstreckte sich also für die zwischenkriegszeitlichen Reisehandbücher bis in die Kindergärten hinein.

Als Schwede konnte man sich in Estland wie zu Hause fühlen, befand sich aber zugleich auch in einem exotischen Land. Zudem sollten die schwedischen Gäste verstehen, dass sie mit den Esten verwandt waren: Bei der Betrachtung der von der schwedischen Zentralmacht errichteten Bastionen in Narva hatte man „bewundernd und ehrfurchtsvoll“ an „die ungeheure Arbeitsleistung“ zu denken, welche die „schwedischen und die estnischen Völker in den Bestrebungen, die Grenzen ihres Lands zu befestigen“, vereinigt habe – das Land der Schweden und der Esten war also in gewisser Weise gemeinsames Eigentum. Außerdem verspürte der Tourist „sicherlich den unbezwingbaren Wunsch“, das Schlachtfeld des Jahres 1700 zu besuchen, auf dem sich die schwedische Tapferkeit manifestiert habe. Am Ende des Artikels folgt aber auch ein Abschnitt über Denkmäler aus der russischen Zeit – auch wenn im Museum Peters des Großen Gemälde von schwedischen Königen, Gouverneuren

61 Rydelius, *Finland, Estland och Lettland* (wie Anm. 17), S. 175.

62 Munthe, *Estland och Lettland* (wie Anm. 16), S. 85, 42 ff.; vgl. Till *Estland* (wie Anm. 17), S. 9.

63 *Estland är också ett turistland* [Estland ist auch ein Touristenland], in: *Svensk turisttidning* (wie Anm. 5), 15. Mai 1925, [S. 173].

64 Munthe, *Estland och Lettland* (wie Anm. 16), S. 63.

65 Ebenda, S. 71.

66 Ebenda, S. 81. Katharinental ist heute wieder der Wohnsitz des estnischen Präsidenten.

und Kommandanten ihren berechtigten Platz hatten. Es wurde hervorgehoben, dass dieses Gebäude während der schwedischen Zeit gebaut worden war;⁶⁷ das Russische sollte, anders gesagt, so unrussisch, d.h. so schwedisch wie möglich dargestellt werden.

Zwar wurden die erwähnten, verwirrenden Aussagen über die schwedischen mittelalterlichen Gebäude in Narva in der zweiten Auflage von *Känner Ni Estland?* nicht berichtigt, doch durfte nun Sten Karling immerhin einen Artikel über die „Baukunst in Estland während der schwedischen Zeit“ schreiben,⁶⁸ durch den Estland sozusagen noch schwedischer wurde. Der Aufsatz ist (populär)wissenschaftlich, doch verlangt er von den schwedischen Touristen nun, auch Kirchen- und Rathaustürme, Hausfassaden und Portale mit schwedischen Augen zu sehen. „Die schlanken Türme, welche die Silhouette Tallinns dominieren, und die schon von weitem der Stadt ihren Charakter geben, haben zum großen Teil ihre Spitze während der schwedischen Zeit erhalten“. Nach diesen einleitenden Zeilen des Artikels konnten sich die schwedischen Reisenden nach den Anweisungen Karlings in ganz Estland orientieren – vor allem in den Städten. Selbstverständlich wurde Narva, wo ja die schwedische Anwesenheit am stärksten architektonisch zum Ausdruck kam, besonders ausführlich behandelt.⁶⁹ Karling schrieb für den Kulturtouristen, der verstehen sollte, was er in Schweden und in Estland sah. Die relativ ruhige Entwicklung Schwedens spiegelte sich seines Erachtens in den großen und prachtvollen Privatgebäuden des Adels und anderer wichtiger Männer wider, während der Charakter Estlands vielmehr von der Lage dieses Landes als ein von Kriegen und anderen Unruhen geplagtes Grenzgebiet geprägt sei. Während es ihm zufolge in Schweden deutliche Spuren einer reichen und wohlhabenden Gesellschaft gegeben habe, würden sich in Estland vielmehr Anzeichen eines starken und machtvollen Staats finden.

Es war nicht nur der Beitrag Karlings, der in der zweiten Auflage des Handbuchs den schwedischen *touch* verstärkte. Auch der estnische Jurist Adolf Perandi, der schon an der königlichen Festschrift mitgewirkt hatte, schrieb jetzt über „Die agrarischen Verhältnisse in Estland während der schwedischen Zeit und die Lage der Bauern“,⁷⁰ eine Darstellung, die weitgehend den Ansichten der heutigen Forschung entspricht. Der „Prozess der Verschlechterung“, der am Anfang des 15. Jahrhunderts begonnen habe, sei mit „Ausnahme einer kurzen Periode am Ende der schwedischen Zeit“ weitergeführt worden, „und die Verschlechterung setzte sich auch nach der Schwedenzeit fort“.

Wenn schwedische Touristen zu Hause von der „guten, alten schwedischen Zeit“ gehört hatten, mussten sie sich nach der Beschäftigung mit diesem Handbuch überlegen, ob diese

67 Ebenda, S. 100 ff.

68 Sten Karling: Byggnadskonsten i Estland under den svenska tiden [Die Baukunst in Estland während der schwedischen Zeit], in: Jaanis (Hrsg.), *Känner Ni Estland?* (wie Anm. 25), 2. Aufl., S. 65-74.

69 Heute besteht das Schwedische in Narva eigentlich nur noch aus dem Rathaus, das nach dem Zweiten Weltkrieg erhalten blieb, da kommunistische Organisationen – die Pioniere – einzogen. Andere Gebäude, die man hätte retten können, wurden Anfang der 1950er Jahre völlig vernichtet. Narva wurde auch architektonisch sowjetisiert – sowohl das Schwedische als auch das Estländische oder das Baltische verschwand fast hundertprozentig. Siehe auch Karsten Brüggemann: Der Wiederaufbau Narvas nach 1944 und die Utopie der „sozialistischen Stadt“, in: Ders. (Hrsg.), *Narva und die Ostseeregion* (wie Anm. 60), S. 81-103.

70 Adolf Perandi: Agrarförhållandena i Estland under den svenska tiden och böndernas ställning [Die agrarischen Verhältnisse in Estland während der schwedischen Zeit und die Lage der Bauern], in: Jaanis (Hrsg.), *Känner Ni Estland?* (wie Anm. 25), 2. Aufl., S. 58-64.

Zeit wirklich so gut gewesen war. Der Verfasser stellte weiter fest, dass die Erweiterung der Güter auf Kosten der Bauernhöfe während der ganzen schwedischen Zeit fortgesetzt worden sei, so dass kurz vor der russischen Machtübernahme die Anzahl der Freibauern sehr gering war – und danach auch nicht größer wurde. Diese Entwicklung widersprach den Bestrebungen Johanns III. und Karls IX., die die Lage der Bauernschaft verbessern wollten – „aber der energische Widerstand des Adels machte die Pläne zunichte“.⁷¹

Ich habe schon den ausgewogenen Artikel Pöhls erwähnt, der Perandis Text ausgezeichnet ergänzt. Aber was konnten wohl die Touristen von einem Vertreter der Schwedisch sprechenden Gruppe in Estland erwarten? Welche Auffassung hatten wohl die Estlandschweden von der langen schwedischen Anwesenheit im Lande? Manche Leser wurden vielleicht enttäuscht, denn Pöhl hatte kaum etwas übertrieben Positives anzuführen, doch findet man auch bei ihm Beurteilungen, die noch heute gültig sind. Während der schwedischen Großmachtzeit sei „der größte Teil“ des von den Estlandschweden bebauten Gebiets den Ländereien der Gutsbesitzer angegliedert worden. Der Bauernschaft wurden schwere Steuerbürden auferlegt, die Leute waren von der „obligatorischen Fron auf den Gütern erschöpft“ und hatten vergebens ihre von den schwedischen Regenten gewährten und bestätigten Privilegien vorgebracht. Abgesehen von Runö (estn. Ruhnu), Rågöarna (estn. Pakri saared) und Odinsholm (estn. Osmussaar) seien die „Estlandschweden in dieselbe Sklaverei wie die estnischen Bauern“ herabgesunken.⁷² Pöhl, der selbst aus dieser Gegend stammte, übertrieb jedoch in der Beschreibung der Lage der dortigen Bevölkerung, denn es gab für die schwedischen Küstenbewohner größere Möglichkeiten als für ihre estnischen Nachbarn, ihre Rechte zu verteidigen, was ihnen auch recht oft gelang.⁷³

Die zweite Auflage des Buchs *Känner Ni Estland?* war mit 232 Seiten viel umfangreicher als die erste mit 160 Seiten. Einige Materialien verschwanden jedoch, wie z.B. der Artikel über die estnischen Sängereisen, den der „Propagandaleiter für das XI. estnische allgemeine Sängereisen“ verfasst hatte,⁷⁴ sowie der für den Durchschnittstouristen vielleicht nicht allzu attraktive Aufsatz über die Ölschieferindustrie Estlands von Generaldirektor L. Pumpjans-

71 Die Rede von der „alten, guten Schwedenzeit“ ist unter den schwedischen Küstenbewohnern nie üblich gewesen, sofern sie überhaupt davon sprachen. Siehe z.B. Sven Svärd: *Kärslätt – min by* [Kärslätt – mein Dorf], Örebro 2007; Göte Brunberg: *Den Pöhlska släkten, barndom, skolgång och första lärarplatsen* [Die Familie Pöhl. Jugend, Schulbesuche und die erste Lehreranstellung], in: Sven Salin (Hrsg.): *Hans Pöhl. Estlandssvenskarnas hövding. Rannarootslaste eestvõitleja* [Hans Pöhl. Der Vorkämpfer der Estlandschweden], Stockholm u.a. 2010, S. 27-39, hier S. 32, wonach die einflussreichste Persönlichkeit unter den schwedischen Küstenbewohnern, Hans Pöhl, eine kritische Haltung gegenüber der Donationspolitik Schwedens während des 17. Jahrhunderts eingenommen habe.

72 Pöhl, *Estlandssvenskarna* (wie Anm. 54), S. 45-52; 2. Aufl., S. 30-40.

73 Siehe z.B. Torkel Jansson: *Estlandsschwedentum vor dem Estlandsschwedentum. Die Identifikation der ‚Küstenbewohner‘ vor der Geburt des Nationalbewußtseins*, in: Anu Mai Kõll (Hrsg.): *Time of Change in the Baltic Countries. Essays in Honour of Aleksander Loit*, Stockholm 2000, S. 97-129, insbes. die dort angeführte Literatur.

74 Den schwedischen Lesern wurde erklärt, dass die Sängereisen in allen Zeiten „nationale Manifestationen“ gewesen seien. Die Esten konnten „während der Tage der russischen Unterdrückung“ ihre Freiheitssehnsucht zum Ausdruck bringen. E. Viirsalu: *De estniska sångarfesterna* [Die estnischen Sängereisen], in: Jaanis (Hrsg.), *Känner Ni Estland?* (wie Anm. 25), 1. Aufl., S. 99-101; siehe auch Pärnu Rederi A.B. (Hrsg.): *Till Estland med ångarna Estonia – Kalevipoeg – Vasa* [Nach Estland mit den Dampfern *Estonia – Kalevipoeg – Vasa*], Stockholm 1938, S. 15.

ky. Seitenlang werden hier die Errungenschaften dieser Industrie beschrieben, bei der die schwedische Ölfabrik in Sillamäe, die mit der auf Trockendestillation von Holz basierenden Methode eines Dr. Gröndal arbeitete, eine herausragende Rolle spielte. Wie viele Touristen aber konnte man mit solchen technisch sehr komplizierten Erzählungen nach Estland locken? Es half wahrscheinlich wenig, dass die Fabrik und Gröndal offenbar schwedisch waren und die estnische Ölschieferindustrie völlig von dem Finanzier Marcus Wallenberg von der *Stockholms Enskilda Bank* beherrscht wurde.⁷⁵

Bemerkenswerter ist es wohl, dass 1939 ein Beitrag über die kulturellen Verbindungen nicht mehr zu finden war. Diesen Artikel hatte Bürodirektor Nils Källström verfasst, der als Sekretär im Reichsverein für die Bewahrung des Schwedentums im Ausland wirkte.⁷⁶ Warum man diesem Artikel keinen Platz mehr einräumte, bleibt unerfindlich, aber der Inhalt war vermutlich mit allen seinen akademischen Haarspaltereien kaum touristenfreundlich – auch wenn er in jedem Fall schwedenfreundlich war. Gegenüber „russischem Despotismus und baltischer Gutsbesitzergewalt“ stehe die „schwedische Verfassungsmäßigkeit und Bauernfreundlichkeit“, und der Verfasser notierte mit Freude, dass Estland an der nordischen Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Rechtswesens Anteil nahm. Der Artikel war zudem voller Details über akademische Vereine und Ähnlichem, womit der normale Tourist ohnehin keinen Kontakt suchen würde. Aber zur Herausnahme des Artikels könnten auch andere Faktoren beigetragen haben. Aufgrund der Estonisierungsbestrebungen gegenüber den schwedischen Küstenbewohnern hatte sich das allgemeine Klima verschlechtert, was dazu beitrug, dass die Schweden sich weigerten, den schon fertigen Kulturvertrag zwischen beiden Ländern zu unterzeichnen.⁷⁷

Estland bildlich und verbal dargestellt

In den in Estland publizierten Büchern wurden fast ausschließlich Illustrationen des unvergessenen Fotografen Johannes Triefeldt aus Wesenberg (estn. Rakvere) benutzt. Die ganze Aufmachung war in diesen estnischen Reisehandbüchern für Schweden so „lockend schwedisch“ wie nur möglich. 1938 stellte das erste Bild den Löwen dar, der zwei Jahre zuvor auf

75 L. Pumpjansky: Estlands oljeskifferindustri [Die Ölschieferindustrie Estlands], in: Jaanis (Hrsg.), *Känner Ni Estland?* (wie Anm. 25), 1. Aufl., S. 53-62. 1939 kehrte das Öl dennoch zurück, dieses Mal in einem leichter zugänglichen Aufsatz von K. Luts, in dem mit pädagogisch ausgewählten Ziffern die schnelle Entwicklung der Industrie dargestellt wurde. K. Luts: *Bränn- eller oljeskiffer – Estlands rikedomar i jorden* [Brenn- oder Ölschiefer – Estlands Reichtümer in der Erde], in: Jaanis (Hrsg.), *Känner Ni Estland?* (wie Anm. 25), 2. Aufl., S. 86-101.

76 Nils Källström: *En orientering över de kulturella förbindelserna* [Eine Orientierung über die kulturellen Verbindungen], in: Jaanis, *Känner Ni Estland?* (wie Anm. 25), 1. Aufl., S. 33-40. Nach dem Krieg arbeitete Källström aktiv im schwedischen „Hilfskomitee für die Kinder Deutschlands“.

77 Loit, *Relationen mellan Estland och Sverige* (wie Anm. 2), S. 85 f.; Alar Schönberg: *Några inblickar i den estlandssvenska identiteten i slutet av 1930-talet* [Einige Einblicke in die estlandsschwedische Identität am Ende der 1930er Jahre], unpubl. Magisterarbeit, Universität Tartu, Tartu 2001; ders.: *On Estonian Swedes and assimilation campaign of the Republic of Estonia*, in: Tiit Jaago (Hrsg.): *Lives, Histories and Identities I. Studies on Oral Histories, Life- and Family Stories*, Tartu 2002, S. 15-25, einsehbar unter der URL: <http://lepo.it.da.ut.ec/~lehti/Oralhistory/1.1.Alar.htm> [letzter Zugriff: 13.09.2011].

dem Schlachtfeld unweit von Narva vom schwedischen Erbprinzen eingeweiht worden war. Im folgenden Jahr nahm die Statue von Gustav II. Adolf, die zwischen dem 24. Februar 1928, dem zehnten Jahrestag der estnischen Republik, und 1950 hinter dem Hauptgebäude der Dorpater Universität stand, den Ehrenplatz ein.⁷⁸ 1938 leitete ein Bild von Gustav Adolf, „dem Löwen aus dem Norden“, zusammen mit der Steinbrücke Katharinas II. sowie dem Hauptgebäude der Universität den Abschnitt über „Tartu – das Bildungszentrum Estlands“ ein. Das an zweiter Stelle publizierte Bild zeigte die russischen Schanzenanlagen in Pühajõgi in Wierland, wo sich 1700 harte Kämpfe zwischen Russen und Schweden zugetragen hatten, bei denen (zum Glück für das Handbuch) die Schweden gewannen.

Sowohl das estnische *Känner Ni Estland?* als auch das schwedische *Semester i Estland* waren prachtvoll illustriert. Die Abbildungen machten das rein Estnische so exotisch wie möglich und erinnerten teils an die schwedische Anwesenheit im Lande. *Semester i Estland* war dabei regelrecht darauf ausgerichtet, das Produkt Estland an sein Publikum zu verkaufen. Beide Ausgaben dieses Buches waren „estnischer“ als die Publikationen aus Estland, denn in ihnen begann die Darstellung mit dem „Langen Hermann“, d.h. mit dem Turm auf dem Domberg, den ein dänischer Reiseführer das „Schloss Waldemars in Tallinn“ genannt hatte.⁷⁹

Ähnliches lässt sich über die Buchumschläge sagen. Auf den estnischen Büchern umarmen sich die estnischen und schwedischen Staatswappen beinahe über einer Karte, die Estland viel zu groß zeigt, während die schwedischen ein wunderschönes Bild von der Stadtmauer und der Oiaikirche in Reval zeigen. In der schwedischen Publikation folgt 1939 zwar als zweite Abbildung die im 17. Jahrhundert auf Runö errichtete Kirche – diese auch in schwedischen Radioprogrammen beachtete Insel wurde als „Freilichtmuseum“ beschrieben⁸⁰ –, doch folgt darauf bereits ein Foto aus dem für Schweden so exotischen Petschur (estn. Petseri, russ. Pečory). In den estnischen Reiseführern wie auch in der ersten Auflage des in Schweden publizierten Bandes tauchen Illustrationen aus dieser im Grunde russischen Stadt erst ganz am Ende auf. Neben Narva und Dorpat nimmt hier Petschur seinen Platz als eine von drei „interessanten Provinzstädten“ mit einem Bild ein, auf dem das für Schweden so fremde Klosterleben ganz zentral ist.

Curt Munthe berichtete auch über die 50% Setu in Petschur, die eigentlich estnischer Abstammung, aber lange Zeit russischem Einfluss ausgesetzt waren, wodurch der ursprüngliche Unterschied im Grunde verschwunden sei. Seine letzte, den Russen gegenüber recht ironische Bemerkung zur Geschichte der Stadt war, dass dort einmalige Bischofsmitren und Ikonen zu sehen seien, die aus der Zeit von Ivan dem „Schrecklichen“ bis zum „milden“ Zaren Nikolaus II. stammten, auch wenn der Letztere bekanntlich kaum wegen seiner Milde

78 Schon in der Festschrift von 1929 war dieses Denkmal zu sehen gewesen: *Eesti ja Rootsi 1929* (wie Anm. 24), S. 33. Die Statue war 1928 von Erzbischof Söderblom eingeweiht worden. Nach dem Ende der sowjetischen Okkupation weihte im Frühling 1992 der schwedische König eine neue Statue ein; schon vorher war aber der Verfasser des vorliegenden Artikels von Helmut Piirimäe von der Universität Tartu aufgefordert worden, am 6. November 1991, d.h. am Todestag des „Heldenkönigs“, eine Rede an das Fundament der zu errichtenden Statue zu halten. Zwar kam dies dem Verfasser seltsam vor, doch schloss sich glücklicherweise ein zweitägiges Seminar im Universitätsmuseum über die schwedische Zeit Estlands an. *Postimees* v. 7. November 1991, S. 1.

79 *Republiken Estland* (wie Anm. 4), S. 9.

80 Pärnu Rederi A.B. (Hrsg.), *Till Estland* (wie Anm. 74), S. 11; *Modern viking* (wie Anm. 59), S. 9.

1918 in Ekaterinburg hingerichtet wurde. Nach dem Besuch im Kloster mit seinen „wunderbaren alten Bäumen“ kehre man zur Stadt zurück, wo zu Balalaika-Tönen die Wodkagläser „an die Lippen geführt wurden, die kurz zuvor die heiligen Bilder der Ikonen geküsst“ hatten. Das Leben im „einzigen Höhlenkloster Europas“ wurde so recht unterhaltsam dargestellt.⁸¹



Abb. 3: Der moderne, neugierige schwedische Wikinger vor dem uralten, exotisch wirkenden, griechisch-orthodoxen Kloster in Petschur (Petseri). Q: Modern viking far österut ... till Estland [Der moderne Wikinger auf Ostroute ... nach Estland], Stockholm 1939, S. 8.

Über russische Siedlungen und deutschbaltische Gutshöfe findet man in den Handbüchern für schwedische Touristen nichts, obwohl beide selbstverständlich ihren Platz in der Geschichte Estlands hätten beanspruchen können; die Russen in Petschur wurden demnach als russifizierte Esten betrachtet.⁸² Demgegenüber werden die schwedischen Küstenbewohner – das *Eibofolk* (Inselvolk) Carl Rußwurms⁸³ – ausführlich geschildert, was in Reiseführern für historisch-ethnografisch interessierte schwedische Touristen indes nicht wirklich erstaunt.

81 Munthe, Estland och Lettland (wie Anm. 16), S. 113-116; Till Estland (wie Anm. 17), S. 5.

82 Johannes Jaanis: Petseri – staden med österländsk prägel [Petschur – die morgenländisch geprägte Stadt], in: Ders. (Hrsg.), Känner Ni Estland? (wie Anm. 25), 2. Aufl., S. 178-190; Skans, Semester i Estland (wie Anm. 37), S. 52-55; 2. Aufl., S. 71-75.

83 Carl Rußwurm: Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Ehstlands und auf Runö. Eine historisch-ethnographische Untersuchung, Tl. I-II, Reval 1855; Faksimile-Ausgabe Hannover 1969.

Es gibt bekanntlich weitere Orte in Estland, die in den 1930er Jahren zu den „interessanten Provinzstädten“ zu rechnen waren – z.B. Pernau (estn. Pärnu), die „Sommerhauptstadt“ Estlands mit dem für Gäste aus dem Westen neu errichteten, schwedisch klingenden Hotel-pensionat „Vasa“. Hierzu zählen auch Arensburg (estn. Kuressaare) auf Ösel, Hapsal (estn. Haapsalu), die „Hauptstadt der Estlandsschweden“, und Narva-Jõesuu, dessen offenbar unangenehmer „deutscher“ Name Hungerburg nicht benutzt wurde.⁸⁴ Allerdings waren alle diese wunderschönen und entzückenden Städte in erster Linie für die zweite Gruppe von Touristen, die der Verfasser des Handbuchs unterschieden hatte, vorgesehen, d.h. für die „Rheumatiker, Gichtbrüchigen und vom Ischias Geplagten“, denn es handelte sich um die „vier Badeorte Estlands“, allesamt Schlammkurorte und Seebäder. Die Beschreibungen der dort angewandten Behandlungsmethoden sind so detailliert, dass man unwillkürlich eher an Medizinstudenten als Leser denkt. Angesichts der Popularität, die Reisen in diese Orte erlangten, darf man indes annehmen, dass eine derartige „Reklame“ durchaus effektiv war. Die Esten unterstrichen, dass die Schlamm-bäder unter der „Leitung von Professoren der Universität des Landes“ standen – die Bevölkerung der ganzen Region am Finnischen Meerbusen sei so gesund, dass 50 Jahre lang keine Epidemie ausgebrochen sei, was im Übrigen auch dazu beigetragen habe, dass die Schulen in der „Perle der Ostsee“ keinen einzigen Tag geschlossen waren.⁸⁵

Mit Schlamm bedeckte Körper – ein Bild, das offenbar ein besseres Leben verheißen sollte – haben sicher ebenso viele Leute nach Hungerburg gelockt wie dessen attraktive Umgebung. Betont wurde zudem, dass Schlamm aus Westestland dorthin verfrachtet wurde. Curt Munthe erwähnte, wie populär Hungerburg bzw. Narva-Jõesuu unter den russischen Aristokraten gewesen war, die dort ihre Sommervillen gebaut hätten, welche immer noch „als Erinnerung an eine Epoche, die den Weg alles Irdischen gegangen ist“, dort zu sehen seien. Eine beinahe identische Formulierung ist schon 1925 bei Hjalmar Cassel („-el.“) zu finden, der sich in den russischen Verhältnissen sehr gut auskannte.⁸⁶ Heutzutage sind die

84 Auch das im Schwedischen eigentlich gebräuchliche „Dorpat“ wurde nicht benutzt; in fast allen Reisehandbüchern hieß es, diese Bezeichnung sei, genau wie „Reval“, „Hapsal“ usw., ein deutscher Name. So konnten sich die Esten zumindest nicht beklagen.

85 Eine der eindringlichsten Beschreibungen der Vorteile einer Schlammbehandlung findet sich bei Pullerits (Hrsg.), Estland (wie Anm. 59), S. 141. Hier wird beschrieben, was Begriffe wie „Eisendisulfid“ und „mit Schwefelhydrogen gesättigtes Wasser“ für die Gesundheit bedeuteten. Vgl. auch Till Estland (wie Anm. 17), S. 19, 30 f., 34 u. 37. In allen Kurorten gab es staatliche „Badeinspektoren“, und überall galten spezielle „Kurtaxen“. Vgl. Pärnu Rederi A.B. (Hrsg.), Till Estland (wie Anm. 74).

86 Diese vier Zitate aus Semester i Estland (wie Anm. 37), S. 56-68; 2. Aufl., S. 76-92; Munthe, Estland och Lettland (wie Anm. 16), S. 105 f.; Svensk turisttidning (wie Anm. 5), 15. Mai 1925, [S. 176]. Cassel hatte 1918 ein Buch über „Schwedens wirtschaftliche Aufgabe in Russland“ und im folgenden Jahr eines über „unsere ost-westliche Transitroute“ geschrieben. Dass „Hungerburg/Narva-Jõesuu“ als ein „Ort für ein wohl situiertes bzw. adliges Publikum“ wirkte, wird auch in Wilhelmi, Badekulturen (wie Anm. 5), S. 162 analysiert. Siehe auch Auvo Kostiaainen: Auringossa – Suomen Rivieralla [In der Sonne – an der finnischen Riviera; Summary: Under the Sun], in: Leila Koivunen, Taina Syrjämaa u.a. (Hrsg.): Turistin tilat. Tilallisuus modernin matkustajan kokemuksena [Touristenräume. Raumerfahrung im modernen Tourismus], Turku 2006, S. 181-194. Hier werden die ähnlichen Verhältnisse an der nördlichen Küste des Finnischen Meerbusens, an der eben erwähnten „finnischen Riviera“, behandelt, wo es auch schwedische Touristen

ersten drei genannten Städte wieder beliebte Touristenziele, während die vierte ihre alte Popularität unter ausländischen Gästen nie hat wiederherstellen können, was das offenkundige Nichtvorhandensein ausländischen Kapitals für den Wiederaufbau des heute russisch geprägten Orts bezeugt. Der Charakter von Narva und Umgebung als Grenzregion hat sich sehr verändert.

Dass die 1938 herausgegebenen Reiseführer wirklich gelesen wurden und den beabsichtigten Effekt hatten, lässt sich beispielsweise anhand der zweiten Ausgabe von *Semester i Estland* erkennen.⁸⁷ Nach der Beschreibung der vier Schlamm-badeorte in der ersten Edition war am Ende des Buchs nur ein ausführliches Literaturverzeichnis beigegeben worden, das alles vom Pionierwerk Rußwurms von 1855 bis zu Munthes *Estland och Lettland* von 1938 umfasste.⁸⁸ Offensichtlich hatte Gunnar Skans aber inzwischen erfahren, dass es mehr Gegenden gab, die einen Besuch wert waren. Denn in der zweiten Auflage tauchte eine Liste der „kleineren Sommerorte“ auf, in denen man einfach, aber „besonders billig“, wohnen konnte, z.B. in Paldiski (das natürlich „auf Deutsch“ – und wieder nicht auf Schwedisch – „Baltischport“ hieß). Von dort war es möglich, Zuflucht in kleineren Orten zu suchen, wo man z.B. in Baltischport „mit der Pferdedschke“ abgeholt werden konnte. Auch in Reval bzw. Tallinn wurde empfohlen, auf diese Art heranzufahren, da die Benutzung von „sightseeing-cars“ als „stilwidrig“ galt. Dazu gab es die Möglichkeit, in sechs anderen Gemeinden in Westestland das Estnische zu genießen, was auch bedeutete, dass man sich recht oft mit den Wirtinnen⁸⁹ „auf Deutsch“ unterhalten konnte; dies war ja zu jener Zeit eine Sprache, mit der man Schweden locken konnte, da Deutsch bei uns noch aktiv gesprochen wurde und in den Schulen die erste Fremdsprache war.⁹⁰ Neben den sprachlichen Besonderheiten vergaß Munthe nicht, die Touristen davor zu warnen, dass in beiden Ländern Rechtsverkehr galt, „was man, wenigstens die ersten Tage, viel zu leicht vergisst“, und wies auf die Zeitverschiebung um eine Stunde hin.⁹¹

Auch entlang der Bahnstrecke Reval-Dorpat-Petschur waren sieben bislang touristisch unbekannte Orte kennen zu lernen. Somit wuchs das touristische Estland in kurzer Zeit sehr schnell, zumal es immer „estnischer“ wurde, denn die früher so unverkennbare Anbindung an die schwedische Vergangenheit wurde nun schwächer. Auch war früher nie die

gab. Heute, nach dem Ende der sowjetischen Annexion, spricht man auf Russisch wieder von der *Severnaja Riv'era*, d.h. von der Riviera des Nordens.

87 Für das Folgende siehe *Semester i Estland* (wie Anm. 37), 2. Aufl., S. 93-98.

88 Hier werden auch wissenschaftliche Werke angeführt, wie beispielsweise Karling, Narva (wie Anm. 47), das glücklicherweise wenige Jahre vor der totalen Zerstörung der Stadt herausgegeben werden konnte.

89 Die Betreuung von ausländischen Touristen in Pensionen oder Privathäusern war keine Männersache, denn in diesen Fällen sprachen die Reiseführer nur von Frauen. Pärnu Rederi A.B. (Hrsg.), *Till Estland* (wie Anm. 74), S. 3.

90 Auch Curt Munthe hob hervor, wie einfach es sowohl in Estland als auch in Lettland sei, sich auf Deutsch zu verständigen. Die beiden Völker hätten eine „natürliche Neigung zu Sprachen“, und „in Estland passiert es dazu recht oft, dass man Leute trifft, die ein recht leidliches Schwedisch sprechen“. Dennoch wurde Ausländern geraten, die estnischen und die lettischen Ortsnamen zu benutzen; Munthe, *Estland och Lettland* (wie Anm. 16), S. 18. Moora, *Esternas historia* (wie Anm. 3), S. 65, hatte nichts hierzu zu sagen, unterstrich aber, dass die Russen während des Weltkriegs verboten hatten, die estnischen Städtenamen sowie die Benennung „Eesti“ zu verwenden.

91 Munthe, *Estland och Lettland* (wie Anm. 16), S. 18.

Möglichkeit angeboten worden, auf alten, jetzt verlassenem Gutshöfen Ferien zu machen, aber nun wurde dies als Alternative beispielsweise im heute sehr zerstörten Tammiku oder in Otepää, der „Winterhauptstadt“ Estlands, vorgeschlagen.

Hapsal, eine Stadt, die man schnell und sehr bequem mit der Eisenbahn erreichen konnte,⁹² war – und ist heute wieder – das Zentrum der Estlandsschweden. Dass die Stadt diese Tradition annimmt, merkt man schon am neuen riesigen Einkaufszentrum *Rannarootsi keskus* (Zentrum der schwedischen Küstenbewohner), das auch noch sicherheitshalber am *Rannarootsi tee* (Küstenbewohnerweg) liegt. Vor allem aber war und ist Hapsal ein Touristenziel. Hjalmar Cassel („-el.“) beschrieb schon 1925 Hapsal als „einen berühmten und sehr goutierten Badeort“. Auch machte man die Schweden darauf aufmerksam, dass das Haus Romanov, besonders die Kaiserin, Hapsal geliebt habe – man denke an den phantastischen und heute so prächtig renovierten kaiserlichen Bahnhof –, genauso wie Petr Il’ič Čajkovskij, der sich dort zu seiner Komposition „Souvenir de Hapsal“ inspirieren ließ.⁹³ Sehr viele Schweden wissen auch, dass Ilon Wikland, die berühmte Illustratorin einiger Bücher von Astrid Lindgren, aus Hapsal stammt, was man ihren herrlichen Häusern anmerkt, deren Vorbilder alle aus dieser Dornröschentadt stammen.

Merkwürdigerweise wurde weder im estnischen *Känner Ni Estland?* noch im schwedischen *Semester i Estland* das schwedische Gymnasium in Hapsal erwähnt, das Anfang der 1930er Jahre mit reichsschwedischer Unterstützung gegründet worden war. Immerhin sah man, wie es Jürgen von Hehn kurz vor der Aufforderung Hitlers, „heim ins Reich“ umzusiedeln, formulierte, „den Anfang der Entstehung einer Schicht von Gebildeten unter den Estlandsschweden“.⁹⁴ Ellen Rydelius erwähnte nur kurz, dass es in dieser Stadt „eine schwedische Oberschule“ (*läroverk*) gab, und dass die Estlandsschweden von einem „eigenen Gymnasium in Tallinn oder Birkas“ träumten⁹⁵ –, tatsächlich aber handelte es sich bei dieser „Oberschule“ um ein richtiges Gymnasium. Sollte man in Hapsal damals zufällig Schwedisch hören, handelte es sich wahrscheinlich um die Mundart der Schüler und Schülerinnen des schwedischen Gymnasiums der Stadt, das auch seine eigene Zeitung hatte.⁹⁶

Zwar wurde dieses schwedische Bildungszentrum kaum erwähnt, doch schreiben sowohl *Känner Ni Estland?* als auch *Semester i Estland* umso mehr von den bäuerlichen schwe-

92 So war es früher; die Verfasser der Handbücher konnten nicht ahnen, dass die Eisenbahnschienen während des Zweiten Weltkriegs zu Geschützen eingeschmolzen werden sollten.

93 Svensk turisttidning (wie Anm. 5), 15. Mai 1925, [S. 176]; Modern viking (wie Anm. 59), S. 11.

94 Hehn, Schwedische Kulturpropaganda (wie Anm. 23), S. 446 f.

95 Rydelius, Finland, Estland och Lettland (wie Anm. 17), S. 180 f.

96 Munthe, Estland och Lettland (wie Anm. 16), S. 120 ff. Die Schulzeitung *Vårbrytning* [Frühlingsbrechen], herausgegeben vom Schwedischen Gymnasium in Haapsalu 1937, ist in der ehemaligen Schwedischen Abteilung der Universitätsbibliothek Uppsala einsehbar. Vermutlich hat sie jemand aus Interesse an den estnisch-schwedischen Beziehungen dorthin geschickt. Unter den Herausgebern lassen sich im späteren schwedischen Exil die bekannten Humanisten Edvin Lagman (1919–2001) und Elmar Nyman (1919–2008) finden. „*Vårbrytning*“ hieß auch das Organ des Jugendklubs der Schwedischen Volkspartei in Helsingfors (finn. Helsinki); die Finnlandsschweden stellten oft das Vorbild für die schwedischen Küstenbewohner in Estland. Siehe Sven Salin: *Finlandssvenskarna som förebilder och stöd för estlandssvenskarna*, in: Ders. (Hrsg.), Hans Pöhl (wie Anm. 71), S. 103–116; Pärnu Rederi A.B. (Hrsg.), *Till Estland* (wie Anm. 74), S. 13.

dischen Siedlungen. Diese wurden dabei reichlich idyllisiert, vielerorts traten Frauen in traditioneller Tracht auf. Zudem wurden Anzeigen veröffentlicht mit Hinweisen zu Orten, wo man sehr billig, aber „anständig“ wohnen konnte. Ormsö (deut. Worms, estn. Vormsi), wo mehr als 2 800 Schweden und nur etwa 200 Esten lebten, wurde als „passender Sommerort“ für diejenigen beschrieben, die „ungezwungen und ländlich leben wollen“. Der Verfasser erlebte die durchaus positiv geschilderte Volkshochschule in Birkas auf Nuckö als „ländlicher“ und „bäuerlicher“ als das verschwiegene Gymnasium in Hapsal, genauso wie es Gideon Danell 1928 beschrieben hatte.⁹⁷ Es gab indes Klagen, die Schule sei normalerweise, wenn die schwedischen Touristen kamen, geschlossen. In seiner Beschreibung von Ormsö wurde Munthe sogar lyrisch: Die ungekünstelten Insulaner kannten keine Autos oder Tanzböden, und ihn kümmerte gar nicht, dass sie weder über elektrisches Licht noch über ein Kino verfügten.⁹⁸



Abb. 4: Vor den Frauen der schwedischen Küstenbewohner sollten die reichsschwedischen Touristen Respekt haben, wenngleich die Lebensgüter ungleich verteilt waren, denn nicht nur die Erziehung der Kinder, sondern auch den Ackerbau sollten die Frauen besorgen, weil ihre Gatten und erwachsenen Söhne zur See gingen. Q: Till Estland med ångarna Estonia – Kalevipoeg – Vasa [Nach Estland mit den Dampfern Estonia – Kalevipoeg – Vasa], Stockholm 1938, S. 12.

97 Gideon Danell: Estlands-svenskarna [Die Estland-Schweden], in: Det nya Estland (wie Anm. 3), S. 169-190, hier S. 184.

98 Die größte schwedische Siedlung war Worms, aber in der Darstellung Rydelius' wurde die Mehrheit „der 8 000 Schweden“ auf Runö platziert, wo nur ungefähr ein Zwanzigstel ansässig war. Rydelius, Finland, Estland och Lettland (wie Anm. 17), S. 175; Munthe, Estland och Lettland (wie Anm. 16), S. 122-130.

In ähnlicher Weise wurden die Estlandschweden übrigens den deutschen Touristen präsentiert. „Das alltägliche Leben der Schweden [...] bietet, was Volkstrachten und Sitten anlangt, ein Bild, das noch vielfach an das Leben in Schweden vor 2-3 Jahrhunderten erinnert“, hieß es in *Estland. 20 Jahre Selbständigkeit*.⁹⁹ Zudem wurde unterstrichen, dass die schwedischen Bauern und Fischer nie eine politische und kulturelle Rolle „im Leben des Landes“ gespielt hätten, obwohl diese Gruppe „in mancher Hinsicht eine geradezu privilegierte Stellung“ einnehme, da sie lange Zeit das Recht hatten, Lehrer und Geistliche aus Schweden anzufordern.¹⁰⁰ Ellen Rydelius fügte hinzu, dass man nach der Überfahrt mit der Fähre „auf einem Heusack in einer alten Karre zum Kirchdorf Hullo eine halbe [schwedische] Meile [5 km; T.J.] weit fahren konnte“. Munthe und die estnischen Autoren machten den potentiellen Touristen darauf aufmerksam, dass die Frauen auf den Inseln Ackerbau betrieben, weil sich ihre Gatten und Söhne auf See befanden, und es wurde hervorgehoben, dass die Leute dort „trotz der fast zweihundertjährigen Russifizierungsperiode“ ihre nationale Identität beibehalten hatten¹⁰¹ – was natürlich eine stark übertriebene Darstellung der Folgen der russischen Anwesenheit auf der Insel war.

Praktische Hinweise für ostwärts segelnde moderne Wikinger

Die beiden Auflagen des in Estland herausgegebenen Handbuchs waren in Bezug auf Fakten sehr ausführlich, aber praktische Tipps gab es nur in beschränktem Umfang. Wie kommt man am besten nach Estland, wo sollte man wohnen, wie lange sollte man bleiben, was sollte man essen, wie viel dürfte das alles kosten, kann man das Auto mitbringen? In den estnischen Büchern gab es viele Anzeigen – z.B. für die Villa Helle in Narva-Jõesuu, ein offensichtlich phantastisches Haus, das aus mehr Fenstern als Wänden zu bestehen schien, wo man, was indes in der nächsten Auflage verschwiegen wurde, sehr gut russisch essen konnte. Pernau warb mit den folgenden Informationen: „Warum leiden Sie? Baden Sie im Schlammbad!“ und „Rheumatismus, Gicht, Ischias, Frauenkrankheiten, Neuralgie u.a. Krankheiten werden seit einhundert Jahren erfolgreich im Schlamm- und Seebadeort Pärnu behandelt“.¹⁰²

99 Pullerits, *Estland* (wie Anm. 59), S. 128. Vgl. ders. (Hrsg.): *Estonia. Population, Cultural and Economic Life*, Tallinn 1937, S. 17. Hier heißt es aber auch, „their educational standard is almost as high as that of the Estonian population“ – sie verfügten ja auch über ihr eigenes Gymnasium in Hapsal. Die Analphabeten machten 3,2% der Bevölkerung Estlands aus und waren vor allem „in den Grenzgebieten gegen Russland zu suchen“. Siehe auch Laaman, *Självständighetstiden* (wie Anm. 10), S. 90.

100 Hehn, *Schwedische Kulturpropaganda* (wie Anm. 23), S. 446.

101 Rydelius, *Finland, Estland och Lettland* (wie Anm. 17), S. 180; Skans (Hrsg.), *Semester i Estland* (wie Anm. 37), S. 89 ff.; Munthe, *Estland och Lettland* (wie Anm. 16), S. 125 f.; Hehn, *Schwedische Kulturpropaganda* (wie Anm. 23), S. 446 f.; Pärnu Rederi A.B. (Hrsg.), *Till Estland* (wie Anm. 74), S. 35.

102 Jaanis (Hrsg.), *Känner Ni Estland?* (wie Anm. 25), S. 147 ff.; 2. Aufl., S. 219. 1939 wurde die Villa Helle zwar nicht mehr aufgrund ihrer russischen Küche, aber für ihr elektrisches Licht angepriesen.



Abb. 5: Im Hotel „Vasa“ – so benannt nach der ersten schwedischen Dynastie in Estland –, wo die estnischen und schwedischen Fahnen nebeneinander wehten, konnte man eleganter als bei den schwedischen Insulanern leben und wohnen. Hier hatte jedes Zimmer fließend warmes und kaltes Wasser und praktisch alle Gäste hatten einen eigenen Balkon, dazu erstklassige Küche, täglich vier Mahlzeiten, Bad, Zentralheizung, eigene Tennisplätze und – nicht zuletzt – brauchte man hier kein Trinkgeld zu zahlen. Q: *Modern viking far österut ... till Estland* [Der moderne Wikinger auf Ostroute ... nach Estland], Stockholm 1939, S. 15.

Als wichtige Reiseinformation war Derartiges kaum zu betrachten. Gunnar Skans, selbst Schwede, wusste viel eindringlicher von den praktischen Dingen zu berichten.¹⁰³ 1938 erhielt der Leser die erfreuliche Auskunft, dass man bei einem Aufenthalt in Estland von mehr als sieben Tagen zwischen dem 1. Mai und dem 15. September kein Visum benötige. Im folgenden Jahr war auch von diesen sieben Tagen keine Rede mehr¹⁰⁴ – und danach war Estland als Ziel für Touristen aus dem Westen bekanntlich für lange, lange Zeit verschlossen.

Man konnte in Estland billig leben – zwei Wochen kosteten mit Bootsreisen, Übernachtungen und Essen weniger als 100 schwedische Kronen, was etwa 900 Euro entspricht. Dafür erhielt man auf der Überfahrt hin und zurück aber nur einen Platz auf dem Schiffsdeck. Die Möglichkeit, nach Estland und Lettland zu fliegen, erwähnt nur Munthe. Eine einfache Karte zwischen Stockholm und Reval über die finnische Hauptstadt kostete 100 schwedische Kronen, was für den Durchschnittstouristen sehr teuer war.¹⁰⁵ Eine Reise mit der Bahn nach Hapsal, wohin ja sehr viele Reisende fuhren, gerade auch diejenigen, die die Schwedensiedlungen auf Nuckö und Worms besuchen wollten, kostete in der dritten Klasse 2 Kronen und 35 Cent, was etwas mehr als die entsprechende Summe in schwedischen Kronen war. Wenn man aber länger als eine Woche im Lande blieb, erhielt man sogar 50% Nachlass auf den Preis.

103 Das Folgende beruht auf Skans (Hrsg.), *Semester i Estland* (wie Anm. 37), S. 5-27, 2. Aufl., S. 7-34.

104 Sicher verwirrte es viele Touristen, wenn sie bei Munthe, *Estland och Lettland* (wie Anm. 16), S. 16, noch vom Visumzwang lasen.

105 Ebenda, S. 17.

Ob schwedische Touristen im damaligen Estland häufig selbst kochten, ist nicht bekannt, aber Skans verzeichnete minutiös die Marktpreise in der Hauptstadt: ein Liter „kontrollierter Milch“ kostete weniger als 20 Cent, Kalbsbraten zwischen 40 Cent und 1 Krone – also war die Milch doch verhältnismäßig teuer? Man fragt sich weiter, wie viele Gurken Touristen eigentlich essen, aber 200 Stück kosteten nicht mehr als 25 schwedische Öre, und für 60 Öre bekam man ein Kilo Hecht.¹⁰⁶ Dazu wurde eine Flasche „A. Le Coq“ empfohlen: das Bier des „Feinschmeckers“, wie es hieß, das nach dem Fall der Sowjetunion wieder in der so speziellen, achteckigen Bouteille zu erhalten ist. („Achten Sie darauf, dass Sie eine Flasche mit diesem originellen Aussehen bekommen!“, ermunterte Munthe die Reisenden.)¹⁰⁷ Neben dem Bier schwärmte Munthe davon, sich dazu „eine kleine Karaffe estnischen Wodkas“ zu gönnen, der „schwächer, aber merkbar besser als der schwedische Schnaps“ sei. Er war deutlich weniger asketisch als Skans und schrieb z.B. über „die berühmten Nightclubs Tallinns“: „Dorthin können Sie sich schon heute Abend um elf oder zwölf begeben [...] und Sie können ruhig sowohl Ihre Frau als auch Ihre erwachsenen Töchter mitbringen“. Nachts in der Hauptstadt herumzuwandern, sei „oft romantisch, nie gefährlich“. Zudem heißt es, Zigarettenraucher machten in Tallinn „lauter angenehme Erfahrungen“; besonders gut seien die estnischen Papirossy – dagegen treffe man kaum einen „Eingeborenen“ (*inföding*) mit Zigarre oder Pfeife an.¹⁰⁸

Auch in Pernau konnte man sich amüsieren, denn tagsüber spielte am Badestrand zum Vergnügen der Gäste ein Symphonieorchester: „Um zwölf Uhr abends“, hieß es in einer Anekdote bei Eric von Gegerfelt, sei „eine nette, aber ziemlich fettleibige Französin“ in den Speisesaal gekommen, die „zu tanzen und zu singen begann“. Rasch habe sie sich einem Herrn genähert, den sie zum Tanz aufforderte, „woraufhin sie zu tanzen anfangen. Sie wollte, dass er mit ihr singen sollte, und zum Entzücken aller Gäste brummte er dann ein bisschen“.¹⁰⁹

In den 1930er Jahren besaßen nicht viele Menschen ein eigenes Auto. Einen Pkw nach Reval oder Pernau mitzubringen, war eine recht teure Angelegenheit, die zwischen 40 und 50 Kronen kostete, weshalb Skans darauf hinwies, es sei viel bequemer, das Land mit

106 Gegerfelt (Hrsg.), Semesterfärden (wie Anm. 13), S. 195 f. Als im Herbst 1982 das Dorpater Universitätsjubiläum am Baltischen Institut in Stockholm gefeiert wurde, erinnerte sich der oben erwähnte Per Wieselgren in seiner Rede, dass am Ende seines Aufenthaltes im Lande ein Kilo Kalbsbraten 80 Cent kostete.

107 So eine der ersten Anzeigen in Skans (Hrsg.), Semester i Estland (wie Anm. 37), 2. Aufl. Im Text (S. 23) erklärt Skans, dass die Flasche eigentlich altrussischen Ursprungs sei und „einem nach oben und nach unten gestellten Schnapsglas“ ähnele. Außerdem habe sie „nicht weniger als einen halben Liter“ enthalten – damals gab es in Schweden nur Flaschen von 33 Zentilitern. Vgl. auch Kalervo Hovi: Tanssiparketilla – yöelämä Tallinnassa [Auf dem Tanzboden – Nachtleben in Tallinn; Summary: On the Dance Floor], in: Koivunen, Syrjämaa u.a. (Hrsg.), Turistin tilat (wie Anm. 86), S. 195-208, wo man auch lernt, dass der estnische Oberbefehlshaber Laidoner am 8. April 1920 „Paartanz“ zuließ, was für den zukünftigen, einträglichen Tourismus ebenso natürlich wie wichtig war.

108 Munthe, Estland och Lettland (wie Anm. 16), S. 34 ff. u. 41.

109 Modern viking (wie Anm. 59), S. 10; Gegerfelt (Hrsg.), Semesterfärden (wie Anm. 13), S. 196. Früher war es komplizierter, als Männer und Frauen getrennt baden mussten. In Pernau „wurde der Strand für die Geschlechter aufgeteilt“, und „in den lokalen Badeordnungen wurde festgelegt, wie eine Familie definiert wurde und wem als Familie Zutritt zum Strand zu gewähren war“. Siehe Wilhelmi, Badekulturen (wie Anm. 5), hier insbesondere S. 152 ff.

dem Fahrrad zu durchreisen. Sehenswürdigkeiten gab es ja überall, und in den Augen des schwedischen Reiseführerautors waren die Abstände zwischen den Orten „verhältnismäßig kurz“. Wenn man auf dem platten Lande das Fahrrad benutzte, konnte man sich leicht selbst versorgen und auf den Bauernhöfen Butter, Milch und Eier einkaufen – Skans schrieb, dass „die Rede von den in Estland billigen Preisen kein Mythos“ sei. Es ist mir unbekannt, wann der Ausdruck „Valutaschwein“ geprägt wurde, aber ich habe ältere Leute gehört, die sich selbst manchmal als solche im zwischenkriegszeitlichen Baltikum erlebt haben.

Radfahrerinnen und Radfahrer durften in den 1930er Jahren nicht so herumfahren, wie sie wollten. Für Männer galt der Golfanzug als schicklich, am liebsten aus dem „dauerhaften und schön bemusterten Stofffabrikat der Schonischen Wollefabrik hergestellt“. Empfohlen wurden von Eric von Gegerfelt Schuhe aus der Fabrik Oskaria (oder der Velva in Helsingborg), dazu passten ein „sommerlustiger Pullover“ und ein Leinenanzug, für den man „vier Hemden mit dazu gehörenden Krägen“ und ein paar knitterfreie Schlipse benötigte. Die Rad fahrende Frau sollte in ein Promenadekostüm gekleidet sein, möglichst gesprenkelt oder viereckig gemustert, denn dann seien „Staub und Flecken“ nicht sichtbar. Denn Wasserlachen bargen die Gefahr von Spritzern, schließlich gab es auch noch nicht so viele asphaltierte Straßen wie heute. Allerdings konnten die estnischen Naturreichtümer dazu benutzt werden, was man in den Aufsätzen zum Ölschiefer mit einem gewissen Stolz erwähnte. Für die Abendgarderobe benötigte die Rad fahrende Schwedin zwei Tanzkleider und zwei Paar Schuhe, die aus denselben Fabriken stammen sollten wie die des Ehemanns. Für beide Geschlechter galt abschließend, dass man Badeanzüge mitbringen sollte.¹¹⁰

Wie sollte man sich aber mit der bäuerlichen Bevölkerung und anderen Einwohnern unterhalten, um etwas bestellen und einkaufen zu können? Gunnar Skans stellte seinen Lesern einen „estnischen Essenssprachführer“ [*Estnisk matparlör*] zur Verfügung, der für die Schweden mit einer Reihe von Besonderheiten aufwartete. Zum Frühstück konnten sie vielleicht *herkulo* oder *riisi puder piimaga* wählen, d.h. Hafer- oder Reisgrütze mit Milch. Wie viele von ihnen wussten hingegen im Voraus, woraus die verschiedenen Typen von „Soljanka“ bestanden, und kannten *rassolnik neerudega* [Fleischsuppe mit Nieren]? Um auf der sicheren Seite zu sein, bestellten viele Schweden wahrscheinlich *viini šnitsel*, während ihren deutschen Reisegenossen sicher *tüüringi vorst* ein Begriff war. Zum Nachtisch konnten sie u.a. zwischen *hapupiim* [Sauermilch⁹] und *jäätis* [Eis] wählen.¹¹¹

Wie gesehen, wurde die russische Küche der Villa Helle an der „nordischen Riviera“ nach einem kurzen Gastspiel aus den estnischen Handbüchern verbannt, doch lebte sie in den kulinarischen Ausführungen bei Skans weiter. Die estnische Kochkunst stehe ja auf einer hohen Ebene: „Eesti ist für denjenigen, der die Gaben des Tisches zu genießen versteht, ein Land Gosen“ – die fruchtbare ägyptische Provinz, in der die Stämme Israelis vor der Ausweisung wohnten –, schon weil es so viele kulinarische Impulse aus Russland empfangen habe: „und eine bessere Schule kann man sich nicht denken, denn die Russen sind immer auf kulinarischem Gebiet Meister gewesen“. Vor allem betonte er in diesem Zusammenhang die saure Sahne und das Fehlen des Zuckers.¹¹²

110 Gegerfelt (Hrsg.), Semesterfärden (wie Anm. 13), S. 14 ff.

111 Semester i Estland (wie Anm. 37), S. 17-20; 2. Aufl., S. 23-29.

112 Ebenda, S. 16; 2. Aufl., S. 22.

Die estnische Sprache war ein Kapitel für sich, dem Skans offensichtlich ein besonderes Interesse entgegenbrachte.¹¹³ Er erklärte seinen schwedischen Lesern, dass *voorimees* eigentlich ein deutsches Wort sei (Fuhrmann, schwed. *droskkusk*)¹¹⁴ und *söiduplaan* auf Deutsch wortgetreu „Fahrplan“ bedeute. In den 1930er Jahren beherrschten viele Schweden, wie bereits angedeutet, noch Deutsch. Man fragt sich jedoch, wie oft die Touristen solche Wörter wie *linnaalitsus* [Stadtverwaltung] und *linnapea* [Bürgermeister] gebrauchen sollten, aber Skans machte es offenbar Freude, seine Leser darüber aufklären zu können, dass Letzteres eigentlich „Stadthaupt“ bedeutet.

Didaktisch wurde Skans auch bezüglich des Namens des Landes: *Eesti Vabariik*, den er auf Schwedisch mit „Estniska republiken, fristaten“ wiedergab. Er erläuterte, dass *Vabariik* eigentlich „Freistaat“ bedeutet, und fügte hinzu: „vaba = fri, riik = rike“. Bei der Bauernbevölkerung, bei der man Lebensmittel billig einkaufen sollte, konnte man sich folgendermaßen erklären: „Mina olen turist Rootsist, ja kas mina saaks osta piima, kaks muna, vöid ja leiba?“ [„Ich bin Tourist aus Schweden, und ich möchte Milch, zwei Eier, Butter und Brot kaufen“]. Ende Juli wiederum war auf dem platten Lande sicher diese Frage berechtigt: „Kas Teil on mustikaid müügil?“ [„Haben Sie Heidelbeeren zum Verkauf?“] Das oben erwähnte Fahrrad belustigte Skans’ Ohren offenbar, was er dem Leser nicht vorenthielt: *jalgratas*, d.h. „Fußrad“ – ein Wort, das man mit *jalgpall*, d.h. „Fußball“ vergleichen sollte. Eine Formulierung, die man ohne weiteres in jedem Reiseführer erwarten konnte, kam erst ganz am Ende der Liste: „Kas on hea ujumise koht?“ [„Gibt es eine gute Badestelle?“] – hier brauchte man dann auch die Badeanzüge, die für Gegerfelt zum unerlässlichen Gepäck zählten.¹¹⁵

Schlussbemerkungen

In den Reiseführern, die für diesen Aufsatz herangezogen wurden, können gewisse Muster festgestellt werden, die sich bei der Konstruktion eines Interesses an Estland recht deutlich hervorheben. Esten und Schweden waren in den Augen der Verfasser, egal ob sie nun Esten oder Schweden waren – dies gilt aber nicht für die Deutschbalten –, nahe verwandt: natur- und humangeografisch, ethnisch, (kultur)historisch und wirtschaftlich. Die Esten suchten seit langem notwendige und enge Freunde, die im frühen 20. Jahrhundert nicht überall zu finden waren – genauso wie nach dem Fall der Sowjetunion.¹¹⁶ Die Kontakte mit dem post-zarischen Russland waren selbstverständlich recht gezwungen, was sich auch im generellen

113 Ebenda, S. 12-15; 2. Aufl., S. 18-21.

114 Munthe empfahl, ohne eine „Berserkermiene“ aufzusetzen, dem Fuhrmann einige *sent*-Stücke extra zu geben, damit der Mann „ein extra Glas Wodka“ und „die armen Gäule ein extra Heubüschel“ bekämen. Munthe, Estland och Lettland (wie Anm. 16), S. 36.

115 Skans, Semester i Estland (wie Anm. 37), S. 16-27; 2. Aufl., S. 21-34.

116 1989, als deutlich wurde, dass die Sowjetunion vor ihrem Ende stand, wurden im estnischen Widerstand kleine Fahnenkombinationen hergestellt und verkauft, die man am Anzug tragen konnte. Sie bestanden aus der estnischen und den zwei anderen baltischen Fahnen – die „baltische Assemblée“ – oder aus den estnisch-finnischen bzw. estnisch-schwedischen Farben. So sah damals die internationale Umgebung aus, in der sich die Esten – auch nach 1991 – zu Hause fühlten.

anti-russischen Ton der Reisehandbücher widerspiegelt. Aber dies galt genauso für die Kontakte mit Deutschland, besonders da das offizielle Deutschland sich in die Auflösung des Zarenstaates eingemischt hatte, weshalb viele Deutschbalten Morgenluft gewittert hatten.

Aber wohin sollte man sich wenden, wenn akademische Historiker die Bedeutung der Kontakte mit Schweden im 20. Jahrhundert, aber vor allem mit einem Jahrhunderte alten Schweden mit allen seinen verschiedenartig eingefügten Provinzen, in allen möglichen Zusammenhängen priesen und hervorhoben?¹¹⁷ In den Quellen war kaum einmal etwas über den eingangs erwähnten, sich national abgrenzenden Tourismus zu finden – wie wären solche Strömungen auch in einer Symbiose möglich gewesen? In diesem Fall sollte man von einem zweiseitigen Internationalismus, von einem „Estnisch-Schwedentum“ sprechen, da es sich die ganze Zeit um eine estnisch-schwedische Verbrüderung aller Art gehandelt hat, die vor allem klar antirussisch war. Etwas zugespitzt könnte man von einem recht national-aggressiven Tourismus sprechen.

Die so auffallende Marginalisierung alles Russischen und Deutschen war mit einer sehr ambitionierten Akademisierung des Tourismus in einem Land verbunden, das früher einmal ein Teil des schwedischen Herrschaftsbereichs gewesen war. Die Geschichte wurde lebendig gemacht, indem man so oft wie möglich die Wurzeln von Ereignissen des 19. und des 20. Jahrhunderts in der weit zurückliegenden Vergangenheit suchte – eine Perspektive, die wohl mit der „königlichen Festschrift“ im Jahr 1929 eingesetzt hatte. In dieser Sicht nahm die Volksbildung ihren Anfang mit den Kirchengesetzen des 17. Jahrhunderts, die höhere Bildung selbstverständlich mit der Gründung der Dorpater Universität während des Dreißigjährigen Krieges, und die Agrarreformen nach dem Ersten Weltkrieg hatten ihre Vorläufer in der großen Güterreduktion Karls XI.; der Beispiele sind Legion.

Die schwedischen Touristen sollten sich im Lande (maßvoll!) amüsieren – das Tanzbein sollte man nach Ansicht eines der schwedischen Verfasser nicht zu oft schwingen. Es war also auch für die „Rheumatiker, Gichtbrüchigen und vom Ischias Geplagten“ Kulturtourismus: Überall war etwas zu entdecken und zu erforschen – am liebsten auf dem *jalgratas*, dem „Fußrad“. Und man sollte stets etwas lernen. Die alte Wahrheit „Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen“ könnte somit als Devise über dem schwedischen Tourismus in „unserem“ ersten, sehr kulturell geprägten „Mallorca“ stehen.

Und jetzt, da es fast schon zu spät ist, müsste man all diejenigen aufspüren, die sich immer noch daran erinnern können, wie es eigentlich war, zwischen den Kriegen, vor mehr als 70 Jahren in Estland Tourist zu sein. Wer – seien es Schweden, Estlandschweden oder Esten – kann sich heute noch daran erinnern, wovon Esten und Schweden träumten, was sie voneinander lernten usw...?¹¹⁸

117 Für eine Diskussion der Natur des schwedischen Staats vom 16. bis zum 19. Jahrhundert siehe Torbjörn Eng: *Det svenska väldet. Ett konglomerat av uttrycksformer och begrepp från Vasa till Bernadotte* [Schwedische Herrschaftsformen. Ein Konglomerat von Ausdrucksformen und Konzepten von Vasa zu Bernadotte; Summary: Swedish Forms of Dominion. A Conglomerate of Expressions and Concepts from Vasa to Bernadotte], Uppsala 2001.

118 Im August 1982 waren meine Frau und ich einige Stunden in Pernau, wo sich ältere Leute noch sehr gut an den schwedischen Tourismus der Zwischenkriegszeit erinnerten: „Ah, sind Sie Schweden! Sie sind bei uns immer willkommen! Skåll, Terviseks!, Zum Wohl!“.



Abb. 6: Vielleicht könnte dieses Mädchen heute noch etwas von den herrlichen Badestränden von 1939 erzählen, wenn wir ihren Namen und ihre Adresse kennen würden.
Q: Modern viking far österut ... till Estland [Der moderne Wikinger auf Ostroute ... nach Estland], Stockholm 1939, S. 10.

Summary

From the late 1920s, the Swedes discovered that neighbouring Estonia was an exotic, but at the same time a familiar country to explore. The Estonians also did their best to make the Swedes come to the country that had belonged to Sweden for 150 years (1561–1710), and where prices were among the lowest in Europe. At the end of the 1930s, almost 10 000 Swedes visited the country on the other side of the Baltic sea every year. Many of the most well-known academics from the university the Swedes had founded in Dorpat/Tartu in 1632, like prominent politicians of the young republic, were engaged in presenting the country in different kinds of handbooks. In 1929 a unifying festschrift was published when King Gustav V of Sweden visited the country. The common Estonian-Swedish history became very central to efforts at concealing Baltic-German influences and at depicting the Russian period in dark colours. Both Swedish and Estonian contributors could also benefit from the “coastal Swedes“ (sw. *kustbor*, est. *rannarootslased*, ger. *Küstenbewohner*) who had inhabited the country for at least 700 years. Guidebooks for visitors, both Estonian and Swedish editions, aimed to a great extent at cultural tourism, and they contributed to the inclusion of Estonia in the Nordic sphere, *Norden* – until such ambitions were effectively stopped for half a century in 1939/40. Now the Swedes are back again, both as investors and tourists; the latter in figures twenty times higher than in the 1930s.

Von der Strandburg zur Bettenburg. Zur Visual History des bundesdeutschen Ostsee-Tourismus

von Cord Pagenstecher

Einleitung



Abb. 1: „Bunten Strandtrubel erleben.“ Farbbild aus dem Prospekt des Ostseebads Hohwacht, 1974 (HAT)

„Bunten Strandtrubel erleben.“ So warb das holsteinische Ostseebad Hohwacht 1974 in seinem Werbeprospekt: „Nette Menschen kennenlernen. Einpendeln zwischen Faulsein und vergnüglicher Tätigkeit: Spaziergehen. Oder reiten. Oder angeln. Oder segeln. Oder Boot fahren. Abends tanzen. Gemütlich beisammensitzen. Immer etwas los in Hohwacht für jeden, der es versteht, Urlaub zu machen. Hohwacht-Urlaub.“¹ Illustriert wurde dieses fröhliche Urlaubserlebnis mit einem großen farbigen Panoramabild des Strands, gefüllt mit zahlreichen Strandkörben – einem typischen Bild aus der Tourismuswerbung der Ostseebäder.

25 Jahre zuvor hatte der gleiche Ort ganz andere Qualitäten hervorgehoben. Im ersten Nachkriegsprospekt von 1949 warb das „kleine idyllische Fischerdorf“ zwischen Kiel und Fehmarn mit einem Blick vom begrünten Hochufer auf den menschenleeren Strand: „Abgeschlossen von dem Getriebe großer Städte, ohne Fabriken, ohne Industrie ist Hohwacht

1 Hohwacht/Ostsee, immer noch ein bißchen Fischerdorf, 1974, Historisches Archiv zum Tourismus, Berlin (HAT), D 061/01/32//A-Z u. 00/-45, 45-80 u. 81-.

mit seinem stundenweiten Naturstrand der rechte Erholungsplatz für alle Abgearbeiteten, Nervösen und Erholungsbedürftigen.“²

Vom „stundenweiten Naturstrand“ 1949 zum „bunten Strandtrubel“ 1974 – der Strand als Hauptattraktion des Ostseebads hatte in der Bäderwerbung einen völlig anderen Charakter bekommen. Offenbar hatten sich im Verlauf der Nachkriegs-Jahrzehnte die Erwartungen und Wahrnehmungsmuster potenzieller Ostsee-Reisender als Adressaten dieser Prospekte geändert.

Wie kam es zu diesem Wandel im touristischen Blick auf die Ostsee? Welche Leitbilder bestimmten die (Selbst-)Darstellung und (Fremd-)Wahrnehmung der Ostseebäder und wie änderten sich diese Blickmuster im Verlauf der Durchsetzung des Massentourismus nach dem Zweiten Weltkrieg?

Ausgehend von grundsätzlichen Überlegungen zu den Konstruktionsmustern des touristischen Blicks, wird in diesem Beitrag das Beispiel des westdeutschen Nachkriegstourismus untersucht. Nach einem kurzen historischen Abriss werden exemplarisch einige Bilder der Tourismuswerbung für schleswig-holsteinische Ostsee-Bäder nach 1945 interpretiert.

Der touristische Blick

Der touristische Blick ist konstitutiv für den Tourismus seit dessen Entstehung. Die seit der Aufklärung zunehmende Privilegierung des Auges als vermeintlich präzisestem Sinnesorgan ließ bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nicht nur die beobachtenden Wissenschaften, sondern auch den Tourismus und die Fotografie entstehen: Fast gleichzeitig veranstaltete Thomas Cook die erste Pauschalreise (1841), brachte Karl Baedeker seinen ersten eigenen Reiseführer heraus (1842) und erfanden Daguerre (1839) und Talbot (1841) die Fotografie.³

Schon vor der Technik entwickelte sich eine neue Wahrnehmung: Orte und Gebäude wurden dadurch zu touristischen „Sehens-Würdigkeiten“, dass sie nicht mehr benutzt, sondern betrachtet wurden; im Englischen wurde aus dem „Site“ ein „Sight“. Die romantischen englischen Landschaftsgärten „verbesserten“ die Natur zur pittoresken Landschaft; die Alpen wurden vom Verkehrshindernis zum Anziehungspunkt. An der Ostsee prägten Maler wie Caspar David Friedrich und Schriftsteller wie Ludwig Gotthard Kosegarten eine neue Naturwahrnehmung.⁴ Die Fischer nutzten das Meer, bauten die Häuser aber meerabgewandt an Bodden und Förden; erst in den Touristenhotels auf der Strandseite wurden die Fenster zum Meer ausgerichtet.

2 Erholen Sie sich an der schönen Ostsee in Hohwacht, dem kräftigen und heilungsbringenden Badeplatz, 1949, HAT, D 061/01/32//A-Z u. 00/-45, 45-80 u. 81-.

3 Als Überblick: Rüdiger Hachtmann: *Tourismus-Geschichte (Grundkurs Neuere Geschichte)*, Göttingen 2007; Christoph Hennig: *Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur*, Frankfurt 1997; Orvar Löfgren: *On Holiday. A History of Vacationing*, Berkeley 1999; Hasso Spode: *Wie die Deutschen „Reiseweltmeister“ wurden*, Erfurt 2003; John Urry: *The Tourist Gaze. Leisure and Travel in Contemporary Societies*, London 1990.

4 Hans-Christian Bresgott: *Von Rügen nach Usedom. Landschaftsbilder und ihre Funktion bei der Etablierung der Ostseebäder*, in: Olga Kurilo (Hrsg.): *Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2009, S. 81-104.

Der Begriff „touristischer Blick“ wurde durch den englischen Soziologen John Urry eingeführt, mit dem die visuelle Wahrnehmung in das Zentrum der touristischen Aktivität gestellt wurde, denn Touristen suchten wie Semiotiker nach Sehenswürdigkeiten als Symbole der Fremde: „The gaze is constructed through signs, and tourism involves the collection of signs.“⁵ Zwar umfasst der Tourismus erheblich mehr als das bloße Sightseeing; viele Reisenden suchten nicht optische Genüsse, sondern das körperliche Erleben der Meereswellen oder des Menschengewühls bei einem „Event“.⁶ Gerade beim Ostseetourismus spielt das Besichtigen von Sehenswürdigkeiten oder fremden Kulturen nur eine untergeordnete Rolle.

Aber auch Strandurlauber konsumieren Symbole – ob Sonnenuntergang, Bernstein oder sonnengebräunte Haut.⁷ Urry versteht den „tourist gaze“ – angelehnt an Foucaults Analyse des „klinischen Blicks“ – in einem umfassenderen Sinn als eine Art Leitbild, an dem sich Reiserouten und Verhaltensrituale orientieren.⁸ Er betont, dass der touristische Blick nicht universal wirke, sondern von historisch, gesellschaftlich und kulturell vorgeprägten touristischen Wahrnehmungsmustern beeinflusst sei.

Besonders wirksam ist der Blick vor und nach dem Urlaub; „the visual is centrally important in the construction of touristic memories“.⁹ Zwar mögen der Geschmack eines Fischbrötchens oder der Lärm der Baustelle neben dem Hotel zu den nachhaltigsten Urlaubseindrücken zählen. Aber auch nicht-visuelle Urlaubsreize werden mit Hilfe von Bildern kommuniziert. Die individuelle Reiseerzählung ist geprägt von Ansichtskarten, Fotoalben, Diabenden oder auf Webportalen wie Flickr hochgeladenen Bilddateien. Mehr als zwei Drittel der deutschen Reisenden fotografieren oder filmen auf Reisen; kaum jemand dagegen macht Tonaufzeichnungen. Besonders dominiert das Visuelle schließlich in der Werbung, auch und gerade in Multimedia-Zeiten; die „Beduftung des Reiseprospektes“ konnte sich dagegen trotz vereinzelt gestiegener Buchungszahlen noch nicht durchsetzen.¹⁰

So bietet sich der Blick als der einzige materiell dokumentierte Wahrnehmungssinn nicht zuletzt aufgrund der Quellenlage zur bevorzugten Erforschung an. Eine alle Sinne umfassende *Sensual History* wäre reizvoll, stünde jedoch vor erheblichen Quellenproblemen, denn Geruchsarchive wurden bislang nur von der Stasi angelegt.

5 Urry, *Tourist Gaze* (wie Anm. 3), S. 3; vgl. J. Culler: *Semiotics of tourism*, in: *American Journal of Semiotics* 1 (1981), S. 127-140.

6 Kritik an Urry bei Hennig, *Reiselust* (wie Anm. 3), S. 39 f. und Löfgren, *On Holiday* (wie Anm. 3), S. 9.

7 Vgl. Ueli Gyr: *Touristenverhalten und Symbolstrukturen. Zur Typik des organisierten Erlebniskonsums*, in: Burkhard Pöttler, Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Hrsg.): *Tourismus und Regionalkultur. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1992 in Salzburg*, Wien 1994, S. 41-56.

8 Urrys vage Foucault-Adaption wird vertieft in der 2. Auflage 2001 und in Carol Crawshaw, John Urry: *Tourism and the Photographic Eye*, in: Chris Rojek, John Urry (Hrsg.): *Touring cultures. Transformations of Travel and Theory*, London 1997, S. 176-195. Kritik bei Hasso Spode: *Der Blick des Post-Touristen. Torheiten und Trugschlüsse in der Tourismusforschung*, in: Ders., Irene Ziehe (Hrsg.): *Gebuchte Gefühle. Tourismus zwischen Verortung und Entgrenzung*, München 2005, S. 135-161.

9 Crawshaw, Urry, *Tourism* (wie Anm. 8), S. 177.

10 Ferdinand Storp: *Cyberspace, Virtual Reality und der Geruch der Zukunft. Düfte als Erlebnis*, in: Alexander Keul u.a. (Hrsg.): *Gesund durch Erleben? Beiträge zur Erforschung der Tourismusgesellschaft*, München 2000, S. 139-145, hier S. 143.

Die Konstruktion des touristischen Blicks

Der „Blick“-Ansatz kann und will keine umfassende Erklärung touristischen Verhaltens beanspruchen. Er bietet aber ein Bindeglied zwischen Struktur- und Erfahrungsgeschichte: Tourismus ist visueller Symbolkonsum und damit ein gleichermaßen kulturelles wie ökonomisches Phänomen. Neben Milieu und Biografie der Reisenden beeinflusst vor allem die Tourismusindustrie die Wahrnehmungsmuster.

Die Konstruktion des touristischen Blicks ist allerdings ein komplexer, empirisch noch wenig erforschter Vorgang, der sich nicht auf den Begriff „Manipulation“ reduzieren lässt, denn die Tourismusindustrie ist in sich heterogen. Die verschiedenen Akteure der Tourismusbranche – lokale Kurdirektoren und Agenturen für Stadtmarketing, Pauschalreiseveranstalter und Reisejournalisten – haben jeweils unterschiedliche Selbst- und Fremdbilder, die ihre Repräsentation von Reisearten und -zielen beeinflussen. Je nach historischer Situation können allerdings bestimmte Wahrnehmungsmuster eine Hegemonie innerhalb der Branche gewinnen und damit zum dominierenden touristischen Blick werden. So brachte die Professionalisierung des deutschen Reisemarketings in den 1970er Jahren eine einheitlichere und stringendere Blicklenkung mit sich.¹¹

Auch ist die Wirkung der Tourismuswerbung – wie der Werbung überhaupt – begrenzt. Wie Befragungen in der Bundesrepublik zeigen, richtete sich die Wahl des Reiseziels in den 1960er und 1970er Jahren vor allem nach Empfehlungen von Verwandten oder Bekannten sowie nach der eigenen Reiseerfahrung.¹² Die Aktivitäten der Tourismusindustrie folgten erst mit erheblichem Abstand; das Milieu und der biografische Hintergrund der Reisenden prägte den touristischen Blick stärker als die Reisewerbung. Der Einfluss von Reisebüros und Veranstaltern sowie Ortsprospekten nahm dann in den 1970er und 1980er Jahren zu. Das Marketing wurde wirksamer, während der – immer alltäglicher werdende – Urlaub in den sich allmählich auflösenden gesellschaftlichen Milieus kein unwichtiges Gesprächsthema mehr war.

Zudem sind touristische Leitbilder auch von – den Befragten unbewusst bleibenden – bildlichen Sehnsüchten geprägt, die die wahrnehmungspsychologisch perfektionierte Imagewerbung den Reisenden in verschiedenen Medien nahe gebracht hatte. Das Marketing einzelner Destinationen nutzt – und beeinflusst – stets die vielfältigen „Bilder der imaginären Geographie“, die ursprünglich vor allem von Kunst und Literatur entwickelt wurden.¹³ Werbung allgemein bedient sich des „kollektiven Symbolhaushalts“ einer Kultur,¹⁴ um „ins

11 Cord Pagenstecher: The Construction of the Tourist Gaze. How industrial was post-war German Tourism?, in: Laurent Tissot (Hrsg.): Construction d'une industrie touristique au 19e et 20e siècles. Perspectives internationales / Development of a Tourist Industry in the 19th and 20th Centuries. International Perspectives, Neuchâtel 2003, S. 373-389.

12 Cord Pagenstecher: Der bundesdeutsche Tourismus. Ansätze zu einer Visual History: Urlaubsprospekte, Reiseführer, Fotoalben, 1950–1990, Hamburg 2003, S. 173-175, S. 196-198 mit weiteren Belegen.

13 Hennig, Reiselust (wie Anm. 3), S. 96.

14 Stefan Müller-Doohm: Bildinterpretation als struktural-hermeneutische Symbolanalyse, in: Ronald Hitzler, Anne Honer (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung, Opladen 1997, S. 81-108, hier S. 89.

Gehirn der Masse zu kriechen“ und damit wirksam zu werden.¹⁵ Ihre Analyse erlaubt daher auch dem Tourismusforscher, quasi indirekt ins Gehirn der Reisenden zu kriechen und deren touristischen Blick zu untersuchen. Die Werbebilder darf man freilich nicht gleichsetzen mit den Wahrnehmungsmustern der einzelnen Reisenden, die eben auch von Milieu, (Reise-)Biografie und persönlichen Interessen geprägt sind.¹⁶

Schließlich ist die Tourismuswerbung Teil des kapitalistischen Wirtschaftssystems. In den häufig unter ungenügender Infrastruktur leidenden Anbietermärkten der sozialistischen Staaten war die Reisezielwahl sehr viel eingeschränkter; touristische Werbebilder dienten hier vor allem einer allgemeinen Systempropaganda. Jedoch folgten auch die sozialistischen Urlauber, denen ein Ferienplatz in einem Ostseebad zugewiesen worden war, bestimmten touristischen Blickmustern, die sie wiederum selbst mit Ansichtskarten, Souvenirs oder privaten Fotografien reproduzierten.¹⁷ Auch in Diktaturen unterliegen Wahrnehmungsmuster medialen ebenso wie biografischen und milieubedingten Einflüssen. Die Konstruktionsmechanismen des touristischen Blicks sind rund um die Ostsee je nach Reiseziel, Gesellschaftsform und touristischer Entwicklungsstufe unterschiedlich ausgeprägt und im Einzelnen jeweils noch zu untersuchen.

Die Leitbilder des touristischen Blicks

Neben der Konstruktion des touristischen Blicks interessieren aber auch die inhaltlichen Leitlinien touristischen Sehens: Welches Image hatten verschiedene Tourismusorte? Was wollten die Reisenden sehen, wenn sie an die Ostsee fahren? In seinem schon 1958 erschienenen Theorie-Essay erklärt Hans Magnus Enzensberger den Tourismus aus der Entwicklung der bürgerlichen Industriegesellschaft im 19. Jahrhundert: Wie die Freiheitsprojektionen der Romantik verspreche er die Flucht aus der reglementierten Moderne.¹⁸ Für Enzensberger folgt der Tourist den romantischen Leitbildern unberührter Natur und Geschichte, besucht also etwa eine historische Altstadt oder einen unberührten Berggipfel. John Urry stellt diesem romantischen Blick einen auf das gesellige Vergnügen gerichteten „collective gaze“ gegenüber, der einen Vergnügungspark oder den Ballermann-Strand zum idealtypischen Ziel habe: „Other people give atmosphere or a sense of carnival to a place.“¹⁹

Wirkten nun Enzensbergers bürgerlich-romantische Leitbilder auch an den Stränden der Ostsee? Prägten sie auch den Massentourismus – West wie Ost – nach dem Zwei-

15 Werbeberater Hans Domizlaff, 1956, nach Rainer Gries, Volker Ilgen, Dirk Schindelbeck: „Ins Gehirn der Masse kriechen!“ Werbung und Mentalitätsgeschichte, Darmstadt 1995, S. 3.

16 Vgl. Sue Wright: Sun, Sea, Sand and Self-Expression. Mass Tourism as an Individual Experience, in: Hartmut Berghoff u.a. (Hrsg.): The Making of Modern Tourism. The Cultural History of the British Experience, 1600–2000, New York 2002, S. 181–202; Pagenstecher, Tourismus (wie Anm. 12), S. 163–165, 196–198.

17 Vgl. Heike Wolter: „Ich harre aus im Land und geh, ihm fremd“. Die Geschichte des Tourismus in der DDR, Frankfurt a.M. 2009, S. 368–370.

18 Hans Magnus Enzensberger, Eine Theorie des Tourismus, in: Ders. (Hrsg.): Einzelheiten, Frankfurt 1962, S. 147–168; vgl. Cord Pagenstecher, Enzensbergers Tourismusessay von 1958 – ein Forschungsprogramm für 1998?, in: Tourismus Journal 2 (1998), S. 533–552.

19 Urry, Tourist Gaze (wie Anm. 3), S. 45 f.

ten Weltkrieg? Oder entsprach die Wahrnehmung der Strandurlauber eher dem von Urry beschriebenen „collective gaze“ nach körperlicher Erholung und geselligem Vergnügungserlebnis?

Vieles spricht dafür, diese gegensätzlichen Erklärungsansätze in eine historische Perspektive zu stellen, in der die einander scheinbar widersprechenden Theorien tatsächlich einen – von den 1950er bis in die 1980er Jahre reichenden – Veränderungsprozess vom romantischen zum erlebnisorientierten Tourismus beschreiben. Für den Nachkriegstourismus in der Bundesrepublik ist dies klar nachweisbar: In Katalogen von Pauschalveranstaltungen findet sich dieser Wandel ebenso wie in Ortsprospekten deutscher Kommunen, bei Destinationen des Kultur- und Städtetourismus ebenso wie bei Zielen am Mittelmeer.²⁰ Dieser Wandel vom romantischen zum geselligen Blick wurde durch die soziale Ausweitung des Massentourismus auf konsumfreudigere Schichten und neue Generationen ebenso bestimmt wie durch eine wirkungsmächtiger werdende Werbung und einen gesamtgesellschaftlichen Wertewandel.

Der Aufstieg des Strandtourismus

Insbesondere der Aufstieg des Strandtourismus zur touristischen Leitform des 20. Jahrhunderts stärkte auch in anderen Tourismusbereichen die spielerische Orientierung an „Fun“ und „Erlebnis“.²¹ Nicht zufällig stand eine Stranddestination Pate für John Urrys „collective gaze“: Im nordenglischen Blackpool war der Pier mit seinem proletarisch geprägten Rummel schon im frühen 20. Jahrhundert die eigentliche Hauptattraktion.²² Bei den adlig-großbürgerlichen Badereisen war das gesellschaftliche Vergnügen neben medizinischen Gründen – oder Vorwänden – seit jeher ein wichtigeres Reisemotiv als Besichtigungen oder romantische Naturerfahrungen. Der gesellige Erlebnistourismus entstand nicht erst in der postmodernen „Erlebnisgesellschaft“;²³ in den europäischen Kur- und Seebädern bildete sich schon im 19. Jahrhundert eine „entortete Spaßgesellschaft“ der Oberschicht – von Karlsbad über Heringsdorf bis Biarritz.²⁴ Das 20. Jahrhundert brachte dann die mit Südsee-Aroma gewürzte „Diffusion der nördlichen Strandpraktiken“ an die Strände rund um das Mittelmeer und den chartertouristisch erschlossenen „global beach“.²⁵

20 Pagenstecher, *Tourismus* (wie Anm. 12), durchgehend.

21 Vgl. Jean-Didier Urbain: *Sur la plage. Moeurs et coutumes balnéaires (XIXe–XXe siècles)*, Paris 1994; Hasso Spode: *Badende Körper – gebräunte Körper. Zur Geschichte des Strandlebens*, in: Kristiane Hasselmann, Sandra Schmidt u.a. (Hrsg.): *Utopische Körper*, München 2004, S. 233-248; Pagenstecher, *Tourismus* (wie Anm. 12), S. 366-368.

22 Vgl. John K. Walton: *The British seaside. Holidays and resorts in the twentieth century*, Leicester u.a. 2000.

23 Gerhard Schulze: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt a.M. 1992.

24 Hasso Spode: *Die paneuropäische Touristenklasse. Zum Potential der Historischen Tourismusforschung*, in: Rüdiger Hohls, Iris Schröder u.a. (Hrsg.): *Europa und die Europäer. Quellen und Essays zur modernen europäischen Geschichte*, Stuttgart 2005, S. 75-80; sowie in: *Themenportal Europäische Geschichte* (2006), <http://www.europa.clio-online.de/2006/Article=149> [letzter Zugriff: 06.07.2011].

25 Spode, *Die paneuropäische Touristenklasse* (wie Anm. 24), Anm. 23.

Waren dann aber die Ostseebäder Trendsetter für den Strandurlaub der Deutschen auch im Süden? Die von Hasso Spode diagnostizierte „Diffusion“ nördlicher Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster ging keineswegs nahtlos und für alle Länder einheitlich vor sich. Deutlich ist zunächst eine umgekehrte Orientierung, wenn sich das Ostseebad Binz in seinem Prospekt von 1915 als „Das nordische Sorrent“ mit dem Vorzug anpreist: „Die Rauheit der Nordsee, die erschlaffende Schwüle des Mittelmeers sind hier vermieden“.²⁶ 70 Jahre später beklagte dagegen ein Reisejournalist die vergeblichen Versuche der deutschen Tourismusbranche, dem Kunden „an der Ostsee die verregnete Version der Adria anzubieten.“²⁷

Ob der Strandurlaub an Nord- und Ostsee die kommerziellen und medialen Leitbilder für den Mittelmeerurlaub setzte, ist ungewiss. In den – freilich noch wenig untersuchten – individuellen Reisebiografien waren nördliche und südliche Strände eher getrennt: Selten war der Strandurlauber, der von der Ostsee zum Mittelmeer gewechselt hätte, schon weil die Reisezielwahl zumindest in der Zeit vor dem Charterflug stark von der Entfernung abhing. Die Italienreisenden des „Wirtschaftswunders“ gehörten oft zu einer jüngeren Generation, die sich – ob mit dem Scharnow-Sonderzug oder dem eigenen Volkswagen – touristisch von den Alpen über den Gardasee zur Adria vortastete.

Blicke auf die Ostsee

Grundsätzlich sind Diagnosen vorherrschender Wahrnehmungsmuster immer behutsam zu stellen. Im Rahmen solcher Gesamt Tendenzen gibt es stets auch gegenläufige Richtungen; seit jeher mischten sich verschiedene Blickmuster an einem Ort, ja bei einem einzelnen Reisenden. Der Urlaub am Strand kann sehr unterschiedlichen Leitbildern folgen – sogar zur gleichen Zeit am selben Strand.²⁸ Welche Schwerpunkte wann in welchem Ostseebad vorherrschten, ist noch zu erforschen.

Zu fragen ist hier, welche Bilder des jeweiligen Ortes und der Ostsee überhaupt die Tourismuswerbung, die Medien und die Reisenden selbst in verschiedenen Formen erzeugten und zeigten – in Gemälden und Ansichtskarten, Reiseführern und Schnappschüssen, Ortsprospekten und Veranstalterkatalogen, Zeitungsberichten und Webseiten. Übereinstimmungen und Unterschiede zwischen verschiedenen Orten, Epochen, Urhebern und Zielgruppen zeigen Kontinuitäten und Veränderungen in den Leitbildern des touristischen Blicks auf die Ostsee.

Stand eher die „unberührte Natur“ in Form von Dünenlandschaften, Strandweite, Meeresbrandung oder Sonnenuntergängen im Zentrum? Welches Gewicht hatte demgegenüber die „unberührte Geschichte“? Hier stehen die backsteingotischen Kathedralen der Hansestädte und die Kurenkähne der Fischerdörfer gleichermaßen für die vorindustrielle „heile Welt“ als Leitbild des romantisch gefärbten touristischen Blicks. Oder herrschte der „collec-

26 Archiv Stiftung Deutsches Technik-Museum Berlin, III.3 00351.

27 Theodor Geus (Leiter der FAZ-Reisedirektion), in: Der Fremdenverkehr 38 (1986), H. 1, S. 13-17, hier S. 17.

28 Löfgren, On Holiday (wie Anm. 3), S. 5, spricht von „many vacationscapes, kept separate not so much by physical as by cultural space: the tastes and interests, the mindframes and selective visions of its visitors.“ Ein Beispiel bei Phyllis Passariello: Never on Sunday? Mexican Tourists at the Beach, in: Annals of Tourism Research 10 (1983), S. 109-122, hier S. 121.

tive gaze“ vor? Sehen wir Bilder der touristischen Infrastruktur und der sich vergnügenden Touristen im Strandkorb, auf der Promenade oder in der Hotelbar? Zu untersuchen wären dann auch die maritimen Großveranstaltungen wie die Kieler Woche oder die Rostocker Ostseewoche, die jedes Jahr viele Tausende von Besuchern anzogen.²⁹

„Romantic“ und „collective gaze“ prägen den Tourismus seit seiner Entstehung in jeweils unterschiedlichen Gewichtungen; gerade in den Ostseebädern gab es bereits im 19. Jahrhundert vielfältige Unterhaltungsangebote. Im Zentrum dieses Artikels steht aber die – in anderen Studien vernachlässigte – Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Untersuchung beschränkt sich dabei – auch aufgrund der noch disparaten Quellenlage – auf einzelne Bildbeispiele der schleswig-holsteinischen Ostseeküste, also auf den kapitalistisch organisierten Tourismus in der Bundesrepublik. Im staatlich gelenkten Tourismus sozialistischer Prägung mögen die Repräsentationen und Wahrnehmungsmuster ganz anders gewesen sein, wenngleich es in vielen Bereichen gewiss Übereinstimmungen gab.³⁰ Jedenfalls war die Tourismuswerbung hier wesentlich bescheidener und hatte andere Funktionen.

Der Stand der Forschung

Nach Jahrzehnten der Teilung durch den Eisernen Vorhang haben verschiedene Studien und Projekte die Ostsee als gemeinsamen historischen Raum wieder entdeckt – oder vielleicht auch neu erfunden. Der Tourismus hat dabei aber selten die ihm zustehende Aufmerksamkeit erhalten.³¹

Die historische Tourismusforschung dagegen hat den Ostseeraum bisher wenig beachtet; Bodden, Nehrungen und Schären schienen kultur- und literaturwissenschaftlich, historisch und soziologisch offenbar weniger interessant als Alpengipfel, Arkadien und Palmenstrände. Immerhin haben anschauliche Ausstellungskataloge die Kulturgeschichte des Badelebens beleuchtet,³² lesenswerte Spezialstudien analysierten die Geschlechtergeschichte,³³ den

29 Jörn Danker: Die Kieler Woche im Wandel. Die Neugründung der Kieler Woche nach dem Zweiten Weltkrieg, Kiel 1990, v.a. S. 166-168; Alexander Muschik: Rostocker Ostseewoche versus Kieler Woche. Die deutsch-deutsche Festwochenkonkurrenz um die Gunst der nordischen Länder, in: Norbert Götz, Jörg Hackmann u.a. (Hrsg.): Die Ordnung des Raums. Mentale Landkarten in der Ostseeregion, Berlin 2006, S. 366-384.

30 Die lokale Tourismuswerbung in West- und Ost-Berlin wies – gerade in ihren Veränderungen im Verlauf der Nachkriegsjahrzehnte – erhebliche Übereinstimmungen auf, vgl. Pagenstecher, Tourismus (wie Anm. 12), S. 341-343.

31 Auch in aktuellen Sammelbänden wie Andrea Komlosy (Hrsg.): Ostsee 700–2000. Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur, Wien 2008, finden sich kaum Hinweise auf den Tourismus.

32 Altonaer Museum (Hrsg.): Saison am Strand. 200 Jahre Badeleben an Nord- und Ostsee, Herford 1986; vgl. auch die Online-Präsentation „Bädertourismus“ des deutsch-dänischen Virtuellen Museums, http://vimu.info/general_03.jsp?id=top_31 [letzter Zugriff: 05.07.2011].

33 Wiebke Kolbe: Körpergeschichte(n) am Strand. Bürgerliches Seebaden im langen 19. Jahrhundert, in: Dies., Christian Noack u.a. (Hrsg.): Tourismusgeschichte(n), München u.a. 2009, S. 23-34; Wiebke Kolbe: Strandurlaub als liminoider (Erfahrungs-)Raum der Moderne? Deutsche Seebäder im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Hans-Jörg Gilomen, Beatrice Schumacher u.a. (Hrsg.): Freizeit und Vergnügen vom 14. bis zum 20. Jahrhundert / Temps libre et loisirs du XIXe au XXe siècle, Zürich 2005, S. 187-200.

Sandburgenbau³⁴ oder den Antisemitismus am Strand.³⁵ Die gelegentlichen Untersuchungen der Wahrnehmung Osteuropas durch westliche Reisende anhand von Reiseberichten oder Reiseführern berühren die Ostsee kaum.³⁶

Zudem vernachlässigt die Tourismusforschung vielfach die Epoche des Sozialismus, die die behandelte Region für 40, teilweise für 70 Jahre geprägt hat. Immerhin liegen mittlerweile zu mehreren Volksrepubliken Tourismusgeschichten vor; das Interesse jüngerer, insbesondere russischer Historiker an dem Thema wächst.³⁷ Die bisherige Vernachlässigung der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wird entweder begründet mit mangelnden Innovationen; beispielsweise sei die Schwimmtradition in Jurmala nach 1945 vollständig etabliert und erfahre keine untersuchenswerten Änderungen mehr.³⁸ Häufiger aber wird die Epoche nach dem Zweiten Weltkrieg in der historischen Reiseforschung als kultureller Niedergang abgewertet. Mit der verbreiteten Wiederentdeckung der lokalen, im Ostseeraum häufig deutsch beeinflussten Tourismusgeschichte geht oft eine Romantisierung der wilhelminischen Reise- und Bäderkultur einher. Die Tourismuswerbung in Mecklenburg-Vorpommern etwa schreibt: „Zwei Kriege und zwei totale Staaten haben dem Kur- und Bäderwesen dann allerdings übel mitgespielt. Doch trotz aller Widrigkeiten und Wirren blieb der Großteil der Bäder in seiner ursprünglichen Form jedoch erhalten.“³⁹ Wie Sopot/Zoppot hoffen auch andere Seebäder, ihre „Prägung als „Kurort der Werktätigen“ abgestreift zu haben.⁴⁰

34 Harald Kimpel, Johanna Werckmeister: Die Strandburg. Ein versandetes Freizeitvergnügen, Marburg 1995.

35 Frank Bajohr: „Unser Hotel ist judenfrei“. Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 2003.

36 Z.B. Monika Bankowski u.a. (Hrsg.): Fakten und Fabeln. Schweizerisch-slavische Reisebegegnung vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Basel 1991; Matthias Heeke: Reisen zu den Sowjets. Der ausländische Tourismus in Russland 1921–1941. Mit einem bio-bibliographischen Anhang zu 96 deutschen Reiseautoren, Münster 2003; Joanna Dybiec: Guidebook Gaze. Polen in amerikanischen und deutschen Reiseführern 1945–2000, in: *Inter Finitimos* 1 (2003), S. 99–106.

37 Mark Keck-Szajbel, Heike Wolter: A contradiction in terms? The historiography of east bloc tourism, in: *Mobility in history. Themes in history*, Neuchâtel 2011, S. 239–249; Paweł Sowiński: *Wakacje w Polsce Ludowej. Polityka władz i ruch turystyczny (1945–1989)* [Ferien in Volkspolen. Regierungspolitik und touristische Bewegung (1945–1989)], Warszawa 2005; ders.: Gestaltung des historischen Gedächtnisses und Formung eines offiziellen Volkspolen-Bildes mittels organisierter Urlaubsreisen 1945–1989, in: Krzysztof Ruchniewicz, Stefan Troebst (Hrsg.): *Diktaturbewältigung und nationale Selbstvergewisserung. Geschichtskulturen in Polen und Spanien im Vergleich*, Wrocław 2004, S. 163–171; Anne Gorsuch, Diane Koenker (Hrsg.): *Turizm. The Russian and East European Tourist under Capitalism and Socialism*, Ithaca 2006; Wolter, „Ich harre“ (wie Anm. 17). In Vorbereitung sind Monografien von Christian Noack über den sowjetischen Tourismus und Christopher Görlich über den DDR-Tourismus (Christopher Görlich: *Urlaub vom Staat. Tourismus in der DDR*. Köln u.a. 2012). Vgl. u.a. die Beiträge zu der von Heike Wolter betreuten Themengruppe „Tourism in Socialist Countries“ der T2M-Konferenzen: <http://t2m.org/theme-groups/theme-group1> [letzter Zugriff: 05.07.2011] und die architekturhistorische Diskussion über sozialistische Feriencentren: <http://eahn2012.org>.

38 Inga Sarma: The history of swimming and the swimming tradition in the Bay of Riga in the Baltic Sea, in: Kurilo (Hrsg.), *Seebäder* (wie Anm. 4), S. 169–178, hier S. 169. Sie selbst widerlegt diese Einschätzung in wenigen Bemerkungen zur sowjetischen Zeit (S. 177).

39 Tourismusverband Mecklenburg-Vorpommern (Hrsg.): *Ein Jahrtausend erleben. Sanft, schön und aufregend: Mecklenburg-Vorpommern*, Rostock 1998, S. 23 (Überblick über die Bädergeschichte).

40 Sopot: Ein Seebad sucht seine Tradition, <http://www.berlin.de/special/reise/staedtereisen/1147557-768336-sopoteinseebadsuchtseinetradition.html> [letzter Zugriff: 06.07.2011].

Im Zentrum dieser Distanzierung von einem Teil der eigenen Geschichte steht nicht die Auseinandersetzung mit der kommunistischen Diktatur, die am sommerlichen Strand zwar weniger, aber – etwa bei der Verhinderung von „Republikfluchten“ an der DDR-Küste – gleichwohl präsent war. Vielmehr zeigen sich hier bei lokalen Tourismusmanagern ebenso wie bei Tourismusforschern eine Ablehnung des Massentourismus und der damit nicht notwendig, aber doch faktisch oft verbundenen modernen Architektur. Auch der westeuropäische Massentourismus nach 1945 war lange Zeit kaum ein Thema für die historische Reiseforschung.⁴¹ Diese manchmal romantisch, manchmal elitär formulierte Kritik des Massentourismus gibt es also im Westen wie im Osten; sie begleitet den Tourismus seit seinem in der Moderne wurzelnden Beginn.⁴²

Die von Olga Kurilo herausgegebenen Fallstudien über Ostseebäder im 19. und – hauptsächlich frühen – 20. Jahrhundert geben Ansatzpunkte für vergleichende Perspektiven.⁴³ In den Ortsgeschichten einzelner Ostseebäder findet sich generell aber wenig über die Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster der Gäste. Während Gästezahlen, Badevorschriften und architektonische Entwicklungen untersucht wurden, ist über den – oft literarisch vorgeformten – touristischen Blick weniger bekannt.

Die bunten Bilder von Stränden, Dünen und Kirchen sind in Urlaubsprospekten und Fotoalben, Reiseführern und Tourismusplakaten allgegenwärtig. Die *Visual History* des Ostseetourismus steckt aber noch in den Kinderschuhen. Die massenhaft verbreiteten, wenn auch verstreut archivierten und schlecht erschlossenen Bildquellen des Ostseetourismus werden in vielen Studien nur illustrativ oder gar nicht genutzt. Über Bildtraditionen der Landschaftswahrnehmung im Ostseeraum wissen wir – anders als etwa über die deutsche Italienwahrnehmung⁴⁴ – noch wenig. Ein so stark von Images und visuellen Wahrnehmungsmustern geprägtes Phänomen wie der Tourismus sollte aber auch anhand seiner Bildquellen analysiert werden.⁴⁵

Methoden und Quellen der *Visual History*

Die *Visual History* steht vor methodischen Problemen: Die wichtigsten Quellen zur Analyse des touristischen Blicks sind Bilder, mit deren Interpretation sich die traditionell textorientierte Geschichtswissenschaft schwer tut. Trotz großer methodischer Fortschritte gilt Jürgen Hannigs Einteilung der fothistorischen Arbeitsweisen insgesamt noch immer: Den theoretisch ausgefeilten, in der Praxis aber wenig ergiebigen „Königswegen“ steht der prag-

41 In den letzten Jahren expandiert das Forschungsfeld aber. Vgl. Rüdiger Hachtmann: Tourismusgeschichte – ein Mauerblümchen mit Zukunft! Ein Forschungsüberblick, in: H-Soz-u-Kult v. 06.10.2011, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2011-10-001> [letzter Zugriff: 15.12.2011].

42 Vgl. Jean-Didier Urbain: *L'idiot du voyage. Histoires de touristes*, Paris 1991.

43 Kurilo (Hrsg.), *Seebäder (wie Anm. 4)*; dies.: *Zoppot, Cranz, Rigascher Strand. Ostseebäder im 19. und 20. Jahrhundert*, Berlin 2011.

44 Vgl. Cord Pagenstecher: *Arkadien, Dolce Vita und Teutonengrill. Tourismuswerbung und das Italien-Bild der Deutschen*, in: Gerhard Paul (Hrsg.): *Das Jahrhundert der Bilder, Band II: 1949 bis heute*, Göttingen 2008, S. 178-185.

45 Vgl. Cord Pagenstecher: *Reisekataloge und Urlaubsalben. Zur Visual History des touristischen Blicks*, in: Gerhard Paul (Hrsg.): *Visual History. Ein Studienbuch*, Göttingen 2006, S. 169-187.

matische „Feldweg“ der Fall-zu-Fall-Interpretation gegenüber, auf dem „bislang die überzeugendsten Ernten eingefahren worden“ sind.⁴⁶

Aufgabe der *Visual History* ist es also, theoretisch fundierte Methodenangebote handhabbar zu machen und sie am Einzelfall empirisch zu überprüfen. In Frage kommen dafür vorrangig die Semiotik, die Ikonologie und die Inhaltsanalyse. Die semiotischen und symbolanalytischen Ansätze geben dem Forscher wenig konkrete Arbeitsanweisungen, helfen ihm aber bei der Reflexion und lenken seine Aufmerksamkeit auf den Bildkontext und auf untergründige Strukturen der Wahrnehmung und der fotografischen Kommunikation.⁴⁷

Konkreter ist die aus der Kunstwissenschaft stammende Ikonografie/Ikonologie, die ein klares Drei-Stufen-Raster von aufeinander folgenden Interpretationsschritten anbietet.⁴⁸ Auf Ebene I wird das Dokument möglichst ohne Vorinterpretation angesehen – in der Art einer ethnologischen „dichten Beschreibung“. Auf Ebene II wird das Dokument in seinem Entstehungskontext untersucht. Auf Ebene III werden die gewonnenen Ergebnisse eingeordnet in die allgemeine Fragestellung. Diese Methode eignet sich für stärker durchkomponierte Bilder wie Tourismusplakate oder Titelseiten von Broschüren. Flüchtig geschossene Knipsbilder oder seriell produzierte Katalogbilder erreichen dagegen kaum die inhaltliche Verdichtung eines in einem kreativen Prozess geschaffenen Kunstwerks. So bleibt die Suche nach manifesten Inhalten und bewussten Gestaltungsprinzipien hier oft unbefriedigend.

Bei solch einer alltäglichen Massenquelle bietet sich eher die aus der Presseforschung stammende quantitative Inhaltsanalyse an, um dominierende Motive, Themen und Darstellungsweisen zu erkennen. Um eine zu abstrakte Fliegenbeinzählerei zu vermeiden, muss der jeweilige Erzählkontext berücksichtigt werden: Welche Position und Funktion nimmt ein einzelnes Bild im Rahmen des gesamten Mediums ein? Innerhalb eines Reisekataloges dienen manche Abschnitte der stimulierenden Imagewerbung für noch unschlüssige Leser, andere der konkreten Detailinformation für bereits Buchungswillige. Private Fotoalben wiederum besitzen als visuelle Autobiografien eine spezifische Erzählstruktur, die einzelnen Bildern eine besondere, oft im privat-familiären Rahmen liegende Funktion zuweist.⁴⁹

Daher muss sich die quantitative Inhaltsanalyse auf eine homogene Quellengruppe beschränken; Ansichtskarten und Broschüren von kommerziellen Reiseveranstaltern lassen sich ebenso wenig direkt miteinander vergleichen wie ein Ortsprospekt und ein privates Fotoalbum. In jedem Fall erfordert sie umfangreichere Analysen möglichst gut erschlossener Quellenbestände und kann daher in diesem Artikel nicht einmal exemplarisch vorgeführt werden.

46 Jürgen Hannig: Fotografien als historische Quelle, in: Klaus Tenfelde (Hrsg.): Bilder von Krupp. Fotografie und Geschichte im Industriezeitalter, München 1994, S. 269-287, hier S. 270 f.; vgl. Pagenstecher, Tourismus (wie Anm. 12), S. 68-70; Christian Tagsold u.a.: Fotografie und Geschichte – ein Werkstattbericht, in: Geschichte, Politik und ihre Didaktik 28 (2000), S. 158-169.

47 Vgl. Müller-Doohm, Bildinterpretation (wie Anm. 14); Hans-Diether Dörfler: Das fotografische Zeichen, in: Julia Schmitt u.a. (Hrsg.): Fotografie und Realität. Fallstudien zu einem ungeklärten Verhältnis, Opladen 2000, S. 11-52.

48 Vgl. Ekkehard Kaemmerling (Hrsg.): Ikonographie und Ikonologie. Theorien – Entwicklung – Probleme, Köln 1979.

49 Cord Pagenstecher: Zwischen Tourismuswerbung und Autobiographie. Erzählstrukturen in Urlaubsalben, in: Hasso Spode, Irene Ziehe (Hrsg.): Gebuchte Gefühle. Tourismus zwischen Verortung und Entgrenzung, München 2005, S. 82-91.

Professionelle Bilder in Katalogen und Tourismusprospekten sowie Knipsbilder in privaten Urlaubsalben und Diaserien sind im Privatbesitz in großer Zahl vorhanden, in öffentlichen Archiven und Museen aber kaum gesammelt und höchst selten erschlossen worden. Neben einer Reihe von lokalen Sammlungen, etwa in den Heimatmuseen der Badeorte, und der Bildsammlung des Marburger Herder-Instituts⁵⁰ ist besonders das Historische Archiv zum Tourismus in Berlin (HAT) zu nennen, aus dessen Beständen die im Folgenden untersuchten Bildbeispiele stammen.⁵¹

Die Untersuchung beschränkt sich auf einige Bilder aus Ortsprospekten und Veranstalterkatalogen, ohne das Image der Ostsee in der Tourismuswerbung oder gar ihre gesamte touristische Wahrnehmung nachzeichnen zu können. Eine umfassende Analyse des touristischen Blicks auf die Ostsee sollte auch Reiseführer, Ferienbilder in privaten Fotoalben⁵² und Urlaubsgrüße auf Ansichtskarten⁵³ berücksichtigen.

Die Entwicklung des Ostseetourismus

Rund um die Ostsee entwickelten sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts viele Fischerorte zu bekannten Seebädern. Zwar gilt das schon 1793 gegründete Heiligendamm als erstes deutsches Seebad; gegenüber britischen und westdeutschen Orten erfuhr der Ostseetourismus aber im Ganzen eine eher nachholende Entwicklung. Das letzte Drittel des bürgerlichen Jahrhunderts brachte dann ein flächendeckendes Wachstum des „bürgerlichen Projekts“ Seebad – mit kontinuierlich zunehmenden Gästezahlen in allen Ostseebädern.⁵⁴ Besonders fokussierte sich dies an den Bahnlinien: Seebäder mit Eisenbahnanschluss wie Swinemünde wurden rasch zu den wichtigsten Zentren des beginnenden Massentourismus. Dass dies fast unabhängig von ihrer landschaftlichen Attraktivität passierte, relativiert für den Ostseetourismus die andernorts festgestellte Bedeutung künstlerisch vorgeprägter Sehnsuchtslandschaften. Statt dieser „imaginären Geographie“ mag hier die fahrplanmäßig-konkrete Geografie der raschen Erreichbarkeit zentraler für die Tourismusentwicklung gewesen sein.⁵⁵

Zwischen Familienstränden, Kaiserbädern und Künstlerkolonien entwickelten, mischten und veränderten sich unterschiedliche Urlaubspraxen mit den entsprechenden Distinktionsbemühungen zwischen den einzelnen Orten ebenso wie zwischen den Gästegruppen. Gleichwohl zeigen verschiedene Lokalstudien: Die touristischen Praktiken ähnelten sich in allen Bädern rund um die Ostsee ebenso wie die Bademode und die Architektur.⁵⁶ Im Rahmen ei-

50 Vgl. den Bildkatalog unter <http://www.herder-institut.de/bildkatalog> [letzter Zugriff: 10.12.2011].

51 Bis 2011 war dieses Archiv an der Freien Universität angesiedelt. Vgl. <http://hist-soz.de/hat/archiv.html> [letzter Zugriff: 15.12.2011].

52 Z.B. Cord Pagenstecher: Private Fotoalben als historische Quelle, in: *Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 6 (2009), H. 3, <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Pagenstecher-3-2009> [letzter Zugriff: 06.07.2011].

53 Z.B. Christiane Cantauw-Groschek: „Liebe Kolleginnen und Kollegen...“ Urlaubskarten an die Arbeitsstelle, in: Dieter Kramer, Ronald Lutz (Hrsg.): *Tourismus – Kultur. Kultur – Tourismus*, Münster u.a. 1993, S. 143-169.

54 Wiebke Kolbe: Deutsche Ostseebäder um 1900. Bäderregionen von Nordschleswig bis zur Kurischen Nehrung im Vergleich, in: Kurilo (Hrsg.), *Seebäder* (wie Anm. 4), S. 15-32, hier S. 19.

55 Hennig, *Reiselust* (wie Anm. 3), S. 96.

56 Vgl. die Einzelbeiträge in: Kurilo (Hrsg.), *Seebäder* (wie Anm. 4).

nes generellen Modernisierungsgefälles von West nach Ost waren Badeorte in der Nähe der großen Städte wie Berlin, Danzig, Königsberg, Riga und St. Petersburg Motoren von Entwicklungen, die später auch die abgelegeneren Seebäder erreichten. Vermutlich erschließen sich die „feinen Unterschiede“ erst in einer detaillierteren Analyse der touristischen Bilder.

Der Bruch durch Ersten Weltkrieg und Revolution stellte im Ostseeraum wohl noch stärker als anderswo einen zentralen Einschnitt für die Tourismusgeschichte dar. Er beendete allenthalben die international geprägte, adlig dominierte Bäderkultur; der Tourismus wurde eine nationale Angelegenheit. Nicht nur in der Inszenierung von Polens Vermählung mit dem Meer prägten nun nationale Sinnkonstruktionen die touristische Wahrnehmung der Ostsee.⁵⁷ In der bürgerlichen Lebenswelt der deutschen Ostseeküste artikulierte sich ein immer massiver werdender Antisemitismus.⁵⁸

Die Nationalsozialisten planten an der Ostseeküste den Prototypen der fordistischen Urlaubsfabrik: In Prora auf Rügen entstand das monumentale „Seebad für zwanzigtausend Volksgenossen“.⁵⁹ Der Krieg stoppte diese Art der Industrialisierung des Tourismus, die im Westen erst Ende der 1960er Jahre mit Großprojekten wie Damp 2000 in anderer Form wieder aufgegriffen wurde.

Der im Vergleich zum Ersten Weltkrieg noch radikalere Einschnitt von 1945 brachte neue Grenzziehungen und Systemwechsel rund um die Ostsee: Von der Trave bis zur Neva organisierten nun Staat, Gewerkschaften und Großbetriebe den Urlaub ihrer Werktätigen. Die Ostsee wurde in der DDR und in Polen zum wichtigsten, in der Sowjetunion immerhin zu einem wichtigen Ziel des organisierten und nicht organisierten Massentourismus. Frühe Ansätze einer ideologisierten Massen-Freizeitgestaltung wichen dabei etwa ab 1953 dem organisierten Familienurlaub; die hohe Reiseintensität der allenthalben wachsenden städtischen Mittelklasse hatte in den sozialistischen „Fürsorgediktaturen“ eine wichtige systemstabilisierende Funktion.⁶⁰ Der nun einsetzende Massentourismus brachte wesentlich mehr Gäste anderer sozialer und regionaler Herkunft in die Ostseebäder, die rapide wuchsen und infolgedessen ihr Gesicht mit moderner, manchmal industriell anmutender Architektur teilweise stark veränderten. Damit, so ist zu vermuten, veränderte sich auch der touristische Blick auf die Ostsee.

Auch im Kapitalismus machte der Massentourismus die Urlaubsreise zum festen Lebensbestandteil breiter Bevölkerungsgruppen; er prägte das Lebensgefühl von „Wirtschaftswunder“ und „Erlebnisgesellschaft“. Die Reiseintensität der Bundesdeutschen, also der Anteil der Urlauber an der Gesamtbevölkerung, stieg von einem Viertel in den 1950er auf zwei Drittel in den 1980er Jahren.⁶¹ Hier erwuchs der Ostsee freilich ein starker Konkurrent um

57 Stefan Troebst: „Intermarium“ und „Vermählung mit dem Meer“. Kognitive Karten und Geschichtspolitik in Ostmitteleuropa, in: Götz, Hackmann u.a. (Hrsg.), *Ordnung des Raums* (wie Anm. 29), S. 226-269.

58 Bajohr, *Bäder-Antisemitismus* (wie Anm. 35).

59 Hasso Spode: Ein Seebad für zwanzigtausend Volksgenossen. Zur Grammatik und Geschichte des fordistischen Urlaubs, in: Peter J. Brenner (Hrsg.): *Reisekultur in Deutschland. Von der Weimarer Republik zum ‚Dritten Reich‘*, Tübingen 1997, S. 7-47.

60 Konrad H. Jarausch: Fürsorgediktatur, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte* v. 11.02.2010, <https://docupedia.de/zg/F.C3.BCrsorgediktatur?oldid=75514> [letzter Zugriff: 06.07.2011].

61 Pagenstecher, *Tourismus* (wie Anm. 12), S. 122-124 mit weiteren Quellenangaben, dort auch das Folgende.

die Gunst der Reisenden: Das Mittelmeer wurde für breite Bevölkerungsschichten seit den 1960er Jahren per Zug und Auto, seit den 1970er Jahren per Charterjet zu einem leicht erreichbaren Urlaubsziel. Der Anteil der südlichen Strände als Zielgebiet stieg von 3% der Reisenden in den 1950er auf ein gutes Viertel in den 1980er Jahren. Die nördlichen Strände bewahrten dennoch ihre Attraktivität: Etwa ein Achtel der deutschen Urlauber verbrachte jedes Jahr die Ferien an Nord- und Ostsee.

Aufgrund der massiv ansteigenden Reiseintensität erfuhren die westdeutschen und dänischen Ostseebäder ein rasantes Wachstum, das teils mit großen Neubaukomplexen einherging. Das galt besonders an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste, deren Orte vor dem Krieg – mit Ausnahme von Travemünde – nur kleine Seebäder für Familien aus der näheren Region gewesen waren und nicht auf eine eigenständige Seebad-Tradition zurückblicken konnten. Der hier einsetzende Massentourismus war nur wenig von fest gefügten Klischees, lokalen Bildtraditionen oder biografischen Reiseerfahrungen geprägt. In dieser für neue Wahrnehmungsmuster offenen Traditionslosigkeit ähnelte er den chartertouristisch neu erschlossenen Stranddestinationen wie Mallorca oder Bibione.

Ein Ostseebäder-Prospekt von 1956



Abb. 2: Titelseite des Prospekts der schleswig-holsteinischen Ostseebäder, 1956 (HAT)

Den Wandel des touristischen Blicks zeigt deutlich der Vergleich zweier Regionalprospekte für die schleswig-holsteinische Ostseeküste. Der 1956 vom Fremdenverkehrsverband Nordmark herausgegebene Prospekt zeigt auf dem Titel ein von der Höhe des Steilufers aufgenommenes Schwarzweiß-Foto eines menschenleeren Strands,⁶² umrankt von Blättern und einmontiert in die Silhouette eines gezeichneten Segelboots. Der Strand wird hier als ein romantischer Ort für einsame Spaziergänge gezeigt; nichts ist zu sehen von Badevergnügen oder Familienspaß.

Die in der Grafik genutzten Urlaubsfarben Sonnengelb und Himmelblau sind zeitgemäß heiter, aber nicht knallig gewählt; die gesamte Gestaltung ist typisch für eine „sanfte Leichtigkeit“ in der Werbegrafik der 1950er Jahre.⁶³ Die Bildkomposition nutzt das dunkle Halbrund der Blätter nicht nur als – mit dem Segelboot gedoppelte – Einrahmung, sondern folgt zugleich einer weit verbreiteten Küstendarstellung: Die Endlosigkeit des Meeres, aber auch des lange Zeit als öde und leer wahrgenommenen Strandes, wird oft umzäunt und gemäßigt durch den sanft geschwungenen Bogen einer Bucht oder, wie hier, einer Pflanzenranke, die mit ihrem schützenden Halbrund Ausblick und Sicherheit zugleich gewährt. Der abgeschlossene, aber für uns geöffnete Bogen symbolisiert gleichzeitig Entrücktheit und Zugänglichkeit und signalisiert damit eine arkadische Geborgenheit.⁶⁴ In dieser – auch auf weiteren Bildern im Innern des Prospekts gewählten – Darstellungsweise sind damit grundlegende Wahrnehmungsmuster des romantischen Blicks eingefangen.

Zum romantischen Blick gehört auch das Panorama, das die Perspektive vom Hochufer aus gewährt. Die diesem panoramatischen Wahrnehmungsmuster folgenden Aussichtspunkte entstanden seit Anfang des 19. Jahrhunderts allenthalben in den Bergen, aber eben auch am Steilufer der Ostseeküste. Sie ermöglichten es, die Natur als Landschaft zu erblicken, ihr gegenüberzutreten, statt sich in ihr zu bewegen – und sich womöglich zu verlieren.

Wie der Tourismus überhaupt, entsprang auch die Idee der schönen Aussicht dem romantischen Freiheitsstreben: Als die englischen Landschaftsgärten den absolutistischen Barockgarten verdrängten, galten Aussichtspunkte auch deswegen als schön, weil sie einen „freien“ Blick gewährten. Immer wichtiger wurde dann im 19. Jahrhundert aber das Bedürfnis nach einem Überblick, oft verbunden mit dem akribischen Bemühen, sämtliche sichtbaren Berggipfel oder anderen Objekte korrekt benennen zu können. Die Reisenden wollten nun „alles“ sehen (Pan = alles, horama = sehen); der romantische Freiheitsdrang wandelte sich zum bürgerlichen Sammel- und Ordnungsstreben. In der Tourismuswerbung übernahmen – gerade auch in den Ostseebädern – oft Luftbilder diese Rolle. Während in diesem Prospekt nur mit einem kleinen Foto von Laboe dieser Perspektive gefolgt wurde, wurden diese Darstellungen in späteren Jahren sehr häufig.

Segelboote sind weit verbreitete Elemente der Tourismusgrafik. Von unterschiedlichsten Zielgebieten wurden die weißen Dreiecke als leicht erkennbares Sommersymbol und als gestalterischer Kontrastpunkt zu blauem Wasser und Himmel genutzt. Ihre ferne und abstrakte Darstellung schloss Assoziationen zu eigenen Segelaktivitäten oder gar dem Besitz eines

62 Fremdenverkehrsverband Nordmark (Hrsg.): Ost-See, Schleswig-Holstein, Prospekt 1956, HAT, D061/01/32/L-Z/45-80.

63 Michael Kriegeskorte: Werbung in Deutschland 1945–1965, Köln 1992, S. 16.

64 Vgl. Olivier Lazzarotti: Von Orten und Menschen, in: Voyage 4 (2001), S. 72–78; Pagenstecher, Tourismus (wie Anm. 12), S. 411; Bresgott, Rügen nach Usedom (wie Anm. 4).

Bootes meistens aus; in diesem Prospekt zeigt aber ein großes Foto im Innern die schäumende Eleganz eines Segeltörns. Insgesamt sind Boote und Schiffe Ausweis eines maritimen Flairs und daher auch in vielen anderen Ostseeprospekten zu sehen – vom Fischerkahn im alten Hafen bis zum Windjammer auf der Kieler Woche, vom Ausflugsdampfer der Bäderlinie bis zur Hochseefähre des Skandinavienkais.

Im Innern des Prospekts steht ein Foto von Schloss Glücksburg für die von der Moderne unberührte Geschichte; weitere Sehenswürdigkeiten werden nicht gezeigt oder erwähnt. Ein Bild zeigt einen mit Strandkörben gefüllten Strand, gesehen von der belebten und mit Flaggen geschmückten Promenade aus – ein typisches Ostseebild, das den romantischen Blick aufs einsame Meer bereits hinter sich gelassen hat. Flaggenmasten sind ein Kernelement vieler Strandbilder an der Ostsee – nicht so übrigens am Mittelmeer. Hier weht im Bildzentrum die britische Fahne; eine nationale Inszenierung, wie sie aus anderen Reiseprospekten geläufig ist,⁶⁵ bezweckte der Fremdenverkehrsverband Nordmark 1956 also nicht.

Der Prospekt des Ostseebads Dahme von 1950 zeigt auf seinem Titel ein Farbbild einer belebten Strandpromenade mit vielen Strandkörben.⁶⁶ Die besonders bei den Flaggenmasten klar sichtbaren Retuschen deuten darauf hin, dass hier – wie in einer Reihe anderer Prospekte – eine Bildvorlage aus der Vorkriegszeit weiter verwendet wurde, nachdem offensichtliche Zeichen der nationalsozialistischen Vergangenheit aus dem Bild eliminiert wurden. Dass dies unter den – heute schwer vorstellbaren – Slogan „Ferien vom ich“ gestellt wurde, mag zu tiefenpsychologischen Analysen der deutschen Nachkriegsgesellschaft reizen.⁶⁷

Auch in den Prospekten von Timmendorfer Strand⁶⁸ stammten viele der werbefgrafisch moderneren, inhaltlich lebendigeren Bilder noch aus dem Nationalsozialismus. Im „Wirtschaftswunder“ trat dann der gesellige Blick der „Volksgenossen“ etwas zurück. Nun prägten die Ferien vom Ich, also im Grunde das von Hans Magnus Enzensberger 1958 prominent in die Tourismustheorie eingeführte Fluchtmotiv die Tourismuswerbung der Ostseebäder. Der eingangs zitierte Prospekt von 1949 empfahl Hohwacht als den „Erholungsplatz für alle Abgearbeiteten, Nervösen und Erholungsbedürftigen“ auf der Flucht aus „dem Getriebe großer Städte“.⁶⁹ Das Titelbild zeigte einen Blick vom Hochufer auf den leeren Strand.

Insgesamt dominierte in der Ostseewerbung Schleswig-Holsteins in den 1950er Jahren der romantische Blick auf die unberührte Natur, wenngleich der „collective gaze“ hier stärker vertreten war als in anderen, eher dem Kultur- oder Wandertourismus verbundenen Zielen.

65 Zur deutsch-österreichisch-nationalen Großglockner-Darstellung vgl. Cord Pagenstecher: Die Automobilisierung des Blicks auf die Berge. Die Grossglocknerstrasse in Bildwerbung und Urlaubsalben, in: Internationale Gesellschaft für Historische Alpenforschung (Hrsg.): *Tourisme et changements culturels / Tourismus und kultureller Wandel*, Zürich 2004, S. 245-264, hier S. 252.

66 Dahme, *Das Bad der Ferien vom Ich*, 1950, HAT D 061/01/32//A-Z u. 00/-45, 45-80 u. 81-.

67 Die Selbstbezeichnung „Das Bad der Ferien vom Ich“ wählte Dahme, bevor der Regisseur Hans Deppe 1952 den Film „Ferien vom ich“ erneut herausbrachte, vgl. Wikipedia-Eintrag zu Hans Deppe, http://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Deppe [letzter Zugriff: 05.07.2011].

68 Vgl. die Timmendorfer Strand-Prospekte von 1941, 1943, Mitte der 1950er Jahre, 1961, 1972 und 1976, HAT D 061/01/32//A-Z u. 00/-45, 45-80 u. 81-.

69 *Erholen Sie sich an der schönen Ostsee in Hohwacht, dem kräftigen und heilungsbringenden Badeplatz*, 1949, HAT D 061/01/32//A-Z u. 00/-45, 45-80 u. 81-.

Ein Ostseebäder-Prospekt von 1988



Abb. 3: Titelseite des Prospekts der schleswig-holsteinischen Ostseebäder, 1988 (HAT)

Drei Jahrzehnte später hatte sich der Blick auf die Ostsee gewandelt: Auf dem Prospekt des Ostseebäderverbands Schleswig-Holstein von 1988⁷⁰ sehen wir die Nahaufnahme einer Frau mit Kind. Von der Landschaft war nur ein klein wenig Sand am unteren Bildrand und ein Meeressglitzern im Hintergrund übrig geblieben; im Zentrum steht ein weibliches Gesicht und die nackte, sonnengebräunte Haut.

Seit den 1970er Jahren tauchten Strand und Meer in den Bildern der Reisebroschüren immer weniger auf. Generell personalisierte sich die Tourismuswerbung bei allen Arten von Destinationen: Großaufnahmen rückten Menschen – Urlauberinnen, nicht Einheimische – immer näher an die Betrachter heran. Die Reisenden waren stets weiblich, jung, blond, schlank und gesund. Hier ist ein Kind die zweite Hauptperson; die Ostsee mit ihren flachen Stränden und harmlosen Wellen war schon immer eine Familiendestination gewesen.

⁷⁰ Ostseebäderverband Schleswig-Holstein (Hrsg.): Die Ostsee, mit Meer-Gefühl, Prospekt, 1988, HAT, D061/01/32/L-Z/45-80.

Das Foto ist ein Ausschnitt aus einem Bild, das das Ostseeheilbad Dahme auf dem Titel seines Gastgeberverzeichnis verwendet.⁷¹ Auf diesem Bild und weiteren Bildern einer Fotoserie komplettieren ein Mann und ein weiteres Kind das Bild der „glücklichen“ Familie.

Seit den 1970er Jahren bewarb die Tourismuswerbung in vielen Zielgebieten – nach dem Babyboom auch demografisch bedingt – sehr stark Familien mit Kindern. Um die Familienferien als erholsam darzustellen, kümmert sich in diesem Fall nicht die Mutter um das Kind, sondern das Kind streichelt die Mutter und stärkt damit zugleich den – auch im Untertitel „mit Meer-Gefühl“ akzentuierten – emotionalen Genuss eines Ostseeurlaubs. Allerdings gelingt es dem Bild nicht, den Betrachter mit einer integrierenden Bildkomposition oder einem Kameralächeln in die Interaktion einzubeziehen; zudem leidet die Gestaltung unter den nicht zueinander passenden Schrifttypen.

Im Innern wird jede Seite von einem individuell scheinenden, manchmal launigen Kommentar eines Reisenden – oder eines bärtigen, plattdeutsch sprechenden Seemanns – eingeleitet. Diese persönliche Ansprache begleitet jeweils ein über zwei DIN A 4-Seiten reichendes Farbbild, das verschiedene Varianten eines Ostseeurlaubs zeigt: blaue Meeresweite, belebte Strandpromenade, Kinderfreuden, eine Radtour oder auch sportliches Surfvergnügen. Mit guter Motivwahl und hoher Druckqualität wird hier die Vielfalt der Destination beworben, wobei auch der romantische Blick einen gewissen Stellenwert bewahrt.

Auch die einzelnen Bäder veränderten ihre Werbung dementsprechend vor allem in den 1980er Jahren. Timmendorfer Strand zeigte 1976 eine mit einem rutschenden Bikini bekleidete Frau in der laut Bildunterschrift „prickelnden Brandung“.⁷² In dem eingangs zitierten Hohwacht konnte man 1974 „bunten Strandtrubel erleben“, aber auch „immer noch ein bißchen Fischerdorf“ spüren. Das Ostseebad Dahme stellte statt der „Ferien vom Ich“ nun Vergnügen und Jugendlichkeit ins Zentrum der Prospekte. Ältere Menschen – eine wichtige Gruppe unter den Besuchern – wurden kaum abgebildet; in dem Abschnitt über Dahme als Kurort hieß es „Sport, Spiel, Spaß, Fitneß und Geselligkeit für Junge und Junggebliebene.“⁷³

In verschiedenen Bädern glichen sich die Marketingkampagnen der nun oft beauftragten professionellen Werbeagenturen zunehmend an. Innerhalb der Branche gewannen einheitliche Wahrnehmungsmuster eine eigene strukturelle Macht.⁷⁴ Dies führte zu einer Stärkung des „collective gaze“ in der Tourismuswerbung, die immer mehr einen konsumorientierten Erlebnistourismus bewarb. Das beachtliche Wachstum des Ostseetourismus gerade in den 1980er Jahren deutet darauf hin, dass diese Werbung durchaus erfolgreich war.⁷⁵

71 Vgl. Ostseeheilbad Dahme. Gastgeber- und Unterkunftsverzeichnis 1988, HAT D 061/01/32//A-Z u. 00/-45, 45-80 u. 81-.

72 Kurverwaltung Timmendorfer Strand (Hrsg.): Ostseeheilbäder Timmendorfer Strand – Nienburg, 1976, HAT, D 061/01/32//A-Z u. 00/-45, 45-80 u. 81-.

73 Vgl. Ostseeheilbad Dahme. Familienferien, 1988, HAT, D 061/01/32//A-Z u. 00/-45, 45-80 u. 81-.

74 Auch die Analyse von nicht-bildlichen Quellen, etwa den brancheninternen Zeitschriften oder der Entwicklung der Internationalen Tourismus-Börse in Berlin, zeigt eine Professionalisierung und Normierung. Vgl. Pagenstecher, Tourismus (wie Anm. 12), S. 102-104, 141-143, 159-161

75 Die Übernachtungen an der Küste stiegen von 1984 bis 1992 um 37,6%, während der Bundesdurchschnitt nur um 27,2% zunahm: Christoph Becker, Jörg Risiken: Langfristige Entwicklungstrends und ihre wesentlichen Ursachen. Deutsche Zielgebiete in der Reiseanalyse 1984 bis 1992, in: Fremdenverkehrswirtschaft International 28 (1994), H. 4, S. 110 f.

Der Wandel in den Lübeck-Prospekten

Ostsee-Urlaub war aber nicht nur Strandurlaub. Der romantische Blick des Tourismus suchte nicht nur nach der unberührten Natur, sondern auch nach der unberührten Geschichte; somit waren und sind die Hansestädte mit ihren Meisterwerken der Backsteingotik – nicht nur an Regentagen – wichtige Anziehungspunkte.

Eine exemplarische Durchsicht verschiedener Prospekte der Hansestadt Lübeck belegt einen deutlichen Wandel vom romantischen Leitbild unberührter Geschichte der 1950er Jahre zum geselligen Konsumerlebnis im historischen Flair in den 1980er Jahren.⁷⁶ Direkt nach dem Krieg standen architekturhistorische Sehenswürdigkeiten wie Dom und Holstentor im Zentrum. Zunehmend warben die Lübecker Prospekte dann aber mit Geselligkeit: Immer mehr Menschen wurden abgebildet, als Restaurantgäste oder durch die Fußgängerzone flanierende Personen. Statt dokumentarischer Fotos einzelner Bauwerke schufen die Fotografen nun durch Nahaufnahmen und ungewöhnliche Perspektiven ein Potpourri unterschiedlicher Blicke auf historische Details und idyllische Winkel. Im Prospekt von 1949 zeigt ein fast menschenleeres Architekturfoto das „Rathaus vom Marktplatz“ (so die Bildunterschrift). 1973 dagegen sehen wir unter der Überschrift „Lübeck hat einen hohen Freizeitwert – mit Einkaufsstraßen, Sehenswürdigkeiten und dem vielfältigen Angebot einer modernen Großstadt“ den gleichen, nun aber belebten Platz in einem atmosphärischen Durchblick zwischen Pflanzen und Marktständen. Das gotische Rathaus war nicht mehr ein authentisches Kunstwerk als Objekt des romantischen Besichtigungstourismus, sondern fungierte als Kulisse eines historischen Ambientes für den erlebnisorientierten Städtetourismus.

Der Textanteil in den Prospekten sank; die Bilder wurden größer und packender. Mit der Tendenz der Fotografie zum Zoom- und Teleblick folgte die Tourismuswerbung den von Fernsehen und Markenwerbung bestimmten Sehgewohnheiten und versuchte, mit stärkeren Perspektiv- und Distanzwechseln eine fernsehähnliche Dynamik zu erzeugen. Die Animationsversuche der Werbung wurden aggressiver, die Lenkung des touristischen Blicks strenger.

Veranstalter-Kataloge: Ein Titelbild von 1957

Lokale und regionale Prospekte der Fremdenverkehrsvereine hatten aber nur eine begrenzte Reichweite. Der Badeurlaub war häufig eine im Reisebüro gebuchte Pauschalreise, so dass die Veranstalterkataloge einen starken Einfluss auf den touristischen Blick der Urlauber hatten. Als Fallstudie werden daher die Kataloge der Scharnow GmbH, eines der größten deutschen Reise-Anbieter, untersucht.⁷⁷ Scharnow sprach einen breiten, der unteren Mittelschicht zuzurechnenden Kundenkreis an. Das 1953 gegründete Unternehmen ging 1968 in dem neuen Großkonzern TUI auf, blieb aber bis 1990 eine eigenständige Marke.

⁷⁶ Verschiedene Lübeck-Prospekte in: HAT, D 061/01/32//Lübeck.

⁷⁷ Scharnow-Urlaubsfibel bzw. Sommer-Kataloge für Bahn- und Autoreisen der Jahre 1957, 1959, 1963, 1973, 1974, 1976, 1988, HAT, D06/ca.45-80/SCHARNOW, D06/80-90/SCHARNOW, D 06/88-88/TUI.



Abb. 4: Titelseite des Scharnow-Katalogs „Urlaubsfibel“, 1957 (HAT)

Die Titelbilder der Scharnow-Broschüren illustrieren den Aufstieg des Strandtourismus zur touristischen Leitform des 20. Jahrhunderts. In den 1950er Jahren dominierte noch der Wanderurlaub die Reisevorstellungen: Die „Scharnow-Urlaubsfibel“ von 1957 zeigt zentral ein Paar in Sommerkleidung vor einem alpin wirkenden Haus. Darum gruppieren sich gezeichnete typische Blickobjekte der wichtigsten Zielregionen von Strand-, Alpen- und Kulturtourismus. Die Symbole des Badeurlaubs finden sich dabei nur im Norden, am oberen Rand der Titelseite: Um die zentral angesiedelte Strandburg mit Strandkorb herum sehen wir einen das Bild randlich begrenzenden Leuchtturm, einen Fernweh weckenden Ausflugsdampfer, einen den glücklichen Familienurlaub andeutenden Ball, ferner Fahnen, Sonne und einen Seestern. Dies sind die zentralen Symbole von Nord- und Ostsee gleichermaßen, die auch in vielen anderen Broschüren als Gestaltungselemente auftauchen.

Im Übrigen stehen auf dem Scharnow-Titel von 1957 Rheinburg, Schwarzwaldhütte und Alpendorf für die Mittel- und Hochgebirge, Palmen, Zitronen, Chiantiflasche, Dogenpalast und Gondel für Italien. Damit wird der „Süden“ als arkadisch-bukolisches Ziel eines romantischen Blicks illustriert. Goethes „Land, wo die Zitronen blühen“ prägte, etwas venezianisch angehaucht, noch das Italienbild der Pauschaltouristen des Jahres 1957. Der Süden war noch keine Stranddestination.

Ein Jahrzehnt später änderte sich dies: Fröhliche Strandbilder beherrschten die Titelseiten der seit Mitte der 1960er Jahre getrennt publizierten Flugkataloge, während in Bahn- und Autokatalogen Ziele in Deutschland und dem nahen Ausland für den familiären Wanderurlaub ins Zentrum gestellt wurden. Neu einzuführende Ferienorte, allen voran Mallorca, dominierten die Scharnow-Werbung; die etablierte Destination Ostsee behielt aber ihren festen Platz auf den Innenseiten der Kataloge.

Insgesamt wurde der Duktus der anfangs wie ein Schulbuch „Urlaubsfibel“ genannten Broschüren vergnüglicher. Mit wachsender Reiseerfahrung mussten die Nachkriegsdeutschen Urlaubsreisen nicht mehr mit der Fibel lernen, sondern sollten die Urlaubszeit unbeschwert genießen. Vor allem ab Mitte der 1970er Jahre beherrschten lachende Menschen die Titelseiten – zunehmend personalisiert durch herangezoomte Großporträts. Die Formierung einer modernen Tourismusindustrie mit dem Zusammenschluss der etablierten Veranstalter zum Marktführer TUI führte – mit einigen Jahren Verzögerung – zu einer professionelleren Gestaltung der Urlaubskataloge. Nach einer Phase der konzeptionellen Unsicherheit Anfang der 1970er Jahre wurde die Gestaltung klarer und wirkungsvoller. Angelehnt an Schlagzeilen und Großfotos der Illustrierten, verstärkte die personalisierte Werbung ihren animierenden Charakter – ihr Einfluss auf die Wahl des Urlaubsziels nahm dementsprechend zu.⁷⁸

Casino und Strandleben: Die Ostsee im Scharnow-Katalog der 1950er Jahre

Auch auf den Ostsee-Seiten im Innern der Kataloge setzte Scharnow früher als die Ortswerbung auf den „collective gaze“ und das fröhliche Strandvergnügen. Bereits in der Scharnow-Urlaubsfibel von 1957 zeigen die Bilder der beworbenen Ostseebäder – Heiligenhafen, Dahme, Travemünde und Kellenhusen – überwiegend Menschen, die am Strand plantschen oder mit dem Tretboot im flachen Wasser herumfahren. Unberührte Natur oder Geschichte kommt nicht vor; Pflanzen sind ebenso wenig zu sehen wie Gebäude – mit Ausnahme des Casinos von Travemünde.

Das 1914 errichtete repräsentative Gebäude dieses traditionsreichen Casinos ist auf zahlreichen Katalogseiten und Prospekten abgebildet, so auch mit einem eigenen Bild in der Scharnow-Urlaubsfibel von 1959. Mit prominenten Gästen wie dem Schauspieler Curd Jürgens und dem Reeder Aristoteles Onassis⁷⁹ stand es damals für die mondäne Eleganz des „Jet-Set“, das vor allem in den 1960er Jahren in der Tourismuswerbung eine wichtige Rolle spielte. Die Scharnow-Urlaubsfibeln betonten immer wieder, so auch 1959 für Travemünde, die Möglichkeit, einen sparsamen Urlaub zu machen und dennoch an „dem mondänen Treiben auf der Kurpromenade und im Spielkasino“ teilzuhaben. Anhand von Luxushotels, der „Kathedralen des Tourismus“, beschrieb Hans Magnus Enzensberger damals das touristische Leitbild des „High-Life“.⁸⁰ Diese Attraktion des Reichtums war umso wirksamer, wenn die Reisenden nicht selbst in solchen Hotels wohnen konnten. In einem privaten

78 Pagenstecher, *Tourismus* (wie Anm. 12), S. 196 ff.

79 Webseite des Ostseebads Travemünde, <http://www.travemuende.de/tourismus/sehenswuerdigkeiten/casino/index.html> [letzter Zugriff: 06.07.2011].

80 Enzensberger, *Theorie* (wie Anm. 18), S. 165.

Fotoalbum dichtete dementsprechend stolz ein hessischer Teilnehmer einer Gruppenreise an die Côte d'Azur: „Mir war'n in dem versteckten Winkel, wo sonst nur sinn die feine Pinkel.“⁸¹



Abb. 5: „Strandleben an der Ostsee“. Bild in der Scharnow-Urlaubsfibel, 1959 (HAT)

1959 zeigte das zentrale Ostsee-Bild der Scharnow-Urlaubsfibel laut Überschrift das „Strandleben an der Ostsee“: Viele Flaggenwimpel und ein grüner Hügel im Hintergrund geben dem insgesamt recht statischen Foto einen Rahmen. Statt eines – in vergleichbaren Bildern südlicher Strandziele noch vorherrschenden – romantischen Blicks auf üppige Vegetation oder unberührte Meeresweite sehen wir hier einen gut besuchten Strandabschnitt voller Strandkörbe. Zentral sitzt ein Vater mit zwei Kindern, offenbar seinen Söhnen, in einer Strandburg mit Fahnen, daneben sitzen zwei weitere Kinder, vielleicht seine Töchter. Alle sind an diesem offenbar windigen Tag bekleidet; nur ein Mann im Hintergrund kommt wohl gerade vom Schwimmen. Erstaunlicherweise ist auf diesem Bild keine Frau zu sehen.

Mit der Strandburg stellte Scharnow 1959 eine aus dem Kaiserreich stammende, spezifisch deutsche und oft national aufgeladene Strandtradition ins Bildzentrum.⁸² Auch die zahlreichen Fahnen und die Matrosenkleidung der Kinder zeigen Kontinuitäten einer Maritimität wilhelminischer Prägung. Die rasch aufgeschütteten Wälle der Strandburg haben freilich nichts mehr von der sorgfältigen Anlage und wettbewerbsreifen Verzierung der in vielen Ortsprospekten der Vorkriegszeit und noch dem Dahme-Prospekt von 1950 gezeigten Strandburgen. Die Fähnchen sind nun Werbeartikel der Fotofirma Agfa; statt nationaler Trutzsymbolik zielt die Strandburg hier jenseits ihrer reinen Nutzenanwendung als Windschutz

81 HAT, Album N. 14/1979, REPR/N.

82 Vgl. Kimpel, Werckmeister, Die Strandburg (wie Anm. 34); Michael Diers: Sandburgenbau, in: Altonaer Museum (Hrsg.): Saison am Strand. Badeleben an Nord- und Ostsee. 200 Jahre, Herford 1986, S. 139-141.

vor allem auf die Reviermarkierung gegenüber zu nahe rückenden Nachbarn. Eine ordentliche und arbeitsame Selbstdarstellung war nicht mehr so wichtig. Der Urlauber wird hier mit einem Habitus dargestellt, der auch in vielen privaten Urlaubsfotos dieser Zeit aufscheint: Am Strand als entformalisiertem Raum genießt der Wohlstandsbürger des „Wirtschaftswunders“ zufrieden seinen wohlverdienten Urlaub.⁸³

Hotelzimmer und Schwimmbad: Die Ostsee im Scharnow-Katalog der 1970er Jahre

In den Folgejahren wandelte sich dieses Bild allmählich. In der Broschüre von 1966 wurde ein großes Foto mit Brandungswellen ins Zentrum gestellt, möglicherweise gegen das manchmal langweilige Image der wellenlosen Ostsee. Die Strandburg verschwand aus der Scharnow-Werbung; das Casino verlor an Gewicht.



Abb. 6: Bild auf den Ostsee-Seiten im Scharnow-Katalog Bahnferien, Sommer 1973 (HAT)

Stattdessen rennt im Katalog von 1973 eine Gruppe von drei jungen Erwachsenen in Badekleidung lachend aus dem Wasser. Dreiergruppen – stets zwei Frauen und ein Mann – wurden in dieser Zeit bei vielen Scharnow-Destinationen abgebildet, teilweise auch auf dem Katalog-Titel. Sie werben als bewusst offen gehaltene Konstellationen für einen geselligen Strandurlaub mit Freunden ebenso wie für mögliche sexuelle Annäherungen.⁸⁴

Anders als auf den Titelseiten blieb der Anteil solcher Großfotos und Porträts auf den Innenseiten der Kataloge aber gering. Die Bilder waren belebt; die Abgebildeten waren aber keine Models, sondern „Menschen wie du und ich“. Einheimische waren – außer am Rande als Kellner – auf keinem Bild als solche zu erkennen. Diese Fotos dienten primär der Infor-

83 Vgl. Pagenstecher, *Tourismus* (wie Anm. 12), S. 435-437; ders., *Private Fotoalben* (wie Anm. 52), S. 11, 13.

84 Am Beispiel des Katalogtitels von 1971: Pagenstecher, *Tourismus* (wie Anm. 12), S. 378.

mation über das vorhandene Mobiliar; eine animierende und personalisierte Imagewerbung blieb den Titelseiten, den Plakaten oder der Fernsehwerbung überlassen. Dementsprechend beschränkten sich die Texte häufig und zunehmend auf trockene Aufzählungen der Sport- und Freizeitmöglichkeiten.

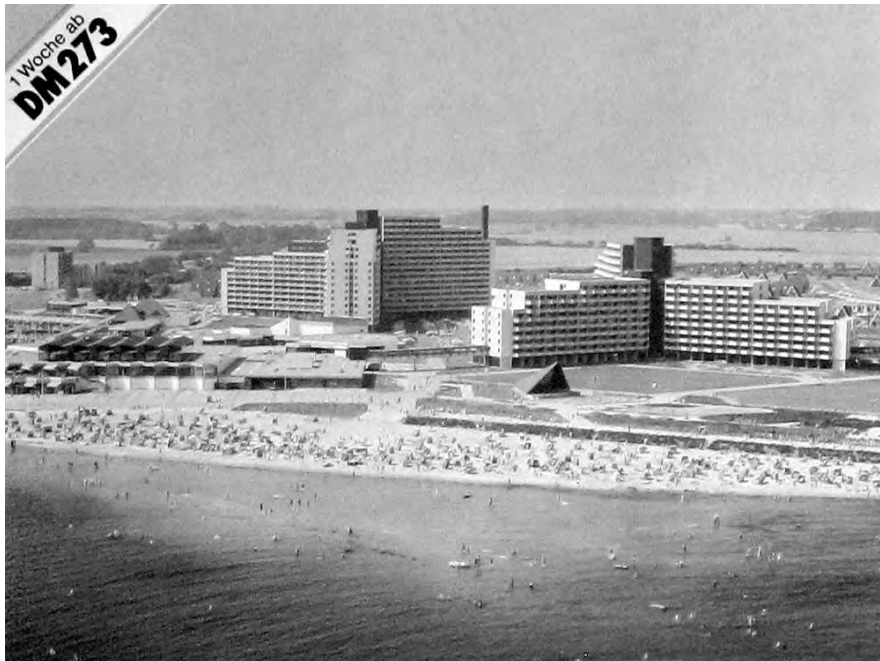


Abb. 7: Damp 2000-Seite im Scharnow-Katalog Europa mit Bahn und Auto, Sommer 1976 (HAT)

Besonders deutlich wird dies auf der Seite des Scharnow-Katalogs von 1976. Der Strand ist nur noch auf einem Bild in der Ferne zu sehen. Stattdessen wurden verschiedene Aspekte der Hotels und der touristischen Infrastruktur gezeigt. Neben die Gesamtansichten der Gebäude – bei den Großkomplexen der Ostseeküste wie Damp 2000 fast nur als Luftbild möglich – traten immer mehr Bilder des Swimming-Pools, der Hotelzimmer, der Bar, des Restaurants und der Sportangebote.

Wie auch an den südlichen Stränden verdrängte der Swimming-Pool, diese „much better-managed version of the beach“,⁸⁵ zunehmend das Baden im Meer von den Katalogbildern ebenso wie aus dem Urlaubsalldag. Schon 1966 waren bei jedem Ort moderne Schwimmhallen und überdachte Meerwasserbecken in Fettdruck angepriesen worden. Nun zeigten immer mehr Bilder, wie sich – in der Regel weibliche, junge, schlanke – Gäste in Sauna, Pool oder Erlebnisbad vergnügten. Angesichts des wachsenden Konkurrenzdrucks der immer leichter erreichbaren südlichen Sonnenstrände investierten die westdeutschen Ostseebäder massiv in

85 Löfgren, *On Holiday* (wie Anm. 3), S. 235 f.: „The vacation pool culture shows an immense degree of standardization.“ Vgl. u.a. Pagenstecher, *Tourismus* (wie Anm. 12), S. 401, 414.

touristische Angebote für Regentage und zur Verlängerung der Saison. „Das Ostseebad der vier Jahreszeiten“ – so nannte Scharnow 1973 die neu errichtete Destination Damp 2000.

In einer Zeit, in der der aktive Fitness-Urlaub in aller Munde war, wurden vor allem die vielfältigen Sportmöglichkeiten der Scharnow-Ferienzentren beworben: „Man trimmt sich Tag und Nacht: Sporthalle, Kurwald, Diskothek“, hieß es 1974 über Damp. Meist zeigen die Fotos freilich eher erholsame Vergnügen wie einen Restaurant- und Diskobesuch oder Ausflüge mit Pferdewagen und Jeep.

Neben dem „riesige[n] Sportprogramm“ und den geselligen Konsumerlebnissen an Pool und Bar präsentierten die Kataloge mit dem Hotelzimmer immer mehr das engere Umfeld der Urlauber. Die eigenen vier Wände gaben als „environmental bubble“ auch unerfahrenen Reisenden die gewünschte Sicherheit; Komfort und Verwöhntwerden standen im Zentrum des Urlaubserlebnisses.⁸⁶ Früher noch als in Südeuropa setzten auch die großen Reiseveranstalter wie Scharnow immer mehr auf die Vermietung von Ferienwohnungen und Appartements.

Die abgebildete Seite des Scharnow-Katalogs zeigt die für die Veranstalterkataloge der Zeit typischen faktenreichen Aufzählungen konkreter Informationen über die touristischen Infrastrukturen. Statt blumiger Erlebnis-Verheißungen lockten die Veranstalter die Kunden mit den technischen Daten eines standardisierten Serienprodukts. Der Ostseeurlaub der großen Reisekonzerne war ein Konsumerzeugnis, das durch Normung, Montage und Serienfertigung in rationalisierter Massenproduktion hergestellt und vertrieben wurde. Das Meer bildete hier – an der Ostsee genauso wie im Süden – nur noch eine visuell wahrgenommene Kulisse.

Damp 2000: Appartementburgen im Scharnow-Katalog

Musterbeispiel dieser fordistischen Rationalisierung des Reisens war Damp 2000, die – abgesehen vom nicht in Betrieb gegangenen nationalsozialistischen Prora – größte Urlaubsfabrik an der deutschen Ostseeküste.

In den 1960er Jahren subventionierte die schleswig-holsteinische Landesregierung mehrere große Entwicklungsprojekte. Die auch von der Zonenrandförderung profitierenden 16 Komplexe – etwa die Wohntürme am „IFA-Südstrand“ in Burgtiefe auf Fehmarn, das „Ferienzentrum“ Weißenhäuser Strand oder Damp 2000 – steigerten die gewerbliche Bettenkapazität in kurzer Zeit um 50%.⁸⁷ Damp 2000 war das bekannteste dieser Retorten-Bäder. Schon der Name des auf der grünen Wiese geschaffenen Badeortes symbolisierte 1973 die optimistische Faszination der Moderne: Das Jahr 2000 war noch in weiter Ferne, der Prospektuntertitel fügte dem Damp 2000 noch ein „ostsee modern“ hinzu. Dieses Retorten-Bad bemäntelte seine moderne Funktionsweise nicht innerhalb eines bestehenden Ortes oder

86 Die Anlässe für Reklamationen bei der TUI spiegelt die Relevanz dieser Schutzblase für das Urlaubserlebnis wider: 42% betrafen die Ausstattung der Zimmer; vgl. Regina Schlotmann: Das Reisevertragsgesetz. Theorie und Praxis. Eine empirische Untersuchung über Reisereklamationen von Pauschaltouristen, Bochum 1992, S. 154-156.

87 Virtuelles Museum, Tourismus in der Nachkriegszeit, http://www.vimu.info/general_04.jsp?id=mod_31_4 [letzter Zugriff: 06.07.2011].

in historisierender Architektur, sondern drückte sie im zukunftsgerichteten Namen und in moderner, zeitgemäßer Architektur stolz aus.

Das seit 1968 geplante Tourismuszentrum wurde 1973 eingeweiht; 1974 kam eine Kurklinik, später eine Pflegeschule und in den 1990er Jahren ein Fun & Sport Center hinzu.⁸⁸ Bei Drucklegung des Katalogs von 1973 war das in Bau befindliche Feriencenter – „Belegungsmöglichkeit ab 13.6.73“ – noch nicht abbildbar, wurde aber schon euphorisch beworben: „Brandneu, hochaktuell, nach den neuesten Erkenntnissen des Fremdenverkehrs errichtet, so stellen wir Ihnen dieses Seebad vor.“

Die neuen Bettenburgen an der Ostsee stießen – angesichts der in den 1970er Jahren allgemein wachsenden Skepsis gegenüber den „unwirtlichen Städten“ der Moderne – aber auch auf Kritik. „In zehn Jahren sind das hier Slums“, prophezeite der Spiegel 1972.⁸⁹



Abb. 8: Bauboom an der Ostsee. Großprojekte zwischen Lübeck und Flensburg, Spiegel 28/1972.

Die Gäste der nun „Feriencentren“ genannten Seebäder waren aber offenbar zufriedener als die Journalisten.⁹⁰ Gerade in Damp waren die ersten Buchungszahlen sehr positiv. Die

88 Der medizinische Bereich wurde dabei immer wichtiger für die Betreiberfirma Damp Gruppe, nach eigenen Angaben Norddeutschlands größtes Gesundheitsunternehmen, <http://www.damp.de>; vgl. auch die Angebote auf <http://www.ostseebad-damp.de/> und <http://www.damp-urlaub.de> [letzter Zugriff: 06.07.2011].

89 Der Spiegel (1972), H. 28, S. 56.

90 Vgl. Der Fremdenverkehr 26 (1974), H. 4, S. 26.

Ölkrise und der sommerliche Fluglotsenstreik brachten just 1973 eine „Renaissance des Deutschlandurlaubs“ mit beachtlichen Zuwachsraten, so die ZEIT am 5. Oktober 1973: „Selbst die vielgeschmähte deutsche Ostseeküste partizipierte an diesem Boom [...]. Einen erheblichen Anteil an den gefüllten Ostseebetten verbuchten die neuen Ferien-Zentren [...]. Newcomer ‚Damp‘ beispielsweise brachte es bei 7 000 Betten in vier Monaten auf mehr als 250 000 Übernachtungen, allen kritischen Einwänden gegen die ‚häßlichen Ferienmaschinen‘ zum Trotz.“⁹¹

Die lokale Prospektwerbung von Damp 2000 war gleichwohl besorgt, eher traditionell orientierte Reisende nicht zu verschrecken: In einer bemerkenswerten Unterscheidung lobte das 1981 erschienene Faltblatt die „Möglichkeiten, modernen Urlaub oder auch ruhige und private Ferien zu erleben.“⁹² Die Modernität brachte offenbar noch sieben Jahre nach Inbetriebnahme des Ferienzentrums Probleme mit sich, denn der Prospekt versprach Infrastrukturanpassungen wie „Straßenbau mit Beleuchtung“, um den Gästen „das Bild eines geordneten Gemeinwesens zu zeigen.“

Scharnow dagegen griff das kritische Wort „Bettensburg“ im Katalog von 1974 selbstbewusst auf: „Zeltdachhäuser und Appartementburgen auf der grünen Wiese“. Wie an der Adria oder auf Mallorca nutzten die Veranstalter die visuelle Traditionslosigkeit neu erschlossener Destinationen, um eigene Bilder zu setzen. Erst in den 1980er Jahren wurde das „2000“ gestrichen und das „Ostseebad Damp“ als „einziges kurtaxfreies Seeheilbad an der Ostsee“ beworben. Die Luftbilder im Katalog ließen den Gast aber nicht im Zweifel über die ihn erwartende Hochhausarchitektur. Die fordistische Moderne wurde nicht mehr kritisiert oder gefeiert, hatte sich aber im Tourismus etabliert und funktionierte.

Eine Vorbildfunktion hatte sie in den aufziehenden postindustriellen Zeiten aber nicht: In den späten 1970er Jahren strich das Land Schleswig-Holstein Subventionen und lehnte weitere Großbauprojekte ab. Moderne Urlaubsfabriken wie Damp 2000 blieben in Deutschland eine Ausnahme. Anders war dies im Ausland, wo zur gleichen Zeit in Val d’Isère, La Grande Motte oder Torremolinos zahlreiche rationalisierte Ferienzentren mit moderner Hotelarchitektur entstanden.

Zur *Visual History* des Ostsee-Tourismus

Die wenigen hier präsentierten Beispiele belegen eine Veränderung des touristischen Blicks auf die Ostsee im Verlauf der Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg. An die Stelle des romantischen, pflanzenumrankten Blicks vom Steilufer auf den leeren Strand trat das lebhaftere Strandvergnügen. Das industriell organisierte Sportangebot der großen Ferienzentren wurde wichtiger als das Schnuppern an der mondänen Casino-Welt. Doch war der „collective gaze“ an der Ostsee schon vor dem Zweiten Weltkrieg, ja bereits im 19. Jahrhundert, stärker in der touristischen Wahrnehmung verankert als bei anderen Tourismusarten und -zielen, etwa bei Städtewerbung oder Italienreisen. Nicht nur bei den Urlaubsfabriken war die Ostsee ein Vorreiter der touristischen Entwicklung der Moderne.

91 Reisebilanz 1973: Verrückte Saison, in: Die Zeit v. 5.10.1973, <http://www.zeit.de/1973/41/verruete-saison> [letzter Zugriff: 06.07.2011].

92 Damp 2000, Unterkunftsverzeichnis, 1981, HAT, D 061/01/32//A-Z u. 00/-45, 45-80 u. 81-.

Wie weit diese Ergebnisse über Schleswig-Holstein hinaus verallgemeinerbar sind, müssen weitere Studien zeigen. Wie die einzelnen Reisenden mit diesen, ihnen von der Werbung nahe gebrachten Blickmustern umgingen, ist noch zu untersuchen, etwa anhand von privaten Urlaubsbildern. Zudem müssen neben dem Strandleben weitere ostseespezifische Elemente des touristischen Blicks betrachtet werden. Zu denken wäre etwa an die Hanse, die Backsteingotik,⁹³ die Fischer- und Piratenromantik in ihren unterschiedlichen Ausprägungen oder die Rolle bekannter Literaten wie Thomas Mann, Gerhart Hauptmann oder Günter Grass für die Tourismuswerbung und -praxis ihrer Herkunfts- oder Urlaubsorte.

Ein internationaler Vergleich des touristischen Blicks auf die Ostsee scheidet einstweilen noch an der disparaten Quellenlage. Es gibt kaum entsprechendes Vergleichsmaterial zu ostdeutschen oder polnischen Bädern, da im Sozialismus wenige Prospekte hergestellt wurden. Hier sind andere Bildquellen wie etwa Ansichtskarten und private Fotografien zu finden und zu analysieren. All diese Quellen müssen zudem zunächst gesammelt und für die Forschung erschlossen werden.

Studien zu früheren Epochen des Ostseetourismus, aber auch zu anderen Regionen deuten freilich darauf hin, dass der touristische Blick in verschiedenen Ländern beachtliche Übereinstimmungen aufweist. So bemerkenswert diese über Sprach- und Systemgrenzen reichenden Gemeinsamkeiten sind, so bleibt doch die Frage offen, ob sie die Ostsee als einen gemeinsamen Kulturraum definieren, dem Mittelmeer Fernand Braudels vergleichbar. Diese Ähnlichkeiten lassen sich auch interpretieren als ortsungebundene Charakteristika eines europäischen, ja weltumspannenden, zunehmend entorteten Tourismus.

Summary

This paper develops approaches towards a visual history of Baltic tourism. Following an introduction to leitmotifs and construction patterns typical for tourist perceptions of “gaze”, it analyzes the representation of Baltic nature and culture in selected tour operator brochures and local leaflets, focussing on West German tourism after World War II.

The tourist “gaze” constitutes the visual consumption of symbols that we call tourism. The visual perception of the Baltic sea combines the “romantic” and “collective gaze”, leitmotifs in different manners varying over time and type of tourism. Exemplary pictorial analyses of tourist advertising for the Baltic coast of Schleswig-Holstein demonstrate the changes during the post-war decades: The romantic gaze on the “hour-wide natural beach” gave way to the “lively beach bustle” of the collective fun tourism. Big holiday centres with industrially organised sports facilities replaced the Wilhelminian sand castle.

93 Gerade auch im Hinblick auf die touristische Etablierung der „Europäischen Route der Backsteingotik“, <http://www.eurob.org> [letzter Zugriff: 06.07.2011]; Iris Engemann: Danzig versus Gdańsk – die Geschichte wird besichtigt. Deutsche und polnische Reiseführer im Vergleich, in: *Inter Finitimos* 5 (2007), S. 137-142; Matthias Müller: Der Mythos von der „Bürgerkathedrale“. Die Backsteinkirchen in den Hansestädten des Ostseeraums als Symbol bürgerlicher Emanzipation?, in: Götz, Hackmann u.a. (Hrsg.): *Ordnung des Raums* (wie Anm. 29), S. 270-307.

Sommer, Sonne ... Fluchtgefahr? Ostseetourismus in der DDR

von Heike Wolter

Vorbemerkung

„Sommer, Sonne, Sonnenbrand“ – so beginnt ein bekannter Schlager aus der DDR. In Analogie dazu ließe sich der DDR-Ostseetourismus beschreiben – Sommer, Sonne ... Fluchtgefahr?

Ehemalige DDR-Bürger erinnern sich beim Thema Reisen mehrheitlich an Sommer und Sonne – und vielleicht (n)ostalgisch beschönigend auch an all die Unwägbarkeiten, die es zu meistern galt. Der „Rest der Welt“ denkt an Repression und Einsperrung, an Grenzsoldaten und Patrouillenboote. Keine der beiden Sichtweisen wird dem Phänomen „Ostseetourismus in der DDR“, das hier näher beleuchtet wird, vollständig gerecht.

Die folgenden Überlegungen nehmen daher beide Bereiche in den Blick: Einerseits werden Existenzbedingungen und Charakteristika des Ostseetourismus in der DDR vorgestellt, andererseits wird der Aspekt der „Fluchtgefahr“ – nicht nur verstanden als unmittelbare Desertion, sondern auch als mentale Befreiung von den ideologischen Vorgaben des Staates – beleuchtet.

Die DDR war in 15 Bezirke unterteilt, einer von ihnen der Ostseebezirk Rostock mit dem gleichnamigen Verwaltungszentrum. Er zeichnete sich durch ein industriell nur wenig erschlossenes, agrarisch geprägtes Binnenland sowie einen vor allem aus Handels- und Tourismusgründen bedeutsamen Küstengürtel von rund 340 Kilometern Länge aus. Im Gegensatz zur übrigen DDR spielte hier der Tourismus eine entscheidende Rolle. Dies betraf nicht nur die Tatsache, dass besonders viele DDR-Bürger am Meer Urlaub machen wollten und dabei vor allem die Angebote des staatlichen Erholungswesens und teilweise auch von Privatanbietern nutzten, sondern auch internationale Gäste, die sonst wenig Interesse am Reiseziel DDR zeigten.

Zentrale Zäsuren der DDR-(Vor)Geschichte – 1949, 1953, 1961 und 1989 – weisen, bezogen auf den Tourismus im Ostseebezirk, eine spezifische Form auf.



Abb. 1: Die gesamte Ostseeküste der DDR war Grenzgebiet. Q: Privatbesitz.



Abb. 2: Viele Strandabschnitte waren auf Wunsch der Urlauber für FKK reserviert. Q: Privatbesitz.



Abb. 3: In der Hauptsaison war der Strand stets stark gefüllt und die Nachfrage immer höher als das Angebot. Q: DDR-Postkarte aus Privatbesitz.

Die Erholungslandschaft Ostseeküste

Das Gebiet um die Ostseeküste war die größte zusammenhängende Erholungslandschaft der DDR und auch die am stärksten frequentierte.¹ Die nachfolgende Übersicht zeigt, welche staatlichen Anbieter von UnterkunftsKapazitäten im Ostseetourismus 1989 vorrangig agierten.²

Küstenlandschaft – ausschließlich Ostseebezirk Rostock	
FDGB	21,0%
VEB Reisebüro der DDR	11,2%
Betriebe	24,3%
Campingplätze	43,5%

Aus der Tabelle wird ersichtlich, dass im Bereich des organisierten Küstentourismus nicht der FDGB führte, sondern aufgrund der Kapazitätsmängel in den Ferienheimen der Gewerkschaft und der Betriebe bis 1989 vor allem Camping eine herausragende Stellung einnahm. Dabei waren die Angebote – Unterkunft in festen Quartieren mit Vollverpflegung, Anreise und „Urlauberbetreuung“ beim FDGB und Stellplatz- ggf. auch Bungalowvermittlung für die Zeltplätze – qualitativ nicht vergleichbar. Das Reisebüro, welches frei verkäufliche Reisen an die See anbot, spielte eine untergeordnete Rolle.

Im verfügbaren Küstenraum gesellten sich zu den traditionell genutzten Erholungsflächen – besonders in den Seebädern – neu erschlossene Abschnitte.³ Ab den 1970er Jahren weitete sich der Ostseetourismus durch den steigenden Motorisierungsgrad ins Inland aus.⁴

An der Ostseeküste lagen zahlreiche „staatlich anerkannte Erholungsorte“⁵ – einschließlich der Seebäder⁶ –, die aufgrund ihrer landschaftlichen Lage, der bioklimatischen Bedingungen und der infrastrukturellen Ausstattung für die Erholung einen besonderen Schutzstatus genossen.⁷ In ihnen galt die Kurortverordnung;⁸ beispielsweise zahlten Rei-

1 Die Zahlen des Statistischen Jahrbuchs weisen zwischen der unmittelbaren Nachkriegszeit 1947 und 1989 in etwa eine 40-fache Steigerung der Urlauberzahlen aus: Zwischen den 50er und 80er Jahren variieren die Verhältnisse zwischen 1:12 und 1:5, zwischen 1970 und 1989 zeigt sich immerhin noch eine Verdoppelung. Am aussagekräftigsten ist die letzte Angabe, da bis 1969 nur die Zahlen aus den Ostseebädern in die Berechnung einfließen, später aber von allen Urlaubern der Küstenregion, auch jenen, die sich nicht in den als Kurort ausgewiesenen Seebädern aufhielten. Vgl. Zentralverwaltung für Statistik (Hrsg.): Statistisches Jahrbuch der DDR, verschiedene Jahrgänge.

2 Ellenor Oehler: Erholungswesen. Leitung, Organisation, Rechtsfragen, Berlin 1989, S. 90.

3 Vgl. Klaus Marold: Seebäder und Erholungswesen im Rostocker Bereich, Leipzig 1966; Karl Timmel: Die Entwicklung des Erholungswesens im Bezirk Rostock, unveröff. Manuskript, 1988.

4 Vgl. Gertrud Albrecht, Wolfgang Albrecht: Die Entwicklung der Gebietsfunktion Erholung im binnenländischen Mecklenburg von 1945–1989, in: Wolfgang Albrecht (Hrsg.): Mecklenburg-Vorpommern, Tourismus im Umbruch, Greifswald 1991, S. 40-56.

5 Zu den Anerkennungskriterien vgl. Oehler, Erholungswesen (wie Anm. 2), S. 94 f.

6 Vgl. beispielhaft Dietrich Gildenhaar: Seebad Ahlbeck 1700–2002, eine geschichtliche Übersicht, Heringsdorf 2002.

7 Vgl. Staatliche Anerkennung als Erholungsort, o.J., in: Landesarchiv Greifswald [LG], Rep. 200 II. 8.3.2.79, unpag.

8 Verordnung über Kurorte, Erholungsorte und natürliche Heilmittel=Kurortverordnung vom 03.08.1967, in: Gesetzblatt der DDR, Tl. II, 88/22.09.1967.

sende dort eine Kurtaxe, die für „Zwecke des Kur- und Erholungswesens“ ausgegeben wurde.⁹

Der Osteetourismus zeigte sich bis 1989 als klassischer Einsaisontourismus, wobei in den Sommermonaten Juli und August eine starke Besucherkonzentration auftrat.¹⁰ Obwohl staatliche Stellen – allen voran der FDGB, dessen Legitimation erheblich von seiner Fähigkeit abhing, das selbst gesetzte Versprechen, alle Reisewünsche der Werktätigen zu erfüllen – und Medien immer wieder das außersaisonale Reisen propagierten,¹¹ standen dem sowohl Ausstattungsprobleme als auch persönliche Vorlieben der Reisenden entgegen.



Abb. 4: Der FDGB bemühte sich um eine Auslastung auch außerhalb der Hochsaison. Q: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.): „Endlich Urlaub!“ Die Deutschen reisen. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bonn, 6. Juni bis 13. Oktober. Köln 1996. Haus der Geschichte, Bonn.

9 Vgl. Sybille Eberle: Zur Kasse, bitte!, in: Wochenpost v. 20.06.1969.

10 Vgl. Heike Wolter: „Ich harre aus im Land und geh, ihm fremd ...“. Die Geschichte des Tourismus in der DDR, Frankfurt a.M. 2005, S. 133 f.

11 Das entsprechende FDGB-Plakat „Ausgerechnet Juli?“ stammt aus dem Jahr 1962, behält jedoch seine Gültigkeit bis 1989. Vgl. Claus-Ulrich Selbach: Reise nach Plan. Der Feriendienst des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes, in: Haus der Geschichte (Hrsg.): Endlich Urlaub! Die Deutschen reisen. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1996, S. 65-76, hier S. 70.

Werbend hieß es 1972 beispielsweise in einem Artikel:

„Die, die jetzt [außerhalb der Hauptsaison; H. W.] hier sind, sehen doch mehr, weil sie weniger sehen müssen, und das wollen sie genießen! Der Strand ist sauber und scheint weit [...] die Zahl derjenigen, die sich an der See tatsächlich erholen wollen, die die auf See- und Waldwanderungen erworbene rot-frische Bräune einer Sonnenbrand-Kur vorziehen, [ist] weitaus größer geworden“.¹²

Doch schon einige Zeilen darauf wird im selben Artikel kritisch bemerkt: „Schade, denkt man, allein hier in Zingst und Prerow, 10 Heime, die nicht geheizt werden können, die mit allen Betten, Küchen und mitunter auch gastronomischen Einrichtungen bis zum nächsten Sommer leer stehen.“ Bis 1989 gelang es nicht, den Trend zum (Hoch-)Sommerurlaub zu verändern.

Wiederholt wurde auch darüber spekuliert, warum als Teil des Ostseetourismus in der DDR die Freikörperkultur – FKK – im Laufe der Zeit eine herausragende Stellung erlangte. Dass tatsächlich die starken Reglementierungen im staatlichen Bereich zu einer Nischengesellschaft führten, in der das Private Vorrang hatte,¹³ kann vermutet werden. Ein Zeitzeuge resümierte rückblickend: „Es war zu DDR-Zeiten die einzige Möglichkeit, unsere Freiheit auszudrücken, indem wir an den FKK-Strand gingen.“ Der Sexualforscher Kurt Starke meinte ergänzend: „Hier [beim FKK; H. W.] haben sich die Menschen in der DDR auch eingerichtet. [...] Die Bürger haben sich dann ihre Freiheiten auch geschaffen, sehr im privaten Raum.“¹⁴

Dabei waren die Anfänge der FKK-Bewegung in der DDR nicht einfach. Die DDR-Führung befürchtete zunächst, dass sich FKK-Urlauber der staatlichen Kontrolle entziehen könnten, und verbot daher in der Badeordnung der DDR die Bildung von Vereinigungen, die die Freikörperkultur organisierten, förderten oder propagierten.¹⁵ Sie akzeptierte diese aber als individuelle Vorliebe. Es hatte sich aus staatlicher Sicht nämlich herausgestellt, dass alle Bedenken umsonst waren: FKK war eine Möglichkeit, den Bürgern ein Stück individuelle Freiheit zu gewähren, ohne dass dies systemgefährdend wäre. Deshalb wurde in derselben Ordnung bereits 1956 das Nacktbaden an bestimmten Strandabschnitten gestattet, sofern die Badenden nicht gesehen werden konnten.¹⁶ Mit diesem Zugeständnis begann eine Entwicklung, bei der FKK-Plätze zunächst geduldet und schließlich legalisiert wurden. Schon 1969 gab es an der Ostsee 40,4 km FKK-Strände, fünf Jahre später bereits 47,6 km.¹⁷ In den 1980er Jahren hielt sich – aufgrund der hohen Verbreitung der FKK – kaum noch jemand

12 Susanne Statkova: Ohne Souvenir – aber wunderbar. Eine Reise an die herbstliche Ostsee, in: Berliner Zeitung v. 22.10.1972, S. 3.

13 Vgl. individuelle Einschätzungen von FKK-Anhängern aus der ehemaligen DDR (Retrospektivreportage) bei Susanne Gerecke: Die Nackten und die Roten – FKK in der DDR, in: Spiegel TV v. 2000.

14 Reportage: Damals in der DDR, Tl. 2: FKK, in: MDR v. 14.06.1999.

15 Vgl. „Was blieb, war die Kapitulation [des Staates vor den Nacktbadenden; H. W.]“ bei Gerecke, Die Nackten und die Roten (wie Anm. 13).

16 Vgl. Anordnung zur Regelung des Freibadewesens vom 18.05.1956, in: Gesetzblatt der DDR, Tl. I, 50/6.6.1956.

17 Vgl. FKK, in: LG, Rep. 200 II. 8.3.2.188, unpag.

an abgesteckte FKK-Flächen. Es waren vereinzelt sogar FKK-Campingplätze entstanden, der bekannteste in Prerow auf dem Darß.

Verwirklichung eines „Ferienplans“ – Entwicklung des Ostseetourismus 1945 bis 1953

Bereits kurz nach Kriegsende – die Menschen waren angesichts der großen Zerstörungen noch weitgehend mit der Existenzsicherung befasst – forderte die sowjetische Militäradministration die Einrichtung eines staatlich geleiteten Erholungswesens als Teil des Aufbaus einer sozialistischen Gesellschaft. Dazu gehörte die Idee einer umfassenden staatlichen Fürsorge für den Einzelnen, die sich auch im Tourismus ausdrücken sollte. Schon 1946 regelte ein Befehl der SMAD den bezahlten Urlaubsanspruch für alle Arbeiter, am 20.03.1947 – also lange vor Gründung der DDR – wurde der Feriendienst des FDGB mit dem Ziel initiiert, als Reisemittler im „Sozialtourismus“ aufzutreten. Dieser unterschied sich von freien touristischen Formen durch seinen Anspruch, als soziale Unterstützung zu fungieren. Nicht das private Reisen aus Vergnügen stand im Mittelpunkt, sondern der Wille zur sozialen Kontrolle, sozialen Sicherung und zur Wiederherstellung der Arbeitskraft. Das bedeutete, Ferienreisen anzubieten, „deren Preisniveau so niedrig ist, dass es nicht zu einem Faktor wird, der die Teilnahme am Tourismus verhindert“.¹⁸ Mit dieser Idee knüpfte der FDGB an sozialtouristische Vorstellungen der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, den gewerkschaftlich organisierten Tourismus in der UdSSR, aber auch – ohne diesen Bezug zu erwähnen – an die KdF-Reisen der Nationalsozialisten an.¹⁹

Der Ostseeküste und dem nach der Auflösung der Länder entstandenen Ostseebezirk Rostock kam bei den touristischen Planungen eine besondere Bedeutung zu. Dies lag zum einen an den Präferenzen der Urlauber, die sich mehrheitlich nach Strand und Sonne sehnten, zum anderen aber an der bereits vorhandenen Infrastruktur, die (wieder) für den Fremdenverkehr nutzbar gemacht werden sollte.

Aufgrund der bisherigen Anbieterstruktur und der Kriegszerstörungen konnte sich das Angebot des Feriendienstes zunächst jedoch nur auf wenige Erholungsheime und Betten in Privatquartieren stützen. Aber bereits im ersten Jahr, 1947, war es so möglich, 17 500 Urlaubern eine Reise anzubieten. 1948 übergab die SMAD enteignete Gebäude an der Ostseeküste, darunter Villen und Schlösser, an den Feriendienst. Dies wurde von entsprechenden Propagandamaßnahmen begleitet, um deutlich zu machen, dass erst im Sozialismus für alle Menschen die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben in vollem Umfang gewährleistet sei. So betonte eines der ersten Plakate des FDGB-Feriendienstes, die Kurorte gehörten nun den Werktätigen.²⁰

18 Margita Großmann: Funktionen des Fremdenverkehrs in der sozialistischen Gesellschaft, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Hochschule für Verkehrswesen Dresden 4 (1985), S. 771-786, hier S. 781.

19 Vgl. (überblicksartig mit weiterführenden Verweisen) Wolter, „Ich harre aus“ (wie Anm. 10), S. 430-436. Speziell zu den Schiffsreisen vgl. Andreas Stirn: Traumschiffe des Sozialismus. Die Geschichte der DDR-Urlauberschiffe 1953-1990, Berlin 2010.

20 Plakat des FDGB, 1950, <http://www.hdg.de/lemo/objekte/pict/DieZuspitzungDesKaltenKrieges-plakatDieKurorteGehoren/index.html> [letzter Zugriff: 08.01.2012].

1953 stellte – nicht nur wegen des Arbeiteraufstandes vom 17. Juni – eine einschneidende Zäsur gerade auch im Ostseebezirk dar. Die weiterhin aus staatlicher Sicht dringend benötigten Kapazitätserweiterungen wurden nämlich mit illegalen Mitteln durchgesetzt. Am bekanntesten wurde in dieser Hinsicht die „Aktion Rose“, eine großangelegte Enteignungsmaßnahme.²¹ Unter diesem Decknamen verbarg sich eine konzertierte Polizei- und Justizmaßnahme. Vorwiegend wurden zwischen dem 10. Februar und 10. März 1953 Eigentümer von Hotels, Pensionen und Gaststätten wegen angeblicher Wirtschaftsdelikte und dem Verdacht auf Agententätigkeit für die BRD untersucht. Dies geschah im gesamten Küstengebiet der DDR mit Schwerpunkten auf Rügen und Usedom, in Gebieten also, die für den Ostseetourismus besonders attraktiv erschienen. Erst nach dem Zerfall der DDR wurde anhand der Aktenlage zweifelsfrei erkennbar, dass bereits seit Januar 1953 die Vorbereitungen zum Einsatz getroffen worden waren. Ein auf den 30.01.1953 datierter Einsatzplan vermerkte dies im Betreff „Ferienplan“. Im Beschluss der Sitzung des Sekretariats der Bezirksleitung Rostock vom 24.03.1953 wurde, die oben genannten Maßnahmen begleitend und ihre Wirkung manifestierend, die private Vermietung von Räumlichkeiten an Badegäste generell verboten. Schließlich wies die Regierung der DDR den Rat des Bezirkes Rostock im Mai 1953 an, eine große Zahl der Objekte in die Rechtsträgerschaft des FDGB zu übergeben.

Am besten mit dem „Haupterholungsträger“ – Entwicklung des Ostseetourismus 1954–1989

Aufgrund des permanenten Nachfrageüberhangs – längst konnten nicht alle Reisewünsche an die Ostsee vom Feriendienst des FDGB erfüllt werden – blieb in den nächsten Jahrzehnten die Beherbergungsfrage zentral. So wurde beispielsweise 1954, ein Jahr nach der „Aktion Rose“, nach wie vor dem Kapazitätsausbau höchste Priorität eingeräumt, wie aus einer Beschlussvorlage des Rates des Bezirks Rostock hervorgeht. Darin hieß es, dass der Ausbau der Kapazitäten vorrangiges Interesse und für die Badeorte 1954 ein Sofortprogramm zur Behebung der wichtigsten Mängel zu schaffen sei. Im Zuge dessen sollten bis zum Saisonbeginn am 30. Juni Fleischwarenfabriken in Betrieb genommen, Gaststätten erweitert, Kühlhäuser, Lagerbaracken, Kioske und Toilettenanlagen erbaut, Tanzflächen, Freilichtbühnen und mehr Möglichkeiten für Körperkultur und Sport geschaffen werden. Zum Stichtag allerdings musste resümierend eingeräumt werden, „dass offenbar jeder für sich arbeitet“ und die Erledigung der Aufgaben nur „schleppend“ vorangehe.²² Dies war ein Befund, der sich bis zum Ende der DDR regelmäßig wiederholte.

21 Vgl. dazu und im Folgenden: Bundesministerium der Justiz (Hrsg.): Im Namen des Volkes? Über die Justiz im Staat der SED. Katalog zur Ausstellung des Bundesministeriums der Justiz, Leipzig 1994; Klaus Müller: Die Lenkung der Strafjustiz durch die SED-Staats- und Parteiführung der DDR am Beispiel der Aktion Rose, Frankfurt a.M. u.a. 1995; Martin Holz: Die Aktion Rose 1953 an der Ostseeküste, in: Rugia. Rügen-Jahrbuch, Putbus 2004, S. 28-34; Heike Wolter: Aktion Rose, in: FDGB-Lexikon, http://library.fes.de/FDGB-Lexikon/texte/sachteil/a/Aktion_Rose.html [letzter Zugriff: 02.08.2011]; Klaus Schwabe: Der 17. Juni 1953 in Mecklenburg und Vorpommern, Schwerin 1993, S. 22-24; Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium Bergen (Hrsg.): Im Namen der Rose. Enteignungen auf Rügen 1953, Bergen 2004.

22 Sofortprogramm für Badeorte 1954, in: LG, Rep. 200 8.3.2.17, Bl. 1 f. u. 32 f.

Langsam traten ab den 1960er Jahren angesichts der unzureichenden Angebotsituation neue Anbieter in den Markt ein. Zum Beispiel vermieteten Einwohner teils legal, teils illegal erneut privat; das Reisebüro der DDR band Hotelkapazitäten; Betriebe erbauten oder pachteten eigene Unterkünfte, bemühten sich um Stellplätze für Bungalows und Zelte oder darum, Zimmerkapazitäten zu erhalten.

All dies stellte für den Feriendienst der Gewerkschaften ein Legitimationsproblem dar. Daher unterband der FDGB die freie Preisgestaltung für Beherbergungsangebote durch die Vorgabe von Einheitspreisen im Beherbergungsgewerbe. Zudem verpflichtete er die Betriebe auf eine Kooperation mit dem FDGB unter seiner administrativen Vorherrschaft:

„Betriebe können Erholungseinrichtungen grundsätzlich nur in Interessengemeinschaften errichten. Die Bildung, Leitung und Planung der Interessengemeinschaften zur Schaffung von neuen Erholungsplätzen erfolgt durch den FDGB als Haupterholungsträger der Arbeiterklasse (bei uns: Federführung = Feriendienst der Gewerkschaften, Erholungszentrum Ostsee, Rostock).“²³

Ungezählte Akten zeugen von den Problemen dieser Zwangspartnerschaften, wie das Beispiel der VEB Leuna Werke „Walter Ulbricht“ aus dem Jahr 1972 zeigt:²⁴ Der Betrieb wollte ein altes Objekt abreißen, um dann einen den Anforderungen der Urlauber entsprechenden Neubau mit 200 Betten und 100 Aufbettungsmöglichkeiten an der Ostseeküste in Eigeninitiative zu errichten. Den Erfordernissen der Planwirtschaft in der DDR entsprechend reagierte die Bezirksplankommission beim Rat des Bezirkes ablehnend und vermerkte, dieses Vorgehen sei nicht abgesprochen, damit nicht im Plan und nicht „kennziffergesichert“. Insgesamt ließ sich bereits in den 1970er Jahren feststellen, dass der FDGB und die Behörden vor Ort auf Aus- und Überlastung verwiesen, man schrieb beispielsweise an den VEB Vereinigte Bauelementwerke Henningsdorf, die „Aufnahmekapazität der Insel Rügen zur Zeit und in den nächsten Jahren [sei; H. W.] für Urlauber erschöpft.“²⁵

Viele private Anbieter gaben ihre Vermietungsabsichten aufgrund der Preis- und Organisationsbindung an den FDGB-Feriendienst – mindestens vorübergehend – auf, jedoch wird vor allem in den Erinnerungen vieler Menschen deutlich, dass sich durch langjährig gewachsene private Beziehungen bis 1989 ein umfangreicher „grauer“ Bettenmarkt erhielt.²⁶ Dass dieser in der Mangelgesellschaft der DDR manchmal eigenwilligen Regeln folgte, wird aus einem an die Generalstaatsanwaltschaft der DDR weitergeleiteten Einzelfall aus dem Jahr 1989 deutlich:

„Unser Kollektiv, die Erzieherinnen der Kinderkrippe Espenhain, möchte sich mit folgendem Anliegen an Sie wenden. Eine Kollegin unseres Kollektivs bewarb sich

23 Protokoll über die am 30.05.1973 erfolgte Beratung über die Entwicklung des Ortsteiles Tarnewitz der Gemeinde Boltenhagen, in: LG, Rep. 200 II. 8.3.2.45, unpag.

24 Vgl. Vorgang: VEB Leuna Werke „Walter Ulbricht“, 1972, in: LG, 200 II. 8.3.2.45, unpag.

25 Brief vom 20.05.1975 an den VEB Vereinigte Bauelementwerke Henningsdorf, in: LG, Rep. 200 II. 8.3.2.45, AG Erholungsbauten, unpag.

26 Vgl. beispielhaft zahlreiche Berichte in: Sven Wichert, Irina Wichert (Hrsg.): „Sie werden plaziert“. Urlaub auf Rügen zu DDR-Zeiten, Bergen 2008. Zu diesem Phänomen in Estland vgl. Anu Järs in diesem Band.

um eine Ferienunterkunft an der Ostsee aus der Zeitschrift Wochenpost. Auf ihre Bewerbung erhielt sie folgenden Antwortbrief. ‚Werte Familie, Sie bewarben sich bei mir um einen Urlaubsplatz für den Sommer 1989. Auf meine Annonce erhielt ich bisher über 500 Zuschriften. Nach irgendeinem Gesichtspunkt muß ich auswählen. Sie werden sicher verstehen, daß ich meine persönlichen Interessen dabei in den Vordergrund stelle. In den Jahren 1989–1991 habe ich umfangreiche Baumaßnahmen auf meinem Grundstück vorgesehen. [...] Ich bevorzuge bei der Auswahl meiner Urlauber Partner, die mir bei der Materialbeschaffung bzw. Baudurchführung behilflich sein können‘.²⁷

Ein wirklicher Kapazitätszuwachs im Sinne einer größeren Abdeckung der Nachfrage gelang dem Feriendienst erst ab den 1970er Jahren: erstens durch die geschilderten Vereinheitlichungsmaßnahmen, zweitens durch den Beschluss des Politbüros der DDR, einen Großteil der Plätze in sieben der Interhotels der DDR – unter anderem im Hotel Warnow in Rostock und im von der Handelsorganisation betriebenen Hotel Neptun in Warnemünde²⁸ – dem Feriendienst zur Verfügung zu stellen, drittens durch die organisatorische Zwangsbindung des Betriebserholungswesens ab 1979 an den FDGB.²⁹ Dazu trug auch bei, dass mit der Direktive des VII. Parteitages 1971 klar herausgestellt wurde, welchen wichtigen Stellenwert der Sozialtourismus in der DDR haben sollte. Für den Ostseebereich Rostock mit seiner mittlerweile deutlich auf den Tourismus zugeschnittenen Wirtschaftsstruktur war dies besonders bedeutsam. Der Parteitag wies an, das Erholungswesen „entsprechend der Sozialpolitik [...] weiterzuentwickeln. Für die Weiterentwicklung des Feriendienstes der Gewerkschaften werden die staatlichen Investitionen erhöht.“³⁰ In den darauf folgenden Jahren entstanden über den „Haupterholungsträger“ zahlreiche Unterkünfte, Gaststätten und Sportanlagen, der infrastrukturelle Ausbau des Küstengebietes setzte sich beschleunigt fort.

Ein Großprojekt in der Schaabe, das von seiner Ausgangsidee einer konfektionierten Urlaubsgestaltung dem KdF-Projekt in Prora nicht unähnlich war, scheiterte allerdings. Die Pläne waren hochfliegend, wie man sich in Glowe rückblickend erinnerte:

„Die Medien verbreiteten 1969 die Meldung, dass in einem städtischen Wettbewerb des ehemaligen FDGB-Bezirksvorstandes und Rat des Bezirks Rostock das erste sozialistische Großbad der DDR in der Schaabe projektiert und als Modell während der 13. Lehr- und Leistungsschau auf dem Messegelände Rostock-Schutow vorgestellt wurde. Von Glowe bis Juliusruh sollte ein riesiger, ganzjährig nutzbarer Erholungskomplex entstehen [...] Der FDGB plante eine Bettenkapazität für 8 000 Urlauber mit steigender Tendenz. [...] Ohne Rücksicht auf die vorhandene Natur und Umwelt sollte

27 Ina Merkel (Hrsg.): „Wir sind doch nicht die Mecker-Ecke der Nation“. Briefe an das DDR-Fernsehen, Köln u.a. 1998, S. 179-181.

28 Ob das Hotel zur Interhotel-Kette gehörte, lässt sich nicht zweifelsfrei ermitteln, da es mindestens zeitweise von der Handelsorganisation betrieben wurde, jedoch wurde es im Schulbuch Geschichte für die Klasse 10 aus dem Verlag Volk und Wissen im Jahr 1989 so bezeichnet, und auch zahlreiche Zeitzeugenveröffentlichungen im Internet weisen auf den Charakter eines Interhotels hin.

29 Vgl. Anja Oppermann: Transformationsprozesse der Fremdenverkehrswirtschaft an der mecklenburgisch-vorpommerschen Ostseeküste nach 1990, Düsseldorf 1996, S. 76.

30 Willi Stoph: Bericht zur Direktive des VIII. Parteitages der SED, Berlin 1971, S. 255.

die flache, waldbestandene Nehrung zwischen Ostsee und dem Großen Jasmunder Bodden umgekrempelt werden.“³¹

War noch 1968 in der landesweiten touristischen Konzeption ein Generalplan für das Gebiet Schaabe, in dem der „FDGB [einen] modernen Erholungskomplex mit mindestens 3 000 Betten errichten“ wollte,³² angefordert worden, so zeigte sich bald: „Letztlich scheiterte das Projekt wohl an der enormen Finanzierungslast. Eine konkrete Summe des Investitionsaufwandes ist nicht bekannt geworden. [...] Ende des Jahres 1970 wurden die Projektierungen und Planungen durch den FDGB-Bundesvorstand endgültig verworfen und eingestellt.“³³ In Prora selbst hingegen wollte man das teilweise bereits bebaute Gelände aus naheliegenden Propagandagründen nicht für die Urlaubsgestaltung nutzen.³⁴

Beim FDGB-Bundesvorstand wurde das gewerkschaftliche Erholungswesen in der Abteilung Feriendienst zentral geplant. Das betraf jedoch nicht nur die übergreifende Konzeption der Weiterentwicklung, sondern auch Organisationsfragen. Das Präsidium erarbeitete beispielsweise jährlich die Grundsätze zur Verteilung der Reisen. Für die Ostseeküste bedeutete das – vor allem in den Saisonzeiten – den Einsatz eines strengen Verteilerschlüssel und genauer Vergabebestimmungen, denn bis zum Ende der DDR gelang es lediglich etwa ein Sechstel der nachgefragten Reisen bereitzustellen. Da mit wenigen Ausnahmen nur FDGB-Mitglieder antragsberechtigt waren, galt die Verteilung von Ostsee- und anderen Reisen als wichtiger Beitrittsgrund zu dieser staatlichen Organisation, in der 1989 97,4% aller Arbeitnehmer in der DDR Mitglied waren.³⁵ Die Bedeutung des staatlichen Erholungswesens kann auch daraus ersehen werden, dass der FDGB in den 1970er und 1980er Jahren den deutlich größten Teil seines Beitragsaufkommens für den Feriendienst verwendete, welcher besonders in der Spätphase der DDR eine legitimierende Funktion erhielt.

Aufgrund der sozialpolitischen Bedeutung des Urlaubs mit dem FDGB-Feriendienst waren vom Reisenden seit 1963 nach verschiedenen Kriterien gestaffelte, jedoch stets für jedermann leicht zu finanzierende Preise zu entrichten.³⁶ Die Vorzüge eines preiswerten Urlaubsangebots wurden jedoch zunehmend durch die selbst auf lange Sicht unzureichenden Kapazitäten und – bedingt durch geringe Einnahmen des Feriendienstes – Qualitätsmängel überlagert.³⁷

31 O.V.: Können Sie sich noch erinnern?, in: Wellenbrusen. Informationsblatt des Tourismusvereins der Gemeinde Glowe e.V. 4 (2003), S. 6, <http://www.glowe.de/wellenbrusen/ausgabe4.pdf> [letzter Zugriff: 02.08.2011].

32 Konzeption für das Jahr 1968 in: LG, Rep. 200 II. 8.3.2.181 Prognostische Entwicklung des Erholungswesens bis 1963–69, unpag. Interessant ist die stark abweichende Zahl der geplanten Bettenkapazität – eine Diskrepanz, die sachlich aus den zur Verfügung stehenden Akten nicht aufgelöst werden kann.

33 V., Können Sie sicher noch erinnern (wie Anm. 31).

34 Vgl. Dokumentationszentrum Prora (Hrsg.): Das „Paradies“ der „Volksgemeinschaft“. Das KdF-Seebad in Prora und die deutsche „Volksgemeinschaft“, Berlin 2008.

35 Vgl. Rainer Weinert, Franz-Otto Gilles: Der Zusammenbruch des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB). Zunehmender Entscheidungsdruck, institutionalisierte Handlungsschwächung und Zerfall der hierarchischen Ordnungsstruktur, Opladen u.a. 1999, S. 24.

36 Genaue Beispiele zur Ferienplatzfinanzierung in: Wolter, „Ich harre aus“ (wie Anm. 10), S. 205–207.

37 „1970 werden etwa 50% der Bürger eine längere Erholungsreise machen. [...] 1980 werden etwa

Diese grundsätzlichen Existenzbedingungen des Inlandstourismus von DDR-Bürgern waren aufgrund der sozialistischen Zentralverwaltung grundsätzlich überall gleich, sie gewannen aber an der Ostseeküste, wo der Tourismus den wichtigsten Wirtschaftszweig darstellte und die öffentliche Wahrnehmung des Sozialismus sich weithin an Fragen des Erholungswesens orientierte, eine herausragende Bedeutung.³⁸

Nicht-gewerkschaftliche Tourismusformen an der Ostsee

Zelten war neben dem Aufenthalt über den Feriendienst der Gewerkschaften und das mit ihm verknüpfte betriebliche Erholungswesen eine weitere zentrale Beherbergungsmöglichkeit an der Ostsee. Doch auch hier überstieg die Nachfrage das Angebot, und der schwerfällige Verwaltungsapparat wollte und musste reagieren. Aus diesem Grund wurde eine zentrale Platzvergabe eingerichtet. Dies geschah in den 1950er Jahren zunächst durch eine „Kommission für die Organisation des Zeltens“, die für 1957 beispielsweise 35 Zeltplätze mit einer Kapazität von 35 000 Personen auswies und unter anderem erklärte, dass „das niemand verantworten kann, wenn die Zelter unangemeldet und unwillkürlich die Zeltplätze an der Küste aufsuchen und erst bei Ankunft auf dem Zeltplatz die Genehmigung erhalten bzw. bei Überfüllung auf einen anderen Zeltplatz verwiesen werden müssen.“³⁹ Später erfolgte die Vermittlung der Plätze für längere Aufenthalte über einen an Zeitungskiosken im Herbst des dem Urlaub vorangehenden Jahres erhältlichen Antragsvordruck.⁴⁰ Im Ostseebezirk arbeitete ausschließlich das Campingzentrum Ostsee in Stralsund bereits in den 1970er Jahren mit einer EDV-Anlage. Nur so konnte die Vielzahl der Anträge bewältigt werden. Eine doppelte Beantragung oder der Vermerk einer mitreisenden Person auf mehreren Formularen hingegen wurde als Rücktritt gewertet und mit dem Ausschluss des Antragstellers aus der Vermittlung für zwei Jahre bestraft.

Seit den 1960er Jahren kam als organisatorische Herausforderung hinzu, dass die meisten Stellplätze durch Betriebe vorreserviert wurden,⁴¹ sodass sich 1980 die zuständige Behörde gezwungen sah, der SED-Bezirksleitung in Rostock mitzuteilen, dass die Betriebe Kapazitäten abziehen müssten, wenn sie über 20% der Einrichtung durch bevorzugte Vergabe belegten, wie dies zum Beispiel in Klütz (100% Belegung) oder in Gager (80% Belegung) der Fall sei.⁴² Sowohl Betriebe als auch Zeltplätze hatten entgegen den politischen Vorgaben

70% der Bürger eine längere Reise unternehmen. [...] Volle Bedarfsdeckung in dieser Struktur und zeitlicher Konzentration auch bis 1980 nicht möglich.“ Konzeption für das Jahr 1968 (wie Anm. 32).

38 Vgl. Bruno Benthien, Alfred von Känel u.a.: Die Küstenregion mit See- und Hafengewirtschaft, Erholungswesen und Landwirtschaft im Bezirk Rostock, in: Bruno Benthien (Hrsg.): DDR. Ökonomische und soziale Geographie, Gotha 1990, S. 460; dies.: Main Aspects of Structural Change, in: GeoJournal 8 (1984), S. 45-52, hier S. 49; Oehler, Erholungswesen (wie Anm. 2), S. 100.

39 Beratung der Zeitweiligen Kommission für die Organisation des Zeltens am 27.05.1957, Reaktion auf Anordnung des Ministeriums des Innern v. 18.05.1957 in: LG, Rep. 200 8.3.2.53, unpag.

40 Vgl. zu den näheren Vermittlungsbedingungen: Wolter, „Ich harre aus“ (wie Anm. 10), S. 273 f.

41 Meist installierten die Betriebe dort feste Betriebszelte, die dann von allen Betriebsangehörigen genutzt werden konnten. Damit war es nicht mehr notwendig, dass jeder Urlauber seine eigene Ausstattung besitzen musste.

42 Schriftwechsel der AB Erholungswesen 1980–1982, in: LG, Rep. 200 II. 8.3.2.37, unpag.

großes Interesse an einer Zusammenarbeit, denn erstere beteiligten sich im Gegenzug für die Platzbereitstellung an den kommunalen Aufgaben.⁴³ Zwar sollte es zwischen beiden eben keine Dauervereinbarungen geben, doch die Realität sah anders aus. Aus informellen Vereinbarungen wurden rasch Kommunalverträge mit klar umrissenen Vertragsbedingungen.⁴⁴ Und auch den Medien war das Dilemma bewusst:

„Wachsender Komfort auf den Plätzen ist einem großen Teil der Betriebe zu verdanken. Auf dem Ostseecampingplatz Prerow beispielsweise sind mit Unterstützung von 24 dort vertretenen Stammbetrieben Werte in Höhe von rund 300 000 Mark geschaffen worden: eine Asphaltkegelbahn, Straßeninstandsetzung und -neubau, eine Mehrzweckhalle, Toiletten u.a.m. Es erscheint logisch, wenn viele Gemeinden die Empfehlungen einiger Betriebe – 50 Prozent Betriebscamping und 50 Prozent Individualcamping – in der Weise anwenden, daß von den 50 Prozent Betriebscamping 20 bis 30 Prozent mehrere Jahre hindurch denselben Platz besuchen dürfen [...] Für nur eine Saison nämlich würde kein Betrieb so tief in die Taschen greifen“.⁴⁵

Wie in anderen Bereichen führte der stete Mangel eben auch zu unlauteren Vergabemechanismen.

Eine Erweiterung des Begriffs „Ostseetourismus“ ergibt sich durch den die Ostsee nutzenden und von der Ostseeküste startenden Kreuzfahrttourismus in der DDR.⁴⁶ Der Betrieb der so genannten Urlauberschiffe – MS Fritz Heckert (1961–1972), MS Völkerfreundschaft (1960–1985) und MS Arkona (1985–1990) – ging aus einer Initiative auf dem V. Parteitag der SED hervor. Die Urlaubsplätze machten jedoch nur einen geringen Anteil der FDGB-Reisen aus (1962: 16 500, 1969: 4 000, 1989: 9 300 Personen). Der propagandistische Wert als sozialtouristische Leistung des FDGB war jedoch mindestens in den Anfangsjahren immens. Kreuzfahrten hatten eine Signalwirkung auf die Entwicklung der touristischen Nachfrage nicht nur im Inland, sondern – die Fahrten führten schließlich in andere Ostseeanrainerstaaten und sogar bis ins Mittelmeer – für das Ausland.⁴⁷ Die Preise für die Kreuzfahrten waren hoch, doch – ebenso wie bei Teilen der dem FDGB-Feriedienst zur Verfügung gestellten Kapazitäten in den Interhotels – nicht die entscheidende Eintrittsbarriere. Kreuzfahrten und besondere Hotelaufenthalte wurden nur selten über die Grundorganisationen in den Betrieben verteilt, die sonst für die Reisezuteilung zuständig waren. Vielmehr

43 Vgl. Gerecke, Die Nackten und die Roten (wie Anm. 13). Darin wird berichtet, wie ein Betrieb sich an der Installation der Straßenbeleuchtung beteiligte, um sich im Gegenzug Zeltstellplätze zu reservieren.

44 Vgl. dazu und im Folgenden: Martin Bütow: Abenteuerurlaub Marke DDR, Camping, in: Haus der Geschichte (Hrsg.), Endlich Urlaub (wie Anm. 11), S. 101-105, hier S. 104.

45 Auszug aus einem Artikel in der Neuen Berliner Illustrierten, zit. aus: Bundesministerium für Innerdeutsche Beziehungen, Informationen 15 (1977), unpag.

46 Einschlägig Stirn, Traumschiffe des Sozialismus (wie Anm. 19).

47 Vgl. beispielhaft zur Zahl der Fahrten und der Zielorte aller Sonderfahrten der MS Völkerfreundschaft Wolter, „Ich harre aus“ (wie Anm. 10), Anhang 35 (nicht im Buch, sondern online beim Campus Verlag abrufbar, http://www.campus.de/sixcms/media.php/274/Anhang_Wolter.pdf [letzter Zugriff: 14.07.2011]).

wurden Vorschläge entgegengenommen, welcher der vorbildhaft dem Sozialismus verbundenen „Bewerber“ mit einer solchen Reise belohnt werden sollte. Nur in Ausnahmefällen wurden Seereisen zur Buchung über das Reisebüro der DDR freigegeben.⁴⁸

Für den Tourismus im weiteren Sinne waren zudem die Ferienlager von entscheidender Bedeutung. Sie verfügten über umfangreiche Kapazitäten an der Ostsee, denn die staatlich organisierte Kinderbetreuung in den Ferien galt als politisch äußerst bedeutsam. Kinderferienlager waren angesichts der hohen Quote berufstätiger Eltern einerseits notwendig, andererseits gesellschaftspolitisch sehr erwünscht. Deshalb stellten die Betriebe Plätze in eigenen Einrichtungen bereit. Diese waren oft von einfacher Qualität, boten aber Mitte der 1980er Jahre bereits Platz für etwa 2 Millionen Kinder. Der Staat wollte mit den Ferienlageraufenthalten die sozialistische Erziehung der Kinder und Jugendlichen durch politische, sportlich-touristische, kulturelle, technische, gesellschaftliche und sogar wehrpolitische Aktivitäten fördern. Der Grad der Durchsetzung dieser staatlichen Ziele variierte in den verschiedenen Ferienlagern, deren Betreuer aus den Betrieben oft aus dem Kreis der Eltern stammten, die das Ferienlager unterhielten. Für diese Form des Tourismus war aber nicht der „Feriendienst“ des FDGB zuständig, sondern der „Zentrale Ferienausschuss beim Ministerrat der DDR“. Die Eltern zahlten für diesen Urlaub nur einen symbolischen Beitrag. Zudem gab es auch an der Ostseeküste einige herausgehobene so genannte Pionierlager, deren vorrangig politische Ziele und Aufgaben gesetzlich festgelegt wurden. Beispiele waren in Graal-Müritz das Pionierlager Martin Andersen Nexö, in Trassenheide das Pionierlager Raymonde Dien oder in Prerow das Pionierlager Kim Ir Sen.

Tourismus als Verwaltungsbereich

Nach den Organisationsprinzipien des sozialistischen Zentralismus wurde der Politikbereich (Sozial-)Tourismus landesweit einheitlich gesteuert. Die Vorgaben aus den Parteitagungen der SED und den FDGB-Kongressen mussten an die örtlichen Volksvertretungen übermittelt und von diesen umgesetzt werden. Das „Gesetz über die örtlichen Volksvertretungen“ regelte Grundsätze dieser Weitergabe und legte die Aufgaben der verschiedenen Entscheidungsebenen fest.

Im Ostseebezirk Rostock existierte im Vergleich der DDR-Bezirke das ausgefeilteste Zuständigkeitssystem: Beim Rat des Bezirks gab es aufgabenspezifisch einen Rat für Erholungswesen. Unterstützt wurde dieser durch ständige oder zeitweilige Kommissionen, die für besondere Problemlagen eingesetzt wurden. Die grundsätzlichen Aufgaben der örtlichen Vertretungen bestanden im Treffen eigenverantwortlicher Entscheidungen zur regionalen Verwirklichung der vom FDGB vorgegebenen Hauptaufgabe,

„im Erstellen verbindlicher Vorgaben für die nachgeordneten Wirtschaftsorgane, Volksvertretungen und die Bürger; in der Leitung der Plandurchführung und Sicherung der Erfüllung der volkswirtschaftlichen Verpflichtungen im Einflussbereich;

48 Vgl. Gerd Peters: Vom Urlauberschiff zum Traumschiff. Die Passagierschiffahrt der DDR, in: Haus der Geschichte (Hrsg.), Endlich Urlaub (wie Anm. 11), S. 93-100, hier S. 100.

in der Beschlussfassung über die Fünfjahrpläne und die Jahrespläne der Bezirke sowie die Jahrespläne der Kreise, Städte, Stadtbezirke und Gemeinden.“⁴⁹

Dazu arbeiteten die örtlichen Vertretungen eng mit den zentralen staatlichen Institutionen, gesellschaftlichen Organisationen sowie den Kombinat, Betrieben und Genossenschaften zusammen.

Im Bezirk wurden die „Hauptrichtungen der staatlichen, gesellschaftlichen und betrieblichen Tätigkeit zur weiteren Entwicklung des Erholungswesens im Bezirk“ bestimmt.⁵⁰ Die so genannte Abteilung Erholungswesen war dem Rat für Erholungswesen untergeordnet. Hinzu kam eine so genannte Ständige Kommission Erholungswesen (und Tourismus), in den 1950er Jahren gab es im Bezirk Rostock beispielsweise eine so genannte Bäderverkehrskommission, die sich allein mit der Verkehrsinfrastruktur, nicht jedoch mit anderen touristisch relevanten Bereichen befasste.⁵¹ Im Jahr 1987 stellte sich die wegen anhaltender Probleme im Umbruch befindliche Organisationsstruktur des Tourismus im Bezirk Rostock in einem Schreiben an das Ministerium für Verkehrswesen wie folgt dar: Im September 1987 konstituierte sich der neue Bezirksausschuss für Tourismus, der den Bereich zentral leiten sollte. Zudem wurde eine Kooperationsgemeinschaft Tourismus gegründet, deren erste Aufgabe es war, einen „Problemkatalog“ zu erstellen. Beschlossen wurde außerdem eine langfristige Konzeption zur Entwicklung des Erholungswesens bzw. Tourismus mit dem Titel „Programm zur Entwicklung des Erholungswesens bis 1990 im Bezirk Rostock unter besonderer Berücksichtigung des gewerkschaftlichen Erholungswesens“. Zur Umsetzung der hochgesteckten Ziele kam es bekanntlich nicht mehr.

Übergreifend entstand 1987 im Bezirk Rostock die „Kooperationsgemeinschaft Tourismus“. Sie hatte koordinierende Aufgaben und vertrat die produzierenden Leistungseinheiten im Tourismus mit Sitz und Stimme.⁵² Wohl aufgrund der hohen Frequentierung der Ostsee als touristisches Ziel wurde dieses gemeinsame bezirkliche Gremium als notwendig erachtet.⁵³ In ihm entstanden die Arbeitsgruppen Bahntourismus, Programmrealisierung, Unterkunft, Kommerzieller Tourismus, HO – Reisebüro, ICH Warnow – Reisebüro, TIE – Reisebüro. Ein Hauptaugenmerk war allerdings nicht die Organisation des Inlandstourismus von DDR-Bürgern, sondern die Nutzung der touristischen Attraktivität der Küste, um ausländische Touristen anzuwerben. Diese sollten vor allem in den drei hochwertigen, für ausländische Gäste als nutzbar eingestuften Hotels (Neptun, Warnow, Rügen-Hotel) unterkommen, von denen jedoch zwei nach staatlichem Beschluss weitgehend vom FDGB belegt

49 Vgl. dazu detailliert zur zentralen Planung des Erholungswesens Wolter, „Ich harre aus“ (wie Anm. 10), S. 110.

50 Oehler, Erholungswesen (wie Anm. 2), S. 60.

51 Vgl. Dokumentation zahlreicher Bäderverkehrskommissionssitzungen aus dem Jahr 1954, in: LG, Rep. 200 8.3.2.53, unpag.

52 Vgl. Armin Godau: Tourismus in der DDR – Tradition und neue Wege, Dresden 1989, S. 14; Auskunftsbericht des Bezirksdirektors des Reisebüros der DDR der Bezirksdirektion Frankfurt (O.) Gen. Janz zur Vorbereitung des Arbeitsbesuches von Dr. Wolf am 26.05.88, in: BArch DL1 26585, Arbeitsbesuche des Stellv. Ministers für Tourismus in Cottbus 31.03./01.04.87, Gera 19./20.11.87, Neubrandenburg 03./04.10.87, Frankfurt a.O. 26.05.88, unpag.

53 Vgl. dazu und im Folgenden: Kooperationsgemeinschaft Tourismus 1987–1989, in: LG, Rep. 200 II. 8.3.2.197, unpag.

waren. Der Staat verfolgte hier also offensichtlich widersprüchliche, einander ausschließende Konzeptionen. Ob nun dem Legitimationsgewinn durch sozialtouristische Angebote für die Bürger im beliebtesten Urlaubsgebiet der DDR oder dem Devisengewinn durch ausländische Urlauber Vorrang einzuräumen sei, wurde bis 1989 nicht geklärt.

Die Kreisstrukturen⁵⁴ waren analog zu den bezirklichen Programmen angelegt, berücksichtigten jedoch besondere Leistungsschwerpunkte des Kreises. Im Ostseebezirk hatten viele Kreise dafür eigene administrative Einheiten gebildet, da die meisten Küstenorte ein hohes Erholungspotenzial aufwiesen. Dort wurden beispielsweise Pläne für die Vorbereitung, Durchführung und Auswertung der Erholungssaison erarbeitet.⁵⁵

Die Kommunen hingegen befassten sich vor allem mit konkreten Maßnahmen, die meist in kooperativer Arbeit erledigt wurden. Die häufigsten Formen der gemeinschaftlichen Tätigkeit waren Koordinierungsvereinbarungen, Kommunalverträge, Interessengemeinschaften und Zweckverbände. In einigen – insbesondere touristisch bedeutsamen – Orten gelang die Schaffung eines einheitlichen kommunalen Wirtschaftsbetriebes für den Tourismus, so beispielsweise 1968 in Kühlungsborn.⁵⁶

Die Ostseeküste der DDR im internationalen Tourismus

Entgegen den Träumen der DDR-Propaganda waren weder das Land in seiner Gesamtheit noch die Ostseeküste im Speziellen attraktive Reiseziele für ausländische Besucher. Einzige Ausnahme stellten Besucher aus der ČSSR dar. Da das Land keinen eigenen Meereszugang hatte, waren diese an Reismöglichkeiten sehr interessiert. Angesichts der Tatsache, dass zwischen den sozialistischen Staaten ein paritätischer, möglichst valutloser Urlauberaustausch favorisiert wurde und DDR-Bürger die ČSSR häufig besuchten, ergab sich hier eine gute Angebotsmöglichkeit. DDR-Bürger sahen diese Vergabe von so genannten Feriencchecks angesichts des Mangels zwar oft kritisch, die Freundschaftsbeziehungen zum sozialistischen Bruderland wurden aber staatlicherseits argumentativ hervorgehoben, um Kritik zu begegnen.

Während sich die Urlauber aus dem sozialistischen Nachbarland allerdings ohne Weiteres in die Beherbergungs- und Versorgungsstrukturen für DDR-Bürger eingliedern ließen, war den DDR-Behörden klar, dass die meisten ihrer Beherbergungsobjekte nicht dem internationalen Standard und den Erwartungen ausländischer, insbesondere westlicher Gäste entsprachen. Lediglich die – nicht nur für DDR-Bürger sozialtouristisch, sondern eben auch für ausländische Gäste genutzten – Interhotels in Rostock und Warnemünde sowie das Rügenhotel in Sassnitz galten als konkurrenzfähig.⁵⁷

54 Vgl. dazu und im Folgenden: Oehler, Erholungswesen (wie Anm. 2), S. 38-40 u. 61.

55 Besonders sind hier die verbindlich vorgeschriebenen Saisonöffnungskonferenzen der Erholungsträger vor Ort zu nennen. Vgl. Gertrud Albrecht: Die Entwicklung der Leitung und Planung des Erholungswesens im Bezirk Neubrandenburg, in: Bruno Benthien (Hrsg.): Geographie, Rekreation, Territorium. Beiträge des 5. Greifswalder Geographischen Symposiums vom 2.-6. Oktober 1978, Greifswald 1980, S. 67-75, hier S. 72.

56 Vgl. Horst Prignitz: Vom Badekarren zum Strandkorb. Zur Geschichte des Badewesens an der Ostseeküste, Leipzig 1977, S. 183.

57 Vgl. Kooperationsgemeinschaft Tourismus 1987-1989 (wie Anm. 53).

Organisatorisch waren für die Bürger aus der ČSSR, aber auch aus allen anderen Staaten – in relevanter Zahl kamen in den 1970er und 1980er Jahren höchstens Westdeutsche, die sich mit Verwandten trafen oder ihre alte Heimat besuchten – die Ausschüsse für Erholungswesen (und Tourismus) zuständig. Sie entstanden 1972 in allen Bezirken und waren ein bezirkliches Äquivalent zum „Zentralen Ausschuss für den Auslandstourismus“ und zur „Hauptverwaltung Auslandstourismus“.⁵⁸ Sie koordinierten die beschlossenen Maßnahmen für ausländische Besucher.⁵⁹ Eine entscheidende Vorgabe lag jedoch darin, „verantwortlich für die Abwicklung des Fremdenverkehrs im jeweiligen Territorium ohne Beeinträchtigung der Betreuung, Versorgung, Beförderung und des Erholungswesens der DDR-Bürger“ zu sein.⁶⁰

Masse statt Klasse

Nicht nur hinsichtlich touristischer Zielvorstellungen, sondern ganz grundsätzlich ging es in der DDR schon bald nicht mehr um das Erreichen eines hochgesteckten Ideals, sondern – besonders im immanenten Vergleich mit dem anderen deutschen Staat – um den Beweis des besseren, sozialistischen Lebens. Die DDR-Führung verfolgte spätestens seit Mitte der 1960er Jahre einen pragmatischen Ansatz, der die Bevölkerung über materielle Anreize an die sozialistische Ideologie und den Staat binden wollte. Insofern „schmerzten“ jeder Mangel, jede Beschwerde, jede öffentliche Kritik, denn sie stellten nicht nur das Manko als solches heraus, sondern das System infrage.

Jene Unzulänglichkeiten aber gab es in großer Zahl, gerade was die touristischen Erwartungen der Bürger betraf, die bereits auf das Recht auf Reisefreiheit verzichten mussten. Daher wurden viele interne politische Diskussionen über und Entscheidungen zu Marginalien getroffen, mit dem Ziel, die heute oft als unbedeutend angesehenen Missstände zu beheben. Nach außen hin wurden hingegen die angeblichen Erfolge im Aufbau des Erholungswesens propagandistisch wirkungsvoll als Teil eines „Sozialismus in den Farben der DDR“ gewürdigt.⁶¹ Die Probleme zusammenfassend äußerte der Stellvertretende Leiter des Feriendienstes, Harald Seymer, 1990: „Die Devise hat angesichts des zu bewältigenden Ansturms Masse statt Klasse heißen müssen.“⁶²

Dies bemerkten schon seit vielen Jahren auch die Bürger, deren kritisches Sprachrohr unter anderem die Kabarettbühnen des Landes waren. Auf einer solchen – der des Ensembles Distel in Berlin im Programm „Alles Rummel“ – wurde 1975 sinngemäß

58 „Die Zusammensetzung der Bezirksausschüsse [...] ist analog zu dem Zentralen Ausschuss geregelt.“ Hans-Jürgen Wolff: Die Fremdenverkehrspolitik der DDR. Ein Ausdruck und Mittel zur Erfüllung der Hauptaufgabe des VIII. Parteitages der SED, in: Lehrstuhl für Ökonomik des Fremdenverkehrs an der Hochschule für Verkehrswesen „Friedrich List“ (Hrsg.): Beiträge zur Fremdenverkehrswissenschaft, Bd. 5, Dresden o.J., S. 7-26, hier S. 21.

59 Vgl. Godau, Tourismus in der DDR (wie Anm. 52), S. 13.

60 Organisationsschema und Aufgabenabgrenzung der staatlichen Leitung auf dem Gebiet des Fremdenverkehrs, o.J., in: BArch DL1 26577, Grundsatz Tourismus-Leitung 1987–1989, unpag.

61 Erich Honecker: Rede auf der Festveranstaltung anlässlich des 70. Jahrestages der Gründung der KPD, in: Neues Deutschland v. 30.12.1988, S. 4.

62 Artikel von Harald Biskup im Kölner Stadt-Anzeiger v. 13.07.1990, zit. aus: Gisela Helwig: Die letzten Jahre der DDR. Texte zum Alltagsleben, Köln 1990, S. 81-83.

„über die Fahrt eines Arbeiters an die Ostsee berichtet. Kritik trifft zunächst die Reichsbahn. Ihre Serviceleistungen an den Kunden werden als mangelhaft beschrieben [...] Die Züge sind restlos überfüllt, Anschlüsse funktionieren nicht, das Gepäck wird mit tagelanger Verspätung transportiert. Am Urlaubsdomizil selbst setzt sich das Reisedebakel fort. Das Fremdenzimmer ist so feucht, daß der Reisende krank wird, statt sich zu erholen, und der Versuch, eine Mahlzeit einzunehmen, scheitert nach zweistündiger Wartezeit vor dem Lokal daran, daß der reisende Arbeiter nicht Mitglied des FDGB ist.“⁶³

In dieser Darstellung werden bereits einige „Klassiker“ der Kritik am Ostseetourismus in der DDR angesprochen, die im Folgenden näher analysiert werden:

Noch 1988, nach fast 40 Jahren Erfahrung im DDR-Tourismus, hieß es von offizieller Seite: „Stärker als bisher stand das Angebot an FDGB-Ferienplätzen zur Diskussion. Der FDGB-Ferienstreckendienst wird als große soziale Errungenschaft anerkannt. Nach Meinung von Mitgliedern gibt es jedoch eine Diskrepanz zwischen den Veröffentlichungen über die steigende Anzahl von Ferienplätzen und den Ferienplatzangeboten.“⁶⁴ Privat hatten die Menschen also längst das Haupthindernis wahrgenommen: „Ein Problem war allerdings die Vergabe dieser Reisen. Das war schwierig und gab manchen Ärger in den Betrieben, denn das Angebot war sehr gering und die Nachfrage viel zu groß.“⁶⁵

Diese Problematik führte immer wieder zu öffentlich geäußelter Kritik, die in der Diktatur als systemgefährdend wahrgenommen wurde, weil sie die Fähigkeit des Systems, den Menschen ein angenehmeres Leben als im „Kapitalismus“ zu ermöglichen, in Frage stellte. Eingaben belegten, dass es in den Kritikpunkten schnell nicht mehr nur um Einzelsituationen, sondern um „das große Ganze“ ging. Ein Petent, Herr Rossa, schrieb 1975 eine so genannte Eingabe wegen Vergabe eines Ferienplatzes mit dem folgenden Ziel:⁶⁶ „Es geht darum, uns zu helfen, dass wir einen lang erkämpften Urlaubsplatz auch in Anspruch nehmen können.“ Das Problem sei, dass er eine Aufbettung benötigte. Der Bittsteller lieferte daraufhin umfangreiche Verweise auf sein gesellschaftliches Engagement. Der Bundesvorstand zeigte sich gewillt, trotz der bekannten Auslastung des Ostseeraumes einzugreifen, und leitete das Schreiben an den FDGB-Bezirksvorstand Rostock weiter, der allerdings nicht helfen konnte. Herr Rossa reagierte auf die Absage mit einer beachtenswerten Aussage und schrieb, er „betrachte [...] [sich; H. W.] von der Ostseeferiengestaltung durch den FDGB objektiv ausgeschlossen.“ Jene Eingaben ersetzten in der DDR einen Teil der Verwaltungsgerichtsbarkeit. Nachdem immer mehr dieser Schreiben bei allen möglichen administrativen Stellen in der DDR eingingen, wurden in den 1980er Jahren einheitliche Argumentationen entwickelt, mittels derer die Antworten verfasst werden sollten. Auch für die Campingplatz-

63 Dietmar Jacobs: Untersuchungen zum DDR-Berufskabarett der Ära Honecker, Frankfurt a.M. u.a. 1996, S. 165 f.

64 Angaben aus dem Sekretariat des Bundesvorstandes des FDGB 1988–1989, zit. aus: Wolfgang Eckelmann, Hans-Hermann Hertle u.a.: FDGB Intern. Innenansichten einer Massenorganisation der SED, Berlin 1990, S. 225.

65 Edgar Kante: Deutschland – ein Schauermärchen. Aufstieg und Fall der DDR selbst erlebt, Berlin 1999, S. 110.

66 Vgl. im Folgenden: Eingabe wegen Vergabe eines Ferienplatzes, Herr Rossa, 26.05.1975, in: BArch, DY34 10612, Best. FDGB-Bundesvorstand, Abt. Ferienstreckendienst, unpag.

vergabe im Bezirk Rostock existierte eine solche Vorgabe, die zentrale Rechtfertigungsmechanismen erkennen ließ. Den Empfängern sollte – je nach Argumentationslinie – mitgeteilt werden, dass⁶⁷

- nicht oder wenig ausgelastete Strandbereiche praktisch nicht mehr zur Verfügung stünden,
 - die Kapazitätsmängel aus der „ungenügenden Inanspruchnahme der Zeiten außerhalb der Monate Juli/August“ resultierten,
 - jeder Antragsteller eine Bewertungskennziffer nach Platz- und Zeitwunsch, Anzahl der Vorbesuche und weiteren Kriterien erhalte und nicht nur nach Eingangstag der Vermittlungsanfrage entschieden werde,
 - bestimmte soziale Merkmale nicht besonders gewertet würden, Ausnahmen seien Kinderreichtum und Schwerstbeschädigung, nicht jedoch schlechte Umweltbedingungen in Ballungsgebieten, schulpflichtige Kinder oder Arbeiterschwernisse,
 - Boddenplätze als Alternative bestünden,
 - nur 50% der Stellplätze an Betriebe, 50% an Einzelzelter vergeben würden,
 - Bürger der ČSSR Urlaubsplätze erhielten, da der Reiseverkehr ein Bestandteil der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den sozialistischen Ländern sei,
 - bereits ein EDV-System zur Beschleunigung der Bearbeitungszeit eingeführt worden sei,
 - manche Bürger nur deshalb mehrere Jahre hintereinander einen Ostseecampingplatz erhielten, weil deren Betriebe sie mehrfach bedächten,
 - die teuer erworbene Campingausrüstung keinen Nutzungsanspruch nach sich ziehe.
- Besänftigen konnte die Menschen diese ausgefeilte Rhetorik indes nicht.

Eine Entlastung versprach man sich beim FDGB auch durch die Umnutzung bestehender Gebäude, was aber aus Qualitätsgesichtspunkten nicht immer förderlich war. Salopp gesagt: „Damals hieß die Insellozung [auf Poel; H. W.] ‚Schweine raus, Sachsen rein.‘ Die Bauern bauten die Ställe zu Ferienwohnungen um.“⁶⁸

Grund der begrenzten Verfügbarkeit von Unterkunfts- und Versorgungskapazitäten war aber auch der eklatante Arbeitskräftemangel im Tourismus. Dieser ließ sich bis zum Zerfall der DDR nicht beheben, wie das folgende Dokument aus dem Jahr 1989 belegt:

„Von völlig anderer Bedeutung für den einzelnen Betrieb und die gesamte Fremdenverkehrswirtschaft ist der zur Verfügung stehende Arbeitskräftefonds. Der Prozeß der Leistungserzeugung in der Fremdenverkehrswirtschaft ist zum größten Teil außerordentlich arbeitskräfteintensiv. Deshalb hängt der Leistungsumfang wesentlich von der Zahl der Beschäftigten, von ihrer Qualifikation und ihrer Einstellung zu den zu lösenden Arbeitsaufgaben ab. Auf diesem Gebiet gibt es z.Zt. die größten Probleme, die besonders bei Konzentration des Tourismus auf bestimmte Zeiträume und

67 Vgl. Einheitliche Argumentation zur Beantwortung von Eingaben, die die Vermittlung von Campingplätzen im Bezirk Rostock betreffen (Entwurf vom 11.12.1984) in: LG, Rep. 200 II. 8.3.2.125, Fachliche Anleitung nachgeordneter Organe und Einrichtungen, unpag.

68 Elke Sturmhoebel: Die Ruhe vor dem Sturm. Winter auf der Ostsee-Insel Poel, in: Schwarz auf Weiß v. 04.12.2008, S. 3, <http://www.schwarzaufweiss.de/deutschland/poel.htm> [letzter Zugriff: 03.08.2011].

Territorien auftreten. Hier sei besonders auf die Saisonbeschäftigung an der Ostseeküste hingewiesen, die jährlich das bestehende Defizit an Arbeitskräften im Bezirk Rostock im Verhältnis zum geforderten Leistungsumfang beseitigen soll.“⁶⁹

Diese Situation war vor allem dadurch bedingt, dass Arbeitskräfte im touristischen Bereich nur gering entlohnt wurden, andere Leistungsanreize fehlten und im Rahmen der zentralen Planung nur wenig Verantwortung auf den Einzelnen übertragen wurde.⁷⁰ Ging es schon den Angestellten so, so war die ökonomische Motivation für private Betreiber noch geringer. Das mangelnde Angebot zog für die vorhandenen Einrichtungen ungeachtet der Qualität viele Urlauber an. Eine Konkurrenz entstand ebenfalls höchstens über die Zugkraft des sozialistischen Wettbewerbs. Wenn, dann war das Engagement bei den Mitarbeitern vor Ort groß, weil dort die direkte Rückmeldung der Urlauber zur Motivation beitrug.

Kritik wurde auch an der Konzentration der Urlaubswünsche auf die nicht gestaffelte Sommerferienzeit geübt. Schließlich hing die Nachfrage nach Reisen an die Ostsee massiv von den klimatischen Bedingungen ab. Diese waren an der Küste eben in der Ferienzeit vom 1. Juli bis 31. August am besten. Bis 1989 bemühte sich der Feriendienst des FDGB durch propagandistische Maßnahmen, Preisermäßigungen und andere Maßnahmen weitgehend ohne Erfolg um die gleichmäßigere Auslastung der Unterkünfte an der Ostsee. Die Bürger waren der Meinung: „Die [Reisen in der saisonfernen Zeit; H. W.] war'n so billig. Die hätte man verschenken müssen und wär' sie dann wahrscheinlich auch nicht losgeworden.“⁷¹ Eine naheliegende Lösung, die Staffelung der Ferienzeit, wurde jedoch abgelehnt, denn dies entsprach dem bundesrepublikanischen Modell.⁷²

Für diejenigen, die einen Urlaubsplatz an der Ostsee erwarteten, hielten die Unterkünfte manchmal unangenehme Überraschungen bereit. Da der FDGB stets um eine Ausweitung der Bettenkapazität bemüht war, ging es vorrangig um den Neubau oder die Rekonstruktion bisher nicht genutzter Bauobjekte. Ein Urlauber erinnerte sich dazu: „Außerdem wurden die Heime nach kurzer Zeit heruntergewirtschaftet, da kein Geld für Instandhaltung und Renovierung da war.“⁷³ Für Verbesserungen in bestehenden Objekten gab es wenig Interesse, so dass man in der Konzeption zur weiteren Entwicklung des Erholungswesens im Bezirk Rostock vom 23. Oktober 1989 konstatieren musste, dass es in 41 von 241 Erholungseinrichtungen schwere bauliche Schäden gebe und man weitere zehn überhaupt nicht mehr nutzen könne.⁷⁴

69 Lehrbrief, in: BArch DL1 26577, Grundsatz Tourismus-Leitung 1987–1989, unpag.

70 Vgl. Anton Filler: Der Stand und die Entwicklung des gewerkschaftlichen Erholungswesens. Ein Lehrbrief der Gewerkschaftshochschule „Fritz Heckert“ beim Bundesvorstand des FDGB, Bernau 1983, S. 106–108.

71 Interview [4.8.2004, Berlin] mit Peter Schmidt, ehemals ehrenamtlicher Reiseleiter für Jugendtourist.

72 Information über Inhalt und Verlauf der Wahlversammlungen in den gewerkschaftlichen Grundorganisationen – Beschluß des Sekretariats des Bundesvorstandes des FDGB vom 22.03.1989, zitiert bei: Eckelmann, Hertle u.a., FDGB Intern (wie Anm. 64), S. 225.

73 Kante, Deutschland – ein Schauermärchen (wie Anm. 65), S. 112.

74 Vgl. Konzeption zur weiteren Entwicklung des Erholungswesens, in: LG, Rep. 200 II. 8.3.2.137, unpag.

Zudem wurde die Vor-Ort-Infrastruktur vernachlässigt. Selbst Wissenschaftler in der DDR wiesen darauf hin, wie wenig zweckmäßig es sei, die Bettenkapazitäten Jahr um Jahr zu erhöhen, ohne infrastrukturelle Verbesserungen vorzunehmen.

Ein „Dauerbrennerthema“ war auch die unzureichende Versorgung der Urlauber. Ging es 1954 um Milch,⁷⁵ so hieß es 1971:

„In diesem Jahr wurde die Qualität der Versorgungsleistungen vor allem durch die aufgetretenen Versorgungslücken beeinflusst. Trotz exakterer vertraglicher Regelungen der Lieferbeziehungen und wiederholter Rücksprache mit den zuständigen Organen fehlten vor allem Gemüse und Obst, alkoholfreie Getränke und Bier. Das Fleisch- und Wurstsortiment war sehr eingeschränkt und einseitig.“⁷⁶

Hinzu kamen die umfangreichen Schließzeiten von Gaststätten, die zum Beispiel in einer Karikatur des Satiremagazins Eulenspiegel thematisiert wurden.⁷⁷



Abb. 5: Überspitzte Darstellung eines alltäglichen Problems: Versorgungsprobleme von DDR-Urlaubern. Q: Heinz Behling, Eulenspiegel Verlag, in: Ralf Pierau: Urlaub, Klappfix, Ferienscheck. Reisen in der DDR, Berlin 2003, S. 107.

75 Vgl. „Aus den Fehlern der Badesaison 1953 müssen wir unsere Lehren ziehen, damit bezüglich der Aufgaben der Lebensmittelindustrie in der Saison 1954 zum Beispiel [...] keine Mängel in der Trinkmilchversorgung [...] auftreten können.“ Plan der Abteilung Industrie und Handwerk beim Rat des Bezirks über die Durchführung der Badesaison 1954, in: LG, Rep. 200 8.3.2.17, Bl. 35.

76 Einschätzung der Reisezeit 1971, in: BArch DY34 9767, FDGB-Bundesvorstand, Abt. Feriendienst, Grundsatzfragen, S. 6.

77 Ralf Pierau: Urlaub, Klappfix, Ferienscheck. Reisen in der DDR, Berlin 2003, S. 107.

Waren die Restaurants geöffnet, so ergaben sich merkwürdig anmutende Regelungen, beispielsweise in der von der Konsumgenossenschaft Glowé auf Rügen betriebenen Ostseeperle, wo die Verweildauer „wegen des Besucherandrangs und des allgemeinen Platzmangels auf 45 min festgelegt“ wurde.⁷⁸

Aber auch das Verkehrsaufkommen bzw. die verkehrsinfrastrukturelle Anbindung der Ostseeküste war problematisch. In der Vorkriegszeit war das Verkehrsnetz Deutschlands überproportional zwischen Ost und West ausgerichtet gewesen, dem Territorium der DDR entsprach eher eine Nord-Süd-Ausrichtung.⁷⁹ Für den Tourismus war vor allem die Erschließung eines Teils der Ostseeküste durch die Autobahnverbindung zwischen Berlin und Rostock 1978 bedeutsam. Der Reiseverkehr an die östlichen Küstenabschnitte und auf die Inseln Rügen, Usedom und Hiddensee blieb jedoch ein Problem, da er nur über Fernverkehrsstraßen geleistet wurde. Für Ferienreisende war deshalb und aufgrund der nur teilweisen privaten Motorisierung besonders der Zugverkehr an die Ostsee von Bedeutung.⁸⁰ Der Inlandsflugverkehr mit dem Flughafen Barth hingegen blieb trotz propagandistischen Aufwands in den 1960er Jahren marginal und wurde 1980 ganz eingestellt.⁸¹

Durch die hohe Frequentierung und das geringe staatliche Interesse an Nachhaltigkeit ergaben sich weiterhin zunehmend ökologische Probleme, deren ganzes Ausmaß erst nach 1989 in den öffentlichen Blickpunkt rückte. Die Liste der durch Luft-, Boden-, Wasser- und Vegetationsschäden beeinträchtigten touristischen Ressourcen war lang.

Schließlich zeigte sich ein übergreifendes Problem. Immer wieder wurden Ungleichheiten in der Vergabe der Ferienplätze durch außerplanmäßige Zuteilungen von Urlaubsplätzen öffentlich bekannt. Das konnten Sonderkontingente für „verdiente“ Bürger und politisch Umworbene sein, aber auch Merkmale eines zweiten Wirtschaftskreislaufs, in dem durch „Vitamin B“, Improvisationen produktionsstarker Betriebe und Tauschhandel der offizielle Verteilungsmodus umgangen wurde. Zeitzeugen berichteten: „Ja, es war eine eigene Rügener [und auch sonstige Ostsee-; H. W.] Währung entstanden, die hieß ‚Urlaubsplatz‘.“⁸²

Für jene, die nicht zum Kreis der Privilegierten gehörten, stellte sich hier die Frage, wo das Versprechen des Staates auf Teilhabe aller an den „Errungenschaften des Sozialismus“ eingelöst würde. Eine zufriedenstellende Antwort darauf fand sich oft nicht.

Das war auch gar nicht möglich, denn bereits aus ökonomischen Gründen war die Abstellung der Problemlagen meist nicht realisierbar. Es fehlten das Geld und der ökonomische Anreiz, das Angebot über die staatlichen Planvorgaben hinaus zu entwickeln. Daher sind die in der internen Saisoneinschätzung gelisteten Kritikpunkte zwischen 1976 und 1981

78 O.V.: 35 Jahre „Ostseeperle“ Glowé, in: Wellenbrusen, Informationsblatt des Tourismusvereins der Gemeinde Glowé e.V. 4 (2003), S. 6, <http://www.glowe.de/wellenbrusen/ausgabe4.pdf> [letzter Zugriff: 02.08.2011].

79 Vgl. Günter Weise: Straßenverkehrs- und Straßenplanung, in: Erich Fiedler: Das Straßenwesen der DDR 1949–1989, Bonn 2002, S. 18–61, hier S. 21.

80 Vgl. 1975: „Zur Verbesserung des Binnenreiseverkehrs wurden die beiden bisher nur für den internationalen Reiseverkehr bestimmten Züge [...] ab Ostbahnhof bis Bergen/Rügen freigegeben. [...] Eine Erleichterung der Situation erhofft sich die Deutsche Reichsbahn ebenfalls durch die neu aufgenommene Relation Stralsund – Berlin – Schöneweide – Halle – Nordhausen.“ O.V.: Schneller zur Ostsee, in: Neue Zeit v. 15.05.1975.

81 Vgl. Karl-Dieter Seifert: Weg und Absturz der Interflug. Der Luftverkehr der DDR, Berlin 1994, S. 91–93; Inlandsflugrouten 1971, in: Wolter, „Ich harre aus“ (wie Anm. 10), Anhang 31.

82 Wichert, Wichert (Hrsg.), „Sie werden plaziert“ (wie Anm. 26), S. 23.

weitgehend identisch. Es ist zu vermuten, dass auch eine Aufstellung von 1989, die nicht vorliegt, ähnliche Befunde erbracht hätte.⁸³

<p>1976</p> <ul style="list-style-type: none"> • Übergangszeiten der Verkehrsträger • Tankstellenöffnungszeiten unzureichend • Versorgungslücken bei Campingartikel, Fleisch- und Wurstwaren, Gemüse und Obst, Sonnenschutzmittel, Badebekleidung, Souvenirs • Getränkeversorgung → Operativstab Getränkeversorgung • Transportkapazitäten für Waren • nicht genügend Saisonarbeiter • Personalnotstand in Gaststätten • hohe Überstundenbelastung • Wartezeiten in Krankenhäusern • Fäkalienbeseitigung • Zerstörungen an Deichen und Dünen • Bodenbelastung durch Überbelegung • Müllverkipfung • Kapazitätsengpass in der Kinder- und Jugenderholung 	<p>1981</p> <ul style="list-style-type: none"> • unzureichende Abstimmung der Verkehrsträger • „Weiße Flotte“ mangelhaft (technisch) • Parkplatzmangel • Versorgungslücken bei Süßwaren, Backwaren • Gastronomische Versorgung unzureichend • Hygienische Mängel • zu wenig Saisonarbeitskräfte • Abwasserbeseitigung • Fäkalienabfuhr • Trampeln ist bekannt, dass es eine Regelung gibt, wonach alle Personen eine Nacht aufgenommen werden sollen. (wegen Staatsgrenze Nord – Grenzordnung) • zunehmende Tendenz unangekündigter Anreise • Zunahme der Tramperbewegung (unangekündigt, zahlen nicht, Zeltaufbau an ungenehmigten Stellen)
---	--

Die Ostseeküste als Grenzgebiet

Allerdings war die Küste nicht nur für Urlaubsreisende interessant und bei weitem nicht auf ganzer Länge für Reisende nutzbar.⁸⁴ Zum einen war dies auf natürliche Gegebenheiten zurückzuführen, zum anderen existierten Sperrungen für militärische und andere staatliche Zwecke.⁸⁵ Seltener waren Küstenbereiche auch von Privatgrundstücken umschlossen.⁸⁶

83 Vgl. im Folgenden: Saisoneinschätzung 1977–1982, in: LG, Rep. 200 II. 8.3.2.131, unpag.

84 Die Küste der DDR war 1470 km lang, davon waren etwa 340 km Meeresgrenze. Von diesen waren zum Ende der DDR-Zeit etwa 250 km öffentlich zugänglich. Joachim Marcinek, Hans Richter u.a.: Der Naturraum der DDR im Überblick, in: Benthien (Hrsg.), DDR (wie Anm. 38), S. 16.

85 Insel Vilm (Naturschutzgebiet, bis 1989 Urlaubsort der DDR-Regierungsspitze), Prora und Bug (militärische Sperrgebiete), Lübecker Bucht (Grenzgebiet), vgl. Malte Helfer: Tourismus auf Rügen. Chancen und Risiken der Umstrukturierung infolge der deutschen Einigung, Saarbrücken 1993, S. 68.

86 Dem privaten „Datschenbau“ versuchte man ab 1976 mit § 287, Abs. 1 entgegenzuwirken, um z.B. die Küste der Öffentlichkeit zugänglich zu erhalten oder zu machen. Zivilgesetzbuch der DDR vom 19.06.1975, in: Gesetzblatt der DDR, Tl. I, 27/19.06.1975.

Der Urlaub an der Ostsee wies eine Besonderheit auf: Bei der gesamten Küstenlinie der DDR handelte es sich um Grenzgebiet.⁸⁷ Daher waren stets Polizei und andere Sicherheitskräfte im Einsatz, insbesondere nach der zweiten entscheidenden Zäsur der DDR-Geschichte, dem 13. August 1961. Nachdem den DDR-Bürgern mit dem Mauerbau unmissverständlich klargemacht wurde, dass ihr Verbleib im sozialistischen Staat notfalls erzwungen wurde, galten Grenzgebiete als besonders gefährdet. Ihr Schutz vor „Republikflüchtlingen“ stellte für die Staatsführung eine wichtige Herausforderung dar, denn jedes erfolgreiche Entkommen sicherte nicht nur dem Flüchtigen persönliche Freiheit, sondern konnte auch andere DDR-Bürger ermutigen, die Einschränkung grundlegender Freiheiten nicht länger hinzunehmen.

Mit diesen Prinzipien der Staatsführung verbanden sich umfangreiche gesetzliche Maßnahmen, die den Grenzschutz verbessern sollten. So war beispielsweise der Besitz und Gebrauch von festen Booten streng reglementiert. Der Einsatz von Schlauchbooten wurde misstrauisch verfolgt und führte nicht selten zu Befragungen und Festnahmen.⁸⁸ Die Badeordnung der DDR von 1956 und – in Wiederaufnahme der bestehenden Gesetzlichkeit – die Strand- und Badeordnung des Bezirkes Rostock von 1972 verfügten unter dem Vorwand von Sicherheitsbedenken:

„Zur Vermeidung von Unfällen und im Interesse der Ordnung und Sicherheit ist zu beachten: Die Verwendung von Motor-, Ruder-, Paddel- und Schlauchbooten ist an der Außenküste sowie in den besonders ausgewiesenen Grenzgewässern verboten. / Luftmatratzen, Badeboote und andere Schwimmkörper dürfen an der Außenküste nur im Bereich der 150-m-Bojenbegrenzung benutzt werden.“⁸⁹

Sowohl Personen mit als auch ohne mögliche „Fluchtwerkzeuge“ waren verdächtig, wie sich ein Zeitszeuge erinnert: „Strandspaziergänge mussten wenige Kilometer hinter Boltenhagen wegen der nahen Grenze beendet werden. Abends durfte sich kein Urlauber mehr am Strand aufhalten, Grenzsoldaten patrouillierten nachts am Strand, und Suchscheinwerfer tasteten die Küste und das Meer nach Republikflüchtigen ab. Ihren Personalausweis mussten die Urlauber immer dabei haben.“⁹⁰ „Und wenn einer durch ein Fernglas schaute, machte er sich verdächtig.“⁹¹

Dass hierbei aus staatlicher Sicht Tourismus und Straftatbestände in engem Zusammenhang standen, zeigen die Berichte der „Arbeitsgruppe Grenze“, die am 23. September 1988 beispielsweise feststellte, dass 40% der „Angriffe auf die Staatsgrenze“ durch Badende er-

87 Vgl. § 33, Anordnung über die Ordnung in den Grenzgebieten und den Territorialgewässern der Deutschen Demokratischen Republik = Grenzordnung vom 15.06.1972, in: Gesetzblatt der DDR, Tl. II, 43/15.6.1972.

88 Vgl. Brigitte Deja-Löhlhöffel: Freizeit in der DDR, Berlin 1986, S. 46.

89 Strand- und Badeordnung des Bezirkes Rostock vom 10.03.1972, in: LG, Rep. 200 II. 8.3.2.188 FKK, unpag.

90 Alexa Hennings: Klassenauftrag Erholung. Fünfzig Jahre FDGB-Ferienst, Manuskript, in: MDR v. 22.09.1997, S. 15.

91 Sturmhoebel, Ruhe (wie Anm. 68), S. 3.

folgten,⁹² die meist von Zeltplätzen aus die Flucht wagten. Im selben Jahr wurde angemerkt, dass die „Angriffe auf fast das Doppelte gegenüber dem Vorjahr“⁹³ angestiegen seien und man den „fortdauernden Druck [...] auf die Staatsgrenze“ bei weiteren Planungen berücksichtigen müsse. Dabei war die „unsichtbare Mauer“ ein weites Areal „vom Küstenvorland über die offene See bis zu den dänischen Hoheitsgewässern“.⁹⁴

Insgesamt war die Fluchtbewegung zahlenmäßig sicher zu vernachlässigen – zwischen 1961 und 1989 zählte man 4 272 Festnahmen, 27 Tote, 591/594 erfolgreiche Grenzdurchbrüche⁹⁵ –, doch für die schleichende Demontage des Systems war sie sicherlich mitverantwortlich.

Ostseetourismus als Testfall des Systems

Ostseeurlaub für alle – so hieß vereinfacht gesagt die sozialpolitische Zielsetzung des Staates DDR. Es wurde im Laufe der Jahre immer deutlicher, dass die Ostsee in der Wahrnehmung der Menschen ein besonderes touristisches Ziel war. Im Badeurlaub manifestierte sich prototypisch die Vorstellung einer gelungenen, erholsamen Ferienreise. Der DDR-Führung war dies bewusst. Doch quantitative und qualitative Mängel führten dazu, dass der selbstgesetzte Anspruch nicht erreicht werden konnte. Die Diskrepanz zwischen Ziel und Wirklichkeit wurde zu einem Testfall für das System.

Es gab – von Ausnahmen abgesehen – nur an der Ostseeküste der DDR einen leicht zu erreichenden Zugang zum Meer für alle DDR-Bürger. Dorthin richteten sich also alle Sehnsüchte, die mit dem Meer verbunden waren. DDR-Bürger genossen und erinnern noch heute⁹⁶ – manchmal in (n)ostalgischer Verklärung – die an Strand und Meer empfundene Freiheit und die (vorgeblich) gleichberechtigte Teilhabe aller an den Schönheiten und touristischen Annehmlichkeiten der Küstenlandschaft, und an die angesichts des Mangels aber nur mit Hilfe der in der Gemeinschaft bewältigten Unwägbarkeiten.

Die Ostseeküste war in ihrer ganzen Länge aber nicht nur touristische Destination, sondern auch Grenzgebiet der DDR. Ihr Besuch unterlag daher den spezifischen Regeln einer Diktatur, die die Bewegungsfreiheit ihrer Bürger massiv einschränken wollte. Der DDR-Führung erschien es höchst bedrohlich, dass ihr durch Fluchtversuche just am Ort des scheinbar Unpolitischen – am Strand – aufgezeigt würde, dass nicht jeder bereit war, sich den engen Restriktionen des „Sozialismus in den Farben der DDR“ zu unterwerfen.

Der Symbolgehalt des Ostseetourismus war also in vielerlei Hinsicht hoch. Durch ihn wie auch anderen sozialpolitischen Maßnahmen, an denen sich der Staat messen lassen

92 Protokoll über die Beratung der AG „Grenze“ am 23.09.1988, in: LG, Rep. 200 II. 8.3.2.133, AG „Grenze“, unpag.

93 Protokoll über die Beratung der AG „Grenze“ am 08.12.1988, in: LG, Rep. 200 II. 8.3.2.133, AG „Grenze“, unpag.

94 Dazu und im Folgenden: Christine Müller, Bodo Müller: Über die Ostsee in die Freiheit. Dramatische Fluchtgeschichten, Bielefeld 1996, S. 12. Allerdings wird vermutet, dass bei den Todeszahlen eine höhere Dunkelziffer vorliegt.

95 Unsichere Angaben, daher in der Publikation zwei Alternativen, vgl. ebenda, S. 52.

96 Vgl. Sönke Friedreich: Urlaub und Reisen während der DDR-Zeit: Zwischen staatlicher Begrenzung und individueller Selbstverwirklichung, Dresden 2011.

musste und aus pragmatischen Gründen auch messen lassen wollte, wurde das System getestet, herausgefordert und schließlich in seinem Niedergang gefördert.

Noch am 9. November 1989 meldete der Stellvertretende Vorsitzende für territoriale Planung bei der Staatlichen Plankommission an den Vorsitzenden des Rates des Bezirkes Rostock: „Die sich in unserer Gesellschaft gegenwärtig vollziehenden Prozesse werden neben anderen Veränderungen zu einer grundlegenden Wirtschaftsreform führen, die u.a. auch zur höheren Eigenverantwortlichkeit der örtlichen Organe führen wird. Die Stabilisierung unserer Volkswirtschaft wird Maßnahmen erfordern, die derzeit noch nicht eindeutig fixiert sind.“⁹⁷ Für diese Erkenntnis war es auch im wichtigsten Wirtschaftszweig des Ostseebezirkes bekanntlich zu spät. Am selben Abend besiegelte der Fall der Mauer den Anfang vom Ende der DDR und damit auch ihres tourismuspolitischen Systems. Die Überlieferungspause in der Korrespondenz der Behörde bis März 1990 belegt denn auch, dass ein Regulierungs- oder mindestens Kommunikationsvakuum entstand, da die bisherigen Strukturen in keiner Weise mehr den Anforderungen eines Ostseetourismus auf marktwirtschaftlicher Basis gerecht wurden.

Summary

Even today, when people can choose between thousands of places to travel to, the Baltic Sea is one of the most frequented tourist destinations in Germany and of Germans. During the time of the GDR the beaches were even more sought after since GDR-citizens were only allowed to travel domestically or in a few socialistic countries.

Therefore the state tried to convince people of the advantages of socialism by offering a social-tourist model. The Baltic Sea coast was the main investment area, since people were eager to spend their holidays there. Especially the GDR trade union FDGB made itself an essential “Haupterholungsträger” – main travel provider –, partly using illegal methods to dominate the other providers. Over the years, the priority in GDR’s Baltic Sea tourism was to build holiday homes for the vacationers. As in other spheres tourism was part of an economy and society of shortage.

But what was most crucial about this destination was its ambiguous character as main tourist destination but also as most vulnerable border area. Since the dictatorial GDR-system tried to imprison their citizens, they were in constant fear of people not willing to accept this restriction of basic human rights.

97 Brief des Stellvertretenden Vorsitzenden für territoriale Planung bei der Staatlichen Plankommission an den Vorsitzenden des Rates des Bezirkes Rostock, Genossen Kühl, vom 09.11.1989, in: LG, Rep. 200 II. 8.3.2.137, Konzeption zur weiteren Entwicklung des Erholungswesens, unpag.

**“You have probably heard about all this ...”
Baltic Seaside Resorts as Soviet Tourist Destinations**

by Christian Noack

Towards the end of the Soviet period, tourism planners in Moscow commissioned a sociological survey to establish their compatriots' preferences for annual summer holidays. As it turned out, the Baltic republics of the USSR emerged as the third most popular destination after the Crimea and the Caucasian coast. About ten per cent of the respondents answered that they wished to spend their holidays in Estonia, Latvia or Lithuania. This was the highest rating for any region outside the Black Sea littoral and the Caucasus. The Soviet 'Mediterranean' would have attracted almost half of the respondents; and in fact this was the part of the Soviet Union with the best tourism infrastructure. In practice, however, Soviet citizens could not simply expect to see their wishes fulfilled due to the chronic shortages of *putevki*, or travel vouchers, in the state sponsored Soviet holiday facilities run by the trade unions. Of those interviewed, only every second respondent could realistically hope to spend the summer on the shores of either the Black or the Baltic Seas: If Black Sea and Caucasian destinations catered to less than a quarter of all "organised" Soviet vacationers, the Baltic resorts could accommodate only about five per cent.¹

Thus the Baltic republics were popular Soviet destinations, and why would they not be? They were reasonably close to the industrial centres of the northwest, including Leningrad or Belorussia. If the Baltic republics lacked the dramatic aspects of the Black Sea or Caucasus region, their oriental tinge or their sub-tropical climate, they had other attractions to offer, like the length of the coast line and its natural beauty, the calm of the hilly and forested hinterland. Beyond this, the rich cultural heritage of medieval towns shaped the Baltic republics' outlook as more European than any other part of the USSR.

My inquiry into Russian and, later, Soviet tourism in Baltic resorts will focus on the three most important seaside spas in each republic, Pärnu in Estonia, Jurmala in Latvia and Palanga in Lithuania. As the first section shows, the history of the Baltic resorts as a destination for Russian tourists dates back to the 19th century. While tourists, particularly from St Petersburg, frequented Baltic spas and resorts, the emergence of a major Imperial city within the region, Riga, was of even greater importance for tourist development. Riga developed into an industrial hub and a multi-ethnic town with significant Latvian, German, Russian and Jewish populations, and the city would remain the most important "provider" of tourists in numerical terms. The following section examines how Russian tourism was only shortly interrupted by revolution and civil war. Although war damage and the drawing

1 "Fakticheskaia organizatsiia ezhegodnogo otdykha zaniatnogo naseleniia i pozhelaniia na budushchee" [The Factual Organisation of the Working Population's Annual and Desires for the Future], internal report of the Tsentral'nyi nauchno-issledovatel'skii i proektnyi institut tipogo eksperimental'nogo proektirovaniia lechebno-ozdorovitel'nykh i sanatorno-kurortnykh zdani, Moscow, ca. 1986. Quoted from Monika Henningsen: *Der Freizeit- und Fremdenverkehr in der ehemaligen Sowjetunion unter besonderer Berücksichtigung des Baltischen Raumes*, Frankfurt a.M. 1994, pp. 86 f.

of borders created obstacles for the development of tourism, Russians continued to visit the Baltic shores between 1920 and 1940.

In both 1940 and 1944–45, the Soviet occupants found the existing tourist infrastructure relatively well preserved, and section two of the article deals with the repeated Sovietisation of vacationing in the Baltics. While there was little development until the early 1960s, Soviet planners then aimed at establishing a “tourist industry” which would enable “mass tourism”. Section three will inquire into the changes that occurred in the wake of these decisions: to what extent were the Baltic resorts fully absorbed into the Soviet system of state sponsored tourism? How were natural and cultural resources exploited for tourism, and which development perspectives were pursued in the three Baltic republics? What role, in particular, did “unorganised” tourism, as opposed to planned vacationing, play in the region? Indeed, the number of “wild” tourists (as those who travelled individually were called) rose disproportionately, meaning that the “unorganised tourist” as a rule far outnumbered the organised and badly strained the rather inflexible Soviet supply chains in the resorts.

As will be discussed in section three, the decades between 1960 and 1990 saw not only a considerable extension of the state sponsored network of recreational and tourist facilities, but also serious attempts to cater to the needs of vacationers travelling without the holiday vouchers distributed by Soviet trade unions. I argue that achievements and failures in the accommodation of unplanned tourism amply illustrate both the scope and the limits of late Soviet modernisation policies.

The final part of the article returns to the initial question of supply and demand. While available written sources do not tell us much about choices and decisions of individual Soviet tourists travelling to the Baltic Sea, we can at least analyse how the Baltic destinations were represented in Soviet media. What kind of imagery was produced for the Baltic region as whole, for the individual republics and for the most important individual destinations? And in how far were these representations used to advertise vacations for a broader Soviet audience (basically outside the Baltic republics), thus turning them into genuinely Soviet destinations?

1. Baltic resorts between empire and national states, 1840–1940

In the Russian Empire and in Central or Western Europe domestic travel and tourism developed ultimately along similar lines, if one allows for the usual delay with which impulses of modernisation penetrated the eastern great power. “Taking waters” had been one of the habits of the European nobility Peter the Great encountered and subsequently tried to have his Russian peers emulate. Due to the fact that a majority of Russia’s wealthy landowning class preferred to travel to European spas rather than staying in Russia for cures, it would take about another century after the Tsar’s death before a network of health resorts emerged within the Empire proper, basically in the recently annexed Caucasian foothills. Piatigorsk, for example, was founded only in 1830 and became a popular destination visited by officers and civil servants who could not afford to travel to Marienbad or Wiesbaden.²

2 Kurorty. Entsiklopedicheskii slovar’ [Spas. Encyclopedia], Moscow 1983, pp. 19-21, 282 f.

In the course of the 19th century, other forms of leisurely vacation developed on the littoral of the Black Sea, particularly on the Crimea. Catherine had symbolically taken possession of the peninsula with her famous 1787 journey, and the imperial household began to spend summers there more regularly after the acquisition of the Livadia estate and the erection of the famous palace of the same name. Soon afterwards mountaineering clubs emerged on the Crimea and in the Caucasus. At first affluent families began to travel south, latter middle classes joined them, firmly establishing the “Russian Riviera” and the “Russian Alps” on the mental maps of early Russian tourists. Still seasonal travelling from Petersburg to the Black Sea required substantial means, and a railway link, momentarily absent during the Crimean War, was not established until 1894.³

The geographical proximity of the Baltic region to St Petersburg, on the contrary, designated it to become a prime recreational area for the inhabitants of the imperial capital.⁴ Indeed, St. Petersburg’s service class, among them numerous descendants from the Baltic German nobility, retreated to estates in the Baltic provinces during the summer seasons, as did their peers owing land in Russia or Ukraine.⁵

A number of other factors facilitated the development of tourism in the north. Firstly, travellers began to appreciate, starting in the late 18th century, the sublime aspects of northern landscapes, earlier a preserve of the Mediterranean sites of antiquity.⁶ Secondly, as in the case of Crimea, the Imperial family acted as a trendsetter. Their habit of yachting in Finland⁷ was emulated by the nobility and later, the middle classes. For the latter, thirdly, railway construction rendered seasonal mobility more affordable. It began earlier in the north of the country, where the first stretches of the St. Petersburg – Helsingfors railway to Beloostrov were opened in 1870. Summer houses and boats in Finland rapidly became fashionable. Cheap railway fares helped to turn the Karelian Isthmus on both sides of the border with the Grand Duchy into a very popular area for the construction of dachas.⁸ A similar development could be observed on Estonian soil near the town of Narva. Indeed, some of the stretches on Estonia’s northern coast resembled the Finish counterparts. St. Petersburg’s middle classes, among them many well know writers like Goncharov or Leskov,

3 See Andrei Mal’gin: *Russkaia Riv’era. Kurorty, turizm i otdykh v Krymu v epokhu Imperii konets XVIII nachalo XX v* [The Russian Riviera: Spas., Tourism and Recreation in Crimea during the Imperial Periods, 18th – early 20th Centuries], Simferopol’ 2006. For mountaineering Gennadii P. Dolzhenko: *Istoriia turizma v dorevoliutsionnoi Rossii and i SSSR* [A History of Tourism in Pre-Revolutionary Russia and in the USSR], Rostov-on-Don 1988, pp. 20-40; Eva Maurer: *Wege zum Pik Stalin. Sowjetische Alpinisten, 1928–1953*, Zurich 2010, pp. 51-71.

4 Louise McReynolds: *The Prerevolutionary Russian Tourist: Commercialization in the Nineteenth Century*, in: Ann E Gorsuch, Diane P. Koenker (eds.): *Turizm. The Russian and East European Tourist under Capitalism and Socialism*, Ithaca 2006, pp. 7-42, here pp. 37-39.

5 Vgl. den einleitenden Artikel von Karsten Brüggemann in diesem Heft.

6 On the discovery of the sublimity of northern landscapes see Orvar Löfgren: *On Holiday. A History of Vacationing*, Berkeley 1999, pp. 16-21.

7 Jurma a. Pjavi Tumoi-Nikula: *Imperatory na otdyke v Finlandii* [The Tsars on Holidays in Finland], St. Petersburg 2003.

8 Vilho Hämalainen: *Die russische Sommerhausbesiedlung auf der karelischen Landenge am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts*, in: *Jahrbücher für die Geschichte Osteuropas* 34 (1986), no. 4, pp. 518-538; see also Stephen Lovell: *Between Arcadia and Suburbia: Dachas in Late Imperial Russia*, in: *Slavic Review* 61 (2002), no. 1, pp. 66-87.

painters like Shishkin or the composer Chaikovskii acquired dachas on the mouth of the river Narva.⁹

Even if occasional visits by members of the Imperial family to coastal spas like Haapsalu, in Estonia, are also reported to have boosted tourism, a number of factors retarded the development in the Baltic provinces.¹⁰ Basically the larger distances and the lack of convenient railway links to the littoral made these developments less sustainable. The St. Petersburg – Warsaw line, built in 1860, cut through Courland and linked Latvia's second biggest city, Daugavpils, to the capital. A branch to Riga came into service two years later. Yet it took another fifteen years before railway construction reached the seaside resorts in the Riga Bay: Dubulti and Kemerī became stops on the Riga-Tukums line only in 1877. By 1889 a direct line from St Petersburg via Pskov reached Riga.

Railway links to Estonia were constructed around the same time. One branch linked the capital with the port of Baltisk. Its construction served first and foremost the strategic demands of the Imperial fleet, but also served the economic interests of the Baltic German landholders and grain traders. Passenger services to the few existing Estonian seaside resorts were clearly of minor importance. Between 1876 and 1905, the year the railroad reached Haapsalu on the Western coast, guests had to take a diligence linking the *kurort* with the capital. Haapsalu's southern rival Pärnu, located further south on the coast, could be reached more easily starting in 1896, when the Mõisakalu station was opened on the Petersburg – Pskov – Riga line.

Against this backdrop guests from Petersburg or other Russian cities remained a minority among the vacationers in the Baltic resorts. Expanding facilities served tourists from the Baltic region itself, particularly from the region's largest city, Riga. Between the mid 19th century and the second decade of the 20th, Riga changed from a medieval port into one of the most vibrant industrial hubs of the Empire. None of Russia's ports matched Riga's exports, and its population grew almost tenfold from some 57 000 in 1857 to 480 000 in 1913. Although other cities in the Baltic region like Revel or Vilno experienced significant growth, too, none compared to Riga.¹¹ As a consequence, recreational facilities within easy reach of Riga's growing urban population expanded particularly dynamically around the turn of the 20th century.

The majority of emerging seaside resorts in today's Latvia and Estonia, including Kuresaare on the island of Saaremaa, were served regularly by boats from Riga from the 1840s on. This was also true for abovementioned Pärnu, which quickly overtook the older neighbour of Haapsalu. Still closer to Riga, a string of resorts developed along the coast which became known as "Jurmala" in Latvian or "Rizhskoe vzmor'e" in Russian, with both terms translating as "Beach". Again, development was furthered by regular boats to Riga from the 1840s.¹²

9 Louise McReynolds: *Russia at Play. Leisure Activities at the End of the Tsarist Era*, Ithaca 2003, pp. 177-182; Kurorty (see note 2), p. 250.

10 Henningsen, *Freizeit- und Fremdenverkehr* (see note 1), p. 213.

11 Michael F. Hamm: *Riga's 1913 City Election: A Study in Baltic Urban Politics*, in: *Russian Review* 39 (1980), no. 4, pp. 442-461, here pp. 442 f.

12 Henningsen, *Freizeit- und Fremdenverkehr* (see note 1), p. 180, pp. 213 f.

In Pärnu, a destination with modest bathing tourism since the 1840s, accelerated development started a few years before the railway reached the town. With the municipal takeover of the recreational facilities in 1889, the baths were rebuilt and extended, the letting of private rooms organised. Regular advertising in Russia began after the opening of the railway line. The number of long time sojourners remained fairly small before the revolution, reaching some 3 000 in 1910.¹³

Jurmala came into being as a municipality only in 1920, when the twelve formerly independent communities on a stretch of land between the river Lielupe and the Baltic Sea were administratively united and became a suburb of Riga.¹⁴ By that time some of the former villages could already look back on almost a century of tourism history. The sandy beaches had become a popular destination for Riga's inhabitants with the opening of regular steamboat traffic in the 1840s, and public baths opened shortly afterwards. Initially, vacationers rented rooms from the local population, but soon they started to build their own summerhouses along the littoral. In contrast to the neighbouring villages, Dubulti won some recognition as a destination in Moscow and St Petersburg. The first sanatoria, "Marienbad" [sic] was opened in Majori in 1870.

The railway link of 1877 shortened travel times from Riga to one hour, about a third of what the boat trip had taken. Other sanatoria were opened in the late 19th and early 20th centuries in Bulduri and Majori. Whereas in 1873 about 18 000 guests had been counted in the Jurmala area, the numbers rose to 30 000 in 1880, and may have doubled again before the outbreak of the First World War. Still the area retained the character of a loose agglomeration of historical fishing villages and scattered villas among them.¹⁵

A few kilometres further down, Kemeris's transformation into a resort dates back to the 1840s as well. Again, the 1877 railway connection triggered a dynamic development. Day and weekend trips from Riga became popular as well-to-do urbanites purchased summerhouses in Kemeris, too. Like in Pärnu, the number of people frequenting the health resort remained fairly small, however, reaching about 3 000 annually in the early 20th century. Direct railway links to Moscow and Petersburg brought this figure up to over 8 000 on the eve of the First World War.¹⁶

Further down the coast, in contemporary Lithuania, seaside vacations were offered in Palanga and on the Courian Spit. Historically dominated by Polish rather than Baltic German nobility, the seaside resort of Palanga owed much to the activities of local magnates. The Tyszkiewicz family had acquired the village in the early 19th century. The building of a pier by Józef Tyszkiewicz in the early 1890s allowed boats to land. The pier quickly silted up, yet this had the expedient side effect of broadening the beach. The Tyszkiewicz built a substantial park around their mansion in Palanga at the end of the 19th century, and about the same time the number of vacationers began to increase. As a spa, Palanga attracted fewer visitors than Pärnu or Jurmala, and many of them were foreigners. Due to the proximity

13 Ibidem, p. 216.

14 50 let tomu nazad SSSR sozdal gorod Jurmalu [Fifty Years ago the USSR Created the Town of Jūrmala], in: *Gazeta 2.0* at <http://www.gazeta.lv/story/10776.html> [accessed 18 June, 2011].

15 Henningsen, *Freizeit- und Fremdenverkehr* (see note 1), pp. 178-184.

16 Ibidem, pp. 174 f.

of the border and the advanced development of tourism in Germany, the Lithuanian resorts saw a substantial influx of foreign tourists.¹⁷

The First World War brought tourism to a standstill, and much of the interwar development was characterised by the negative impact of the war and its political consequences. On the one hand, during the First World War and the ensuing Civil War, the majority of the Lithuanian, Latvian and Estonian seaside resorts were severely damaged. On the other, the political sovereignty of the Baltic States and the drawing of boundaries cut some resorts off from either their international public, like in the case of the Lithuanian coastal resorts, or it deprived others, mainly in Estonia, of visitors that would have come from Riga before the war. Fortunately, the closing of borders between the republics was only temporary, and inter-Baltic tourism resumed after some normalisation. Nonetheless, tourism and travel within the borders of the newly independent countries became more important, as the governments of the Baltic States regarded this as a means of nation and identity building. This is particularly true for Latvia, whose capital Riga, with its imperial heritage, still featured a comparatively cosmopolitan population. Latvian interwar tourism was coordinated by a state run tourism office which was effectively a branch of the ministry of the interior. Recreational holidays were of lesser interest to this institution, and vacationers were exhorted to travel actively and to acquaint themselves with the natural sights and the cultural heritage of their own countries.¹⁸

Due to destruction and political change, the number of vacationers in the selected seaside spas attained pre-revolutionary levels only in the mid-1920s. At the same time, data available for interwar Estonia as a whole suggests that the establishment of state borders did not necessarily mean the end of Russian travel to the country. The figure of 2 000 Russian visitors for 1926, for example, is not too impressive, yet it made the Russians the fourth largest foreign contingent to visit Estonia after Latvians, Finns and Germans. Numbers decreased during the 1930s, when in total more Swedes than Russians visited Estonia. The significant prevalence of travellers with Latvian passports, who stably represented about three quarters of the visitors to Estonia amply illustrates that Riga did not lose its role as the main urban centre in the region.¹⁹ Of these travellers, however, only a minority were vacationers visiting the seaside resort. Statistics for Pärnu reflect a rise from modest 2 500 in 1927 to 6 600 in 1938, of which no fewer than 3 700 were foreigners, certainly in their majority holders of Latvian passports.²⁰

Independent Latvia strove to further the development of domestic tourism, particularly in the proximity of Riga. As mentioned earlier, the string of small villages along the Riga Bay, except the health resort of Kemerī and the neighbouring industrial town of Sloka, were administratively united under the name of Jurmala in 1920 to facilitate a coordinated development. Due to economic problems, the development lost momentum in the course of

17 Ibidem, p. 120.

18 Aldis Purs: One Breath for Every Two Strides, in: Gorsuch, Koenker, *Turizm* (see note 4), pp. 97-115, here pp. 103-112.

19 The absolute number of Latvian visitors to Estonia ranged between 50 000 in 1926 and 127 000 a decade later. See Jeff Jarvis a. Piret Kallas: Estonia – Switching Unions: Impacts of EU Membership on Tourism Development, in: Derek R. Hall (ed.): *Tourism in the New Europe: The Challenges and Opportunities of EU Enlargement*, Wallingford 2006, data p. 154.

20 Henningsen, *Freizeit- und Fremdenverkehr* (see note 1), p. 216.

1920. It was not before 1929 that the health resort of Kemeris was reopened, and in Jūrmala the number of vacationers dropped somewhat in comparison to the years preceding the First World War.²¹

Overall the extension of tourist infrastructure within the three republics remained modest. In places like Pärnu private hotels, guest houses and cafés catered to the summer visitors. The municipality provided for entertainment like concerts or movie screenings, using money raised through a visitors' tax. On the eve of the Second World War, two larger and quite luxurious hotels, obviously built for Scandinavian and Finnish tourists in the first place, opened for business.

In Lithuania the situation was complicated by the fact that the new core area of the state disposed over no railway links to the coast; they had to be constructed. Palanga was never reached, though, and the closest railway station was 13 km further inland. Still, the Lithuanian littoral continued to cater to Germans coming either from the towns of Memel and Königsberg, or from the nearby German spas on the Courian Spit, particularly after a specific visa regime had been agreed between Germany and Lithuania. Yet the total number of vacationers does not seem to have exceeded 15 000.²²

2. From Sovietisation to Mass Tourism

The Sovietisation of holiday resorts on the Baltic Sea coast actually happened twice, in 1940 and in 1945. Very little is known about the short period of Soviet administrations between June 1940 and June 1941. The existing tourist organisations were dissolved, and typically Soviet institutions like pioneer camps introduced. Those in Palanga became notorious later for their forced dissolution by Lithuanian militias and German troops, as echoed in the life stories of Holocaust survivors.²³ In Jūrmala, the recently completed villa of entrepreneur Emilia Benjamin in Majori was sequestered to accommodate the regional commander of the Red Army, General Loktionov, in 1940. After German occupation in 1941, it was turned into the residency of the German *Gauleiter*, Hinrich Lohse.²⁴

After the Red Army had reconquered the Baltics in 1944–45, tourism was certainly not among the priorities in the course of the second Sovietisation. That said, the fairly developed tourist infrastructure had suffered less destruction during the Second World War than it had during the first. This was a stark contrast to the Black Sea coast, where Soviet facilities had suffered extensive destructions. Still, the Baltic littoral, some 5 000 km of coastline if the Estonian islands are counted in, was a border zone: Across the sea, Finland and Sweden constituted neutral, but nevertheless capitalist countries. This was a factor that would hamper future developments under Soviet auspices.

21 Ibidem, p. 175.

22 Ibidem, p. 121. See also her discussion of accuracy of Soviet data in note 3.

23 See the memories of Naum Ryklansky at http://leoryk.fatcow.com/Facts_Opinions_files/ForStory_B_1_eng.html [accessed 13 June, 2011] and the list of killing sites at http://www.lithuanianjews.org.il/HTMLs/article_list4.aspx?C2014=14378&BSP=14330&BSS6=13971 [accessed 13 June, 2011].

24 See the historical sketch by the current owner, available at <http://www.theemiljabenjaminhouse.com/en/history/> [accessed 13 June, 2011].

Across the Baltic States, vacation facilities had been run either privately or as municipal establishments. The Soviets basically re-executed nationalisation like it had first been exercised some 25 years earlier on the Crimea during the Civil War.²⁵ The formerly private enterprises were distributed among Soviet organs and enterprises and turned into sanatoria or guest houses, i.e. health resorts either with or without medical departments. Others were declared “recreational homes” [*dom otdykha*], the latter were designed to allow toilers to recover from exhaustion and to restore their ability to work. Larger facilities like the surviving baths or hotels were taken over by the Soviet trade unions. Indeed, the organisation of vacationing and tourism had become one of the most visible fields of activity of the Soviet trade unions after they had been stripped of their traditional role in the early 1920s. As of the 1940s, however, they had not yet achieved the monopoly position in the realm of vacationing they would acquire in the early 1960s. Republican ministries of public health, for example, were also running sanatoria and clinics in the health resorts, as did Soviet organisations and important enterprises. Finally, the municipalities retained a say as they were responsible for all kinds of public services in the resorts, including supplies and policing. The communes’ most important lever was the management of land plots, which they could make available to trade unions, ministries or branches of industry for the construction of new holiday facilities, in return for the latter’s participation in the building and maintenance of communal infrastructure.²⁶

It also deserves mentioning that the Soviet trade unions distinguished between two forms of vacationing, “tourism” and “recreation”. The former notion stood for all forms of travel that implied a regular movement of vacationers from one place to another, be it by their own activity (hiking, biking, canoeing) or by means of public (and later also private) transport. All kinds of stationary vacations, including the summer holidays on the beach, were termed “recreation” [*otdykh*]. In the case of the seaside resorts this would possibly imply the existence of facilities run by Health Resort Councils [*kurortnye sovety*] and others under the auspices of Council for Tourism [*sovety po turizmu*]. Finally, with the Communist Party’s youth organisation Komsomol another player entered the scene: the Komsomol ran a substantial number of pioneer camps, usually in collaboration with Soviet schools or enterprises. Thus parallel administrations for tourism and for the resorts were set up on the republican level, and later also on the level of the larger resorts, including Jurmala, Pärnu and Palanga. As a rule, however, tourist infrastructure was scarce on the littoral; *turizm* was more developed in the hinterland where so called “local” and “republican” tourist routes [*turistskie marshruty*] criss-crossed the forests hill and lake lands. Given the unclear competences on the spot, the trade unions tried to establish their Councils for the Health Resorts [*kurortnye sovety*] as co-ordinating bodies. This strategy gained plausibility when in the early 1960s a number of state run vacation facilities were handed over to the trade unions.²⁷

25 I.I. Kozlov: V.I. Lenin i razvitie sanatorno-kurortnogo dela v SSSR [Lenin and the Development of Health Resorts in the USSR], Moskva 1982, pp. 15-25, 27-30, 33-37.

26 Gosudarstvennyi arkhiv Rossiiskoi Federatsii [State Archive of the Russian Federation, GARF], f. R 9520 (Tsentral’nyi sovet po turizmu [Central Council for Tourism]) op. 1, d. 751, l. 20.

27 GARF, f. R 9493 (Tsentral’nyj sovet po upravleniju kurortami professional’nykh sojuzov [Central Council for the Administration of the Trade Unions’ Health Resorts]), op. 8, d. 1, ll. 1-14.

How did resorts develop then, in the post war period until around 1960? In Jurmala, many private villas and summerhouses were nationalised and turned into “recreation homes” and later eventually enlarged and transformed into sanatoria. Besides Latvian organisations, institutions from the Soviet capital, like the famous Moscow Art Theatre or the Academy of Sciences were among the recipients. Due to the lack of financial resources, larger investments in new buildings were avoided, and for the time being Jurmala preserved much of its pre-war look.²⁸

In the case of Pärnu, the unions transformed the former hotels “Vaza” and “Ranna” into sanatoria. As in many other resorts across the Soviet Union, enterprises, branches of state administration and party acquired ground and built holiday facilities as well, including pioneer camps run. Compared with other seaside resorts in the Soviet Union, the number of vacationers remained modest.²⁹

In Palanga, the nationalised villas or dachas were basically turned into recreational homes [*dom otdykha*] which required much less investment than sanatoria as there was no need for medical equipment and medical personnel. A few of the recreational homes were later upgraded to sanatoria, for example “Jurite”, which was run by the Central Trade Unions (VTsSPS). The majority of Palanga’s recreational facilities opened during the summer season only, some ten per cent of the beds were available all-year. Whereas Palanga received some development, the Soviets were more reluctant to develop tourism on a larger scale on the Courian spit due to its proximity to the territory of the Kaliningrad oblast’; the former Eastern Prussia was off limits for rank and file travellers.

It was only around 1960 that Soviet central planners began to devote more attention to tourism and recreation. With Khrushchev’s attempts to build political loyalty on incentives rather than on coercion, both were increasingly seen as substantial elements of Soviet welfare and consumption policies. Some odd manipulation of statistics allowed “proving” that proportionally more workers enjoyed “organised” tourism or recreation before the Second World War, as compared to the 1960s.³⁰

Against this backdrop an ambitious programme for the extension of existing facilities was announced in 1963/64, with a strong emphasis on local recreation facilities within a radius of 100 km around the major cities of Moscow, St Petersburg and Kiev with at least 50 000 new beds until 1970. A twofold strategy was at least partially realised during the eighth and ninth Five Year Plan periods (1966–1975): While new destinations were to be opened up particularly in the Asian parts of the country, administrative reforms and a concentration of larger facilities in existing resorts in the Black Sea and Caucasian regions, as well as in the Baltic republics was thought to permit a relatively cheap extension of capacities. Initially, at least 78 000 additional beds should have been made available between 1963 and 1970. According to the trade unions, this would have made it possible to offer organised vacations to 4.5 million citizens annually, as opposed to 735 000 at the time of decision taking.³¹

28 Henningsen, Freizeit- und Fremdenverkehr (see note 1), pp. 184 f.

29 Ibidem, pp. 217 f.

30 GARF, f. R 9493, op. 8, d. 699, ll. 25 f.; GARF, f. R 9520, op. 1, d. 751, l. 12. See also Igor Orlov a. Elena Iurchikova: *Massovyi turizm v stalinskoi povsedennosti* [Mass Tourism and Everyday Life in the Stalin Period], Moscow 2010, pp. 152-159.

31 GARF, f. 5451 [VTsSPS Prezidium i Sekretariat [All-Union Central Council of the Trade Unions, Executive Committee and Secretariat]], op. 68, ll. 100 f.

Only two years later, the head of the trade unions reported numbers for the development in the Baltic republics to the Central Committee of the CPSU. According to this report, the number of beds in recreational facilities there increased by 5 000 between 1960 and 1965. Expansion plans for 1970 were adjusted to some 10 000 additional beds, 5 200 in Latvia, 3 200 in Lithuania and only 1 400 in Estonia.³²

Among the resorts singled out for accelerated extension were the three Baltic spas of Palanga, Jurmala and Pärnu. The three of them were recognised as resorts of union-wide significance [*Kurort vsesoiuznogo znacheniiia*] in 1971. This meant that the local Health Resort Councils were directly subordinated to Moscow.³³ In general, however, the amount and character of investment in the cases of Jurmala and even more so of Pärnu and Palanga, continued to reflect the demands as calculated by the republican trade union councils. More importantly, the pace of development in each case displayed an increasing disproportion between the planning euphoria harboured in Moscow's central administrations and the de-facto implementation of these plans on the spot.

Jurmala, to begin with, had seen another administrative re-organisation in 1959 which made it include the formally unaffiliated resort of Kemeru with its coastal satellite of Jaunkemeru.³⁴ This boosted Jurmala's rank among the Soviet resorts, as the incorporation of Kemeru increased its capacity by 30 per cent in one stroke. In the 1980s Kemeru counted at least seven sanatoria run by the trade unions. Among them was the giant "Latvia" with a capacity of 1 200. Beyond that, the administrative reforms facilitated the further development of vacation homes on the eastern and western peripheries of Jurmala. In actual fact development of existing sanatoria, *pensionates* [guest houses] or recreation homes in Jurmala after the Second World War had basically meant their extension over more and more of the traditional wooden dwellings, to the point where some guest houses like "Draudziba" in Majori spread over no less than 22 buildings. Many of these outbuildings had been used as tenements for the local population. Therefore some resettlement of the local population was required, too. As a rule, locals were offered new apartments on Jurmala's landside, behind the railway line. Beginning with the 1960s, large contemporary facilities were built on the eastern and western fringes of the resort. Such facilities resembled those of other resorts across the Union as they were constructed according to Soviet standards rather than to local traditions. Lielupe, Jurmala's new suburb across the river, incorporated in 1949, and Jaunkemeru saw particularly active Soviet construction.³⁵

Jurmala was probably the only Baltic resort growing more or less according to the pace envisioned by the planners. Its capacity in the 1980s clearly exceeded that of any other Baltic resort. During the summer months, Jurmala offered about 95 000 beds in recreational facilities, i.e. in 17 sanatoria for adults and 8 for children, 18 guest houses, 4 camping sites, 3 tourist bases and some 50 recreational homes and so-called dachas owned by the municipality and rented out as recreational homes to Soviet organisations and enterprises. Places were also available in nine seasonal "Tent-towns" [*palatochnye gorodki*]. Apart from the aforementioned giant "Latvia", sanatoria and guest houses accommodated between 500

32 GARF, f. 5451, op. 68, d. 392, ll. 125 f.

33 GARF, f. 5451, op. 68, d. 454, l. 14.

34 50 let nazad SSSR sozdal gorod Jurmalu (see note 14).

35 Henningsen, Freizeit- und Fremdenverkehr (see note 1), pp. 175 f., 185-196.

and 700 guests at the time, which was not exceedingly large by Soviet standards. Most of the guest houses and recreational homes opened only during the summer months, and there were just 20 000 beds that were available year round. During the season, 60 cafes, 25 canteens and 14 restaurants opened their doors for vacationers. Facilities for tourism in the narrower sense of the term, by contrast, were almost absent. Out of the two tourist bases with 500 places each, one was off limits as it was run by the Baltic fleet for armed forces personnel only. Motorised tourists could make use of a large camping site in Pumpuri which offered a capacity of 800 places in summer. Compared to the overall capacity, the 24 pioneer camps played a minor role in Jurmala. Towards the end of the 1980s, they offered some five to seven hundred places for children.³⁶

Taking seasonality into account, this meant that Jurmala accommodated around 130 000 “organised” visitors in recreational facilities, and perhaps some 50 000 in those of the tourist administration. During high season, the number of long term vacationers staying in Jurmala simultaneously has been estimated at 90 000. In the worst case, some 150 000 to 200 000 weekend visitors from Riga added to that number and put considerable strain on the infrastructure of a town with some 60 000 permanent inhabitants.³⁷

The situation in Pärnu differed starkly. Due to its remoteness, Pärnu received the least attention of the three aforementioned resorts from Soviet planners. By the 1980s, there were just four sanatoria. Three of them were owned by the trade unions and accommodated between 350 and 725 vacationers, and one was run by a cooperative of collective farms. Vouchers were offered also to councils in other republics, sometimes on the basis of exchange, as it happened with the Voronezh council, for example.³⁸ Beyond this, Pärnu operated a number of recreational homes, many of them owned by enterprises from other parts of Estonia, and a tourist base. The number of organised tourists reached about 25 000–30 000 in the 1980s. Obviously, the comparatively remote geographical situation halfway between Tallinn and Riga was impeding more dynamic development.³⁹

Palanga displayed the most blatant difference between planning and reality during the Brezhnev period. Five new recreational agglomerations for between eight and fifteen thousand vacationers each were planned here, stretching over some 25 kilometres along the coast. Indeed, the territory under communal administration was enlarged accordingly and a municipality called “Great Palanga” was created. Until the end of the Soviet period, however, the creation of the envisioned 45 000 new beds never fully materialised. Only one of the planned agglomerations, Vanagupe, saw the emergence of some new recreational homes, but their capacities were far smaller than the planned 15 000 beds for this part of “Great Palanga” alone. Palanga offered treatment in some fairly big sanatoria though: “Gintaras” and “Neringa”, both run by the trade unions, accommodated 830 and 930 vacationers at a time. Besides those large facilities, a number of guest houses and recreational homes were

36 See the very detailed list in Henningsen, *Freizeit- und Fremdenverkehr* (see note 1), p. 196 and compare the slightly differing data in *Kurorty* (see note 2), p. 397.

37 Henningsen, *Freizeit- und Fremdenverkehr* (see note 1), pp. 197 f., 203.

38 Gosudarstvennyi arkhiv Voronezhskoi oblasti [State Archive of the Voronezh District, GAVO], f. R 2329 (Voronezhskii territorial'nyi Sovet po upravleniiu kurortami Tsentral'nogo Soveta prof-sojuzov [Voronezh Territorial Council for the Administration of the Health Resorts Run by the Central Council of Trade Unions]), d. 1029, ll. 168 f.

39 Henningsen, *Freizeit- und Fremdenverkehr* (see note 1), p. 218; *Kurorty* (see note 2), pp. 280 f.

available. About half of the recreational homes were run by the central trade unions, the other half by the enterprises to which they were attached. Tourists in the narrow sense of the term could avail themselves of a tourist base opened in 1964 and a camping facility for car owners. In total, the capacities of the resort rose to 19 000 beds in 1987, some 5 000 more than in the 1960s. By the 1980s a total of some 70 000 “organised” vacationers seem to have frequented Palanga every year. There is very little published information about the number and size of other facilities like pioneer camps which were concentrated in the village of Monciškės.⁴⁰ As a result, Palanga, possibly more than the other resorts discussed here, changed its look, featuring more and bigger signs of Soviet modernism.

To what extent, then, did Soviet policies, particularly those pursued after the 1960s, alter the established preponderance of regional visitors and tip the balance in favour of vacationers from other parts of the Soviet Union? In order to provide a balanced picture it is necessary to include a discussion of non-organised travellers, the category of vacationers that grew most dynamically in the last decades of the Soviet Union.

3. Against All Odds: Independent Tourism

Creating mass tourism and a “tourist industry” was the declared will of Soviet planners in the 1960s.⁴¹ In the course of the following two decades mass tourism did indeed emerge, yet ironically it emerged largely *outside* the structures of state planned Soviet social tourism. During the 1960s and 1970s the number of “wild tourists” travelling outside the state sponsored structures of tourism and recreation across the Soviet Union grew faster than the number of organised vacationers. Among the obvious reasons were “negative” factors like the insufficient capacity of state sponsored vacation facilities or the inflexibility in planned tourism ignoring the quest for individualisation and family holidays. Among “positive” factors one could mention the increase in leisure time and income, or the slow but steady proliferation of automobiles. In the USSR, private cars were primarily used for leisure trips.⁴²

Jurmala and Palanga, less so Pärnu, provide ample opportunity to study the dynamics of unplanned, individual tourism in the late Soviet period in its two main forms, weekend getaways and tourists who travelled individually during their annual holidays. The label “wild tourists” was commonly attached to the latter group which frequented the most popular Soviet destinations during the peak seasons without any vouchers entitling them to accommodation or the provision of food.

40 Henningsen, Freizeit- und Fremdenverkehr (see note 1), pp. 121 f.; Kurorty (see note 2), pp. 266 f.

41 Cf. the retrospective editorial in: *Turist* 6 (1979), pp. 2 f.

42 For “wild tourism” see Christian Noack: Coping with the Tourist. Planned and “Wild” Mass Tourism on the Soviet Black Sea Coast, in: Gorsuch, Koenker, *Turizm* (see note 4), pp. 281-304. For family holidays Christian Noack: “Entbehrt jeder Grundlage”. Theorie und Praxis des spät-sowjetischen Familienurlaubs, in: Wiebke Kolbe, Christian Noack, Hasso Spode (eds.): *Tourismusgeschichte(n): Voyage – Jahrbuch für Reise und Tourismusforschung* 8 (2009), pp. 57-70; *Automobiles*: Lewis Siegelbaum: *Cars for Comrades. The Life of the Soviet Automobile*, Ithaca 2008, pp. 235-251.

In Jurmala, weekend visitors from nearby Riga had been a customary phenomenon since the 19th century. In the second half of the 20th century, excellent links by boat, bus and train attracted not only ever increasing numbers of weekenders, but also long “wild tourists” from further away. As a matter of fact, the suburban rail link between Riga and Jurmala accounted for no less the 60 per cent of the total passenger traffic on Latvian railroads during the summer months. Many individual travellers came in the expectation of renting rooms from local residents. Others simply put up tents somewhere in the forests, or slept in the great outdoors. These “wild tourists” were a concern to the municipal authorities as they dodged attempts to extract a visitor’s levy, raised in Jurmala since the interwar years and which was an important contribution to the municipal administration’s budget.

By the 1960s, the municipality had set up an accommodation office which registered available rooms with the local population and organised their letting to unorganised tourists at a fixed rate of one rouble per person per night. Incidentally, the local councils for tourism or recreation had also rented rooms through the municipal office and offered them to “organised” travellers who had received vouchers for outpatient treatment in sanatoria and clinics.⁴³

The disproportionate growth of unorganised tourism and the strains it exerted on the inflexible Soviet system of distribution raised concerns at the highest level; even the USSR’s Council of Ministers debated the issue. As a matter of fact, the responsible administrations had to acknowledge that shortages and congestion in the resorts, exacerbated by the uncontrolled influx of “wild tourists”, affected organised and unorganised tourists alike. To take the example of food supplies, many “wild tourists” frequented restaurants, cafes and canteens, as their accommodations seldom provided them with facilities to prepare food themselves. And, probably more noticeable, both groups competed for space on the same overcrowded beaches.

A 1973 report for Council of Ministers of the USSR singled out Jurmala to illustrate the dimensions of the problem. According to this report, Jurmala, a town with some 54 000 permanent residents, would annually accommodate 265 000 organised visitors in health resorts or recreational homes (the report did not specify the number of children in some 53 sanatoria or holiday camps). During the summer months, some additional 100 000 vacationers would come from nearby Riga. 60 000 of them were accommodated in dachas, i.e. facilities temporarily rented by their Soviet employers, while 40 000 would rent rooms from local residents. The number of summer guests “from other republics” was estimated to add up to 50 000–60 000, of which 10 000 came with private cars. Only a quarter or a third of the unorganised visitors availed themselves of services from the communal accommodation office, a majority renting directly from locals. Allegedly they were offered unsuitable rooms at much higher prices than those officially permitted.⁴⁴

Therefore a directive by the Central Council for Health Resorts in Moscow, issued on 30 October 1974, instructed subordinated councils in the Union republics and the districts of the RSFSR to create self-financing [*khozraschetnye*] organisations in the most popular summer destinations on the Black and Baltic Seas. These organisations were instructed

43 GARF, f. R 5451, op. 68, d. 499, ll. 74 f., 86.

44 GARF, f. R 5451, op. 68, d. 499, ll. 85 f. For railway data see Henningsen, Freizeit- und Fremdenverkehr (see note 1), pp. 202 f.

to take over some of the tasks formerly fulfilled by the municipal offices, like the accommodation and boarding of 'tourists without vouchers' or the managing of communal resources, e.g. beaches. Beyond that, these new organisations were entrusted with the provision of other services that would provide for the "rational recreation" of unorganised vacationers. Remarkably, Moscow reminded those locally responsible that "Soviet citizens who could not use a voucher also have full rights to healthy vacations, vacations which restore their capacity for productive work. And they are *the majority*, as you know, and it is the basic mission of the state and the trade unions to provide them with good quality recreation."⁴⁵

Even if they were quite unhappy to witness the emergence of rental markets, Soviet authorities had already depended for a long time on the exploration of private accommodation for both organised and unorganised vacationers. Indeed, Soviet law forbade "income from non-productive work", and the work of the communal accommodation office had been organised in a legal twilight zone. Basically, it had been based on a compromise which allowed the local population a tax free additional income of up to 300 roubles annually.⁴⁶

In all Baltic seaside resorts discussed here such self-financing "associations" [*kurortnye ob"edineniia*] or "departments" [*otdelenie*] were set up in 1975. Where possible, they took over staff and equipment from their municipal predecessors.⁴⁷ In the first five years of their existence these organisations proved that the basic idea was viable: By providing direct services to those tourists who would otherwise have "escaped" official tutelage, the *kurort* associations earned enough money to finance themselves and to gradually expand their services. The accommodation office remained the core business and the most profitable activity. In order to subvert unofficial letting and to offer their assistance more efficiently, in Jurmala the staff was located at the points of arrival, usually the railway stations, and in the major districts of the resort. On the beaches, the associations took over the letting of sunbeds, deckchairs, parasols or boats.⁴⁸

Another field of activity was the accommodation of motor tourists, an area where the tourist councils had failed to perform convincingly. Fitting out a campsite was comparatively cheap, and although the income from the temporary lettings of emplacements was low, such investments could potentially produce a return after some five years. The main obstacle for the provision of car parks had been allotment practices by the local councils who were looking for more "prestigious" customers in the expectation of returns in the form of contributions to maintenance of communal services. As a result, in 1973, in the most

45 GARF, f. R 9393, op. 8, d. 1981, l. 69.

46 1 600 out of some 2 000 locals had indeed declared taxable incomes of over 300 roubles. GARF, f. R 5451, op. 68, d. 499, l. 86.

47 On resistance by the municipalities see V.F. Bogatykh: *Organizatsiia i obsluzhivaniia otdykhaiushchikh bez putevok* [Organisation and Accommodation of Vacationers without Vouchers], in *Voprosy neorganizatsionnogo otdykha. Tezisy k pervoi mezhkurortnoi naucno-prakticheskoi konferentsii g. Anapa, 1981 g.* [Problems of Non-Organised Recreation: Theses for the First Scientific and Practical Conference of Health Resorts] Anapa: 1981, pp. 18-24, here p. 20.

48 P.K. Kukel': *O rabote otдела po obsluzhivaniiu otdykhaiushchikh bez putevok latviiskogo respublikanskogo Soveta po upravleniiu kurortami profsojuzov* [On Activities by the Department for the Accommodation of Vacationers without Vouchers at the Latvian Republican Council for the Administration of Trade Unions' Health Resorts], in: *Voprosy neorganizatsionnogo otdykha* (see note 47), pp. 59-61.

attractive Soviet destinations, Lithuania, Latvia and the Crimea, there seem to have been no more than a total of seven camping sites or tourist bases for motorists, accommodating 1 220 people at a time. Besides that, hardly any of the resorts maintained even simple guarded parking facilities, a sheer necessity under Soviet conditions. Indeed, most of the resorts simply banned individual traffic from those quarters in which recreational facilities were located. The exponential growth of motor tourism rendered investments in camping facilities more than necessary, but the new structures were also slow to react. In the fifth year of its existence, Jurmala's "Department for Tourists without Vouchers" offered guarded parking spaces only in Kemeris, and was planning to open another parking in Priedajne, closer to Riga.⁴⁹

If the planners had expected a significantly better coordination and higher efficiency by the new structures, the results were not breathtaking. In the case of Jurmala, the number of beds contracted with the local population was raised to 10 000 annually. This, however, was still a drop in the ocean when compared with rapidly growing demand.⁵⁰

A similar, if somewhat less drastic picture emerges for the Lithuanian spa of Palanga. Here the influx of weekenders was significantly lower than in Jurmala. The next larger city was Klaipėda, which was comparatively small if rapidly growing. Other large cities like Vilnius were beyond the 100 km radius which, according to a survey conducted in the 1980s, a majority of Lithuanians considered acceptable for weekend trips. In fact, many Lithuanians responded that they preferred to travel to the beaches during their main summer holidays, thus adding to the number of organised travellers who frequented the seaside for longer periods of time.⁵¹

Already prior to the takeover by the Council for the Health Resort, Palanga's accommodation bureau seems to have worked reasonably well. Compared to the size of the town, contracts with 1 800 inhabitants over a non-specified number of beds in 1973 means a quite impressive quota, and the number of tax evaders seems to have been much lower than in Jurmala. By the end of the 1970s, private accommodation accounted for no fewer than 20 000-25 000 beds in Palanga, and the number of unorganised tourists was estimated to be in the region of 130 000 annually.⁵²

If this was an impressive success, it could not help but turn the spiral and attract even more vacationers to the seaside. On some summer weekends, the congestion in Palanga and on its beaches was considerable. The seasonal influx of tourist created long queues in front of restaurants and canteens, i.e. structures which were much more difficult to substitute by the new organisations for "tourists without vouchers". According to an official source, vacationers had to wait between 90 and 120 minutes before they were served in 1973.⁵³

49 GARF, f. R 5451, op. 68, d. 499, l. 76.

50 Kukel', O rabote (see note 48), p. 60; Henningsen, Freizeit- und Fremdenverkehr (see note 1), p. 197, lists 8 000 places administered by the accommodation office and a further 30 000 rented directly by vacationers from locals.

51 Henningsen, Freizeit- und Fremdenverkehr (see note 1), p. 143.

52 Ibidem, p. 123.

53 GARF, f. R 5451, op. 68, d. 499, l. 87 f. At least by the mid 1960s, none of the Baltic resorts had its own retail organisation (kurorttorg). The latter were usually set up to guarantee a privileged supply. Rossiiskii gosudarstvennyi arkhiv Ekonomiki [Russian State Archive of Economy, RGAE], f. 465 [Ministerstvo torgovli SSSR], op. 1, d. 202, l. 59.

In the mid 1980s some 120 000 visitors were frequenting the beaches on peak days, to the point that access was actually restricted.⁵⁴

In fact, the possible capping of numbers of unorganised travellers in the Soviet Union had been in discussion since the early 1970s. Yet it had never been enforced consistently, except in some cases, when for example cholera epidemics ravaged Crimea in 1970. In the light of the above quoted call for a basically balanced treatment of planned and unplanned tourism, this would all too obviously have been an unpopular measure in the first place, and one that was very difficult to enforce beyond that.⁵⁵ Thus, the remarkable dynamics of “unorganised” tourism challenged the Soviet planning system in many respects; and even though the authorities in Jurmala and Palanga showed a remarkable degree of flexibility in their efforts to cope with mass tourism in the last years of the Soviet Union, they fought an uphill battle.

Compared to both Jurmala and Palanga, the problem of unorganised tourism was insignificant in Pärnu. Due to its remoteness from bigger urban centres – both Tallinn and Riga were more than 100km away – the number of unorganised tourists and weekenders never exceeded that of organised tourists here, and taken together the quantity of visitors just equalled that of the some 50 000 permanent inhabitants.⁵⁶ Probably due to this reason, the performance of the local organisation for “tourists without vouchers” has left fewer traces in Soviet sources.

How far, then, did the extension of facilities and the dynamic development of “wild” or individual tourism change the geography of tourism in the sense of an opening up of the Baltic resorts to an all-Union rather than a regional Baltic clientele?

In the first place, the Soviet “tourist industry” obviously failed to realise its ambitious plans and therefore fewer additional capacities could be offered to vacationers from outside the Baltic region than planned. Still, because enterprises or administrations elsewhere owned holiday facilities, and because holiday vouchers [*putevki*] were distributed by the central bodies of the trade units, and finally because many republican or territorial councils bartered vouchers, a significant minority of organised vacationers came from other republics of the USSR. Unfortunately, comprehensive statistics beyond the fairly approximate estimates quoted above are not available.⁵⁷ Yet it emerges that the percentage of non-Baltic vacationers was considerably higher than Russian tourists during the Tsarist period or during the years of independence. Nonetheless, the majority of “organised” vacationers during the Soviet period continued to reside permanently in one of the three republics.

As to the places of origin of unorganised tourists from other parts of the USSR, we can only speculate that the increasing availability of free time, financial means and, decisively, individual transport, enabled an increasing number of urbanites, above all from the industrial centres, to undertake long distance journeys outside the Soviet system of social tourism. That said, the influx of “wild tourist” from other parts of the USSR hardly tipped the

54 Henningsen, Freizeit- und Fremdenverkehr (see note 1), p. 123.

55 GARF, f. R 9493, d. 1521, ll. 29 f. Cf. the interesting discussion on the Issyk-Kul region in Kyrgyz SSR which had been cordoned off for individual visitors in 1978, see *Turist* 2 (1979), p. 25.

56 Henningsen, Freizeit- und Fremdenverkehr (see note 1), p. 218.

57 Cf. Maija Rozite: *Tourism in Riga and the development of urban tourism* [Abstract of the authors PhD thesis] at <http://www.geo.ut.ee/nbc/paper/rozite.htm> [accessed 29 May 2011].

balance. In all likelihood tourists from outside the Baltic republics remained a minority on Baltic Sea shores, albeit a significant and perhaps growing one.

4. Soviet Promotion of Baltic Sea Vacations

Against the backdrop of a chronic shortage of supply and consequently the lack of consumers' choice, advertisement of tourism and destinations made limited sense in the Soviet Union. Still there *was* advertisement for tourism in general, and for individual destinations in particular. It might have influenced the choice of independent travellers to a degree, even if we should realistically assume that word of mouth and accessibility were probably more important elements in decision making.

Nonetheless, a closer look at the media discourse may be rewarding for at least three reasons. Firstly, as we will see, in the case of territories like the Baltic republic, Soviet journalists could make use of different, sometimes conflicting sets of established clichés, or occasionally even go beyond them. For example, they could, for obvious reasons, stress the communalities between the region and the rest of the Soviet Union. This could be done by appealing to a common history, or emphasising the activities of one and the same Soviet institution, like the *turbaza* or the recreational home across the Union. At times, however, it was also safe to dwell on differences, be they linked to the natural environment, to the historical setting, to the remarkable economic performance of the Baltic republics or cultural peculiarities. Secondly, therefore, the distribution of information through official media was not necessarily free of contradictions even under the conditions of censorship. These contradictions created ambiguities beyond blatant propaganda. Finally, given the popularity of the Baltic republics as tourist destinations, it seems not uninteresting to examine whether or not the medial images of the Baltic republics and their holiday facilities related to the little we know about the actual preferences of Soviet tourists themselves.

There were various channels of advertisement, starting with the “packaging” of Baltic destinations in the context of tours transgressing the borders of the Baltic republics. This is particularly relevant for the sightseeing variants of travelling which was offered within the framework of Soviet tourism. In this respect, we can observe two contradictory tendencies. On the one hand, tourist routes, particularly those linked to the active movement of tourists by foot, bike or boat, were more often than not confined within the borders of the individual republics, even if tourist sights of similar character were located close across the border in another neighbouring republic. Perhaps this can be explained by the administrative structure of Soviet tourism, which tended to replicate the political-administrative delineation of territories. One cannot help but see the continuity between interwar projects and their use of tourism as a tool to reinforce identity building, even if the explanatory subtext of Soviet tourism was less obviously national.⁵⁸ At the same time the fact that these

58 Henningsen, Freizeit- und Fremdenverkehr (see note 1), pp. 130, 133, 139-141, 154 f., 163 f., 222-228; Purs, One breath (see note 18); Anne. E. Gorsuch: All This Is Your World. Soviet Tourism at Home and Abroad After Stalin, Oxford 2011, pp. 51 f. The illustrated journal *Turist* also featured maps corresponding to the administrative borders, cf. Latvia, in: *Turist* 9 (1968), pp. 18 f.; Litva, in: *Turist* 10 (1968), pp. 20 f.; Estoniia, in: *Turist* 11 (1968), pp. 22 f.

sightseeing tours more often than not bypassed coastal resorts, the administrative difference between “tourism” and “recreation” was reinforced in practice.⁵⁹

On the other hand, the republican capitals of Riga, Vilnius or Tallinn were integrated into tour packages that comprised several Soviet republics, often including Leningrad and Moscow.⁶⁰ From the 1960s, such tours were frequently offered on board so-called tourist trains. Such train journeys were comparatively easy to organise, since trains provided both transport and accommodation and tourism councils did not have to bother about the maintenance of the rolling stock. Such tourist trains⁶¹ pursued clearly educational, if not manifestly propagandistic aims. Tourism officials targeted either the population of the Asian parts of the Soviet Union or, in the case of the district council for tourism of the Krasnodar region collective, farmers or pupils. The purpose was twofold: first of all, the distribution of vouchers was meant (and understood) as a reward for good work and conformist behaviour.⁶² Secondly, the inclusion of Moscow and capitals of comparatively highly developed union republics (besides Tallinn, Riga or Vilnius also Kiev and Minsk) were designed to impress citizens from the less developed social and geographical peripheries.⁶³ Sightseeing in those cities, with flying visits to their cultural institutions and technologically advanced factories, was meant to instil provincials, Siberians or Central Asians, with a desire to overcome a real or imagined backwardness.

Naturally, tourist routes for motor tourists differed, as they depended on infrastructure, like the (rare) filling stations, and the provision of accommodation on camping sites or specialised tourist bases. This certainly did not prevent the drivers from stopping anywhere *en route*, yet the generally high development level of the three Baltic republics seems to have attracted motor tourists in particular. Quite a number of automobile routes linked the republics, or included starting or finishing points in neighbouring Russian or Belorussian territories.⁶⁴

Among the channels for the propaganda of tourism that Soviet media offered, films and television still await a thorough analysis. In the case of Tallinn, Anne Gorsuch has recently demonstrated how Estonia could be “portrayed in print and on movie screens as a space

59 Zhemaitia, in: *Turist* 9 (1983), pp. 26 f. mentions the beaches of Palanga in passing, paying more attention to the municipal park. Compare *Pesachnye berega Baltiki* [The Sandy Beaches of the Baltic Sea], in: *Turist* 6 (1979), p. 8.

60 12 dnei v Pribaltike [12 Days in the Baltics], in: *Turist* 1 (1968), p. 2.

61 Comparable tours were offered also by air travel from Central Asia or the Far East.

62 Dolzhenko, *Istoriia turizma* (see note 3), p. 132; Gosudarstvennyi arkhiv Krasnodarskogo kraia [State Archive of the Krasnodar Region, GAKK], f. R 1624, op. 1, d. 184, ll. 15; d. 186, l. 21. These tourist trains were still run during the 1970s, see GAKK, f. R 1624, op. 1, d. 549, ll. 84 f.; op. 2, d. 12, l. 2; *Puteshestviute na poezdakh* [Travel by Train], in: *Turist* 2 (1968), pp. 10-12; *V puti – romantik. Reportazh iz turistskogo poezda* [En Route – Romanticism], in: *Turist* 10 (1976), pp. 10 f.

63 *Po gorodam piati respublik* [Through the Towns of Five Republics], in: *Turist* 5 (1968), p. 15; *Turistskie marshruty* [Tourist Routes], Moscow 1970, pp. 9-12. For the 1982 list of package tours see *Kurorty* (see note 2), pp. 422 f. The majority included just the capital cities. Few tours like No. 156/158 included other sites than the capitals in two or more union republics.

64 *Routes 101-109*, see *Avtomobil'nye i motortsikletnye turistskie marshruty* [Tourist Routes for Cars and Motorcycles], Moscow 1990, pp. 17-72. Tellingly enough, a booklet with maps issued in 1968 begins with the description of the tour from Moscow to the Baltic republics. *Po piati respublikam na avtomobilie* [By Car Through Five Republics], Moscow 1971, no pagination.

of safely Sovietized Western difference". While travel and vacationing generally became a very popular backdrop for Soviet movies during the 1960s and 1970s, Baltic cityscapes like Tallinn's Old Town were celebrated in literature and films as sights of European urban cultural traditions on the one hand, and as a model for increasingly accepted socialist consumption on the other. Strolling through the narrow streets and gazing at bright shop windows, or enjoying coffee served by courteous waiters in one of the many cafés and restaurants, spiced Soviet tourist experience with a touch of Western flavour.⁶⁵

Among printed media, guidebooks and illustrated journals were important means for the propaganda of tourism. Guidebooks, however, were quite rare, as they were expensive to produce if they were sufficiently well-illustrated. In fact, printed matter on tourism and travel was generally produced in low print-runs that never came close to satisfying demand. Compared to their Western counterparts (and pre-revolutionary editions), guide books were particularly less entertaining. Many simply listed meagre facts like the number of vacation facilities in a given place, its geographical setting, meteorological data and some historical accounts, usually limited to the Soviet period.

If some guidebooks stood out, it was usually due to the way they were illustrated. Such illustrations could be limited to some fairly recent memorials dedicated to different forms of Soviet heroism, or to standardised Soviet building like those of the local executive committees (municipalities), movie theatres and sanatoria. Occasionally they could be illustrated with less politically readable images of landscape, of tourists hiking or sunbathing on the beach. Or else they could display the availability of amenities like cafés and restaurants. More often than not this was the case with booklets produced for foreign tourists. Similar imagery trickled piecemeal into publications produced for domestic consumption as well.

As for printed periodicals, illustrated journals with broad circulation like *Ogonek* or *Rabotnitsa* occasionally presented tourist destinations in word and image. *Ogonek*, for example, featured a four page black-and-white photo spread on Jurmala in 1975 which evoked many of the attractive features of that resort. Jurmala's natural environment was represented by two pictures showing an almost empty beach and a bridleway through the pine forests. Tourist amenities, either icons of Soviet modernity like the "House of Writers" and the Hotel in Dubulti, were depicted, too, along with incarnations of Nordic simplicity, like wooden cabins, cafés or a barbecue area. Playing children and a funfair symbolised Jurmala's suitability for family vacation. A picture from a canoe manufacturer was the sole allusion to the sphere of production, and one closely linked to leisure for that matter. A snapshot of the Yacht club, on the contrary, was reminiscent of representations of the *kurort* as a venue of the well-dressed new Stalinist 'middle classes'. A statue of St. George, taken on Dubulti's station forecourt, was the only reference to local history and culture, and it was not very specific as such.⁶⁶

65 Gorsuch, *All This Is Your World* (see note 58), pp. 55-68, quote p. 55. Compare drawings and text in *Rasskazy Rizhskikh ulits* [Stories Told by Riga's Streets], in: *Turist* 1 (1970), p. 14 f. On a tourist route to Tallinn and Tartu Tallin – 10 dnei [10 Days in Tallin], in: *Turist* 1 (1970), p. 11.

66 *Ogonek* 39 [2516] (27.9.1975), pp. 30-33. Compare the comparable representation of Palanga in S.N. Krivitskas: *Palanga, Vilnius 1970*. Only one picture on page 23, displaying an overcrowded beach stands out with its "non-socialist" realism.

The accompanying text provided a comparable collage of impressions and allusions, not without a hint of contemporary lifestyle advertisement:

“[...] after descending from a plane or arriving by rail at Riga’s main station, you can hardly imagine what ‘Riga beach’ is, unless you have been here before. *You have probably heard about it*, about the wonderful air, the pines, the broad beaches stretching for more than thirty kilometers; [a beach where] no sections are fenced off. Probably you have heard all this. But it is always better so see it with your own eyes. And therefore you should, whenever you are in Riga, take a trip to Jurmala, into the quarters of this Latvian spa town, to Maiori, Dzintari, Dubulti and others [...] The proximity of the Latvian capital, the ancient town of Riga, where in the evenings you can hear concerts of the best symphonic ensembles and choirs of our country in the Cathedral; all of this you will find enchanting, and you will be thankful to yourself that you have chosen Riga beach as a holiday destination.”⁶⁷

Besides these widely read periodicals, a number of specialised journals existed. For the late Soviet period, the monthly illustrated *Turist* had almost a monopoly position. Due to the declared aims of Soviet tourism planners to channel streams of tourists to newly developed destinations, or to propagate tourism during low seasons, famous resorts like Jurmala received relatively little attention. Instead, sights or tours in the hinterland were promoted, sometimes including well known sights like the Trakaj castle in Lithuania (compared to *Notre Dame* and *Ostankino* in the article!). Suggestions for a tour through southern Lithuania or northern Latvia, for example, described the natural beauty and selected historical monuments, but were likewise all dotted with references to the odd Lenin memorial or sights of battles during the civil war, or partisan activities in World War II.⁶⁸ Others catered for canoeists and added technical explanations of obstacles to the description of nature and sights. The summary of a route through the north-eastern, industrialised part of Estonia, on the contrary, makes for dull reading.⁶⁹

Other articles featured local history museums. Indeed, the promotion of indigenous folk culture was fully in line with the principle of “nationalist in form, socialist in content”, and heritage sights, folk costumes, music or dance were both advertised and a constituent part of the cultural programme offered to Soviet and international tourists.⁷⁰

67 Ogonek 39 [2516] (27.9.1975), p. 32.

68 Trakai, in: *Turist* 8 (1968), p. 22 f.; Strelnieki, in: *Turist* 4 (1968), pp. 22 f.; Pribaltiiskie Karparty, in: *Turist* 10 (1968), p. 4; Peshkom po dzukii [The Dzukija (National Park) by Foot], *Turist* 3 (1976), p. 8; Po Vidzeme [Through Vidzeme], in: *Turist* 4 (1976), pp. 10 f.

69 Tri imenii reki [Three River Names], in: *Turist* 5 (1970), p. 4; Kubiia, in: *Turist* 3 (1978), pp. 28 f.; Slantsevyyi bassein [The Salaca River Basin], in: *Turist* 11 (1976), p. 8. Compare Ot Narva do Tallina [From Narva to Tallin], in: *Turist* 2 (1979), p. 9.

70 Gorsuch, All This Is Your World (see note 58), pp. 53 f.

Conclusion

My necessarily perfunctory overview of some 150 years of tourism history in Baltic seaside resorts suggests that while Soviet planners harboured ambitious plans for their transformation into major Soviet style resorts, this transformation, fortuitously, did not fully materialise. Neither could 45 years of Soviet power significantly change established geographies of travel and tourism. On the contrary, available data suggests that only some of the historically developed conditions changed slowly over the *longue durée*. Not much different from what could be observed in Late Imperial Russia, the Baltic resorts continued to play an important, if secondary role in Soviet tourism. As during the 19th and 20th centuries, much of the development in Jurmala and, later, Palanga, or the lack thereof in Pärnu, depended on the dynamic urban development of Riga as the regional centre. The emergence of mass tourism reflected the means and needs of Riga's growing population in the first place.

Against this backdrop, the drawing of boundaries in the interwar period had caused some temporary setbacks, particularly for resorts in neighbouring Estonia and, to a smaller degree, in Lithuania. Yet travellers with Latvian passports remained the largest group of visitors in interwar Estonia, whereas Germans remained an essential target group for Palanga as the only remaining resort on the Lithuanian coast. During the first fifteen years or so after Sovietisation in 1944/45, the development of tourism followed the paths trodden in the interwar USSR. While destruction had been insignificant compared to those in the aftermath of the First World War, the period until the end of 1950s was very much a period of reconstruction in Soviet tourism in general, and in the Baltic republics in particular. The numbers of vacationers reached pre-war levels only in the second half of the 1950s.

Interestingly, the role ascribed to the Baltic republics in the grandiose Soviet development plans of the early 1960s did not change the preponderance of regional over all-Union tourism significantly. Taking into account that the implementation lagged considerably behind the plans overall, the more significant extension took place in those resorts that were located close enough to dynamically growing urban centres. This is above all true for Jurmala and, to a somewhat lesser degree, for Palanga. Tellingly enough, Pärnu, halfway between Tallinn and Riga grew at a much slower pace. In the cases of Jurmala and Palanga, people from Riga and Klaipeda respectively, made up the lion's share of visitors during the seasons.

The number of "wild tourists" is obviously the dark horse in these calculations. Due to the nature of individual travel, it is difficult to measure the influx or to know the points of departure from whence these tourists originated. Against the backdrop of union-wide developments it seems safe to assume that they consisted mainly of young, educated, urban travellers from the industrial centres of the USSR. In other words, from the layers of Soviet society that profited most from the increase of leisure time, income and transport facilities. These factors allowed unorganised tourists to travel over considerable distances to spend their summer holidays elsewhere. Among both organised and unorganised vacationers, citizens from other Soviet republics thus constituted a minority, albeit not an insignificant and possibly a growing one.

Due to the lack of comprehensive sociological data, the question of why the Baltic Sea was among the most popular destinations for late Soviet tourism is even more difficult to answer. Some of the contributing factors have been discussed, however. Even if the

Baltic coast did not enjoy the standing of the Crimea or Finland in the Russian Empire, some Baltic resorts already enjoyed a good reputation in the Tsarist Empire, and they were obviously not completely forgotten during the interwar period. The Baltic resorts played a considerable role in the visions of Soviet planners beginning with the 1960s, even if they were of secondary importance compared to the Caucasus and Black Sea regions. It would overstretch the argument, however, to describe the Baltic republics as a laboratory or trailblazer for new trends in Soviet tourism. True, during the 1960s some innovation, like for example the short lived efforts organise hitchhiking by through the issue of booklets with vouchers for both drivers and hitchhikers,⁷¹ were tested in the Baltic republics with their comparatively developed infrastructure. The housing offices were obviously a Baltic re-invention of interwar traditions as well. These innovations were either rapidly adapted elsewhere or given up altogether. It seems fair to say that at the end of the day the Baltic seaside resorts retained their attractiveness rather *because* many of the late Soviet trends, like the concentration of facilities in large complexes, were not entirely manifest.⁷²

Be that as it may, developments in the Baltic republics found limited reverberation in Soviet media, as the journalists were urged to propagate less known or newly developed destinations. Word of mouth was probably a much better advertisement than any official press article. As the phenomenon of “wild tourism” amply illustrates, individual tourists in the Soviet Union were not scared away from the famous and already overcrowded resorts. On the contrary, these were the preferred destinations of the “tourist without vouchers”. Thus unorganised tourism followed its organised counterparts in the Soviet Union and challenged the system’s capacity “from within”. Overall, citizens of the late Soviet Union shared the preference for vacationing in the south with the inhabitants of other industrialised nations of Europe. And, as in Europe, a significant minority seems to have been aware of attractions of the north, too, with its fine sandy beaches (which were rare in the Soviet South) and reasonably warm and sunny summers.

The available sources do not allow for a detailed assessment of the relative importance of “push” and “pull” factors in Soviet tourism. Nevertheless it seems more than likely that factors like the comparably high standard of living, the versatile natural environment and the rich cultural heritage in the Baltic hinterland attracted travellers who decided upon destinations for themselves. Under Soviet conditions, this was largely a privilege of the underprivileged, the “wild” tourists. Beyond this, each of the Baltic Republics was less marked by Imperial Russian or Soviet influences than other parts of the USSR. Whether or not the traces of Finnish, Swedish, Polish or German culture particularly intrigued Soviet tourists is difficult to measure. Contemporary observers have indeed assumed that the Baltic republics formed some proxy of the “West” within the Soviet Union.⁷³ Measured by the level of incomes or the availability of consumer goods, living standards in the Baltic certainly

71 GARF, f. R-9520, op. 1, d. 1051, ll. 1-161.

72 *Kurorty* represents Palanga in the late Soviet style, with modern buildings above all, whereas the visual representation of Jurmala is dominated by nature (the beach) and historical buildings. Just one modern building is depicted. *Kurorty* (see note 2), pp. 265-267, 397 f.

73 See Stanley V. Vardys: *The Role of the Baltic Republics in Soviet Society*, in: Roman Szporluk (ed.): *The Influence of East European and Soviet West on the USSR*, New York 1976, pp. 147-179, here p. 159.

surpassed those of other European republics of the USSR, and that may have well been an additional incentive to travel: “[...] *probably you have heard about all this*”.

Sprachliche Redaktion von Mark Hatlie, Tübingen

Zusammenfassung

Am Beispiel der drei baltischen Seebäder Pärnu, Jurmala und Palanga untersucht der Beitrag die Integration des Baltikums in den gesamtowjetischen Tourismusbetrieb. Der erste Teil rekonstruiert das Aufkommen von Bädertourismus im Zarenreich und die Weiterentwicklung in der Zwischenkriegszeit. Weitere Abschnitte verfolgen die Sowjetisierung, zunächst im Bereich des staatlich geförderten Sozialtourismus sowjetischer Prägung. Wie in der übrigen Sowjetunion erfuhr dieser auch im Baltikum einen massiven Ausbau in den 60er und 70er Jahren, ohne dass jedoch der gewachsene Charakter der baltischen Küstenorte völlig verändert wurde. Ein wachsender Zustrom sowjetischer Individualreisender begleitete diesen Ausbau. Er brachte die Infrastruktur der Urlaubsgebiete an den Rand des Zusammenbruchs und war auch durch begrenzte Flexibilisierung seitens der örtlichen Verwaltungen letztendlich nicht aufzufangen. Der abschließende Teil befasst sich mit der textlichen und bildlichen Repräsentation des Urlaubsziels Baltikum in sowjetischen Medien. Er zeigt, dass dieser Diskurs durchaus ambivalent war: Verweise auf kulturelle Identität und Modernität, die das Baltikum als den „Westen“ innerhalb der UdSSR auswiesen, standen neben Referenzen, die an das gemeinsame sowjetische Erbe erinnerten. Obgleich vor allem ersteres Touristen aus der gesamten Sowjetunion anzog, wurde die überwiegende Mehrheit der Kapazitäten doch von Touristen aus dem Baltikum selbst genutzt, vor allem aus der Metropole Riga.

Der Alltag einer Kurstadt. Das Leben in der Sommerfrische Pärnus während der Sowjetzeit aus der Perspektive der Einheimischen

von Anu Järs

Einleitung

In der Sowjetzeit war der Aufenthalt in einem Kurort eine der prestigevollsten Arten, den Urlaub zu verbringen. Der Urlaub im Kurort war sogar ein Symbol des sowjetischen Zeitalters, das im Unterschied zu vielen anderen spezifisch sowjetischen Erscheinungen über fast keine negativen Konnotationen verfügte.¹ Ungeachtet der Tatsache, dass in der letzten Zeit einige interessante Untersuchungen über den sowjetischen Tourismus² und zu Kurorten erschienen sind, kann behauptet werden, dass dieser Teil des sowjetischen Lebens verhältnismäßig wenig erforscht ist. Das Leben in einem Kurort kann als eine spezifische kulturelle Erscheinung betrachtet werden, welche die Wirkungsmechanismen der alternativen Alltagskultur widerspiegelt, die neben den staatlichen sowjetischen Strukturen aufblühten.

Im vorliegenden Beitrag wird das Alltagsleben des größten und populärsten Kurorts der Sowjetrepublik Estland von den 60er bis zu den 80er Jahren betrachtet – während einer Zeit, als sich in der Sowjetunion der Massentourismus entwickelte. Die berühmtesten Kurorte der Sowjetunion fanden sich am Schwarzen Meer; im vorliegenden Beitrag wird der Blick aber in die andere Richtung geworfen – an die Ostsee, in die Gegend, die an das sowjetische System der Gesundheitsfürsorge und des Tourismus später, nach der Einverleibung der baltischen Staaten in die Sowjetunion 1940, angeschlossen wurde. Die Entwicklung der Kurorte an der Ostsee wurde vom gleichen Muster beeinflusst, das sich in der Sowjetunion bereits vor dem Zweiten Weltkrieg herausgebildet hatte. Im offiziellen sowjetischen Diskurs wurde die Bedeutung der Arbeit als Quelle gesellschaftlichen Reichtums und Wertes eines Menschen betont. Das primäre Ziel des sowjetischen Urlaubs war therapeutisch – Urlaub sollte dazu beitragen, dass der arbeitende Mensch sich von der Anstrengung der Arbeit erholte. Die Infrastruktur des Tourismus der Sowjetunion war daher sehr medizinorientiert, stationär und kapitalintensiv.³ Auch in der späteren Sowjetzeit übte dieses Muster Einfluss auf die Möglichkeiten der Menschen aus, wie sie ihren Urlaub verbringen konnten.

Das Leben in einem estnischen Kurort während der sowjetischen Periode ist nur sporadisch behandelt worden. Die estnischen Kurorte waren für die Forscher vor allem im Hinblick auf die Perspektive der Geschichte und der Kulturgeschichte eines Ortes von Interesse,

- 1 Ljudmila Kuznecova: Sovetskij kurort kak mesto pamjati [Der sowjetische Kurort als Erinnerungsort], in: „Konstruiruja ‚sovetsko‘? Političeskoe soznanie, povsednevnye praktiki, novye identičnosti“: sbornik materialov konferencii [„Das Sovietische‘ erschaffen? Politisches Bewusstsein, Alltagspraktiken und neue Identitäten“: Tagungsband], St. Petersburg 2011, S. 128-133, hier S. 128 f.
- 2 Ich benutze das Wort „Tourismus“ in seiner westlichen, offeneren Bedeutung; in der sowjetischen Terminologie umfasste der Begriff Tourismus verschiedene Formen aktiver Bewegung, ein Urlaub in einem Kurort fiel nicht darunter.
- 3 Diane P. Koenker: Whose Right to Rest? Contesting the Family Vacation in the Postwar Soviet Union, in: *Comparative Studies in Society and History* 51 (2009), H. 2, S. 401-425, hier S. 401 f.

im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand eine frühere Zeit.⁴ Im Vordergrund standen die Entwicklung der Infrastruktur der Kurorte⁵ und prominente Sommergäste;⁶ Interesse weckte die Darstellung der Kurorte in den Reiseführern,⁷ aber recht wenig Aufmerksamkeit wurde dem Alltagsleben geschenkt.

Der deutsche Historiker Christian Noack hat den „wilden“ Tourismus im russischen Kurort Anapa am Schwarzen Meer untersucht.⁸ Noack beobachtet die sowjetische Tourismuspolitik und die Entwicklung des Binnentourismus und vergleicht in dem Kontext die Erfahrungen der organisierten und der „wilden“ Touristen in Anapa. Mein Blickwinkel ist ein anderer. Ich stelle statt der Touristen die Einwohner in den Mittelpunkt, diejenigen, die jeden Sommer Tausenden von Menschen einen Sommerurlaub am Meer ermöglichten. Ich behandle das Leben der Kurstadt vom Standpunkt der Pärnuer her, welche die Urlauber beherbergten, betrachte, wie sie ihre Erfahrung als Unterbringer, ihre Lebensbedingungen während der Sowjetzeit und die unterschiedlichen Sommergäste beschreiben. Indem ich die Grundsätze des Wirkens von Bed & Breakfast in der Sowjetzeit behandle, versuche ich dazu beizutragen, das Alltagsleben des „reifen“ Sozialismus besser zu verstehen. Ich konzentriere mich auf Handlungsmuster unter den Bedingungen der Mangelwirtschaft und versuche, bis heute unerforschte Aspekte der Tourismusanthropologie aufzuklären.⁹

- 4 Eine Ausnahme bildet der Kurort Pärnu, über den ein eigener Sammelband, der die Sowjetzeit behandelt, erschienen ist: Tiit Kask, Aldur Vunk (Hrsg.): Reis [nõukogude] läände. Kuurortlinn Pärnu 1940–88. Artiklite kogumik. Journey to the [Soviet] West. Resort town of Pärnu during 1940–88. Collection of articles, Pärnu 2009. Die sowjetische Periode thematisiert ebenfalls eine kürzlich erschienene heimatkundliche Übersicht zu Narva-Jõesuu: Viktor Strelkov: Zolotoe kol'co Gungerburga: kurort Narva-Jyèsuu [Der goldene Ring Hungerburgs: Kurort Narva-Jõesuu], St. Petersburg 2007.
- 5 Im breiteren Kontext behandelt die Geografin Monika Henningsen die Kurorte und die Entwicklung des sowjetischen Tourismussystems in Estland in ihrer Untersuchung: Der Freizeit- und Fremdenverkehr in der (ehemaligen) Sowjetunion unter besonderer Berücksichtigung des Baltischen Raums, Frankfurt a.M. (u.a.) 1994.
- 6 Mehrere Aufsätze sind im Rahmen des Projekts des Instituts für slawische Sprachen und Kulturen der Universität Tallinn „Kultur-Topographie: russische Kulturschaffende als Sommerurlauber in Estland“ erschienen, aber interessante Initiativen gibt es auch von Seiten der Heimatforscher, beispielsweise Viktor Strelkov: Po zolotomu kol'cu Gungerburga: ènciklopedija dačnoj žizni [Im goldenen Ring Hungerburgs: Enzyklopädie des Lebens auf der Datscha], [Tallinn] 2011; Anto Juske, Dagmar Normet: Käsmu suvitajad läbi aegade [Urlauber in Käsmu durch die Zeiten], Käsmu 2002.
- 7 Ljudmila Kuznecova: Tema kurort v putevoditel'jach: k izučeniju taktiki lokal'noj reprezentacii [Das Thema Kurort in Reiseführern: Zur Untersuchung von Taktiken lokaler Repräsentation], in: Putevoditel' kak semiotičeskij ob'ekt [Reiseführer als ein semiotisches Objekt], Tartu 2008, S. 281-292.
- 8 Christian Noack: Coping with the Tourist. Planned and „Wild“ Mass Tourism on the Soviet Black Sea Coast, in: Anne E. Gorsuch, Diane P. Koenker (Hrsg.): Turizm. The Russian and East European Tourist under Capitalism and Socialism, Ithaca 2006, S. 281-304.
- 9 Von der Verfasserin sind bereits zu diesem Thema erschienen: Anu Järs: Suvituselu ja rannakultuur nõukogude ajal [Sommerurlaubsleben und Strandkultur in der Sowjetzeit], in: Reis [nõukogude] läände (wie Anm. 4), S. 109-119; dies.: Pererahvas ja puhkajad. Pärnu nõukogudeaegne suvituselu majutajate silme läbi [Gastgeber und Urlauber. Das sommerliche Leben in Pärnu aus der Perspektive der Zimmervermieter], in: Eesti Rahva Muuseumi aastaraamat 53 (2010), S. 54-81.

Quellen und Methodik

Wenn Christian Noack die aussichtsreichen Richtungen der Forschung des sowjetischen Tourismus beschreibt, betont er die Wichtigkeit der mündlichen Quellen bei der weiteren Erforschung dieses Gebiets.¹⁰ Die Hauptquellen der vorliegenden Untersuchung sind 45 thematische Tiefeninterviews, die im Rahmen des Forschungsprojektes „Das Heim als Kulturfaktor im Estland des 20. Jahrhunderts“, das vom Estnischen Wissenschaftsfonds finanziert wurde, in Pärnu in den Jahren 1997–1999 durchgeführt wurden.¹¹ Im Laufe der Feldarbeit wurden Einwohner interviewt, die während der Sowjetzeit Menschen beherbergten, die auf eigene Faust nach Pärnu in den Urlaub gefahren waren.¹² Zusätzlich wurden noch einige Personen befragt, die sich mit der Unterbringung von touristischen Gruppen beschäftigten¹³ oder die erst später, nachdem Estland erneut unabhängig geworden war, angingen, die Dienstleistung der Übernachtung anzubieten.¹⁴

Die Stichprobe bildete sich hauptsächlich nach der so genannten Schneeballmethode heraus. Unter den Interviewten dominierten Frauen, unter den 50 Befragten gab es nur fünf Männer.¹⁵ Die Überzahl an Frauen war bedingt durch ihre höhere Lebenserwartung und die Tatsache, dass die befragten Frauen ihrerseits auch wieder andere Frauen weiterempfohlen hatten. Gleichzeitig ist solch eine Beziehung zwischen Männern und Frauen inhaltlich begründbar aufgrund der wichtigen Rolle der Frauen bei der Unterbringung der Sommerurlauber. Die Tätigkeiten, die in Verbindung mit der Unterbringung der Gäste durchgeführt werden mussten, wie Aufräumen, Waschen und Bügeln der Bettwäsche waren traditionelle Frauenarbeiten. Unter der Befragten war die älteste 1907 geboren, die jüngsten in den 60er Jahren, am höchsten war der Anteil der in den 30er Jahren geborenen. Damit war die Mehrzahl der Personen, die auf die Fragen antworteten, während der Sowjetzeit im arbeitsfähigen Alter und bis zur Zeit der Interviews hatten sie das Rentenalter erreicht. Die meisten Interviewten verfügten über eine Mittelschulbildung, aber es gab auch welche mit Elementar- oder Hochschulbildung, die in verschiedenen Bereichen arbeiteten, angefangen von Industrie und Handelswesen bis hin zu Medizin und Bildung. Die Befragten verdienten überwiegend durchschnittlich oder unterdurchschnittlich, unter ihnen gab es nur einige Personen mit einem höheren Einkommen.¹⁶

10 Christian Noack: Tourismus in Russland und der UdSSR als Gegenstand historischer Forschung. Ein Werkstattbericht, in: Archiv für Sozialgeschichte 45 (2005), S. 477-498, hier S. 490, 496.

11 In Pärnu in den Jahren 1997–1999 durchgeführte Interviews, ungebundene Materialien im Besitz des Estnischen Nationalmuseums. Im Beitrag wird jeweils auf die Nummer des Interviews verwiesen.

12 Im offiziellen Sprachgebrauch wurde für sie der Begriff „puhkaja“ („Erholender“) verwendet, in der Umgangssprache dagegen war das Wort „suvitaja“ („Sommerurlauber“) verbreitet. Da unter den Urlaubern in Pärnu auffallend viele Juden waren, wurde im örtlichen Sprachgebrauch „Jude“ zum Oberbegriff für Urlauber, daneben wurde auch „Russe“ gesagt – dies bezog sich nicht auf ein Ethnos, sondern auf die Herkunft aus einer anderen Region der Sowjetunion. Den Namen „metsikud“ („Wilde“), der in den Medien angetroffen wurde, verwendeten die Einheimischen nicht.

13 Wegen des Mangels an Übernachtungsmöglichkeiten schloss das Pärnuer Reise- und Exkursionsbüro Verträge zur Unterbringung von Touristengruppen ab. Eine Busladung von Touristen wurde bei mehreren, möglichst nahe voneinander entfernten Familien untergebracht.

14 Ich danke sämtlichen am Projekt teilgenommenen Pärnuern für ihre Kooperationsbereitschaft.

15 An einigen Interviews nahm mehr als eine Person teil.

16 Durchschnittliches Monatsgehalt in Estland: 1960-81,9 Rubel; 1970-135,3; 1980-188,7; 1985-

Die Interviewten wohnten in verschiedenen Teilen der Stadt und brachten Urlauber dort unter, etwas mehr als die Hälfte lebte im traditionellen Kurbezirk, vertreten waren aber alle Stadtteile. Ungefähr ein Viertel der Interviewten wohnte in einem Einfamilienhaus – darunter gab es mehrheitlich Häuser, die vor dem Zweiten Weltkrieg gebaut worden waren, hauptsächlich Gebäude ohne Annehmlichkeiten wie Zentralheizung, Warmwasser oder WC, aber auch einige Privathäuser, die während der Sowjetzeit errichtet worden waren. Die Übrigen boten eine Unterkunft in Mietwohnungen, hauptsächlich in fünfstöckigen Wohnblocks, an.¹⁷

Es handelte sich bei den Interviews um teilweise strukturierte Befragungen, bei denen eine vorgefertigte thematische Frageliste verwendet wurde. Somit waren es keine spontanen Erinnerungen, die Richtungweisenden Fragen des Interviewers gaben im Allgemeinen die zu behandelnden Themen vor. Gleichzeitig wurde nicht nur darüber gesprochen, was dem Forscher wichtig erschien, sondern man ließ die Menschen auch darüber reden, was ihnen bedeutend oder interessant vorkam. Der Länge nach variierten die Interviews von einer Dreiviertelstunde bis zu mehreren Stunden.

Eine merkliche Spur hinterließ die Zeit der Durchführung der Interviews auf das Material. Die Feldarbeiten wurden in der zweiten Hälfte der 90er Jahre durchgeführt, nach der Wiedererlangung der Selbstständigkeit der Republik Estland, im Vergleich zu den vorangegangenen Jahrzehnten also unter ganz anderen sozial-ökonomischen Bedingungen: der Übergang von der Planwirtschaft zur Marktwirtschaft und die Eigentumsreform. In ihrem Verlauf wechselten auch viele Immobilien des Kurbezirks in Pärnu den Besitzer. Ebenso hatte sich der Zugang zu den Sanatorien verändert und mit ihm ihre Besucher. Pärnu hatte den Großteil der bisherigen Sommergäste verloren, an ihrer Stelle waren neue gekommen. Die Umstände, die sich kardinal verändert hatten, luden die Leute regelrecht dazu ein, die Zeiten und die Menschen miteinander zu vergleichen.

Wenn ich über das Leben in der Sommerfrische während der Sowjetzeit schreibe, kann ich nicht an meinen persönlichen Erinnerungen, an der „beteiligten Beobachtung“ im damaligen Pärnu, vorbeischaun. Ich habe zwar keine Erfahrung mit der Beherbergung der Sommerurlauber, aber als ehemaliger Einwohner Pärnus habe ich die Atmosphäre der damaligen Stadt während der Sommermonate miterlebt. Um zu deutliche Subjektivität zu vermeiden, habe ich mich mit anderen Einwohnern Pärnus, die auch keine Urlauber beherbergten, unterhalten. Ein gutes Hintergrundmaterial für die während der Feldarbeiten gesammelten Informationen boten die schriftlichen Antworten, die als Reaktion auf den Fragebogen „Sommerfrische“ (2000) des Estnischen Nationalmuseums eingesandt wurden,¹⁸ welche die Urlaubs- und Reisegewohnheiten der Menschen in Estland, aber auch ihre Erfahrungen bei der Unterbringung der Urlauber widerspiegeln.

- 215,1; 1989-270,1. Eesti NSV rahvamajandus 1987. aastal. Statistika aastaraamat [Die Volkswirtschaft der Estnischen SSR 1987. Statistisches Jahrbuch], Tallinn 1988, S. 243; Eesti statistika aastaraamat 1990 [Statistisches Jahrbuch Estlands 1990], Tallinn 1991, S. 258.
- 17 1972 waren 39% des Wohnraums in Pärnu in Privatbesitz und 61% in kommunalen Häusern, im Jahr 2000 befanden sich 21% der Wohnräume in Einfamilienhäusern und 70% in Wohnblocks.
- 18 Antworten auf den Fragebogen des Estnischen Nationalmuseums Nr. 208 „Sommerfrische“, in: Eesti Rahva Muuseumi Korrespondentide Vastuste Arhiiv [Archiv der Antworten der Korrespondenten des Estnischen Nationalmuseums, ERM KV], Bd. 978-981.

Der sowjetische Kurort Pärnu

Die Stadt Pärnu befindet sich im südwestlichen Teil Estlands, am Ufer der flachen Bucht von Pärnu, an der Mündung des gleichnamigen Flusses. 1959 hatte Pärnu 36 000, 1965 41 000 und 1989 54 000 Einwohner. Ende der 30er Jahre, als die Stadt das 100-jährige Jubiläum als Kurort feierte, weilten etwa 10 000 Menschen in Pärnu im Sommerurlaub, davon war ungefähr die Hälfte Ausländer – Schweden und Finnen.¹⁹ Bis zum Jahre 1940 hatte der Kurort ein modisches Gesicht bekommen – dem Strand wurde vom luxuriösen Strandhotel (Rannahotell) und dem frisch fertig gestellten funktionalistischen Strandcafé (Rannakohvik) Charakter verliehen.



Abb. 1: Urlauber am Strand Pärnus. In den 1960er Jahren wurde Pärnu ein in der ganzen Sowjetunion gut bekannter Kurort. Foto: Viktor Salmre, Eesti Rahva Muuseumi fotokogu [Fotosammlung des Estnischen Nationalmuseums], 2644: 5307.

Gleich nach dem Machtwechsel im Juni 1940, dem sowjetischen *coup d'état*, und dem Anschluss Estlands an die Sowjetunion wurde begonnen, das estnische Kurortleben den sowjetischen Auffassungen gemäß umzugestalten, und dieser Prozess setzte sich nach dem Zweiten Weltkrieg in vollem Umfang fort.²⁰ Wenn es früher in Pärnu keine Sanatorien gab,

19 Als Geburtsjahr des Kurorts Pärnu (Pernau) gilt 1838, als in der Stadt eine Badestelle eröffnet wurde. Zur früheren Geschichte des Kurorts Pärnu siehe: Aivar Kriiska (u.a.) (Hrsg.): Brief history of Pärnu, Pärnu 2002; Inge Laurik, Katrin Martsik (Hrsg.): Päikesereis. Alvar Aalto ja Pärnu supelasutuse konkursid. Aurinkomatka. Alvar Aalto ja Pärnun kylpylän arkkitehtuurikilpailut [Sonnenreise. Alvar Aalto und die Ausschreibungen für die Badestellen Pärnus], Pärnu 2004. Siehe auch den Beitrag von Tiit Kask in diesem Heft.

20 Vorbereitungen wurden hierfür bereits während des Krieges getätigt – der provisorische Leiter der Verwaltung der Erholungsheime und der Sanatorien des Zentralrats der Gewerkschaften, E. Kübar, machte sich bereits im sowjetischen Hinterland mit den Betriebsabläufen verschiedener Sanatorien und Erholungseinrichtungen bekannt und bereitete Umgestaltungen vor. V.R.: Pärnus avatakse esimene puhkekodu [In Pärnu wird das erste Erholungsheim eröffnet], in: Töörahva Hääl Nr. 14 v. 2.11.1944.

dann wurden jetzt das ehemalige Strandhotel und die Pensionen zu Unterkünften für die Sanatoriumsgäste und die bis dahin nur während der Saison benutzten Gebäude wurden für die winterliche Nutzung angepasst. Ab 1948 fing der Kurort Pärnu an, das ganze Jahr über in Betrieb zu sein. Die Stachanov-Arbeiter, die ihren Sanatoriumsaufenthalt in Pärnu verbrachten, konnten der Zeit entsprechend ihren Dank der Partei, der Regierung und dem sowjetischen Regime dafür aussprechen, dass „hier alle Bedingungen für eine gute und erfrischende Erholung geschaffen worden sind und versprechen, dass wir hier neue Kraft schöpfen, um mit voller Energie die alltäglichen Arbeitsaufgaben anzugehen, um das Wohlergehen der Allgemeinheit zu gewährleisten.“²¹ 1956 kamen in die drei Sanatorien, wo es im Sommer insgesamt 830 und im Winter 910 Schlafplätze gab, über 12 500 Menschen zur Kur. Im gleichen Jahr wurde die Poliklinik des Kurorts eröffnet, welche die ambulante Behandlung auch für diejenigen organisierte, die über keinen Einweisungsschein eines Sanatoriums verfügten. Eine Einheit, die 1957 beim Sanatorium „Estonia“ eingerichtet wurde und sich mit der Forschung zu beschäftigen hatte, sollte dazu beitragen, die Qualität der Kurbehandlung zu steigern – es handelte sich um die Abteilung für Kurortologie des Instituts für Experimental- und klinische Medizin.²² Im Laufe der Zeit nahm der Umfang der Behandlungen zu, sowohl die Anzahl der Schlafplätze als auch die der Patienten verdoppelten sich. Ende der 80er Jahre gab es in den drei Sanatorien der Gewerkschaften, die zum Teil in neuen großen Gebäuden untergebracht waren, zum Teil sich aber auch in weitschweifigen kleineren Gebäuden befanden, und im genossenschaftlichen Sanatorium der Kolchosen, „Tervis“ (Gesundheit), insgesamt etwa 1 900 Schlafplätze, und dort erholten sich über 25 000 Menschen im Jahr. Ferieneinrichtungen wie Pensionen und Ferienheime gab es in Pärnu dagegen wenig.²³

Die Möglichkeit, ins Sanatorium zu kommen, hing wenig vom Einkommen einer Person ab, da die Mehrzahl der Einweisungsscheine in ein Sanatorium durch die Gewerkschaften entweder zu einem vergünstigten Preis oder gar kostenlos verteilt wurde. Aber die Nachfrage nach Einweisungen in die Sanatorien der populären Kurstädte übertraf bei weitem das Angebot, und die Gelegenheit, in den Besitz einer solchen zu kommen, hing sehr stark vom Arbeits- und Wohnort der betreffenden Person ab.²⁴ Einfacher war es außerhalb der Hochsaison in ein Sanatorium zu gelangen, dann wurden in einigen Betrieben die Mitarbeiter sogar dazu überredet, selbst eine Einweisung in Anspruch zu nehmen, damit sie nicht ungültig wurde.²⁵ Im Sommer kam so etwas nicht vor. Ein Arzt des Pärnuer Sanatoriums „Estonia“, Endel Lehtmets, bemerkte, dass in der Herbst- und Winterzeit normalerweise schwerer Erkrankte ankamen, in der Sommerzeit hingegen Menschen mit leichteren Gesundheitsproblemen, die in erster Linie an Urlaub und an allgemein tonisierenden Behand-

21 Elfriide Ein, Adele Kuusik u.a.: Õigus puhkusele [Recht auf Erholung], in: Nõukogude Naine Nr. 7 v. Juli 1948.

22 Nach mehreren Reorganisationsen endete die Tätigkeit im Jahr 2001.

23 Ihre Zahl stieg in den 80er Jahren an, jedoch nicht sehr stark.

24 In den Sanatorien Pärnus war in den Sommermonaten die Zahl der Gäste aus näher gelegenen Gebieten größer (aus dem europäischen Teil der Russischen SFSR), von November bis März hingegen aus weiter entfernten Regionen (Zentralasien, nördliche Gebiete und Sibirien). Malev Margus: Eesti NSV puhkealad [Die Urlaubsgebiete der Estnischen SSR], Tallinn 1974, S. 198.

25 In diesem Fall konnte im folgenden Jahr die Zahl der bereitgestellten Ferienschecks für die Institution resp. für die Gewerkschaft der Einrichtung verringert werden.

lungen interessiert waren.²⁶ Diese Erkenntnis unterstützt die verbreitete Meinung, dass die Sanatorien in der Sowjetzeit auch eine Art Ersatz für die fehlenden Pensionen waren. Eine Einweisung in ein Sanatorium wurde oftmals einfach besorgt, um günstig und bequem in einem Kurort Urlaub zu machen. Bei der Verteilung der Einweisungen sollten die Indikationen der konkreten Sanatorienbehandlung berücksichtigt werden, aber diese Forderung konnte auch umgangen werden, indem man sich vom Arzt eine entsprechende Bescheinigung verschaffte. Für Ehepaare war es extrem schwierig, zwei Einweisungen in den gleichen Ort zur selben Zeit zu bekommen, geschweige denn, einen Aufenthalt im Sanatorium zusammen mit den Kindern zu erleben. Ein bemerkenswerter Anteil der Sowjetbürger wollte den Urlaub aber doch zusammen mit der Familie und ohne ärztliche Aufsicht verbringen. Im Laufe der Zeit fingen auch die einflussreichen Persönlichkeiten des Gesundheits- und Tourismuswesens an, den Wunsch nach einem familienorientierten Urlaub immer mehr anzuerkennen, aber das steife Wirtschaftssystem ermöglichte den Anforderungen der Kunden kein großes Entgegenkommen.²⁷

Parallel zur Entwicklung des Sanatorienbetriebs, welcher das ganze Jahr über Bestand hatte, verwandelte sich Pärnu wieder zu einem populären sommerlichen Ferienort. Mitte der 50er Jahre fingen Urlauber von weiter entfernten Orten an, nach Pärnu zu kommen – immer mehr Großstadtbewohner anderer Sowjetrepubliken fanden den Weg in die sommerliche Kurstadt. In den 60er Jahren nahm auch die Zahl der aus anderen Regionen Estlands übers Wochenende nach Pärnu zum Strand fahrenden Gäste erheblich zu. Der Anstieg an Gästezahlen wurde durch die Zunahme des Lebensstandards, die Entwicklung des Transportwesens und die Änderung, den Samstag zu einem arbeitsfreien Tag zu machen, unterstützt. Mitte der 60er Jahre kam bereits die Frage der Regulierung der Besucherbelastung auf. Um eine Lösung des Problems, wie die gemeinsame Funktionsfähigkeit und die konkurrenzfähige Entwicklung „der zwei verschiedenen Komplextypen – des Sanatorienkomplexes und des allgemeinen Ferienkomplexes“ zu gewährleisten sei, wurde zum Beispiel vorgeschlagen, den Ferienkomplex, der für die Leute, die den Sommerurlaub verbringen wollten, vorgesehen war, außerhalb der Stadt, in Uulu zu errichten.²⁸ Dieser Plan wurde aber jedoch nicht verwirklicht. In Pärnu oder in der Umgebung wurden keine riesigen Unterbringungskomplexe, wie sie sich in vielen Kurorten der Sowjetunion erhoben, gebaut.²⁹ Obwohl die stadtnahen Strände in Uulu und Valgerand die Belastung des Strandes in Pärnu verminderten, linderten die dort errichteten Zelt- und Ferienlager nicht die Situation auf dem sommerlichen Wohnungsmarkt Pärnus, wo sich die Knappheit an Übernachtungsmöglichkeiten immer schärfer bemerkbar machte.

Zur Zeit Brežnevs – im Vergleich zum Westen zwar etwas verspätet – entwickelte sich der Tourismus in der Sowjetunion zu einer Massenfreizeit. Leider schaffte die Infrastruktur des Tourismus es noch nicht einmal annähernd, wachsenden Reisewünschen der sowjeti-

26 Hilja Treuberg (Hrsg.): Rannahotellist Estoniani. Fragmente ja tagasivaateid [Vom Strandhotel bis zur Estonia. Fragmente und Rückblicke], [Pärnu] 2002, S. 67.

27 Koenker, Whose Right to Rest? (wie Anm. 3), S. 420-423.

28 Tiit Kask: Pärnu kuurort 1956–88 [Der Kurort Pärnu 1956–88], in: Kask, Vunk (Hrsg.), Reis [nõukogude] lüände (wie Anm. 5), S. 89-106, hier S. 92 f.

29 Als Anfang der 60er Jahre die Idee aufkam, auch an den Ostseestränden Zonen für den Massentourismus einzurichten, wie dies am Schwarzen Meer geschah, fand sich glücklicherweise niemand, der diese Idee in Pärnu umsetzen wollte.

schen Menschen zu entsprechen. Im Laufe der Zeit stieg in Pärnu die Anzahl der Übernachtungsmöglichkeiten, aber doch nicht ausreichend, um die Nachfrage im Sommer decken zu können, zudem standen sie in erster Linie Besuchern mit einer Einweisung oder auf einer Dienstreise zur Verfügung. Außerdem wollten sich gar nicht alle Urlauber in Gästehäusern aufhalten, wo sie über keine Kochgelegenheit verfügten. Ein Großteil der auf eigene Faust Urlaub machenden Personen hielt sich – ähnlich wie in vielen anderen Kurorten der Sowjetunion – in den Häusern der Pärnuer auf. Den Hauptteil der Menschen, die von den Einwohnern Pärnus Wohnfläche mieteten, stellten Leute, die von außerhalb Estlands kamen.³⁰ Die Esten machten eher von der Gastfreundschaft Bekannter oder Verwandter Gebrauch, zelteten oder übernachteten im Auto. Pärnu hatte eine lang andauernde, bis in das 19. Jahrhundert zurückreichende Tradition der Vermietung von Sommerwohnungen, aber unter den Bedingungen des Massentourismus gab es im Sommer deutlich mehr Wohnungssuchende als früher. Am Anfang wurden die Zugereisten unorganisiert untergebracht – auf Basis gegenseitiger Vereinbarungen zwischen den Urlaubern und den Wohnungsinhabern, ohne jegliche Vermittlung seitens der sowjetischen Behörden. 1964 wurde in Pärnu ein Büro für Wohnungsvermittlung geschaffen, „um die Urlauber besser zu bedienen“,³¹ aber im Unterschied zu Zeit vor 1940 war die Anmeldung der Sommerwohnungen nicht obligatorisch.

Es gibt keine genaue statistische Übersicht über die Besucherschaft Pärnus. Zu den Personen, die sich in den Sanatorien aufhielten und über die genaue Angaben vorhanden sind, kamen die Leute, die in den Pensionen und Ferienheimen der Betriebe waren oder die in die touristischen Komplexe oder auf eigene Faust nach Pärnu kamen, um dort den Sommer zu verbringen. Es ist fast unmöglich zu sagen, wie viele Urlauber sich auf den Flächen, die sie von den Einwohnern gemietet hatten, aufhielten und wie viele von ihnen länger oder kürzer in der Stadt weilten. Die offizielle Statistik ignorierte diese Kategorie der Urlauber, es gibt nur einige Angaben zu den vom Wohnungsbüro registrierten Urlaubern. Bei der Gründung des Wohnungsbüros wurde auf die bis zu 10 000 Menschen aus Moskau, Leningrad und anderer Orte hingewiesen, die nach Pärnu kamen, um dort ihren Sommerurlaub zu verbringen oder nichtstationär eine Kur zu machen.³² Aus den 80er Jahren ist eine Zahl von 300 000, als Gesamtzahl der jährlichen Gäste, verzeichnet.³³ Oftmals wurde über eine Verdoppelung der Einwohnerzahl im Sommer gesprochen. Alle diese Zahlen sind nur Schätzungen, aber

30 Der Anteil der Esten unter den länger verweilenden Urlaubern in Pärnu war allgemein recht gering. Von 5 500 im Jahr 1970 registrierten Urlaubern ohne Ferienscheck stammten 92% von außerhalb der Estnischen SSR. Margus, Eesti NSV (wie Anm. 24), S. 199.

31 Im Schreiben des Exekutivkomitees der Stadt an den Ministerrat, um die Erlaubnis zur Einrichtung einer Wohnungsvermittlung in Pärnu zu erhalten, wurde auf die von Urlaubern gestellten Bitten hingewiesen. Gleichzeitig wurde mit der Frage der Wohnungsvermittlung beantragt: a) die Stärkung der Kontrolle der Erfüllung der hygienischen Bestimmungen, b) die Verstärkung der Aufsicht über Verletzungen des Passregimes sowie über das tatsächliche Verlassen der Stadt, c) die Unterbindung der Spekulation mit Wohnraum. Pärnu Linna Töörahva Saadikute Nõukogu Täitevkomitee kiri v. 18.2.1964, in: Eesti Riigiarhiiv [Estnisches Staatsarchiv, ERA], Bestand R-1945, Verzeichnis 1, Akte 259, Blatt 4-7.

32 Ebenda, Blatt 4.

33 Kersti Rei: Pärnu kui kaasaegne tööstus- ja kuurortlinn [Pärnu als moderner Industriestandort und Kurort], in: Endel Veinpalu, Liidia Veinpalu (Hrsg.): Pärnu kuurort 150 [150 Jahre Kurort Pärnu], Tallinn 1988, S. 3-15, hier S. 4.

sicher ist, dass der Hauptteil der Besucherschaft eben in den Eigenheimen der Pärnuer untergebracht war, und viele Stadtbewohner hatten mit diesen Gästen den engsten Kontakt.

Das Finden der Urlauber und die Unterkunftsbedingungen

Die Vermietung von Wohnraum wurde in Pärnu zu einem umfassenden Tätigkeitsfeld, das sich nicht nur auf eine enge, spezifische Gruppe beschränkte. Eine Übernachtungsmöglichkeit boten Menschen an, die über einen unterschiedlichen Bildungs- und sozial-wirtschaftlichen Hintergrund verfügten, in verschiedensten familiären Verhältnissen und entweder im eigenen Haus oder in einer Wohnung lebten.

Die allgemeine Atmosphäre wurde in vielem von der Tradition der Stadt Pärnu als einer Kurstadt bestimmt, die in der Sommerfrische Weilende unterzubringen hatte, obwohl die Leute, die im Laufe der Feldforschung befragt wurden, keinen direkten Kontakt zur Unterbringung der Feriengäste vor dem Krieg hatten. Bei der privaten Aufnahme der Urlauber musste es sich nicht unbedingt um eine im Voraus bewusst geplante Tätigkeit handeln, in den Interviews wurde das Angebot einer Unterkunft oftmals als ein zufälliges Ereignis dargestellt. So berichtete zum Beispiel Eha:

„Die Sache fing ganz zufällig an, weil die Nachbarn welche hatten. Sie beschafften sich regelmäßig Urlauber. Dann gab es zwei Damen aus Leningrad, die mehrere Jahre gekommen waren, aber einmal entstand, glaube ich, so eine Situation, dass sie gerade andere hatten und sie kamen auch dorthin. Sie hatten keinen Platz. Meine Mutter arbeitete nicht und dann kamen sie und fragten, ob wir keine nehmen wollten, ihr habt doch auch ein Zimmer dort frei. Ich war zusammen mit Kindern und meiner Mutter, einen Mann gab es nicht im Hause. Wir dachten, also gut, Geld kann man immer brauchen.“³⁴

Rita, die 1968 nach Pärnu gezogen war, erzählte, dass es ihr am Anfang sehr eigenartig vorgekommen war, wie fremde Leute auftraten, an die Tür klopfen und begannen, bei ihr zu wohnen; aber während sie im Stadtteil am Strand wohnte, gewöhnte sie sich an diese Atmosphäre, die sie folgendermaßen beschrieb: „Die Nachbarn hätten dich für verrückt gehalten, wenn du ein freies Zimmer hast und keine Urlauber nimmst. Wir wohnten zu dritt, hatten drei Zimmer und wir nehmen keinen Urlauber!?! Sie hätten gedacht, dass wir einen Tick haben.“ Sie fand, dass dies zu einer Art Verpflichtung wurde. „Alle, die hier in dem Stadtteil wohnten, alle, die wenigstens ein bisschen Raum hatten, machten das, denn es wurde von morgens bis abends angeklopft.“³⁵ Die Situation, wo „das Fenster nicht geöffnet werden konnte, weil, wenn du das Fenster aufgelassen hast, kam ein Kopf aus dem Fenster rein und es wurde sofort gefragt, ob man nicht vermietet“, zwang regelrecht dazu, Urlauber in der Wohnung aufzunehmen.

Obwohl Mitleid und der Wunsch, Urlaubern behilflich zu sein, wenn sie „gerade darum bettelten und manchmal weinten“,³⁶ eine gewisse Rolle spielte, war der Hauptfaktor, der die

34 Interview 8.

35 Interview 40.

36 Interview 31.

Leute dazu bewog, Fremden eine Unterkunft zu gewährleisten, doch Geld. In der Sowjetzeit war die Anzahl der legalen Verdienstmöglichkeiten äußerst begrenzt. Die Aufnahme der Urlauber half vielen Familien über einen wirtschaftlichen Engpass hinwegzukommen, sei er einer außerordentlichen Notsituation oder dem gewöhnlich zu knappen Einkommen geschuldet. Unter den Befragten gab es einige, die behaupteten, dass sie auf gar keinen Fall Urlauber aufgenommen hätten, wenn sie ein höheres Einkommen gehabt hätten. Ein Teil dieser, die sich mit der Unterkunft aus der Not heraus und gegen ihren Willen beschäftigten, gab, nachdem die wirtschaftliche Lage sich verbessert hatte, die Vermietung der Räumlichkeiten auf. Dennoch hielten an der Verdienstmöglichkeit auch viele Einwohner Pärnus fest, die keine wirtschaftliche Notwendigkeit dazu zwang.

In der Regel konnten die Bewohner Pärnus ihren Gästen keine geräumigen Bedingungen bieten, da die großen Immobilien verstaatlicht und die Normen der Wohnfläche je Person in der Sowjetzeit niedrig waren.³⁷ Aber ebenso waren die Erwartungen des Großteils der Feriengäste nicht sehr hoch und diese waren bereit, sich mit wenig zufrieden zu geben. 1964 wurde „für die Periode des massenhaften Zuflusses der Urlauber (1. Mai – 1. September) für die in Pärnu zeitweilig untergebrachten Personen“ als Sanitärnorm der Wohnfläche 5 m² pro Person festgesetzt, wobei die Fläche, die der Wohnungsinhaber und seine Familienmitglieder benutzten, der gültigen Sanitärnorm von 6 m² pro Person entsprechen sollte.³⁸ Die Fälle, bei denen diese Normen nicht berücksichtigt wurden, waren nicht selten – sowohl bei der vermieteten als auch bei der für die Familienmitglieder zur Verfügung stehenden Fläche, obwohl sich die Beschreibungen der Nachbarn über die vom Keller bis zum Dachboden mit Feriengästen vollgestopften Haushalte im Laufe der Feldforschung in der Regel als Übertreibungen entpuppten.



Abb. 2: Sommerliches Pärnu. Im Haus, in dem sich heute ein Café befindet, waren in der Sowjetzeit die Urlauber einquartiert. Foto: Anu Järs 2010.

37 Die Wohnflächennorm betrug 12 m² je Person, auf die Liste zum Erhalt einer neuen Wohnung wurden Haushalte erst dann eingetragen, wenn je Person weniger als 6 m² zur Verfügung standen.

38 Puhkajate ajutisest majutamisest Pärnu linnas, in: ERA, Bestand R-1945, Verzeichnis 1, Akte 259, Blatt 2.

Die Feriengäste wurden meistens in den gleichen Räumlichkeiten untergebracht, die sonst von der eigenen Familie bewohnt wurden. Die Hausbesitzer hatten einen gewissen Spielraum in Form von Veranden, Dachböden, getrennten Eingängen und Nebengebäuden. Einen Freiraum boten auch die Gärten, wohin sich das Sommerleben ausbreitete. Nicht selten waren die Fälle, in denen die Familienmitglieder, um den Urlaubern Platz zu schaffen, selbst auf den Dachboden oder ins Gartenhäuschen umzogen. Im Laufe der Zeit wurden in einigen Häusern die Mieterträge für den Ausbau von Sommerzimmern genutzt. Dies trug dazu bei, den gewohnten Lebensrhythmus der Familienangehörigen und beiden Seiten eine größere Privatsphäre zu erhalten, gleichzeitig wurden aber auch die eigenen Wohnräume vor der übermäßigen Abnutzung geschützt.

Durch die gemeinsame Nutzung der Wohnung hatte man einen sehr engen Kontakt miteinander. In einer glücklichen Situation befanden sich diejenigen, welche die Möglichkeit hatten, aus der Stadtwohnung ins Häuschen auf dem Lande oder sich auf eine der in der Nähe der Stadt gegründeten gärtnerischen Produktionsgenossenschaften zurückziehen zu können. Die Kinder konnten aufs Land zu den Großeltern oder in ein Pionierlager geschickt werden. Normalerweise musste man aber einfach enger zusammenrücken. Aita, die in einer Dreizimmerwohnung in einem fünfstöckigen Wohnblock lebte, beschrieb die Vorbereitungen auf die Ankunft der Feriengäste folgendermaßen: „Im Mai führte die Mutter das Großreinemachen durch und fing an, die Sachen der Kinder in ein Zimmer zusammenzusammeln. Zwei Zimmer, die auf der Sonnenseite lagen, wurden gründlich aufgeräumt, die Vorhänge gewaschen und wenn nötig, nähte die Mutter noch Bettwäsche dazu.“³⁹

Falls erforderlich, wurden die Möbel umgestellt, manchmal wurden auch zusätzliche Betten aus dem Winterquartier geholt und in die Zimmer der Urlauber gestellt. Zu diesem Zweck wurden zum Beispiel vom Sanatorium gebrauchte Sofas gekauft. Aus den Interviews wird nicht ersichtlich, ob man in den Räumlichkeiten, die den Feriengästen zur Verfügung gestellt wurden, einen besonderen, zum Beispiel einen nationalen Stil anstrebte, um bei den Urlaubern mit der Einrichtung einen guten Eindruck zu hinterlassen. Die Zimmer waren „gewöhnlich“ oder ökonomisch eingerichtet. Aufgeworfen wurde aber die Frage der Sauberkeit – die eigenen Bedingungen wurden in der Hinsicht mit denen der südlichen Kurorte der Sowjetunion verglichen, wo man angeblich das Zimmer nach dem Beziehen erst einmal selbst aufräumen und säubern musste.

Für das zusätzliche Einkommen gab man sich mit der zeitweiligen Unbequemlichkeit und der zusätzlichen Arbeit zufrieden. Den Feriengästen sollten frische Bettwäsche und eine saubere Wohnung zur Verfügung gestellt werden. Alle Urlauber verlangten zwar nicht, dass man nach ihnen die Zimmer reinigte, aber wie in den Interviews festgehalten wurde, musste man oft doch die Säuberung wiederholen, denn „die Vorstellungen von der Sauberkeit waren unterschiedlich.“⁴⁰ Piret, die in einem fünfstöckigen Wohnblock lebte, betonte, dass sie damals, als sie Urlauber beherbergte, fast jeden Tag freiwillig das Treppenhaus putzte.⁴¹

Wenn man mit der Unterkunft etwas dazu verdienen wollte, mussten auch einige zusätzliche Kosten mit einkalkuliert werden, insbesondere am Anfang. Die Hausbesitzerin Helve behauptete, dass ihr Einkommen des ersten Jahres vollständig in die Anschaffung von Bet-

39 Aita Õunap: Suvitamine [Sommerfrische], in: ERM KV, Bd. 980, S. 109.

40 Interview 18.

41 Interview 9.

ten, Decken, Kissen und Laken floss.⁴² Auch für die vorläufige Renovierung benötigte man Geld. „Jeden Herbst haben wir unsere Wände neu tapeziert. Das Tapezieren ist bis heute eine Arbeit, die ich völlig beherrsche. Wie immer, wenn fremde Leute dort wohnen, geht einiges doch zugrunde,“ konstatierte Rita.⁴³ Gleichzeitig waren aber die Nebenkosten im Vergleich zu später verhältnismäßig niedrig. Sie fingen erst in den 90er Jahren an, ins Budget zu schlagen, so dass dies in der Untersuchung als ein Faktor gesehen wurde, der gegen die Unterbringung der Feriengäste sprach.

Die nachträgliche Beurteilung der Rentabilität der Vermietung einschließlich ihres Aufwandes fiel unterschiedlich aus – sie schwankte von „symbolisch“ bis hin zu „bemerkenswert“. Der Mietpreis entwickelte sich gemäß dem Angebot, war abhängig von der Lage und den zur Verfügung stehenden „Annehmlichkeiten“, worunter vor allem Waschmöglichkeit und Kochgelegenheit verstanden wurden. Der Preis wurde normalerweise nach Schlafplatz und nicht nach Zimmer berechnet. Anfang der 60er Jahre konnte man einen Schlafplatz für 60 Kopeken pro Nacht bekommen, dann war lange Zeit ein Rubel der Standard, später aber schon ein Rubel und 50 Kopeken. In einer guten Lage „mit allen Bequemlichkeiten“ verlangte man in den 80er Jahren oftmals drei, seltener sogar fünf Rubel pro Person. Wenn man demnach ein Zimmer mit drei Betten vermieten konnte, entsprach dies der Höhe eines zusätzlichen Monatseinkommens, bei mehr Räumen lag der Extraverdienst entsprechend höher. Das gesamte Sommereinkommen hing davon ab, wie lang die Saison dauerte.

Obwohl sich eher Frauen mit den Gästen beschäftigten, ging das verdiente Geld in die allgemeine Familienkasse ein und ergänzte das Haushaltsbudget. In mancher Hinsicht fand das Geldverdienen auf Kosten des Familienlebens statt, aber gleichzeitig diente es dem Wohlbefinden der Familie – das Einkommen wurde zum Unterhalt der Familie, für die Schulbildung der Kinder oder für die Einrichtung der Wohnung verwendet. Viele Hausbesitzer konnten nur aufgrund des zusätzlichen Einkommens ihre Gebäude renovieren. So wie Anu Kannike in ihrer Untersuchung betonte, musste man zuhause immer wieder den goldenen Mittelweg zwischen den verschiedenen und sich ändernden Interessen finden.⁴⁴ Alle, die damit anfangen, Feriengäste aufzunehmen, taten dies nicht unbedingt die ganze Sommerzeit über. „Manchmal nahmen wir keine, wollten wieder bequem sein,“ bemerkte Vaike. „Aber dann kamen sie wieder und baten so sehr [...]“⁴⁵ Es wurde flexibel gehandelt, und wenn sich die Situation änderte, konnte man auch die eigenen Vorlieben ändern, zum Beispiel konnte man die Beherbergung der Urlauber aufgeben, wenn die Kinder größer wurden – damit wurde mehr Rücksicht auf die Raumbedürfnisse der Familie genommen.

In der Regel wurden die Urlauber bevorzugt, die über einen längeren Zeitraum blieben – für einen Monat oder länger. Einige nahmen noch nicht mal solche auf, die nur für ein paar Wochen kamen, aber die Unterbringung für nur eine Woche wollte man im Allgemeinen nicht. Im Unterschied zu den Langzeitgästen garantierten die Kurzzeiturlauber kein stabiles Einkommen, auch erforderten sie zusätzliche Arbeit wie häufigeres Waschen der Bettwäsche.

42 Interview 15.

43 Interview 31.

44 Anu Kannike: *Kodukujundus kui kultuuriloomine*. Etnoloogiline Tartu-uurimus [Die Einrichtung des Heims als kulturelles Schaffen. Ethnologische Untersuchung in Tartu], Tartu 2002, S. 17.

45 Interview 39.

Leute, die nicht allein Urlaub machten, sondern zusammen mit der Familie, hatten es einfacher, eine Wohnfläche zu finden, als die Alleinreisenden, denn für die Vermieter war es vorteilhafter, mehrere Leute gleichzeitig aufzunehmen. Eine Person im Zimmer war eine Verschwendung der Fläche, dennoch wurden aber in der Regel keine fremden Leute im gleichen Zimmer untergebracht. In Ausnahmefällen waren die Gäste bereit, für die leeren Schlafplätze zu zahlen, um ein Zimmer allein zu nutzen. Salme erzählte zum Beispiel, wie sie der Ehefrau und dem Kind eines aus Kamtschatka im Pärnuer Sanatorium untergebrachten Mannes ein Zimmer vermietete: Es sei ein großer Raum mit Platz für drei, woraufhin sie einverstanden gewesen seien, für drei zu zahlen.⁴⁶ Deshalb war es gut, Urlauber familienweise aufzunehmen. Als ein Argument, das für die Familien sprach, wurde auch die Tatsache hervorgebracht, dass „die jungen Leute Probleme machten.“⁴⁷

Es gab aber doch auch Argumente, die für die Alleinreisenden sprachen. So betonte Asta: „Die Familien kochten ja auch in der Küche, ich persönlich wollte dies nicht, deshalb nahm ich sie auch nicht. Dann waren ja Geschirr und Sachen und einige den ganzen Tag über dort in der Küche zusammen mit ihrer Familie.“⁴⁸ Es gab auch Fälle, bei denen den Familien abgesagt wurde, weil man in der eigenen Wohnung keine kleinen Kinder haben wollte. Eine Mutter mit vier Kindern beklagte sich, dass „es in Pärnu einfacher ist mit einem Hund eine Unterkunft zu kriegen, als mit Kindern.“⁴⁹

Aus der Sicht der Vermieter war es bequemer, Stammgäste zu finden, dann musste man sich keine Sorgen darum machen, wo man passende neue Mieter finden könnte. „Immer waren solche Langzeitkunden besser, bei denen man wusste, was Sache ist, als solche zufälligen – er kommt wieder, man weiß nicht, was für Tricks er macht,“ erzählte Lembit.⁵⁰ Bei bekannten Feriengästen musste man nicht befürchten, dass die Mieter wegfuhr, ohne zu bezahlen oder bei der Abfahrt irgendetwas mitnahmen. Die Interviewten verwiesen auf Gerüchte, laut denen so etwas vereinzelt vorkam. Die Befragten hinterließen aber nicht den Eindruck, als ob sie sich sehr große Sorgen um die Ehrlichkeit der Urlauber gemacht hätten. Eher ging es darum, ob der „Lebenswandel“ der Mieter annehmbar war, „wie die Manieren der Einzelnen waren,“⁵¹ ob er nicht allzu lästig, kapriziös, laut und rücksichtslos gegenüber den eigenen Familienangelegenheiten oder gar unordentlich war.

Mehrere Interviewte empfingen gar keine unangemeldeten Gäste. „Solche Gelegenheitsgäste konnte ich nicht dulden. Er kam hinter die Tür: Ach, nehmen Sie uns, nehmen Sie uns, wir sind so gute Leute! Schon das Stichwort ‚gute Leute‘ reichte, danke. Ein paar Jahre habe ich es mit den Unangemeldeten ausprobiert, es passierte nichts, aber ich wollte sie einfach nicht. Ich bevorzugte Leute, die stets bei mir wohnten, die ich kannte,“ erklärte Vaiki, die in einer Zweizimmerwohnung wohnte.⁵² Sie beherbergte zwei Urlauberpärchen, die feste, aufeinander abgestimmte Zeiten hatten. Die Frau erzählte auch, wie, nachdem die üblichen Gäste weggefahren waren, andere Urlauber angingen, hinter der Tür aufzutreten,

46 Vgl. Interview 12.

47 Interview 7.

48 Interview 19.

49 Interview 20.

50 Interview 14.

51 Interview 9.

52 Interview 30.

die von der angenehmen Sommerwohnung gehört hatten⁵³ und versuchten, sie für sich zu erhalten, indem sie ein höheres Angebot machten. Doch ein potenziell höheres Einkommen war kein ausreichendes Argument für die Vermieterin, um die Mieter auszutauschen.

Mancherorts hielten die Hausherren das Zimmer für die bekannten sympathischen Feriengäste frei, aber dies war bei weitem keine Regel. So erklärte eine Einwohnerin Pärnus: „Da dieser Sommer kurz war, musste man doch darauf achten, dass, wenn einige gingen, dass man dann auch neue bekam. Man konnte noch nicht mal warten, wann die kommen, die letztes Jahr da waren. Wenn sie am Ende des Monats Urlaub ankamen und das Zimmer aber früher frei wurde, musste man doch neue nehmen.“⁵⁴ Die Auswahlmöglichkeiten und der Handlungsspielraum bei der Aufnahme der Feriengäste waren zudem von Stadtteil zu Stadtteil unterschiedlich. Unter den Urlaubern waren die Wohnungen des Kurbezirks am begehrtesten, in der Gegend wurde ständig nachgefragt, ob es möglich sei, ein Zimmer zu bekommen. So beschrieb die Bewohnerin einer zentralen Straße des Kurbezirks – der Allee Tammsaare: „In Tammsaare war ständig ein Anklopfen. Wir hatten das Schild [kein Zimmer frei; A. J.] draußen aufgehängt. Das Schild konnte ja draußen hängen, aber er kam trotzdem. Komnata ne stajotsja? [Zimmer zu vermieten?] Gehen die anderen doch nicht weg?“⁵⁵ Eine Bewohnerin der Straße nebenan, der Karusselli, erzählte: „Diese Gegend war so eine, dass ich nie nach Urlaubern suchte, sie kamen und haben mehrfach am Tag geklingelt. Die Hochsaison fing irgendwann in der zweiten Junihälfte an und im Juli waren es dann schon so viele, dass man sie in diesem Stadtteil nirgendwo mehr unterbringen konnte.“⁵⁶ In diesem Stadtteil war es schwer, eine Unterkunft zu finden, wenn man von Tür zu Tür ging, denn dort hatte sich ein ziemlich stabiles Netzwerk aus Stammkunden herausgebildet, wodurch es während der Hochsaison selten dazu kam, von der Straße Urlauber aufzunehmen.



Abb. 3: Mit mehrfacher Zimmervermietung konnte man im Kurort Pärnu sein Monatsgehalt aufbessern. In einigen Häusern gab es Untermieter in jeder Wohnung. Foto: Anu Järs 2010.

53 Laut ihr waren die Wohnungen und ihre Vermieterinnen unter den Urlaubern ein häufiges Gesprächsthema.

54 Interview 15.

55 Interview 14.

56 Interview 9.

In Pärnu weitete sich auch die „Tourismusgeografie“ aus. Die Ausbreitung des Massentourismus in der Sowjetunion machte sich in Pärnu dadurch bemerkbar, dass in den 80er Jahren die Urlauber immer mehr auch solche Stadtteile erreichten, in die in den 70er Jahren die Fremden im Allgemeinen noch nicht gekommen waren. Die Preise der Sommerwohnungen waren in weiter entfernten Stadtteilen in der Regel niedriger, obwohl sich zum Beispiel der Stadtteil Raeküla auch am Meer befand und die neuen Einfamilienhäuser dort mehr Annehmlichkeiten boten als die älteren Häuser der Altstadt.⁵⁷ Einen großen Drang der Feriengäste in die Vorstadt gab es jedoch nicht. Dort waren wenige Geschäfte, am Meer fehlte jegliche Infrastruktur. Obwohl der Busverkehr innerhalb der Stadt häufig war, war das Fahren mit dem Bus zum Markt oder zu den Geschäften, ins Theater oder zu Konzerten beschwerlicher als das Spazieren dorthin.

So konnten die Bewohner des Kurbezirks, die Zimmer vermieteten, passiv bleiben, denn die Feriengäste kümmerten sich selbst intensiv, oftmals sogar aufdringlich um eine Unterkunft. In den weiter entfernten Gebieten hingegen mussten die Stadtbewohner, die sich einen zusätzlichen Verdienst wünschten, selbst aktiver nach Urlaubern suchen oder sich auf die Vermittlung des Wohnungsbüros verlassen.

Manche Vermieter jagten auch im Busbahnhof nach Feriengästen, wenngleich diese Sitte in Pärnu weniger verbreitet war als in den südlicheren Kurorten der Sowjetunion. Von den Interviewten hatte nur eine diese Verfahrensweise angewandt, obwohl mehrere auf diese Form der Werbung auf „Nachbargroßmütter“ verwiesen. Für berufstätige Menschen, zu denen die Mehrheit der Befragten gehörte, war es beschwerlich, zum Busbahnhof zu gehen. Auch scheint solch ein aufdringliches Verhalten keinen besonderen Zuspruch gefunden zu haben.

Bei der aktiven Suche nach Feriengästen nutzten die Einwohner Pärnus auch andere Wege wie Beziehungen in medizinische Einrichtungen und in die Unterkunftsvermittlung. Über Bekannte, die im Wohnungsbüro arbeiteten,⁵⁸ oder darüber, dass man Patienten, die mit einer *kursovka*⁵⁹ gekommen waren, dank bestehender Kontakte in der Poliklinik des Kurorts aufnehmen konnte,⁶⁰ wurde in den Interviews wie über eine normale, in jeglicher Hinsicht erlaubte Tätigkeit berichtet. Anders verhielt es sich bei Ausnutzung der beruflichen Position durch eine Hotelmitarbeiterin, die die Zimmersuchenden an der Hotelrezeption so lange warten ließ, bis sie bereit waren, für die ihnen angebotene private Unterkunft jeden Preis zu bezahlen. Über diese Praxis wurde mit einem negativen Ton gesprochen, obwohl auch ein Aspekt von Neid, wenn man selbst nicht über solche Kanäle verfügte, bei der Bewertung nicht ausgeschlossen werden kann.⁶¹

Einige Familien schickten schon im Frühling ihre Kundschafter nach Pärnu, um eine Sommerwohnung zu reservieren. Der Normalfall war aber, dass die Urlauber im Sommer ankamen und von Tür zur Tür gingen oder bei den Leuten, die ihnen entgegenkamen, um Rat baten. Die Sommergäste, die einen Ort gefunden hatten, der ihnen gefiel, und die auch in der Zukunft ihren Urlaub in Pärnu verbringen wollten, versuchten bereits vor der

57 Auch die Preisliste des Wohnungsbüros sah Preisunterschiede für die Übernachtungsstätten der verschiedenen Zonen des Kurortes vor.

58 Interview 13.

59 Bei der *kursovka* handelte es sich um einen Einweisungsschein für eine ambulante Kur, bei der keine Unterbringung garantiert wurde.

60 Interview 19.

61 Interview 20.

Abreise sich für das nächste Jahr anzumelden. Falls es den Hausherrn passte, wurde eine Übereinkunft getroffen und im Frühjahr genau abgeklärt, wann die Besucher kamen. Dies war für beide Seiten eine nützliche Regelung – die eine musste sich keine Sorgen um die Unterkunft machen, die andere um das Finden der passenden Mieter. Mehrere Interviewte verwiesen auf Gerüchte, dass einige Feriengäste das ganze Jahr über eine gewisse Summe bezahlt hätten, um ihrer Sommerwohnung sicher zu sein, aber niemand der Interviewten selbst hatte angeblich selbst für die Reservierung Geld genommen. Die Feriengäste, die sich in Pärnu gut eingerichtet hatten, halfen auch in ihrem Bekanntenkreis, in Pärnu eine Unterkunft zu finden. Viele Einwohner von Pärnu erzählten, wie sie für die Bekannten der Gäste eine Wohnung suchten. „Manchmal war es so, dass du von Nachbar zu Nachbar gelaufen bist, nach einem Platz suchend, ob für andere vielleicht auch was da ist, weil sie zusammen sein wollten und in der Nähe sein wollten,“ erklärte Rita.⁶² Die Empfehlung eines bereits bekannten Urlaubers stellte für den Vermieter eine Art Garantieschreiben dar. Mancherorts organisierten sogar die Feriengäste selbst, wer wann seinen Urlaub machte. So erklärte eine Hausbesitzerin Iida, die zahlreiche Gäste aufnahm, dass die Urlauber sich selbst aussuchten, wer zusammen mit ihnen kam, damit es kein Durcheinander gab.⁶³ Falls die Vermieter aus irgendwelchen Gründen die Vermietung der Räumlichkeiten aufgaben oder wenn die von ihnen angebotene Wohnfläche den bisherigen Urlaubern nicht mehr passte,⁶⁴ gaben sie „ihre“ Feriengäste manchmal an Bekannte weiter.

Alle diese Netzwerke verminderten die Bedeutung des Wohnungsbüros, das zum offiziellen Vermittler der Wohnfläche ernannt worden war. Im Frühling 1968 hatte das Büro mit fast 600 Wohnungs- und Hausbesitzern einen Vertrag abgeschlossen, aber in den 70er Jahren schien die Funktion des Büros eher zu sinken als zu steigen.⁶⁵ Aufgrund fehlender statistischer Angaben ist es schwer zu sagen, wie groß der Anteil derjenigen Feriengäste war, die ihren Aufenthaltsort durch die Vermittlung des Büros fanden; von den Interviewten hatten nur einzelne die Hilfe des Büros in Anspruch genommen. Die Interviewten, die Urlauber bewusst ausschließlich über das Wohnungsbüro aufnahmen, betonten das Sicherheitsgefühl, das sie dadurch erhielten. „Dies ist garantiert, dass wenn du übers Wohnungsbüro nimmst, dann kommen hier keine Gauner. Ich nehme keinen Fremden, den ich nicht kenne. Die größte Sicherheit war das Wohnungsbüro, das jetzt fehlt,“ behauptete eine der befragten Einwohnerinnen Pärnus.⁶⁶ Bei der Gründung des Büros bestand eines der Ziele darin, die Spekulation mit Wohnfläche zu vermeiden, trotzdem waren aber die Mietpreise in vielen Fällen höher als in der Preisliste des Wohnungsbüros aufgelistet. Jedoch wurde durch das Büro eine Stabilität des Marktes erzielt. Indem Urlauber in weitere Stadtteile verwiesen wurden, konnte die Unterbringungsbelastung der verschiedenen Stadtteile ein wenig ausgeglichen werden, insbesondere in der Hochsaison von Ende Juni bis Ende August.

Die Zahl der Sommergäste in Pärnu war nicht so hoch wie in dem von Christian Noack untersuchten Anapa, aber der Wohnungsmarkt der Sowjetzeit hatte viele Gemeinsamkeiten. Unter ähnlichen Bedingungen, wie v.a. die knappe Wohnfläche, spielten Beziehungen eine

62 Interview 31.

63 Interview 16.

64 Zum Beispiel der Grund, dass es für ältere Urlauber schwer war, so hoch die Treppen zu steigen.

65 Kask, Pärnu kuurort (wie Anm. 28), S. 99.

66 Interview 13.

große Rolle, und ein Großteil der Vereinbarungen wurde in beiden Städten außerhalb des Büros, das in Anapa 1966 eingerichtet wurde, getroffen.

„Du solltest keine 100 Rubel haben, sondern 100 Freunde“⁶⁷

Geld war nicht der einzige Vorteil, den man von der Unterbringung der Sommergäste bezog. Im Vergleich zur heutigen marktwirtschaftlichen Gesellschaft, wo das wirtschaftliche Kapital das wichtigste darstellt, spielte im sowjetischen Alltag das soziale Kapital – die Beziehungen – eine viel wichtigere Rolle. Im sowjetischen Alltagsleben konnten alle persönlich bekannten Menschen als potenziell nützlich angesehen und jede Beziehung konnte in gewissem Sinne als eine Ressource behandelt werden.⁶⁸ Auf Basis der Interviews kann nicht belegt werden, dass der Aufbau nützlicher Bekanntschaften bei der Aufnahme der Urlauber ein Ziel an sich gewesen wäre. Nur eine der Befragten sagte, dass sie, während sie eine Wohnung für ihre studierende Tochter suchte, sie auch die Möglichkeit angeboten bekam, den Sommer in Pärnu zu genießen.⁶⁹ Zugleich konnten die im Laufe der Vermietung entstandenen Kontakte sehr nützlich werden, denn „Beziehungen zahlten sich aus“.

Eine Sommerwohnung in guter Lage und mit einem angenehmen Vermieter war viel wert. Die Urlauber, die einen passenden Aufenthaltsort gefunden hatten und später wieder in Pärnu Urlaub machen wollten, versuchten mit der Vermieterfamilie langfristige Beziehungen zu unterhalten, indem sie ihnen auch ihrerseits Dienste anboten. Viele Feriengäste luden die Hausherren zu sich ein. Da es „in Moskau und Leningrad zu dieser Zeit unmöglich war, ein Hotel zu bekommen“,⁷⁰ war es gut, wenn man einen Ort hatte, an dem man sich aufhalten konnte. Unter den Bedingungen der Mangelwirtschaft trugen Beziehungen dazu bei, sonst unerreichbare Waren aufzutreiben. Für die Urlauber aus den Großstädten, insbesondere aus Moskau und Leningrad, war der Zugang zu vielen Waren einfacher als für die Menschen aus Pärnu. Erstens wurden dort überhaupt mehr Güter bewegt, denn die Städte mit einer Allunionsunterordnung verfügten über Sonderbelieferungen, zweitens hatten viele der Gäste einen Arbeitsplatz oder Bekanntschaften, wodurch es möglich wurde, das Gewünschte zu beschaffen. „Wir hätten nie die Bücher gekriegt, die [die Tochter an der Universität; A. J.] brauchte, die sie alle schickten, einfach so eine Mangelware,“ beschrieb dies eine Bewohnerin Pärnus und betonte noch, dass „zwar für Geld, aber mit ihnen [den Feriengästen; A. J.] konnte man rechnen“ und dabei „hatte man kein so schlechtes Gefühl.“⁷¹ Die Initiative, Mangelware für die Vermieter zu beschaffen, kam normalerweise von den Urlaubern. „Was sie vorschlugen, dass wenn man etwas aus Moskau oder Leningrad brauchte, sie können es schicken,“⁷² erzählte eine Bewohnerin von Pärnu, die zweite erläuterte: „Gewöhnlich riefen sie vorher an und fragten, was ich aus Moskau möchte.“⁷³

67 Populäre sowjetische Redensart.

68 Siehe Alena V. Ledeneva: *Russia's Economy of Favours: Blat, Networking, and Informal Exchange*, Cambridge u.a. 1998.

69 Interview 6.

70 Interview 19.

71 Interview 6.

72 Interview 6.

73 Interview 3.

Der Unternehmungsgeist der befragten Einwohner Pärnus bei der Nutzung der Bekanntschaften, um Mangelwaren zu organisieren, war unterschiedlich. Wenn eine der Interviewten betonte, „sie fragte nichts von ihnen, sie haben aus freiem Willen geschickt,“⁷⁴ dann wurde in einer anderen Familie erzählt, wie in Moskau angerufen und das Nötige bestellt wurde:

„Manchmal wurde es schon im Winter vereinbart, dann haben sie es im Winter beschafft oder davor und allen möglichen Kram haben sie hierher geschleppt. Manchmal mehr, als nötig, was sollte man hier denn bestellen und Geld darauf verschwenden. Aber wenn man was von dort kriegt, Import und Import. Da gab es ja Unmengen. Ich bin ja in Moskau gewesen, da kriegt man ja immer was, wenn eine große Warenpartie kam, dann so, dass es wirklich auch was gab. Hier kamen nur ein bis zwei Paare an und diese wurden sofort unter der Theke versteckt.“

Obwohl die Erzählerin für die bestellte Ware bezahlte, berücksichtigte sie diese Dienste bei der Festlegung des Wohnungspreises, indem sie vermerkte, „dass dies diese Sache zu eigen hatte, ihren Preis so drückte.“⁷⁵ Mehrere Interviewte erwähnten, dass sie durch die Urlauber nötige Medikamente erhielten,⁷⁶ die sie andernorts nicht beschaffen konnten. Ein oft erwähnter Handelsgegenstand war Kaffee, der zu bestimmten Zeiten im Handelsnetz kaum zu finden war, auch Tee, dessen Auswahl in Russland, wo die Teekultur tiefer verwurzelt war als in Estland, größer war. Aber manchmal wurden auch große Sachen mitgebracht, so erwähnte zum Beispiel Endel, dass sie aus Moskau eine Schleuder bestellten.⁷⁷ Es war bei vielen eine Gefühlsentscheidung, was für angebracht gehalten wurde. Es scheint, dass die Bestellung von dringend notwendigen Sachen wie Medikamente oder auch Lehrbücher weit akzeptiert war, bei den übrigen Gütern war die Angelegenheit nicht so eindeutig.

Oft wurde Mangelware auch als Geschenk dargereicht. Zusätzlich zu üblichen Mitbringseln (wie Pralinenschachteln, Weinbrand, Tee oder Kaffee, südländischen Früchten, Shampoo, Souvenirs o.ä.) brachten regelmäßig kommende Urlauber auch kostspieligere Dinge als Geschenke mit. Es gab keine festen Regeln, wie groß ein angemessenes Geschenk sein sollte. Mehrere Interviewte betonten sogar, wenn sie vom geschenkten Kaffee sprachen, dass sie damit rechneten, dass dies auch Geld sei. Die russische Soziologin Alena Ledeneva, die die informelle Dienstleistungswirtschaft in der Sowjetunion untersucht hat, hat beim Phänomen von *blat* (Beziehungen) die Bedeutung des Prinzips der Reziprozität hervorgehoben.⁷⁸ Unter Berücksichtigung der Dauer der Beziehungen zwischen Vermieter und Urlauber war es wichtig, dass beide Seiten zufrieden waren und nicht eine Partei das Gefühl hatte, etwas schuldig zu sein. Gleichzeitig sollte der instrumentale Faktor dieser Beziehungen nicht für allzu wichtig gehalten werden. Dienste wurden nicht nur deshalb erwiesen, damit man etwas dafür erhielt, sondern auch vom Wunsch, guten Bekannten behilflich sein zu wollen.

74 Interview 32.

75 Interview 14.

76 In den letzten Jahren der Sowjetunion wurden wegen des Mangels an Valuta mehrere Arzneimittelarten defizitär.

77 Interview 41.

78 Ledeneva, *Russia's Economy* (wie Anm. 68), S. 142 f.

Im Laufe der Zeit stiegen die Preise der Übernachtungsmöglichkeiten, aber bei den Stammgästen war es schwierig, den Preis zu erhöhen. Der mögliche Verlust des Einkommens wurde von anderen Faktoren kompensiert. Maimu erzählte: „Ob dieses Einkommen schon an erster Stelle war, eher war es diese Bekanntschaft und die Beziehung, Dies war schon mehr. Das Einkommen war tatsächlich klein, so lumpig. Gut, wenn man für dieses Reinemachen, dafür, dass man sich auf einen engeren Raum zurückzog, etwas bekam, aber das war nicht mehr das. Ich fühlte in der letzten Zeit wirklich so. Es war ganz gut auf ihn so zu warten, ganz gut, dass er kam.“⁷⁹

Einige Interviewte erzählten, dass aus den Urlaubern so gute Bekannte wurden, dass sie gar kein Geld mehr von ihnen nahmen.⁸⁰ Einige Vermieter vermieden es bewusst, den Urlaubern zu nahe zu kommen, um das Einkommen nicht zu verlieren. Wenn die Hausherren mit den Feriengästen sehr enge Bekanntschaften schlossen, war es auch schwieriger, ihnen die Wohnung zu kündigen. Es gab auch Fälle, wo die Kinder von ihren Eltern die Feriengäste geerbt hatten und halb gegen ihren eigenen Willen dazu verpflichtet waren, Räume zu vermieten. Cornélia Zarkia, die über die Tourismuswirtschaft der griechischen Insel Skyrose geforscht hat, hat beschrieben, wie es dort in den Anfangsphasen des Tourismus gar nicht üblich war, für die Wohnung und Verpflegung Geld zu verlangen. Erst im Laufe der Zeit wurde die traditionelle Gastfreundschaft durch eine gegen Geld angebotene Dienstleistung ersetzt und aus den Gästen wurden Kunden.⁸¹ In Pärnu konnte man eine umgekehrte Tendenz beobachten, wo aus den zahlenden Fremden gegen geringe finanzielle Entschädigung bewirtete Gäste wurden, obwohl nur ein kleiner Teil der Vermieter bereit war, den neuen Bekannten eine kostenlose Unterkunft anzubieten.

Eigene und Fremde: Verhaltensnormen in der Sommerwohnung

Obwohl auf der zeitweilig vermieteten Fläche laut den Vorschriften „die Ordnung eines Gasthauses“ herrschen sollte,⁸² war sowjetisches B&B etwas anderes als ein Gasthaus. Mancherorts konnten die Urlauber fast genauso wohnen wie bei sich zu Hause, wiederum andernorts konnten sie nur ein Zimmer mit der Möglichkeit, Wasser zu kochen, benutzen.

Die Grundlage eines erfolgreichen Zusammenlebens war die Einhaltung bestimmter Regeln. Zum Beispiel konnte vereinbart werden, ob es erlaubt war, sich Gäste einzuladen, oder ob und wann die Küche benutzt werden durfte. Aber auch stillschweigend vorausgesetzte Verhaltensnormen spielten eine Rolle. Im Fall von Missverständnissen oder wenn man einfach nicht zusammenpasste, versuchten die Vermieter, einen direkten Konflikt zu vermeiden. Eine Zwangsräumung der Urlauber erwähnte nur eine Interviewte, welche die Mieterin, die mit ihren Füßen auf die Kloschüssel stieg, ohne langes Gerede hinauswarf und künftig allen Nachtlogiergästen erläuterte, wie man bei ihr die Toilette zu benutzen

79 Interview 14.

80 Interview 18.

81 Cornélia Zarkia: *Philoxenia. Receiving Tourists – but not Guests – on a Greek Island*, in: Jeremy Boissevain: *Coping with Tourists. European Reactions to Mass Tourism*, Providence, RI u.a. 1996, S. 143-173, hier S. 163-165.

82 Milliseks kujuneb Pärnu suvel [Wozu wird Pärnu im Sommer]?, in: Pärnu Kommunist Nr. 64 v. 2.4.1968.

hatte.⁸³ Naheliegender war es den Urlaubern, deren Verhalten nicht gefiel, fürs nächste Jahr die Wohnung zu verweigern. Dabei wurde nicht der eigentliche Grund genannt, normalerweise wurde einfach gesagt, die Räume seien bereits besetzt.

Ein wichtiges Stichwort, das sich in den Interviews der Vermieter stets wiederholte, war das Vertrauen; wahrscheinlich war dies auch für die Urlauber selbst wichtig, denn ihnen wird es ebenso kaum gefallen haben, wenn die Vermieter sie ständig kontrollierten. Fragen der Ehrlichkeit und des Vertrauens wurden insbesondere durch die unsichere Atmosphäre der Übergangszeit aktualisiert. Eevi betonte, dass man während der Sowjetzeit seine Sachen nicht vor den Sommergästen verstecken musste, es wurde nichts angerührt. „Also, so war damals das Leben. Ich weiß nicht, in der heutigen Zeit würde ich mich nicht trauen, welche aufzunehmen. Aber in der russischen Zeit, wenn irgendein Bekannter schon wusste, dass dies so eine Familie aus Moskau oder Leningrad war, [dann war die Sache sicher; A. J.]“⁸⁴

Wie entstanden Probleme mit den Urlaubern? Ein Grund konnte zum Beispiel das Wasser sein, das in den alten Häusern, ohne zentrale Wasserversorgung, nicht grenzenlos wie in Wohnungen mit allen Annehmlichkeiten floss. Maimu beschrieb eine Misshelligkeit mit zwei Besuchern aus Leningrad: „Sie waren solche, die Wasser gewohnt waren, das ohne Ende kommt. Ich erkläre ihnen alles. Sie, zwei alte Frauen, waschen ihre Finger endlos.“⁸⁵ Die Vermieter konnten nicht begreifen, dass die Urlauber nicht verstanden, wie nötig es sei, mit Wasser sparsam umzugehen. Die Urlauber glaubten ihrerseits, dass die Vermieter einfach Streit suchten. Die Hausfrau konnte es stören, wenn die Urlauber mit ihren Schuhen durch die Zimmer liefen. Auch die Sitte, Fenster so weit offen zu halten, dass die Gardinen draußen im Winde wehten oder nasse Kleidung zum Trocknen auf die Fenstergriffe aufgehängt wurden, konnte zu Verärgerung führen.⁸⁶ Größere Unannehmlichkeiten erwähnten die Interviewten sehr selten, eher wurde vage auf angebliche Probleme von anderen Vermietern verwiesen.

Viele Vermieter beschrieben ihre Feriengäste als nette oder sogar außergewöhnlich angenehme Menschen; dennoch wurde festgehalten, dass die ständige Anwesenheit der Urlauber ermüdend war, zum Beispiel beklagte sich Eha: „Zum Schluss wurden sie mir auch lästig, waren sehr gesprächig. Ich hätte bevorzugt, dass sie mehr für sich gewesen wären. Sie hätten dort in dem Zimmer sein können, aber sie kamen in unser Leben, krochen viel zu sehr rein.“⁸⁷ Es kann sein, dass dies das Verständnis der Urlauber von Höflichkeit und Geselligkeit war, was aber Esten als viel zu aufdringlich erschien. Hingegen wurden solche Urlauber geschätzt, die Rücksicht auf die Hausherren nahmen, die „verständnisvoll waren und sich zurückzogen, wenn sie meinten, dass sie nicht gebraucht wurden.“⁸⁸

Wenn an einem Ort gleichzeitig mehrere Urlauber untergebracht waren, war es wichtig, dass sie auch untereinander zusammenpassten. „Auch so etwas kam vor, dass wenn die einen Juden waren und die anderen Russen, dann machten sie einen Bogen umeinander,“ stellte Helene fest.⁸⁹

83 Interview 7.

84 Interview 6.

85 Interview 14.

86 Interview 9.

87 Interview 8.

88 Interview 40.

89 Interview 5.

Eine Binsenweisheit sagt, dass zwei Hausfrauen nicht in eine Küche hineinpassen. Das Teilen der Küche mit den Urlaubern beeinflusste die Lebensordnung der Vermieter vielleicht am meisten und konnte zu einer Ursache von Problemen werden. Besonderes kompliziert wurde das Teilen der Küche dann, wenn sich in einem Haushalt mehrere Sommergäste aufhielten. Rita erzählte:

„Einmal gingen zwei ältere Mütterchen bei uns in der Küche aufeinander los, wurden fast handgreiflich. Und dann sagt die Frau aus Leningrad der Frau aus Moskau, dass: ‚Nu čo eta Moskva, bol’sšaja ruskaja derevnja!‘ [Ach, was ist dieses Moskau, ein großes russisches Dorf!; A.J.] Ich dachte, wie kann sie so etwas sagen, in der Hauptstadt wohnt der Mensch! Aber im Allgemeinen kamen sie miteinander aus, haben abgemacht, dass die eine dann etwas mache, so dass es damit keine Probleme gab.“⁹⁰

Gewöhnlich bereiteten die Urlauber zuhause das Frühstück und das Abendessen zu, aber zu Mittag wurde auswärts gegessen. Zugleich gab es unter den Feriengästen nicht wenige, die aus gesundheitlichen oder anderen Gründen eine bestimmte Diät einhielten und alle Mahlzeiten selbst zubereiten wollten. Außerdem fielen die Urlaubszeiten mit denen des Einmachens zusammen, wobei auch viele Sommergäste es mochten, sich für den Winter Pilze und Beeren zu beschaffen und sie einzumachen. Alleinstehende ärgerte dies weniger, aber für Familien konnte dies ernsthaft störend werden, wenn die Urlauber viel zu aktiv in der Küche tätig waren. Helve sagte beispielsweise, dass sie gleich mit den Feriengästen vereinbarte, nur ihr Frühstück und das Abendessen zubereiten zu dürfen, damit es weniger störe. Wenn sie damit einverstanden waren, konnten sie dort Urlaub machen.⁹¹ Eine Journalistin aus Jalta, Svetlana Suchanova, behauptete, die Hausfrauen von Jalta seien kategorisch dagegen gewesen, dass die Urlauber in der Küche kochten, denn dies hätte bedeutet, dass man im eigenen Heim in die Position der Untermieter verdrängt worden wäre. Deshalb hätte die Mehrheit der Vermieter in Jalta nur das Zubereiten von Tee geduldet.⁹² Aufgrund des Materials über Pärnu kann belegt werden, dass die estnischen Hausfrauen in ihrer Küche entgegenkommender waren. Die Hausherren bekochten die Urlauber in der Regel nicht – hier waren die Sitten an Ostsee und Schwarzem Meer ähnlich, aber ein gegenseitiges Beköstigen konnte schon mal vorkommen, und manchmal brachte man einander auch das Zubereiten verschiedener Gerichte bei. „Sie [die Georgier; A.J.] gaben eine vollständige Schulung darüber, wie man Fleisch grillt. Mein Mann macht bis heute das beste Schaschlik von allen anderen, denn tatsächlich ist die langandauernde Erfahrung und die sehr gute Lehre haften geblieben,“ erzählte eine Hausfrau.⁹³

Im Unterschied zu praktischen Problemen wurden ideologische Gegensätze mit den Urlaubern in den Interviews nur in Ausnahmefällen erwähnt. Eine der Befragten führte aus, wie sie mit einem Sommergast, der laut ihren Worten ein „überzeugter Kommunist“

90 Interview 31.

91 Interview 15.

92 Svetlana Suchanova: Jalta: gorod čudnyj, gorod bednyj [Jalta: wunderbare Stadt, arme Stadt], Simferopol’ 1989, S. 50.

93 Interview 31.

war, diskutierte: „Ach, wir hatten hier viel Ärger, wir haben uns manchmal sehr gestritten. Ich konnte ja nicht gut Russisch, aber wenigstens einmal in der Woche haben wir uns gezankt, die alte Frau kam dazwischen, dass ihr ja handgreiflich werdet.“⁹⁴ Üblicher war es, politische Themen zu vermeiden und keine Diskussionen zu führen.

Viele ältere Esten konnten tatsächlich schlecht Russisch, doch war dies bei der Erledigung von praktischen Angelegenheiten kein Hindernis. Zugleich gefiel es den Feriengästen, wenn die Gastgeber ihre Sprache konnten.

Pärnu als Treffpunkt der Kulturen

Pärnu bot eine andere Art von Urlaub als die Kurorte, die am Schwarzen Meer lagen. Diejenigen, die nach brennend heißer Sonne dürsteten, bevorzugten Soči oder Jalta. Von weiter weg zog es nach Pärnu diejenigen, die das gemäßigte maritime Klima, hochwertiges Essen, gute Bedienung und ein ruhiges Leben schätzten. Als Beleg für eine Bedienung von verhältnismäßig hoher Qualität diente die Tatsache, dass im sozialistischen Allunionswettbewerb für die beste Betreuung der Urlauber und Patienten im Jahre 1964 als einzige Handelsorganisation der Sowjetunion die Handelsverwaltung von Pärnu eine Auszeichnung erhalten hatte.⁹⁵ An sonnigen Wochenenden war der Strand von Pärnu voll von Sonnenanbetern, doch gab es hier nicht massenhaft junge Leute, die nach Unterhaltung suchten. In Pärnu waren viele Personen anzutreffen, die mit ihrer Familie Urlaub machten, viele Großeltern mit ihren Enkelkindern und überhaupt Ältere, denen das hiesige Klima zuzusagen schien. Mancherorts erzählten die Feriengäste den Vermietern, dass sie über den ganzen Winter gespart hätten, um im Sommer einen Monat am Meer verbringen zu können. Dahingegen verbrachten Familien, deren Möglichkeiten größer waren, den ganzen Sommer in Pärnu. Oftmals kamen die *babuškas* (Großmütter) vor den anderen an, schon Anfang Juni oder sogar im Frühjahr, um „die Wohnung zu halten“, manchmal nahmen sie auch jüngere Enkelkinder mit. Kinder im Schulalter und die mittlere Generation kamen Ende Juni nach Schulende, rechtzeitig zum nächsten Schuljahresbeginn kehrte man dann nach Hause zurück. Wenn Mutter oder Vater nicht sehr lange in Pärnu bleiben konnten, dann konnte man abwechselnd Urlaub machen oder ließ die Enkelkinder in der Gesellschaft der Großeltern. Auf unterschiedliche Art und Weise versuchte man zu regeln, dass die Kinder möglichst lange in Pärnu bleiben konnten. In den Kommentaren der Feriengäste war der Kontrast zum Großstadt- und überhaupt russischen Leben sehr wichtig. In einer Sommerwohnung, in der der Lieblingssort der Urlauber die geräumige Veranda war, die sich in Richtung eines Gartens voller Blumen öffnete, seufzten die Feriengäste: „Ihr habt es ja hier auf dem Lande schön.“⁹⁶ Die Moskauer beschrieben, wie das winterliche Leben unter endlosen Autos und Menschen sie unruhig und nervös mache, und wenn „der Winter zu Ende ist, dann drehen sich die Gedanken die ganze Zeit darum, wann man nach Estland, nach Pärnu könnte, wo es so still und ruhig ist, die Natur sauber, die Menschen freundlich und das Essen gut sind.“⁹⁷

94 Interview 30.

95 Kask, Pärnu kuurort (wie Anm. 28), S. 92.

96 Interview 31.

97 Interview 42.

Die gleichen Tugenden und Vorteile – Stille, Sauberkeit, Ordnung und das Grüne – wurden in der russischen Presse der Zarenzeit bereits als Werte des Kurorts Pärnu hervorgehoben.

Im Vergleich des Lebens in der Sommerfrische sowohl in der Zaren- als auch in der Sowjetzeit sind noch andere Gemeinsamkeiten zu entdecken: Estlands Stellung unter den Urlaubsregionen des Imperiums war in manchem Sinne ähnlich, mit dem hier verbrachten Sommer wurde die Illusion von einem Urlaub in Europa verbunden. In der Sowjetzeit wurde das Baltikum zu einem spezifischen Westen der Sowjetunion, einer Art Binnenausland. Elena Zubkova hat notiert, dass ein Strandurlaub in Riga (oder genauer in Jūrmala) mit einer Auslandsreise verglichen wurde.⁹⁸ Das gleiche galt auch für Pärnu, aber die allgemeine Atmosphäre und die Zusammensetzung der Sommergäste unterschieden sich von dem nachbarlichen Jūrmala. Hier existierten keine gigantischen Erholungsheime, in Pärnu gab es weniger Sanatorien, und diese waren auch kleiner im Vergleich zu den populären Kurorten in Lettland oder Litauen. Pärnu hatte das verhältnismäßig gemütliche Milieu einer Kurstadt auch in der Sowjetzeit beibehalten können. Obzwar den Einwohnern Pärnus die sommerliche Belastung für die Stadt als zu hoch erschienen haben mag, gab es in Pärnu weniger Urlauber im Vergleich zu anderen Örtlichkeiten wie in Jūrmala oder Palanga,⁹⁹ ganz zu schweigen von den Kurorten am Schwarzen Meer.



Abb. 4: Eine der Hauptstraßen des Kurortes – die Tammsaare-Allee. Foto: Anu Järs 2010.

98 Jelena Zubkova: *Baltimaad ja Kreml 1940–1953* [Das Baltikum und der Kreml 1940–1953], Tallinn 2009, S. 7 f.

99 Henningsen, *Der Freizeit- und Fremdenverkehr* (wie Anm. 5), S. 218.

Da Pärnu von bekannten Künstlern wie David Samoilov oder David Oistrach geliebt wurde, eignete sich die Stadt in der intellektuellen Landschaft Leningrads und Moskaus den Ruf eines „schöpferischen“ Ortes an.¹⁰⁰ Der Moskauer Regisseur Aleksej Borodin beschrieb in einem 2003 gegebenen Interview die Atmosphäre Pärnus in der Sowjetzeit:

„Noch vor 15 bis 20 Jahren wollte die ganze russische Intelligenz hierher kommen. Unter den denkenden Menschen schwebte die Legende darüber, dass es irgendwo eine solche Meeresstadt gibt, wo man das lesen konnte, was anderswo nicht ermöglicht wurde, mit den Menschen etwas freier verkehren, Gedanken austauschen konnte – all das schuf eine unvergessliche Atmosphäre, über die zu sprechen ziemlich schwer ist, aber es ist wirksam, dies wahrzunehmen.“¹⁰¹

Dies zog ein ausgeprägtes Publikum nach Pärnu – schöpferische Persönlichkeiten und überhaupt Intellektuelle, was sich auch deutlich in den Interviews widerspiegelte, in denen die Bewohner von Pärnu wiederholt betonten, wie intelligent und gebildet die Leute waren, die sich in der Stadt aufhielten. Diese gebildeten und die estnische Kultur schätzenden Urlauber erhöhten auch das Selbstbewusstsein der Vermieter.

Ein Großteil der Kommunikation fand unter den Urlaubern selbst statt, aber die Anwesenheit der Sommergäste bereicherte auch das kulturelle Leben der Stadt. In Pärnu wurden klassische Musikkonzerte veranstaltet, auf denen auch die in der Stadt Urlaub machenden Berühmtheiten auftraten. Ein Moskauer hörte beispielsweise in Pärnu Solisten, auf deren Konzerte er in Moskau noch nicht mal zu gelangen geträumt hätte.¹⁰² Wenn andere Theater in den Sommermonaten pausierten, spielte das Theater von Pärnu seit 1969 im Sommer einen Monat lang regelmäßig für die Gäste des Kurorts.¹⁰³ Aus den Interviews wird ersichtlich, dass die Vermieter diese kulturell anregende Atmosphäre auch zu Hause wahrnehmen konnten.

„Sie, junger Mensch, können sich nicht vorstellen, wie intelligent sie waren,“ erzählte Eevi. „Wenn man vergleicht, was für Leute heute die Finnen sind und was für Leute damals die Juden waren, dann ist dies wie Tag und Nacht. Es war sehr schön, Umgang mit ihnen zu haben. Wir wohnten, vier Menschen in der Familie, meine Schwiegermutter wartete nur auf die Zeit, dass sie kämen. [Warum?; A. J.] Einfach der Kommunikation wegen. Sie waren sehr intelligent – es war ja nicht Gesindel, das kam, und sehr angenehme Menschen.“¹⁰⁴

Natürlich gab es auch andere Urlauber, aber ins Gedächtnis der Vermieter prägten sich in erster Linie die Gebildeten ein.

100 Obwohl in Pärnu auch viele Leningrader die Ferien verbrachten, wird die größere Bedeutung Pärnus gerade für die Intelligenz Moskaus betont. Für Leningrad war das nahe gelegene Narva-Jõesuu ein wichtiger Ort für Sommerurlauber. Dmitrij Spivakijs Brief v. 30.04.2011.

101 Nikolai Loštšin: Aleksej Borodin naudib Pärnu atmosfääri [Aleksej Borodin genießt die Pärnuer Atmosphäre], in: Postimees Nr. 177 v. 04.08.2003.

102 Öunap, Suvitamine (wie Anm. 39), S. 111 f.

103 Sommerliche Aufführungen wurden für die Urlauber ins Russische übersetzt.

104 Interview 6.

Bei der Beherbergung der Feriengäste kamen die Einwohner Pärnus mit unterschiedlichen Nationalitäten und Kulturen in Berührung. Dies gab auch die Möglichkeit, die eigene Kultur mit anderen Augen zu sehen. Die interkulturellen Unterschiede konnten sich bereits beim ersten Treffen zeigen. Zum Beispiel beschrieb Selma, wie die armenischen Urlauber es nicht akzeptieren konnten, dass gerade die Vermieterin die Konditionen mit ihnen vereinbarte, sie dagegen wollten unbedingt mit dem Vermieter kommunizieren. In der Art und Weise, wie die Vermieter die Menschen beschrieben, die aus unterschiedlichen Orten und Nationen stammten, schimmerten auch die eigenen Ideale, zum Beispiel die Familienwerte und der starke Zusammenhalt der Generationen oder die Wertschätzung der Bildung durch, die bei den Juden hervorgehoben wurde. Asta erzählte:

„Ich bemerkte und manchmal dachte ich, unsere Kinder fuhren immerfort mit ihren Fahrrädern plärr-plärr hin und her, das jüdische Kind ging an der Hand der Oma, es hatte das Schachspiel in der Hand oder das Englisch-Lehrbuch oder etwas. Sie waren immer irgendwie beschäftigt, sie wurden stets gelehrt, wurden während des Urlaubs doch irgendwie auf der nützlichen Linie gehalten. Bei uns, Hauptsache, dass Freiheit herrschte.“¹⁰⁵

Nach Auffassung der Erzählerin gab die Verknüpfung des Urlaubs mit etwas Nützlichem dem Urlaub seinen eigentlichen Wert. Aino berichtete: „Die aus anderen Nationen, ich sage nicht nur die Russen, ich hatte auch andere Nationalitäten, waren viel herzlicher als die Esten. Das estnische Volk ist ein kaltes Volk. Aber die Russen sind ein sehr herzliches Volk. Es gibt alles weg von der Seele her.“¹⁰⁶ Bemerkenswert ist, dass in mehreren Interviews erwähnt wurde, dass die Urlauber aus anderen Regionen, die Juden, den Esten vorgezogen wurden.¹⁰⁷

Viele der Interviewten beschrieben die Essgewohnheiten der Urlauber und verglichen sie mit denen der Esten. Viele bemerkten, dass die Feriengäste sehr viel mehr Aufmerksamkeit dem Essen zuwandten, „so wie es bei uns gewöhnlich nicht gemacht würde“,¹⁰⁸ und dass sie sich gesund ernährten. Die Sitte der Urlauber, im Unterschied zu den Esten viel Salat zu sich zu nehmen und sich überhaupt vielseitig zu ernähren, fiel auf. Auf dem Tagesplan vieler Feriengäste stand der morgendliche Marktbesuch an erster Stelle. Durch die Urlauber war der Markt in Pärnu auch einer der teuersten Estlands, was die örtliche Kundschaft ärgerte. Die Sommergäste kauften schon früh alles Frische, genossen Erdbeeren, während die Bewohner von Pärnu „erst daran schnupperten.“¹⁰⁹ Für die Pärnuer erschien die Angewohnheit, aus dem Laden Lebensmittel nur 100-grammweise zu kaufen und dabei eifrig nachzufragen, ob die Ware auch frisch sei, eigenartig. Sehr hoch geschätzt wurden die estnischen Milchprodukte, so dass die Ansässigen oft scherzhaft behaupteten, dass sie deswegen eben nach Pärnu gekommen seien. Da die Masse der Urlauber „Disproportionen bei den lokalen Dienstleistungen hervorrief“,¹¹⁰ gab es im Sommer in den Kantinen und

105 Interview 19.

106 Interview 15.

107 Interview 6.

108 Interview 42.

109 Interview 34.

110 Milvi Veiner, Meie kuurordid [Unsere Kurorte], in: Nõukogude Naine Nr. 8 v. August 1971.

Restaurants riesige Schlangen. Während die Esten, die an den Strand gefahren waren, es oft nicht übers Herz bringen konnten oder keine Lust verspürten, wertvolle sonnige Zeit für das Anstehen zu vergeuden, ließen sich die Urlauber nicht von den langen Restaurant- und Kantinenschlangen stören.¹¹¹

Im sommerlichen Pärnu konnte man auch verschiedene Strandkulturen beobachten. Die zu betrachtende Periode könnte für ein Zeitalter der Sonnenverehrung gehalten werden – nie zuvor oder später hat man am Strand von Pärnu so viele braungebrannte Menschen gesehen, aber neben den in der Sonne liegenden Menschen hielten sich in der Stadt auch zahlreiche Anhänger traditioneller Luftbäder auf. Vor allem jüngere Feriengäste verbrachten ihre Tage am Strand, die Älteren neigten dazu, schattigere Parks vorzuziehen. Für das damalige Pärnu waren jüdische Familien sehr charakteristisch, die mit Sonnenschirmen in der Hand auf den Alleen promenierte und in den Parks Bücher lasen.¹¹² An den Strand kam man zum „Luft schnappen“ und um sich mit den Bekannten zu unterhalten eher am späten Nachmittag. Sogar beim regnerischen Wetter saß man draußen, Schirme überm Kopf,¹¹³ oder es wurde im Röhricht ein Zelt aufgeschlagen.¹¹⁴ Unterschiede gab es auch in der Strandkultur im engeren Sinne. Die Esten liehen normalerweise keine Stühle am Strand aus, sondern bevorzugten es, auf dem Sand zu liegen oder sich ganz und gar stehend zu sonnen, damit der ganze Körper Sonne erhalten würde; die Urlauber hingegen liebten es, in den Strandstühlen zu sitzen. Deshalb wurde der Teil des Strandes in der Nähe vom Strandgebäude (Rannahoone), der voller Liegestühle war, auch „jüdisches Paradies“ genannt. Die Einwohner gingen oft gar nicht zum „eigentlichen“ Strand im Stadtzentrum, sondern zogen irgendeinen ruhigeren Ort am Rande des Strandes vor, wo es nicht so laut und auch bequemer war, auf die Kinder aufzupassen.

„Das Zusammentreffen der Kulturen“ war im Kurort der Sowjetzeit nicht immer freundlich und spannungsfrei. In den Interviews war die Rede von Wortwechseln zwischen den Urlaubern aus Leningrad und Moskau oder zwischen Juden und Russen. Mit der Übervölkerung und der Warenknappheit wurden Spannungen zwischen den örtlichen Einwohnern und den Sommergästen befördert, in den Interviews kommen sie jedoch nicht zur Sprache.

Die in der Sommerfrische Verweilenden, die in Privatunterkünften, die Gruppentouristen und die Sanatoriumsbesucher wurden in den Interviews unterschiedlich dargestellt. Die geografische Herkunft und die soziale Zusammensetzung der Menschen, die hierher mit einer organisierten Reisegruppe kamen, waren anders als die der Sommergäste. Unter ihnen finden sich mehr Leute vom Lande als unter denjenigen, die auf eigene Faust Urlaub machten, hingegen waren unter ihnen wenige sehr alte Leute oder Menschen, die mit der

111 Die im Strandpark errichtete Kantine erhielt wegen der Zahl der Juden, die dort zum Mittagstisch gingen, unter den Einwohnern den Spitznamen Synagoge.

112 Ein ähnliches Publikum fand sich in Estland auch andernorts – sowohl im Seebad Haapsalu, im Sommerferienort Vösu an der Nordküste sowie im binnenländischen Elva, wo zahlreiche langfristige Feriengäste anzutreffen waren, unter denen sich viele Familien jüdischer Intellektueller fanden. Auf die Anzahl der Juden unter den Urlaubern verweisen einige damalige Witze wie beispielsweise eine Aufzählung der Monate: aprill, mai, juudi, juudi [April, Mai, jüdisch, jüdisch] oder die Frage: „Nenne die drei größten jüdischen Städte“, mit der Antwort Vösu, Pärnu und Elva.

113 Interview 38.

114 Interview 1.

ganzen Familie kamen. Wenn in einem Fall von Urlaubern und ihrem Einkaufsverhalten in neutralem Ton gesprochen wurde, wie über etwas, was mit Urlaub einhergeht, dann wurde im anderen Fall von Gruppentouristen bereits der Einkaufswunsch geringschätzig als der Reisegrund dargestellt. Kaufwut sprang den Pärnuern auch bei den Patienten der Sanatorien in die Augen. Marta erzählte:

„Die Sanatoriumspatienten waren wieder diejenigen, die die ganze Zeit Kleidung kauften. Sie kamen aus dem ganzen Russland, hatten eine Liste dabei. ‚Haben Sie das? Vielleicht ist unter der Theke doch etwas?‘ Moskau und Leningrad waren versorgt, aber sie kamen von überall her, hatten gar keine Kultur gesehen. Kriegten die Einweisung umsonst, Invaliden des Vaterländischen Krieges und sie gediehen und kauften hier dann so alles zusammen. Dort hatten sie nicht diese Kleidung.“¹¹⁵

Leelo beschrieb, wie „der Karrenführer“ morgens vor dem Sanatorium „Sõprus“ (Freundschaft) Pappkartons verkaufte, in die die Sanatoriumsbesucher ihren Einkauf einpacken konnten. In den Zimmern der Sanatorien sollen ganze Stapel von Kisten gestanden haben, die als Verpackungen vorgesehen waren.¹¹⁶ „Aus jedem Krähwinkel und Landloch“¹¹⁷ mit einer Einweisung ins Sanatorium Gekommene unterschieden sich auch der Kleidung nach von den übrigen Urlaubern, bei denen eher der gute Kleidungsstil hervorgehoben wurde. Bei den letzteren wurde zudem mehrfach betont, dass sie im Gegensatz zu den Gruppentouristen nicht tranken.

Der Tourismus begann sich in den 80er Jahren zu ändern, als viele Juden, die bis dahin mit Vorliebe ihren Urlaub in Estland verbrachten, aus der Sowjetunion auswanderten. Grundlegende Änderungen auf dem Gebiet des Tourismus brachte dann der Zusammenbruch der Sowjetunion 1991 mit sich. Die Besucherschaft der Stadt Pärnu und das Gepräge des Urlaubslebens änderten sich. Für die Russen wurde das Binnenausland plötzlich zum eigentlichen Ausland. An die Stelle der aus der Sowjetunion stammenden Patienten und Urlauber traten in den folgenden Jahren hauptsächlich Finnen.¹¹⁸ In den Wohnungen der Pärnuer hielten sich nur noch selten Urlauber auf, sie bevorzugten die in der Stadt entstandenen kleinen Pensionen oder kauften sich selbst Sommerwohnungen, vor allem aber wurde aus ihnen die Hauptkundschaft der Sanatorien. Das Vermieten von Privaträumen wurde zu einer nebensächlichen Tätigkeit. Wenn die Sommergäste der Sowjetzeit in den Interviews in der Regel im positiven Ton beschrieben wurden, dann wurden die neuen Feriengäste eher kritisch beäugt. Die Notwendigkeit des Tourismus wurde aus wirtschaftlichen Erwägungen anerkannt, aber gleichzeitig wurde wahrgenommen, dass Pärnu sich vom ehemals hochgeschätzten, sogar gewissermaßen exklusiven Urlaubsort zu einem billigen Tourismusziel verwandelt hatte.

115 Interview 19.

116 Interview 27.

117 Interview 40.

118 Am Ende der 90er Jahre besuchten Pärnu jährlich etwa 90 000 ausländische Touristen, unter ihnen waren rund 50 000 Finnen, 7 200 Schweden, 4 500 Russen sowie 2 700 Amerikaner. Barry Worthington: Change in an Estonian Resort. Contrasting Development Contexts, in: Annals of Tourism Research 30 (2003), H. 2, S. 369-385, hier S. 382.

Indem Eevi die neuen Sommergäste mit den ehemaligen Urlaubern verglich, bemerkte sie: „Diejenigen, die in der Sowjetzeit hierher kamen, waren kein Proletariat, sondern sie waren alle sehr gebildete und intelligente Leute. Aber mit den Finnen ist es umgekehrt, hierher kommt das Gesindel. Hier ist das Leben sehr billig.“¹¹⁹ Als charakteristisch betonte sie, während sie von den Urlaubern der Sowjetzeit sprach, dass diese gekommen seien, um Urlaub zu machen. In einem anderen Licht wurden die neuen Sommergäste dargestellt. So nahm Malle wahr:

„Jetzt kommen diese Leute, die schreien, kaputtmachen, rasen wollen. So dass man mit einem ganz, ganz anderen Ziel kommt. Jetzt kommt man überhaupt nicht, um sich zu erholen, jetzt kommt man nicht, um die Kultur oder die Naturstimmen oder den Strand zu genießen. Man kommt einfach, um sich hier, wo man fremd ist und keiner Kontrolle unterliegt, auszuleben. Dies ist keine Verurteilung, es ist einfach eine Feststellung.“¹²⁰

Neue Touristen, zu denen auch viele junge Esten gehörten, unterschieden sich von den früheren Urlaubern durch das Fehlen eines akzeptierten Urlaubszieles.

Ganz allgemein wurde festgestellt, dass während der Sowjetzeit die Menschen weniger Ansprüche an die Wohnfläche hatten. Anfang der 90er Jahre war in Estland ein Boom an Hauseinrichtungen ausgebrochen, mit dem ein europäisches Niveau erreicht werden sollte.¹²¹ Aus mehreren Interviews ging hervor, dass die eigenen Wohnverhältnisse für die Unterbringung der neuen Touristen nicht für gut genug gehalten wurden. Es stellte sich ein gewisses Paradox heraus – auf der einen Seite wurden die neuen Feriengäste nicht so hoch eingeschätzt wie die Urlauber der Sowjetzeit, gleichzeitig wurde aber anerkannt, dass die Wohnbedingungen von früher für sie nicht gut genug waren.

Zusammenfassung

In der Sowjetzeit war die Unterbringung der Sommergäste für viele Bewohner eines Kurorts eine wichtige Einkommensquelle. Auch in Pärnu war dies Teil einer alltäglichen Strategie zurechtzukommen. Für einige war es eine Frage, der Not zu entkommen, andere tasteten nach den Grenzen des vom System Erlaubten und schufen sich damit eine bemerkenswerte Einkommensquelle. Aus Gastfreundschaft ging man den Kompromiss, den Wohnraum zu teilen, ein, gleichzeitig versuchte man, mit Hilfe der Festlegung bestimmter Regeln die Privatsphäre der Familie unangetastet zu lassen, denn diese war eine der wichtigsten Komponenten, welche Esten mit dem Heim, ihrem Zuhause, verbanden. Für ein zusätzliches Einkommen konnte man seine eigene Bequemlichkeit zeitweilig begrenzen und andere Bedürfnisse in den Vordergrund stellen.

Bei der Betrachtung des Alltagslebens im Kurort wurde deutlich, wie wichtig soziale Netzwerke im sowjetischen Alltagsleben waren. In einer Situation, in der der staatliche

119 Interview 6.

120 Interview 34.

121 Kannike, Kodukujundus (wie Anm. 44), S. 15.

Sektor nicht imstande war, unter den Bedingungen des Massentourismus mit der Unterbringung einer zunehmenden Menge an Urlaubern fertig zu werden, duldeten die Machthaber die private Tätigkeit auf diesem Gebiet und schufen, um den Wohnungsmarkt zu kontrollieren und zu regulieren, das Wohnungsbüro. Seine Bedeutung blieb jedoch begrenzt, da die informellen Netzwerke eine sehr große Rolle spielten. Zusätzlich zum direkten finanziellen Profit konnten die Vermieter über ihre Feriengäste neue soziale Beziehungen aufbauen, die dabei halfen, unter den Bedingungen einer Mangelwirtschaft zurechtzukommen.

In den Interviews kam das Prinzip des gegenseitigen Gleichgewichts zwischen den Kulturen zum Vorschein. Das Anbieten der Dienstleistung, die Zurverfügungstellung einer Unterkunft, eröffnete auch die Möglichkeit, das eigene Volk und die eigene Kultur von einer anderen Seite zu sehen und zu vergleichen. Der Alltag des Kurorts in der Sowjetzeit rief zwar manche Spannungen hervor, auf der anderen Seite bereicherte der Kontakt mit unterschiedlichen Menschen und Kulturen das Stadtleben und erweiterte den Horizont der Städter.

Aus dem Estnischen übersetzt von Marju und Olaf Mertelsmann, Tartu

Summary

This article discusses everyday life in the seaside resort of Pärnu from the 1960s to the 1980s. The primary source material consists of 45 in-depth interviews, conducted in Pärnu in the late 1980s. The issues associated with unofficial tourism during the Soviet period are examined from the local population's point of view. By studying the Soviet-era principles and practices of privately-offered accommodations (est. *Kodumajutus*), the author seeks to better understand daily life in what is known as "the mature period of socialism". Of particular interest are the patterns of people's behavior under conditions of an economy of shortages.

During the Soviet period, the practice of arranging private accommodations for summer tourists provided Pärnu's residents an important source of income. For some of the town's residents this practice was crucial, enabling them to get by; for others, who ignored the limits of the system, offering private accommodations produced a significant level of income. In an effort to make their guests comfortable, people were ready to give up much of their personal living space; commonly understood rules were put in place to ensure privacy – for Estonians, one of the most important aspects of home life. In examining interactions in the resort town of Pärnu, the importance of social networks in Soviet daily life becomes clear. In addition to receiving added income, those offering private accommodations gained new acquaintances, which was helpful in an economy rife with shortages. Offering accommodation services to those coming from distant places allowed Pärnu's Estonian population to see their own nation and culture through the eyes of others and to compare their culture with that of their guests.

Aus dem Estnischen übersetzt von Bradley Woodworth, New Haven

FORSCHUNGSBERICHT

Tourists in Jūrmala, driven by pleasure and/or purpose?

by Aldis Purs

The study of tourism is a well-established trope for historians pursuing the study of modernity in the Western world. The historiography includes a wealth of analytical and conceptual frameworks and a mature, well-developed discourse about the topic generally and specifically. Initially, historians and sociologists differentiated between travel and tourism, with the former considered thoughtful and complex and the latter base, shallow, and commercial.¹ This value-driven and biased approach, however, quickly gave way to a more nuanced and critical dissection of tourism. Once under the microscope, the subject of tourism provided a great many thematic avenues for research and study. The study of tourism and vacations, for example, has elucidated class, status and collective identity.² Additionally, the study of tourism has touched upon the history of consumption. Generally, studies concentrate on either the place that is visited or the people visiting. Within each of these broad approaches, a plethora of more detailed options arise in the historiography. Studies of places often detail the presentation and message (intended and received) of sites visited, either generally, such as nature, or specifically such as battlefield tourism. Studies of tourists often include more theoretical discussions that outline the “consciousness of displacement” and the crossing of borders between everyday life and travel.³ The common ground is often a statement on the modern world. Either the study of a spa or on the meaning of travel to tourists may highlight the emergence of a middle class in the Western world.⁴ Furthermore, through travel, tourism, and leisure, this middle class formed a cohesive national identity and ordered its understanding of the modern world (and its place within the modern world).⁵

The study of tourism in East Europe and Russia is comparatively newer. Its desirability seems self-evident, as the question of how East Europe and Russia fit into a larger pattern of European and Western developments is an age-old debate. Clearly, the heavier hand of the state and the ideological impulses of socialism and fascism produce unique aspects to tourism in the region throughout the twentieth century. Anne E. Gorsuch and Diane P. Koenker’s edited collection, “Turizm: The Russian and East European Tourist under

- 1 See for example Paul Fussell (ed.): *The Norton Book of Travel*, New York 1987; or James Buzard: *The Beaten Track: European Tourism, Literature, and the Ways to Culture, 1800–1918*, New York 1993.
- 2 See for example Shelley Baranowski, Ellen Furlough (ed.): *Being Elsewhere: Tourism, Consumer Culture, and Identity in Modern Europe and North America*, Ann Arbor 2001.
- 3 See Rudy Koshar: *German Travel Cultures*, Oxford 2000 for a particularly well-developed theoretical outline to ‘travel cultures’.
- 4 See Rudy Koshar (ed.): *Histories of Leisure*, Oxford 2002.
- 5 See Marguerite S. Shaffer: *See America First: Tourism and National Identity, 1880–1940*, Washington, D.C. 2001.

Capitalism and Socialism” was an important early coalescing of academic discourse on the region and an introduction to several of the most cogent themes for tourism in the region.⁶ One of the central themes raised throughout many of the collection’s contributions is the conflict and tension between the tourist involved in leisure and material consumption and the traveler involved in a purposeful journey. To the state, which controlled so many aspects of the tourist experience, the purposeful journey helped define socialist citizens and build socialist societies. As a result, whenever tourism threatened to challenge or contradict these lofty goals it presented a potential for a subversive meaning.

In the Gorsuch and Koenker volume, I presented an introduction to the Latvian state’s attempts to use ‘purposeful’ tourism to construct identity in the 1920s and 1930s.⁷ The article “read” the development of national tourism through the eyes of the state with a detailed examination of state sponsored and produced travel guides with only hints at actual experience of tourists. As a result, Latvia’s premier tourist site and attraction, Rīgas-Jūrmala, received relatively little attention: the state’s gaze moved purposefully away from the beaches and my academic inquiry followed the state. This short report is a preliminary gaze back at the beach with propositions for future work, likely thematic approaches, and potential conclusions. This is more a statement of intent than a finished product.

The history of tourism in Latvia generally and in Jūrmala specifically, if not in its infancy, is a relatively new subject of academic inquiry.⁸ The large encyclopedic tomes, from interwar publications such as “Latviešu konversācijas vārdnīca” (Latvian Conversational Phrase Book) and myriad government publications (often produced by the State Statistical Office), to the émigré encyclopedia “Latvju enciklopēdija” (Latvian Encyclopedia) first published in Sweden in 1953,⁹ to the Soviet reference books “Rīga 1860–1917”,¹⁰ “Rīga socialisma laikmetā” (Rīga in Socialism Times) and “Sovetskaia Latvīa” (Soviet Latvia) all provide sound historical descriptions and statistics on the development of tourism. More recently, new encyclopedic endeavors such as the multi-volume “The 20th Century History of Latvia” continue this descriptive approach to tourism.¹¹ Along with many locally produced brochures and handbooks that tap into a vein of local studies, we have a descriptive foundation of the beginnings of tourism. From such sources, for example, the consensus narrative for the development of tourism in Jūrmala would begin with a geographical description. Jūrmala is a long, thin peninsula, roughly twenty miles long and two miles wide, anchored to land near the town of Sloka. The Bay of Rīga to the north, the Lielupe River to the south,

6 Anne E. Gorsuch, Diane P. Koenker (eds.): *Turizm: The Russian and East European Tourist under Capitalism and Socialism*, Ithaca 2006.

7 Aldis Purs: *One Breath for Every Two Strides: The State’s Attempt to Construct Tourism and Identity in Interwar Latvia*, in: Gorsuch, Koenker (eds.), *Turizm* (see note 6), pp. 97-118.

8 See Maija Rozīte: *Turisma attīstība Latvijā* [The development of Tourism], in: *Latvijas arhivi* (1999), no. 1, pp. 96-110.

9 *Rīgas Jūrmala*, in: Arveds Švābe (ed.): *Latvju enciklopēdija* [Latvian Encyclopedia], Stockholm 1953, p. 2162.

10 See *Rīgas iedzīvotāju atpūtas vietas* [Resorts for the Population of Rīga], in: *Rīga 1860–1917*, Rīga 1978, pp. 457-463.

11 See for example the section *Masu kultūra* [Mass Culture], in: 20. *Gadsimta Latvijas vēsture I: Latvija no gadsimta sākuma līdz neatkarības pasludināšanai 1900–1918* [20th Century History of Latvia: Latvia from the Beginning of the Century till the Time of Independence 1900–1918], Rīga 2000, pp. 525 f.

and the Daugava River to the east border the peninsula, known variously as Rīga-Strand, Rīgas-Jūrmala, and finally Jūrmala. Its tourist-worthy attractions have generally been its beaches, the “air of the sea,” and the supposedly curative properties of mineral springs and sulfuric mud in the area. This curative tourism, similar to the development of the great spas of Europe, began in the early nineteenth century. Undeveloped infrastructure, however, limited the early development of tourism in Jūrmala. The beaches near Rīga seemed ideal, yet they were remarkably unprepared for an influx of tourist-patients (even if the initial influx annually numbered in the dozens for the first several decades).¹² The beaches were geographically close to Rīga as the crow flies, but not as the horse and carriage travelled. For patients from Rīga, access to the Strand meant crossing the Lielupe River without a bridge or steady river ferry and arranging horse and carriage transport to a string of tiny, impoverished fishing hamlets that had no inns, hotels or other services for visitors. Lodging in very modest fishermen’s houses was the standard option for accommodation in the early days of the Rīga-Strand. Still, sensing economic opportunities, fishermen began to improve the lodgings that they offered to guests. Similarly, investment flowed into an early spa in 1820 and land was purchased for the construction of summer cottages. By the 1830s, an organized ferry carried tourists across the Lielupe River and the number of summer guests began to steadily increase. By 1844, a regular steam ferry plied the waterways from Rīga to the Strand and the number of guests increased at an even more rapid rate (approaching one thousand guests per summer). By 1872, a bridge was constructed across the Lielupe River further easing transportation to the Strand. Finally in 1877, a rail line connected Rīga to the Strand.¹³

The rail line introduced mass tourism to the Strand. From the 1880s, the Strand catered to different types of tourists, including aristocrats bound for the spas, the middle class of Rīga staking a claim to a prolonged summer holiday, and workers in search of leisure during a day off from work. Through World War One, however, there was no organized, central plan for the development of the Rīga Strand as a tourist destination. Market forces and the hunt for profits from any quarter determined most developments, but all development was facilitated by continued improvements in the transportation network (a second track that allowed for two-way traffic, more scheduled, trains, more wagons and greater carrying capacity). Even a long distance route that connected Moscow to the Strand without layovers or a change in trains was completed. As a result, the number of tourists skyrocketed. More than 60,000 people visited the Strand during the summer of 1912.¹⁴

With the rail option, the Strand became a legitimate mass tourist destination. Who were these tourists and how were they accommodated at the beach? The business response was varied. Private companies built and operated spas and hotels for the wealthy, while local fishermen, in ever-greater numbers, rented out rooms and houses to summer guests. The author’s maternal great, great grandfather began renting his modest fisherman’s home to summer guests in the late nineteenth century at the furthest western stretch of the Strand. During the lucrative summer, his family relocated to smaller, cramped quarters in an outlying

12 Rīgas Jūrmala (see note 9), p. 2162.

13 Ibidem.

14 Ibidem., p. 2163.

structure on his property.¹⁵ His lodgers came from the growing middle class of Riga: people with the means to take a summer for holidays, but still amenable to staying in a fisherman's house. The frequent trains also brought workers and others who could afford little else than a train ticket and spare a single day from work. In these patterns, the Strand followed closely other spa resorts in Imperial Russia from Yalta to Ust'-Narva and Druskeniki, the latter two also on the Baltic coast. As the historian Louise McReynolds has observed of prerevolutionary Russian tourists generally, a pattern emerged: first baths, then the railroad. Further, once the beach "became a day's ride away and the economy [...] could support thousands of residents with discretionary income, a summer rental on the seashore became preferable [...]"¹⁶

Through this era, the idea of tourism to the Strand was little discussed. Neither its meaning nor its potential was microscopically analyzed. Vacations (either long, summer idylls or short day trips) were ad hoc events that reflected the tastes and means of the individuals vacationing and those servicing their needs. Similarly, the historiography of tourism to this point is primarily descriptive. There has been relatively little academic work that borrows from the wider field of the history of tourism to examine class relations, ethnic interaction or the beginnings of consumerism before World War One. If, for example, some of the great thematic, and open, questions about pre-revolutionary Imperial Russia revolve around the strength of the foundations for a civil society, studying the nexus of tourism in a variegated place such as the Strand could be immensely rewarding.

Casino Tourism in Democratic Rīgas-Jūrmala

Tourism assumed new meanings and staked a more central place after the destruction of World War One. Faced with the massive task of rebuilding almost everything in the most damaged areas, the new state and its citizens thought more about what they were building and why. Still, even if greater significance was attached to the idea of tourism, the established cleavages around tourism remained: was it for the few or the many, for locals or a more distant clientele, and importantly was it for pleasure or specific purpose?

World War One was catastrophic for the Strand as the once bustling beaches became battlefields and no-man's lands. After the disastrous defeats at the Battles of the Masurian Lakes and Tannenberg, the Imperial Russian armies were in full retreat across much of their western front. In the Baltic Province of Kurland, Russian generals contemplated a complete evacuation of the province and a general scorched earth policy. These drastic plans by the army, coupled with popular press propaganda about the expected atrocities of invading German armies touched off a massive wave of refugees.¹⁷ The Strand was also all but deserted for tactical reasons when the front ultimately stabilized along the Daugava River with Riga still under Imperial Russian control and Kurland (and the Strand) under German

15 The Diary and Memoirs of Līze Rungains, unpublished, in possession of the author.

16 See Lousie McReynolds: The Prerevolutionary Russian Tourist, in: Gorsuch, Koenker (eds.), *Turizm* (see note 6), pp. 37 f.

17 Peter Gatrell: *A Whole Empire Walking: Refugees in Russia During World War I*, Bloomington 1999, pp. 20 f., 25.

occupation.¹⁸ Over the next two years, the Strand witnessed intermittent shelling, military forays, and a general and repeated fortifying of positions: the strand was covered with trenches, bomb craters, and soldiers, not spas or sunbathers.

Neither peace between the Germans and the Soviets in early 1918 nor the more general German armistice of November 1918 brought a reprieve to the material destruction of the Strand. Instead, competing claimants to rule the eastern Baltic region battled back and forth across the Strand for more than a year. In January of 1919, Bolshevik forces captured the Strand. Soviet Committees confiscated the little wealth that remained, while looters took the rest (or vandalized the remnants of buildings and cemeteries).¹⁹ By the late spring of 1919, the counter attack of German forces under the command of General von der Goltz with supporting Latvian national forces recaptured the Strand and the Strand suffered a further three days of organized looting by victorious soldiers.²⁰ A half-year later, the Latvian national government headed by Kārlis Ulmanis successfully defended Riga (with the vital aid of Allied naval bombardments) from a siege organized by the White Army officer and adventurer Bermond-Avalov. The Latvian national army's slow, methodical counter-offensive captured the Strand by the end of November of 1919. Along the Strand, the extensive use of naval bombardment from British and French warships in the Bay of Riga further scarred the landscape. After nearly five years of nearly constant military action, little remained of the Strand for the newborn Republic of Latvia.

In the newly independent state, the Strand was officially renamed Rīgas-Jūrmala. Rīgas-Jūrmala, like the entire state, faced a herculean task of reconstruction with little to no resources. Foreign loans were difficult to arrange (in part due to the slow pace of international recognition and in part to the great need of reconstruction funds across most of Europe). Individual wealth had largely evaporated through years of war, occupation, hyperinflation and the introduction of new currencies. The central state was equally in need and could offer little to individuals or municipalities other than subsidized wood and deferred taxes. Still, within this poverty and chaos schemes for wealth and power were commonplace. Increasing numbers of embassies opened in Riga and a trickle of foreign businessmen arrived to make a quick profit. The demand for the old Strand returned, both for rest and relaxation on the beaches, but also for the nightlife and entertainment of the twilight of Tsarist Russia. For these very reasons, George Kennan particularly remembered his days at the Riga Strand as a junior diplomat while posted at the US embassy in Riga. In his memoirs, Kennan waxed poetic about "that magnificent, seemingly endless stretch of seashore known as the Riga Strand", and about his "weekends there in June and July, bathing in the sea by day, bathing then later, in the nocturnal hours, in the magic and, to me, commandingly erotic twilight of the northern world in the weeks of the summer solstice."²¹ One of the first, grand schemes to reinvigorate this kind of tourism in Rīgas-Jūrmala that catered to the wealthy and powerful was a new casino. Nobly, the casino would not only provide entertainment, but also fill humanitarian coffers.

18 Vejas Liulevicius: *War Land on the Eastern Front: Culture, National Identity and German Occupation in World War I*, Cambridge 2005.

19 G.K. Popov: *City of the Red Plague*, New York 1932.

20 Pēteris Radziņš: *Latvijas atbrīvošanas karš* [The war of liberation in Latvia], Riga 1991.

21 George F. Kennan: *Memoirs 1925–1950*, Toronto 1967, pp. 30 f.

The casino also exemplifies many of the themes of tourism to Rīgas-Jūrmala in the 1920s. In the 1920s, tourism primarily developed to satisfy “pursuits of pleasure.” Still, the national state looked apprehensively at the perceived societal ills of pleasure, and particularly attempted to shield ethnic Latvians from its ill affects. Pleasure and profit trumped meaning and purposefulness, at least initially. The episode of the casino outlines the costs and benefits of elite tourism and also exposes the new state’s paternalistic assumptions about their ethnic masses.

During the first years of independence, Rīgas-Jūrmala struggled mightily with reconstruction. In 1923, an enigmatic foreigner calling himself Jozef Gerde arrived with a plan to open a casino largely with private funds. Gerde, who had encountered difficulties in opening a casino in Rīga, appealed to Rīgas-Jūrmala’s dire need for social welfare. In return for permission to open the casino, Gerde offered the municipal council and more than a dozen charities an elaborate contract that promised limited profit sharing. For the municipal council, the lure of profits overcame serious misgivings about Gerde’s checkered past, and opposition from central ministries and the Rīga police.²² Gerde had been implicated in scandalous bank collapses and casino frauds in three different countries (France, Czechoslovakia, Italy) over a period of time spanning two decades. Despite these warning signs, the municipal council of Rīgas-Jūrmala and 15 charitable organizations from across Latvia signed a contract on August 20, 1923 with Gerde for the rights to open a casino in return for partial proceeds. The contract stated that the costs of opening and operating the casino would be Gerde’s alone. The casino would be elegant and meet the “best foreign standards.” The casino would also include fine dining, a reading room with foreign newspapers, and a variety show.²³ Gerde would further pay the wages of all government officials who would oversee the casino.

The contract also stipulated the profit breakdown from evenings where proceeds would be shared. If the gross income of the evening was up to 3,000 Lats, Gerde would receive 55% and the remaining 45% would go to the Rīgas-Jūrmala council and to the multiple charities. If the evening grossed more than 3,000 Lats, the gross income would be split equally. There seemed to be little that the charities and Rīgas-Jūrmala could lose from the arrangement. The casino’s first such evening seemed to be a success, the Rīgas-Jūrmala municipal council received nearly 500 Lats, three charities received 100 Lats a piece, and three others just over 60 Lats.²⁴ There were, however, complaints that Gerde had succeeded in switching the night in question away from a more profitable Friday night to a slower Wednesday evening.²⁵ Similar concerns and a creeping sense that Gerde and the casino

22 Secret letter to the Director of the Riga Criminal Police, August 2, 1923, in: Latvijas valsts vēstures arhīvs [Latvia’s State Historical Archives, LVVA], 3723, 2, 1892, pp. 32-35.

23 Pagaīdu Lihgums [Temporary Contract], August 20, 1923, in: LVVA, 3723, 2, 1892, pp. 43-46.

24 Letter of August 10, 1923 by Minister of the Interior A. Birznieks, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 59. The 15 signatory charities with the casino were: the Independent Artists’ Society, the Riga Artists’ Group, Latvia’s Cultural Support Society, Latvia’s Women’s Aid Corps, Latvia’s Youth Society, Latvia’s Actors’ Labor Society, Latvia’s War Invalid Society, Latvia’s Writers’ Co-operative Society – Latvia’s Culture, Latvia’s Composers’ Society, The Committee of the Cemetery of the Brethren, the Refugee Re-evacuation Committee, Latvia’s Anti-Alcohol Society, the Council of Latvia’s Devastated Provinces’ Congress, and the White Cross.

25 Letter to the Minister of the Interior, August 1923, in: LVVA, 3723, 2, 1892, pp. 54-56.

would seek to avoid or minimize the amounts that it contractually had to pay began to set in.

Throughout the remainder of 1923, 1924 and 1925, the relationship between Gerde, the Rīgas-Jūrmala municipal council, and various Latvia's charities remained tense. Significantly, on March 22, 1924, the casino succeeded in renegotiating contractual terms and was able to exclude municipal representatives from the Casino's bookkeeping.²⁶ Soon after, the Casino refused to pay the wages of police surveillance.²⁷ With the exception of one representative from the Ministry of the Interior who had no access to financial records, the casino extricated itself from local control. Almost immediately, the casino's relations with its charitable partners became more problematic. A suspicious pattern emerged wherein the Casino lost money due to the success of individual gamblers on the nights earmarked for profit-sharing and thus charities and the municipal council received little to nothing from the casino.²⁸ This echoed a similar complaint about a similar scheme that involved Gerde in 1919 Czechoslovakia (in both cases, rumors and allegations suggested that the fortunate gamblers had close personal ties to Gerde).²⁹ With time, the jilted charities looked to other sources of revenue.³⁰ Economic recovery supplied resources for the municipal council, and other casinos and spas in a slowly rejuvenating Rīgas-Jūrmala competed with Gerde's casino. The nightlife of Riga further weakened the appeal of Gerde's casino.³¹ Still, the story of the Casino tells us much more than an entertaining tale of fraud. The initial parameters of who could gamble and how that changed, reflects upon the competing claims on tourism in Rīgas-Jūrmala.

If the municipal council and charities did business with the casino for the promise of easy funds, the Ministry of the Interior obsessed about who would be allowed to gamble at the casino, and specifically worried about the citizenship and ethnicity of gamblers. Initially, the casino was intended for foreigners, hence the stated need for European standards. Citizens of Latvia were denied entry to the Casino, thus setting an extreme example of who the Strand was for. The forbidden fruit and the lure of the idea of a luxurious casino, however, were too much to bear, particularly for those in positions of importance. The rules for casino admittance were amended to include citizens of Latvia who received permission from the Minister of the Interior. A select few, deputies of parliament, and high-ranking members of government such as senators, judges, and ministers could even attend the casino without such permission.³² Everyone else needed to present bank statements to the Ministry of the Interior to prove "considerable wealth", defined as a yearly income of at least 12,000 Lats. By the end of 1923, the Ministry, under pressure from Gerde and the casino, further loosened the general restrictions regarding wealth, but inserted new ethnic provisions. From

26 Markus Ozols' report of April 1, 1924, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 122.

27 Ibidem, p. 130.

28 Ibidem, p. 172; report of September 1925, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 199.

29 Secret letter to the Director of the Rīga Criminal Police, August 2, 1923, in: LVVA, 3723, 2, 1892, pp. 32-35.

30 Z. Meierovics (Prime Minister) and Ringolds Kalnings (Finance Minister), "Noteikumi par spēles kārtīm" [Decree About Playing Cards], in: Valdības Vēstnesis, September 6, 1922.

31 Markus Ozols' report of May 7, 1924, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 125.

32 J. Krumiņš' letter from the Chancellery of the Ministry of the Interior, February 8, 1924, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 110.

November, the on-site representative of the Ministry of the Interior was given the authority to issue daily or long-term permits to non-Latvian citizens of Latvia if he was convinced of their wealth (the form of proof was left vague).³³ The same agent, however, was strictly forbidden to issue permits to ethnic Latvians. As a result, not counting the steady stream of politicians and musicians, very few ethnic Latvians visited the casino.

There were nevertheless quite a few politicians, musicians, and artists that visited the casino with more or less frequency. Of the more prestigious government ministers or future ministers, Voldemārs Zamuels and Hugo Celmiņš, each a Minister President, visited. So did Dr. Miķelis Valters, Latvia's first Minister of the Interior and prominent diplomat, Jūlijs Arājs, a Minister of Justice, Ādolfs Kuršinskis, a Minister of Transportation, and Jānis Ķemanis, a Deputy Minister of the Interior.³⁴ Dr. Paul Schiemann, the leader of the Baltic German faction in parliament and the editor of the largest German newspaper in Latvia, was an occasional guest. Schiemann's first visit was on 5 September, 1923, when he claimed a need to "orient himself" with the casino.³⁵ Schiemann's well-known *joie-de-vivre* matched his political prowess and intellectual abilities.³⁶ Of the many musicians that visited the casino, the most well-known were Pauls Šuberts of Latvia's Conservatory, Valdemārs Upenieks, a music critic, and Alberts Berziņš, a maestro of the symphonic orchestra.³⁷ Similarly, the artist Jēkabs Kazaks "needed" to visit the casino for "artistic inspiration." Apparently, he needed to return for more inspiration on a regular basis.³⁸ Still, most of these prominent visitors, even if frequent visitors, enjoyed the evening and departed. If not for their fame, they would not have been mentioned in the reports of the Ministry of the Interior. Fricis Jēgermans, a municipal councilor from Rīgas-Jūrmala, was an exception to this rule. Jēgermans visited the casino in April of 1925 to "examine" the casino's operations. His examinations, however, ended when after drinking heavily and screaming at the gambling tables he was bound by police and removed from the premises.³⁹

By and large, though, the great majority of casino visitors were not bound by police nor were they artists, musicians, nor politicians. Foreign citizens and Latvia's minorities were the great majority of casino visitors. In 1924, for example, 1,634 foreign citizens

33 Circular of July 3, 1923, written by A. Birznieks, Minister of Interior, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 9; Letter from J. Krumiņš, November 17, 1923, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 99.

34 For Celmiņš' first visit, likely a behind-the-scenes diplomatic evening with two British Citizens, a Swiss citizen, an American citizen and a fellow Latvian, see LVVA, 3723, 2, 1892, p. 36. For Valters at the casino, see LVVA, 3723, 2, 1892, p. 41; for Jūlijs Arājs see Letter of June 18, 1924, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 138; for Kuršinskis see Letter of June 20, 1924, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 137.

35 Schiemann's attraction to the casino was little surprise to his biographer, John Hiden. For Schiemann's first visit to the casino, see LVVA, 3723, 2, 1892, p. 42.

36 For more on Schiemann, see John Hiden: *Defender of Minorities: Paul Schiemann, 1876–1944*, London 2004.

37 For Šuberts' first trip to the casino, see J. Krumiņš' letter of April 25, 1924, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 123; for Upenieks see Letter of May 23, 1924, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 128; for Berziņš see Letter of June 4, 1925, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 177.

38 For Kazaks at the casino, see LVVA, 3723, 2, 1892, p. 20; Letter of February 1924, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 111; Letter of February 8, 1924, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 110; Report of April 16, 1925, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 172.

39 See Markus Ozols' letter of April 13, 1925, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 173.

visited the casinos on the 227 evenings when it was open. Of these, Tsarist Russians and Germans accounted for roughly one third of all visitors (280 and 270 respectively). 244 Lithuanians, 136 Estonians, 86 Poles, and 50 Soviet Russians made up the contingent of tourists from neighboring states. The rest exemplified a cross-section of the diplomatic and business presence of foreign nationals in Latvia. There were 123 English, 64 Danes, 46 Americans, 42 Norwegians, 37 French, 33 Swedes, 30 Finns, 29 Czecho-Slovaks, 24 Swiss, 22 Dutch, 16 Belgians, Romanians, and Austrians, 14 citizens of the Free City of Memel, 9 Hungarians and Greeks, 8 Persians and South Africans, 7 Italians, and 2 Chileans.⁴⁰ Another 133 casino visitors were citizens of Latvia with permanent passes, but only 18 of them were ethnic Latvians. They were primarily Jewish and German by ethnicity (77 and 30 respectively).⁴¹ This same pattern crossed over into the ethnic breakdown of day passes issued to the casino. Of the 1,037 day passes for 1924, 929 were given to Jewish and German citizens of Latvia (606 and 323 respectively). Ethnic Latvians were unable to procure day passes.

It seems as if the Casino and, perhaps as a metaphor, Rīgas-Jūrmala generally, became the preserve of foreigners and wealthy members of the minority communities of Latvia. This conclusion, however, would miss much of the story. Soon after opening, the casino began to offer a lottery and *la boule* along with the more traditional casino games of roulette and cards. The lottery and *la boule* required little money to play, and were situated along the fringes of the casino in an area more or less open to the public. By and large, Latvians enticed by press accounts of the Casino⁴² and desperate for a financial windfall took the free casino train from Riga to the casino, wagered and lost on the lottery and *la boule*. According to the estimates for January of 1925 of the Ministry of the Interior's agent at the casino, these "low games" drew between 150 and 350 needy (*mazturīgs*) people on any given night and brought nearly 900 Lats into casino coffers. By comparison, the gambling tables in the casino proper fielded between 40 and 100 gamblers a night. By extrapolating through the year, the Ministry of the Interior agent believed that the "low games" brought into the casino up to 140,000 Lats a year. By comparison, the annual budget of the municipal council of Rīgas-Jūrmala, one of the benefactors of the casino contract, was only 120,000 Lats for the same year.⁴³ The casino, and by extension Rīgas-Jūrmala, relied as much, if not more, on mass (and in this case ethnic Latvian) tourism for its survival and prosperity. The casino and Rīgas-Jūrmala were part of a plan that imagined that money could be extracted from vacationing foreigners, the diplomatic corps of other countries, and wealthy Jewish, German, and Russian citizens of Latvia. This plan did not materialize, the casino and Rīgas-Jūrmala profited from mass tourism. During the 1920s, this was the result of the vagaries of the invisible hand of the market. Even if limited state support flowed to a casino that catered to foreigners and the wealthy, private economic initiative catering to the masses blossomed across Rīgas-Jūrmala nonetheless.

40 Markus Ozols' Summary of 1924 in Report of February 2, 1925, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 166.

41 Ibidem.

42 See for example Aiz Bulduru Kazino kulisēm [Behind the Scenes at the Bulduri Casino], in: Jaunākās Ziņas, July 16, 1925.

43 Markus Ozols' report of February 2, 1925, in: LVVA, 3723, 2, 1892, p. 166.

Although much more needs to be done in deciphering the place of Rīgas-Jūrmala in the national image of tourism, preliminary examinations of the popular press relay mixed impressions. On the one hand, the “sins” of the powerful and wealthy at the Strand were common fodder for political satirical newspapers. A 1931 edition of *Aizkulises* (Behind the Scenes) featured a caricature of Latvia’s most prominent politicians naked and engaged in a mud fight with the caption, “the political mud bath season is open.”⁴⁴ The clever caricature poked fun at the political elite for childish behavior, and for partaking in elitist mud baths simultaneously. If many newspapers and magazines frequently mined these stereotypes and portrayed Rīgas-Jūrmala with a moralizing condescension, the very same magazines just as frequently gossiped about the latest trends at or for the beach. The very same *Aizkulises* edition, for example, gossiped about a wealthy American woman vacationing at the beach in glowing terms. An early, preliminary examination of the press shows that Rīgas-Jūrmala was both an excellent destination for leisure and a potential trap that induced immoral behavior. The common denominator is that Rīgas-Jūrmala was for pleasure. When an authoritarian coup suspended parliamentary rule in 1934, the lesson learned for tourism to Rīgas-Jūrmala and across was not that tourism should encourage pleasure and leisure, but rather that tourism should be exploited for its instructive ability – tourism was purposeful. Tourism, and specifically the discouraging of tourism to Rīgas-Jūrmala, would become a transformative tool in the arsenal of an authoritarian Latvia out to mold and define the identity of its citizens.

The Lack of Regime-Sponsored Tourism in Rīgas-Jūrmala in Authoritarian Latvia

Conventionally, the authoritarian coup of Kārlis Ulmanis in 1934 had nothing to do with tourism in Rīgas-Jūrmala. Neither Rīgas-Jūrmala nor tourism figured in any of the official reasons for the suspension of parliament nor do they warrant particular mention in the historiography of the coup. Still, the story of the coup, the thinking behind coup supporters, and the change in state involvement in social affairs are all part of the story of tourism in Rīgas-Jūrmala. The Ulmanis coup is predominantly understood through the actions of an individual, Kārlis Ulmanis (either by his apologists or critics), but Janis Rogainis in a prescient article introduced the idea of a slide toward an authoritarian coup.⁴⁵ Well before the fateful night of May 15, 1934, significant political players had given up on the existing political landscape of Latvia and advocated radical change. This thread of discussion is well worn in academic analyses of inter-war Latvia. Less examined is a kind of culture war that emerged in Latvia in the late 1920s. Often, Rīgas-Jūrmala was at the epicenter of this moral battlefield.⁴⁶ Conservatives succeeded in restricting ever more literature from young people, for example, based on the idea that free access to pornography and other harmful literature

44 Politiska “dublu vannu” sesona atklata... [Political Season of “mud baths” Open ...], in: *Aizkulises*, August 7, 1931.

45 See Janis Rogainis: The Emergence of an Authoritarian Regime in Latvia, 1932–1934, in: *Lituanus* 17 (1971), no. 3, p. 61.

46 See, for example the press story Rīgas vidusskolu jaunatnes jūrmalas kaļpas un aresta telpas [The Youth of Riga’s Middle Schools on the Dunes and Under Arrest], in: *Pedejais Bīdis*, December 5, 1929, and the following debate outlined in: *LVVA*, 6647, 1, 1493.

had harmed a preceding generation. Films needed censorship, and a temperance movement demanded restrictions on the sales of alcohol. The common theme through all of these movements was that the existing order of things that allowed for a free market to determine cultural and social affairs damaged the well being of the nation and the state. Many of the champions of these causes, at least initially, supported the Ulmanis coup because they saw in it a chance to use the power of the state to enact social transformation. As with most non-democratic regimes, the Ulmanis regime had supporters that were essentially motivated by the holding and retention of power and those that wanted the regime to harness the power and capabilities of the state for social transformation (in this case to turn back social developments to an earlier era). In the field of tourism, the regime encouraged a heavy dose of social transformation away from the kind of pleasure-based tourism that favored Rīgas-Jūrmala and spawned the casino in the 1920s.

After Ulmanis' coup of 1934, the state assumed far greater control and direction in the entire industry of tourism. The Tourist Department within the Ministry of the Interior (later within the Ministry of Social Affairs) commanded greater funds and capabilities than its non-governmental predecessors, the independent tourist societies of the 1920s and their umbrella organization, Latvia's Central Tourist Society. The Department "built observation towers, coordinated cheap group rail rates [...] offered tourist boat trips [...] and ordered local administrators to delegate volunteers to look after the interests of tourists and worked with the Chamber of Labor to organize group excursions for workers."⁴⁷ Along with this greater access to funds and capacity, however, was a concentrated effort to alter the content and meaning of tourism and the tourism experience: tourism was no longer about relaxation or amusement, but a tool to shape national identity. As such, Rīgas-Jūrmala was not on message with the general themes of national tourism. In Ulmanis' Latvia, the national tourist was meant to connect with a rural past and identity by travelling around the native land. Similarly, a travel itinerary laden with sites from Ulmanis' own life (his birthplace and childhood home, his first school, etc.) and travel guides that frequently quoted from Ulmanis' speeches underlined that the tourist experience was a part of a developing cult of personality around the leader.⁴⁸ Given the new imperatives of state orchestrated national tourism, it is not surprising that neither the hedonism of the casinos nor sunbathing on the beaches of Rīgas-Jūrmala were central to the new campaign.

Just as the massive two-part "Road Guide of the Native Land," the great tome of the state national tourist campaign, paid little attention to ethnic minority communities, neighborhoods, or historical sites, it overlooked Rīgas-Jūrmala.⁴⁹ Rīgas-Jūrmala did not figure in any of the detailed tourist excursions from Riga, which were instead pilgrimages to sites that showcased ethnic Latvian heroism such as two World War One battlefields or the longer history of the nation, such as the route Dole Island – Martiņš Island – Salaspils, which highlighted the arrival of Germanic knights and merchants in the twelfth and thirteenth

47 Purs, *Breath* (see note 7), p. 102.

48 *Ibidem*, pp. 104-107, 111.

49 Kārlis Vanags (ed.): *Ceļvedis pa dzimto zemi: tūristu ceļojumu maršruti Latvijā I. daļa: Vidzeme un Latgale* [Guide to the Fatherland: Tourist routes in Latvia. Part I: Vidzeme and Latgale], Rīga 1937; and *Ceļvedis pa dzimto zemi: tūristu ceļojumu maršruti Latvijā II. daļa: Zemgale un Kurzeme* [Guide to the Fatherland: Tourist routes in Latvia. Part II: Zemgale and Kurzeme], Rīga 1939.

centuries. Even more surprisingly, none of the eleven suggested routes emanating out from Riga (ranging from 200 to 720 kilometers) included stops along Rīgas-Jūrmala.⁵⁰ Nevertheless, Rīgas-Jūrmala received some attention in the “Guide” within the greater body of the text that identified places of interest for tourists in each of the municipalities of Vidzeme, of which Rīgas-Jūrmala was one. The resort town of Ķemeri, an extension of Rīgas-Jūrmala at its western extreme, was similarly mentioned.⁵¹ In each case, the long historical past, the idyllic beauty of the sea, beach and pine forests, or the medicinal value of rest in nature was stressed. In the discussion of the beaches of Rīgas-Jūrmala, the quality and beauty of the beaches were particularly accentuated relative to others in Northern and Eastern Europe underlining the economic imperative of the domestic tourism campaign, that of staying at home along with one’s currency. Despite these acclamations, Rīgas-Jūrmala received short shrift in the national tourism campaign of the Ulmanis regime because its image did not match the identity building goals of the state campaign.

The message of national tourism was constantly explained in the literature of the Department of Tourism. Tourism was meant to be “a journey to one’s nation” where one was to consciously look for “all that is Latvian.”⁵² Furthermore, such travel, particularly into the countryside and into the wilderness was the best medicine against “tuberculosis, alcohol, movie culture, and nicotine.”⁵³ The contradiction between the healthy, traditional rural life and the sick, modern, urban life was an additional reason for urbanites to undertake national tourism. In a chapter on national tourism’s role in health and hygiene, the urbanite is described as unsatisfied, sullen, and tired. They have “survived the storms of war, the sharp struggle for existence, unhygienic work conditions, an inside-out manner of living, all of big city living ruins each persons’ nerves. The urbanite dissolves their energy and joy of life and poisons their spirit with novels, movies, alcohol, nicotine, games of chance, enjoyments and shallow delights.”⁵⁴

The only cure was in a return to nature. Still, too few people were embarking on such travels. In a veiled and unstated nod to the continued dominance of Rīgas-Jūrmala as the prime destination for Latvia’s tourists, the general “Guide for Tourists” regretted that: “It is true that all of Latvia is filled with beauty, but we can still see that the majority of urbanites, who still do not understand the value of tourism, know only how to go to one place for the Sundays in their summer.”⁵⁵

Along with the more general “Road Guides” for national tourists, the department of tourism devoted particular attention to developing a national tourist itinerary for two demographic groups of utmost concern to the Ulmanis regime: the youth and the working class. Young people were targeted for indoctrination through education to counter the materialistic and individualistic attitudes of the 1920s. The Ulmanis regime attempted to use schools,

50 Ibidem, I. daļa: Vidzeme un Latgale, pp. 20-39.

51 Ibidem, pp. 181-187, 96-102.

52 Kārlis Vanags (ed.): *Vadonis Tūristiem: Rokas grāmata dzimtenes apceļotājiem* [A Guide for Tourists: Handbook for Travelers in the Fatherland], Rīga 1936, pp. 13 and 20 respectively. Insightfully, both quotations come from the chapter titles “Travelling the Native Land unites the Nation.”

53 Ibidem, p. 31.

54 Ibidem, p. 43.

55 Ibidem, p. 71.

youth groups such as the *mazpulki*,⁵⁶ and national tourist experiences to foster a commitment to sacrifice for the nation, state, and leader. “The Guide for Tourists: the Handbook for Travelers around the Native Land”, part of the national tourist library series produced by the department, contained a chapter devoted to organizing national tourism for school aged children.⁵⁷ The chapter even concluded with an homily on the values and superiority of the son of the farmer to the urbanite.⁵⁸ The contention was that a tourist experience that reinforced this rural superiority could even arrest the exodus of young people from the countryside to the city and encourage urbanites to consider moving to the country. Not surprisingly, the hedonism of Rīgas-Jūrmala did not fit into this narrative.

For similar reasons, the department of tourism largely ignored Rīgas-Jūrmala in the national tourist literature devoted to the working class. If the youth represented the glorious future to the Ulmanis regime, the working class loomed as the most likely enemy of the current regime, having supported the Social Democratic Workers Party in the parliamentary era and being the target of ongoing anti-regime propaganda from a united opposition of leftist social democrats and communists. The regime’s response to the working class was a complex combination of carrots and sticks, rewards and punishments. The sticks included thorough observation and monitoring of former labor leaders (including internment in the first years after the coup) and frequent surveillance of workers’ mood and sentiment by police and secret police. The carrots included some government sponsored vacation and tourism excursions for factory workers. To manage these tours, the Department of Tourism produced a specific guide for such tours: “Summer Travels: Latvia’s Chamber of Labor’s Handbook for the Activity of Group Tourism for Workers Unions”.⁵⁹ This guide, like those before it, presented a mix of how to organize group travels, where to go, what to see, and what these destinations were supposed to mean. “Summer Travels” also included considerably more behavioral advice, apparently assuming that workers as tourists needed more reminding to not spit or litter than others.⁶⁰ “Summer Travels” also suggested that workers could benefit more from the recuperative properties of national tourism than most, having worked a long week in closed factories and poorly ventilated stores under artificial lights. Workers, the guide claimed, tended to spend their day off in equally unhealthy places: smelly and smoke-filled rooms, dusty dance floors, stressful cinemas, or reading shallow pulp fiction, abusing alcohol and nicotine or pursuing shallow pleasures and games of chance, all of which “slowly poisons a person’s spiritual and physical energy and joy of life.” National tourism would provide a respite from such a lot, with fresh air, exercise and more. The guide claimed a grand sequence. By “closely observing the beauty of the nature of Latvia, by following in the historical footsteps (ancestors’ hill forts, castle ruins, historical buildings), by observing the differences in regional cultures, the national spirit, values, work and life,

56 The *mazpulki* translate as the little regiments and were a regime-sponsored alternative to the Scout movement.

57 Ibidem, “Dzīmtenes apceļošanas nozīme tautas audzināšanā” [The Significance of Travel for the Education of the People], pp. 28-43.

58 Ibidem, pp. 41 f.

59 Kārlis Vanags (ed.): *Vasaras ceļojumi: Latvijas Darba Kameronas rokas grāmata strādnieku arodbiedrību tūrisma kopu darbībai* [Summer Routes: Latvian Chamber of Labor Handbook for the Tourism Cooperation of Unions], Rīga 1937.

60 Ibidem, pp. 39 f.

would create new, invisible linkages by the hundreds, which would tie them to the land, which would ignite in them a love for their fatherland.”⁶¹

Still, “Summer Travels” assumed that workers did not yet have this love for the fatherland and needed to be prepared and managed carefully. The “Handbook” paid particular attention to the logistics of tours of workers suggesting latent concerns about control and the importance of the message of national tourism to a potentially suspect audience. The “Handbook”, for example, discussed the advantages of tours by bus, trains, automobiles, boats, and bicycles, but in all cases strongly counseled against group tours of more than fifty people. The “Handbook” even suggested how to divide larger groups into multiple small groups and to then plan corresponding itineraries so that they did not intersect or such that no more than fifty workers would intersect at any given point. The “Handbook” warned that if large groups were together for extended periods of time, the trip would change into a relaxing vacation and not tourist travel.⁶² Similarly, a trip that would include Rīgas-Jūrmala would threaten to derail the patriotic duty of national tourism and descend into rest and relaxation. Of the thirteen one day trips listed in the handbook, only one passed through Rīgas-Jūrmala, and only briefly in the spa town of Ķemeri,⁶³ although a separate day trip suggested the swimming beaches of Vidzeme on the other bank of the Daugava River. Similarly, of the ten two-day itineraries, only one included a quick stop in Ķemeri in transit to the town of Kandava. None of the three-day itineraries passed through Rīgas-Jūrmala, nor did the boat, nor bicycle itineraries.

Several itineraries highlighted the site of the World War One battlefield, *Nāves sala*, the construction site of the hydro-electric dam at Ķegumi and sites associated with the life of Kārlis Ulmanis. Each of these played a symbolic role in the narrative of the regime. The World War One site showcased the bravery and valor of Latvian soldiers, the dam represented the future strength and modernization of a Latvia under the rule of Kārlis Ulmanis. Finally, visiting Ulmanis’ childhood home was a kind of pilgrimage in a nascent cult of personality around the *vadonis* (leader). Unsurprisingly, the only site in Rīgas-Jūrmala that warranted detailed discussion was the modern hotel and mud bath spa of Ķemeri, also a symbol of the new regime. The mud baths, Roman and Russian saunas, and modern hotel were all highlighted in the “Handbook”, but particular attention was focused on the fact that the hotel was built by Latvian tradesmen and workers at a cost of two and a half million Lats.⁶⁴ This, however, was the heart of the contradiction within national tourism under the Ulmanis regime, in this case specifically discouraging summer’s travels for workers to Rīgas-Jūrmala as a destination, but simultaneously trumpeting the modern hotel and spa at Ķemeri.

One of the primary goals of the national tourism campaign was to encourage Latvians (much less was done for members of ethnic minorities) to choose to travel around their native land in such a way as to foster a new national identity – one that placed a premium on the *vadonis*, and on a timeless rural identity of the Latvian nation. Considerable resources were marshaled for this campaign, from an extensive library of books, guides and pamphlets, to negotiated discount fares on trains and buses. And at first, the campaign seemed to

61 Ibidem, pp. 14 f.

62 Ibidem, p. 27.

63 Ibidem, p. 10.

64 Ibidem, p. 47.

produce results. In a three-year period (1936–1938), for example, the campaign succeeded in organizing more than 300 excursions for over 18,000 workers (just over the suggested maximum number per excursion of 50).⁶⁵ Anecdotal and scattered evidence from oral histories and memoirs suggests that middle class Latvians travelled around their native land with some enthusiasm.⁶⁶ Still, the numbers belie the gap between this regime funded and encouraged national tourism and the continued mass tourism to Rīgas-Jūrmala, despite the regime's best efforts to stem this tide. If roughly 6,000 workers a year took part in a factory organized tourist excursion, during peak season, upwards of 20,000 people flocked to the beaches of Rīgas-Jūrmala on any given summer weekend.⁶⁷ More than a half million people would swamp Rīgas-Jūrmala during a summer with close to 40,000 registered swimmers in a given year. Despite the work of the Department of Tourism, people voted with their vacations and chose beaches and the temptations of Rīgas-Jūrmala over travelling their native land.

Only the tourist infrastructure of Rīgas-Jūrmala, from hotels to rental homes and rooms, to restaurants and bars, to transportation could handle the influx of vacationers produced by mass tourism. The Department of Tourism was privately aware of the miserable state of most rural and provincial town hotels as evidenced by their internal scathing reports on conditions. Furthermore, government statistics overwhelmingly highlighted that outside of Riga and Rīgas-Jūrmala, the tourist industry could provide relatively few people with work.⁶⁸ Tourism and recreation remained essentially one of two options: for country folk to visit Rīga (for Rīga's inhabitants to enjoy the city's parks as well) or for vacationers to travel to Rīgas-Jūrmala for as little as a day or for as long as a season. The regime's investment in finishing the luxurious hotel and spa at Ķemeri, and the continued provision of abundant train and bus service to Rīgas-Jūrmala underscored the seemingly contradictory development of tourism during the Ulmanis regime. The regime pushed purposeful tourism, while most still chose pleasure.

The construction of the spa and hotel at Ķemeri was particularly grand, one of the regime's largest single expenditures outside of such massive construction projects as the hydroelectric dam at Ķegumi. The Ķemeri resort was begun with state financing during Latvia's parliamentary era, but the Ulmanis regime pumped nearly two and half million more Lats into the project. The project, in some ways mirroring the Rīgas-Jūrmala casino's contract stipulations to meet European standards, was grand and expansive.⁶⁹ One of Latvia's most celebrated architects, Eižēns Laube, designed the building. The baths were arranged in six different configurations ranging from different mud, sea water and fresh water sources. The hotel, a five story building with 115 rooms (107 of which were private one bed rooms), included modern plumbing, a radio and telephone central network, a modern kitchen, central heating and water, a rooftop cafeteria, terraced gardens, and a viewing tower. The interior

65 R. Bērziņš-Valdēss, S. Vidbergs (eds.): *Pieci Gadi: 1934.–15.v.–1939* [Five Years: 15 May 1934–1939], Rīga 1939, pp. 118 f.

66 Including the author's grandmother.

67 Rīgas Jūrmala (see note 9), pp. 2160, 2163.

68 According to government statistics, in 1935 the hotel industry provided employment to 4,731 people, 2,180 of which were establishment owners. V. Salnais, J. Jurevics (eds.): *Pirmā tirdzniecības skaitīšana Latvijā: 1935. gadā* [The First Commerce Census in Latvia], Rīga 1938, p. 31.

69 Ķemeri, in: Švābe (ed.), *Latvju enciklopēdija* (see note 9), pp. 1186-1188.

was decorated with lavish wood panels and molding, marble columns, and tiles. An adjacent park included walking trails, a water sports pavilion, a restaurant, and a “lovers’ island” in a nearby lake. The hotel and spa even attracted increasing numbers of foreigners, with nearly one thousand by 1937.

The continued popularity of Rīgas-Jūrmala as a site for tourism during the Ulmanis regime and the concomitant grand investment in a luxury spa and hotel in Ķemeri seems to undercut the national tourism campaign and reinforce the established themes around tourism at the beach: the dichotomy between elite and mass tourism and the provenance of its clientele. Even the iconic image of the national tourism campaign, the Travel Your Native Land poster, with all of its historical fort mounds, agricultural sites, war memorials, and Ulmanis’ childhood home included an allusion to the on-going appeal of Rīgas-Jūrmala. Along the beaches, treading into the waters of the Bay of Rīga, were two curvaceous swimmers while an effeminate man covered in mud beckoned from Ķemeri. The national tourism campaign seemed to pale in comparison to these two icons.

The dichotomy in tourism during the Ulmanis regime reflected the regime itself. As I have argued elsewhere, the regime cannot be easily labeled as conservative, authoritarian or fascist; it was some of each. Or rather there were elements within the regime that viewed the state as a transformational tool while others followed a pragmatic approach to what was possible.⁷⁰ The Department of Tourism and the Travel the Native Land campaign were parts of an attempt to marshal all of the powers of the state to transform individuals and society. This approach had much in common with other European regimes in the 1930s. The unanswered question is what these adherents would have done with individuals that could not or would not transform, and where this places the Ulmanis regime among other regimes of the day. Likewise, there were those in the Ulmanis regime, often in positions in places such as the Ministry of Finance that had to find the actual resources for transformational projects. They often advocated a more cautious, pragmatic approach to the goals of the regime. These figures would have unsurprisingly favored an approach to tourism that brought a more immediate and fiscal return on investments such as mass tourism to the beach or a hotel and spa that catered to the wealthy. Another unanswered question is where Kārlis Ulmanis fell within this struggle; whether he favored one approach or the other, or if, like many successful dictators, he played factions against each other with Machiavellian skill, or if he himself was unsure.

Still, the pragmatic, potentially profitable, approach to tourism was no more guaranteed of results than the transformational agenda of national tourism. By 1939, even the Department of Tourism altered its course to encourage the raising of standards across the tourist infrastructure. The Department in 1939, like Rīgas-Jūrmala all along, saw an approaching potential windfall in wealthy foreign travelers. They assumed that people in transit to the 1940 Olympics in Helsinki, Finland could be tempted into staying in Latvia along the way.⁷¹ Unfortunately for the regime, for Rīgas-Jūrmala, and for Latvia, no amount of western standards at hotels and restaurants was able to deliver these western tourists. The outbreak of war postponed the Helsinki Olympics and led to the occupation of Latvia.

70 Purs, *Breath* (see note 7), p. 97.

71 Kārlis Vanags: Ziņojums par provinces viesnīcu stāvokli [Report on the Condition of Hotels in the Province], 5 April 1939, in: LVVA, 3723, 2, 1893, pp. 2 f.

Tourism at Soviet Rīgas-Jūrmala

Soviet occupation of Latvia in June of 1940 brought an end to the Ulmanis regime. The state's subsequent incorporation into the USSR shelved Latvia's independence for more than 50 years. Still, if this seemed an end to the Republic of Latvia, there was no seeming end to tourism to Rīgas-Jūrmala, instead the place entered a phase of socialist tourism. Socialist tourism in the Soviet Union and East Europe has begun to receive extended, scholarly attention, most notably in the edited volume "Turizm: The Russian and East European Tourist under Capitalism and Socialism". Diane Koenker's article "The Proletarian Tourist in the 1930s: Between Mass Excursion and Mass Escape", for example, outlined "conflicting values in proletarian tourism" particularly appropriate to tourism to Rīgas-Jūrmala.⁷² Some of these conflicts, should tourism be "rugged or smooth," how should tours be organized, and about the purpose of tourism, have a familial resemblance to the same issues in Latvia in the 1930s. These issues would continue to be debated in Soviet Latvia and across the Soviet Union. The previously mentioned themes of tourism in Rīgas-Jūrmala also continued throughout the Soviet experience. Rīgas-Jūrmala continued to offer two visions, one as the backyard respite for Rīga and Soviet Latvia, the other as an attraction for all Soviet citizens. The return of masses of long distance tourists to Rīgas-Jūrmala was, in this sense, a return to the pre-World War One tourist experience of the Strand when a direct railroad route carried tourists from Moscow to the Strand.

The greatest change in tourism in Rīgas-Jūrmala during the Soviet era was the advent of the location as a retirement destination. As a result of these influxes, Rīgas-Jūrmala was recognized as a city, Jūrmala, in 1959. Throughout the many decades of Imperial Russia's and independent Latvia's experience with tourism at Jūrmala, one constant remained; the tourists left after a few days or after the season. During the Soviet era, people from across the Soviet Union settled in Jūrmala and stayed there into retirement. Conspicuous in this influx were retired military officers as well as some notable communist party leaders and functionaries. The growth of Jūrmala was astounding. If in 1935, there were less than 8,000 permanent residents of Rīgas-Jūrmala, by the end of the Soviet period the population peaked at just over 60,000 people. As a result, a new tension developed between developments of the city for its permanent residents as opposed to its well-established tourist legacy. Rīgas-Jūrmala during the Soviet era became a Soviet, socialist city, Jūrmala, and a predominantly ethnically Russian city as well.⁷³

Beyond Jūrmala's growth and transformation several other themes dominated the tourist character of Jūrmala during the Soviet era. The age-old theme of the tourist site as an elite preserve or as a playground for the masses continued to unfold. The presence of summer villas and retirement homes for some of the who's who of the Communist Party of the USSR contrasted with the hotels and resorts of Jūrmala as a reward for workers. Both could coexist, but not always easily. Also, the meaning of a visit to Jūrmala remained contested. The Soviet regime excised the remnants of democratic and Ulmanis Latvia from

72 Diane P. Koenker: The Proletarian Tourist in the 1930s: Between Mass Excursion and Mass Escape, in: Gorsuch, Koenker (eds.), Turizm (see note 6), p. 130. See also the contribution of Christian Noack to this volume.

73 See Rīgas Jūrmala (see note 9), pp. 2160-2163.

the physical geography of the region and attempted to overlay a Soviet socialist message on the landscape. Streets were perfunctorily re-named, socialist monuments unveiled, and plaques commemorating Soviet heroes were bolted to houses and buildings. All of this was to develop an instructional narrative within Soviet tourism that contributed to the development of Soviet man – to make tourism to Jūrmala purposeful. Still, the regime molders of Soviet tourism must have worried as much as the bourgeois nationalist molders of national tourism did, that tourists to Jūrmala discarded all of these trappings and simply went to Jūrmala for the beaches and the relatively hedonistic nightlife. Soviet Jūrmala remained a paradox, particularly as it was both a model of Soviet urban development and transformation and retained a patina of one of the most Western cities of the USSR (even used as a Western city for the sets of Soviet cinema).

Tourism in post-Soviet Jūrmala

The Soviet era was a period of growth and expansion for Jūrmala, often on the same infrastructure and sites as before. The mud baths of Ķemeri, for example, remained a popular and prestigious attraction. The most recent episode from the tourist history of Jūrmala, however, is one of decline. Population has dipped, but more noticeably Jūrmala as a site of mass tourism has declined and struggled to adapt to the market and western-oriented conditions of an independent Latvia in the 1990s and 2000s. Two great obstacles block the continued mass arrival of long distance tourists. Visa requirements and affordability issues have forced many of the tourists from the former Soviet republics to abandon Jūrmala. Conversely, Western tourists have ventured to Jūrmala in relatively small numbers. If Jūrmala is a beach destination, to a western clientele, it must compete with a great many other cities, most of which enjoy a more developed tourist infrastructure, warmer days, nights, and sea temperatures, and longer summers. Riga has transformed itself into an international tourist destination as a European city unseen by many and as a magnet for bachelors' parties, but Jūrmala struggles to compete with the many other beach destinations for western tourists.

The fate of the spa and hotel at Ķemeri exemplifies the tourist experience of Jūrmala over the last twenty years. In the mid 1990s, enthusiasm abounded about the potential privatization of the Ķemeri resort. Officials hoped that privatization would attract foreign direct investment for a massive renovation of the aging hotel, baths, and grounds. Instead, privatization was a shadowy affair that produced little new investment and instead resulted in the dismantling and cannibalization of another of Latvia's treasured symbols of the past. Although there have been successful market ventures in Jūrmala over the past twenty years, overall Jūrmala has struggled with market transformation and the development of tourism in Jūrmala has been unimpressive.

Each of these episodes of tourism in Jūrmala, the Soviet and the contemporary, would, no doubt, yield as many insights into the larger society as tourism and Rīgas-Jūrmala does for an earlier era. Likewise, the constant interplay of the above outlined themes would likely develop commonalities across a long history of the region as opposed to the stark differences of political histories that focus on regimes and rulers. The above outlined short introduction also touches upon great common themes of European history: the development and definition of ethnic identity, conflict between market and state driven development, and

conflicts between masses and elites. A fuller, more comprehensive, account of tourism and Rīgas-Jūrmala over more than two centuries is far beyond the scope of this study. This study, however, with its amusing details of casinos and tourist sites, demonstrates the wealth of material. This study also highlights Jūrmala as a particularly rich vein for the mining of tourism as a portal into the study of states, societies, and citizens.

Zusammenfassung

In dem Beitrag wird das Spannungsfeld zwischen touristischem Nutzen und touristischer Zerstreuung in der lettischen Stadt Jūrmala während des 20. Jahrhunderts untersucht. Es wird ein Überblick über die Anfänge des Tourismus in Jūrmala im 19. Jahrhundert gegeben und dabei der Bedeutung des Casinos in der Ära der parlamentarischen Herrschaft (1920–1934) besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Ausgehend davon, dass das Casino als eine Metapher für ein Vergnügen gesehen werden kann, das den Touristen dieser Ära zur Verfügung stand, so ist die fehlende Betonung des Strandtourismus in der nationalen Tourismus-Kampagne des Ulmanis-Regimes nach 1934 als Tourismuspolitik zu werten, die als Herrschafts-Mittel eingesetzt wurde. Eine kurze Diskussion über weitere Veränderungen des Tourismus im Zeitraum der sowjetischen Herrschaft und im heutigen Lettland beendet diese erste Annäherung an noch ausstehende künftige Forschungsarbeiten.

LITERATURBERICHTE

Reiseführer in Zeiten des Umbruchs: Leningrad 1931 – Estland 1992

von Jörg Hackmann

Anfang Juli 1992 fuhren wir mit Kind und Kegel mit dem Zug von Berlin-Lichtenberg nach St. Petersburg, von dort weiter nach Tallinn und anschließend mit der „Estonia“ nach Stockholm. Spannend war die Reise nicht nur deshalb, weil es noch keine Mobiltelefone (jedenfalls nicht außerhalb Schwedens) gab, sondern weil die Institutionalisierung der post-sowjetischen Grenzen noch flüchtig war. In der Bahn nur mit einem russischen Visum durch Belarus und Litauen nach St. Petersburg zu fahren, war noch kein Problem. Die Nachricht, die Landgrenze zwischen Russland und Estland sei ab dem 1. Juli nur noch mit einem Visum zu passieren, erreichte uns jedenfalls zu spät, um diese Bedingung des noch kein Jahr erneut unabhängigen estnischen Staates zu erfüllen, obwohl wir nicht die Absicht hatten, seiner Souveränität den Respekt zu verweigern.

Der Umbruch begegnete uns freilich nicht nur in Gestalt der estländischen Grenzbeamten auf dem Bahnhof in Narva, sondern auch in der Reiseliteratur, die noch keinen „genormten Blick auf das Fremde“¹ bot. In Petersburg bot ein junger Straßenhändler am Nevskij Prospekt auf der Brücke über den Griboedov-Kanal einen in blauen Kunststoff eingebundenen „Leningrad Führer“ an, der ganz offensichtlich aus der Vorkriegszeit stammte. Auch nach mehrmaligem Nachfragen wollte er dafür nicht mehr als einen Dollar haben und auch keine weiteren Auskünfte geben, wo man vielleicht noch ähnliche antiquarische Fundstücke entdecken könnte.

Eine nähere Betrachtung wies das Buch als 1931 fertiggestellt und 1932 in einer Auflage von 7 000 Exemplaren durch den Verlag des Leningrader Gebiets-Exekutivkomitees und des Leningrader Sowjets gedruckt aus.² Als verantwortlicher Redakteur wird P. Sijal'skij genannt. Neben der deutschen ist auch eine englischsprachige Ausgabe nachgewiesen. Öffnet man das Buch, so zeigt sich im traditionellen Gewand des Reiseführers neuer sozialistischer Inhalt. Die durch diese Verbindung erzeugte Spannung ist offensichtlich: Der Führer beginnt wie ein Baedeker mit Werbung: Neben interessanten Hinweisen für den Reisenden auf Hotels und „Intourist“, das Reisen nach China und Japan offeriert, findet sich auch Werbung von Wirtschaftsverbänden wie „Lenmetpromssojus“ und „Ssewsaplessprom“ für Metall- und Holzverarbeitung. Die „Unions-Freiwilligengesellschaft für proletarischen Tourismus“ bezweckte die „Förderung des selbständigen massenweisen Tourismus unter den Werktätigen“ unter anderem mit „touristischen und militarisierten Feldzügen in sämtliche Vororte Leningrads“ (ohne Paginierung).

- 1 Rudolf Jaworski u.a. (Hrsg.): Der genormte Blick aufs Fremde: Reiseführer in und über Ostmitteleuropa, Wiesbaden 2011.
- 2 P. Sijal'skij (Hrsg.): Leningrad. Führer, Leningrad 1932.

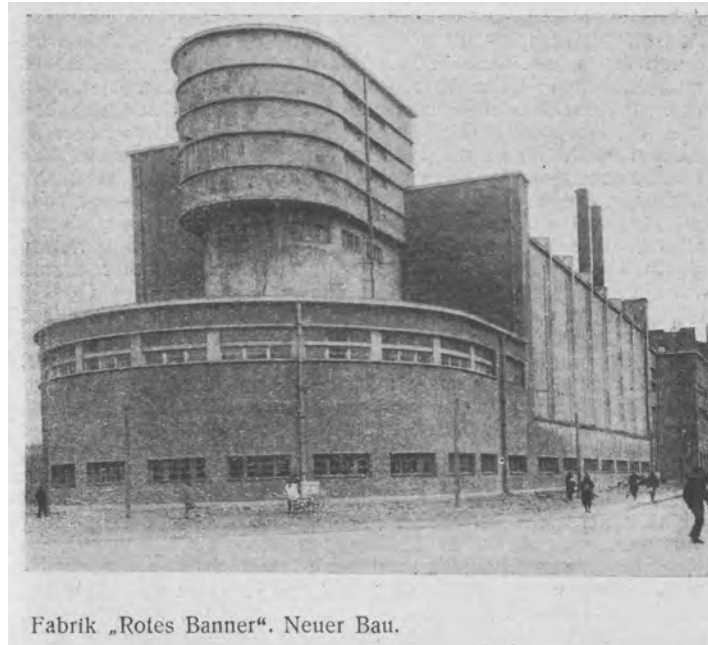


Abb. 1: Moderne Industriearchitektur als Leistung der Proletarischen Revolution

In der Beschreibung Leningrads kommt zu der Spannung zwischen der Adressierung an die „zentral- und westeuropäische und amerikanische Öffentlichkeit“ (S. 3) einerseits und der Präsentation der Errungenschaften des revolutionären Russland andererseits die im Vorwort beklagte Hast in der Fertigstellung des Reiseführers. Die Stadtgeschichte wird im Schnelldurchgang abgehandelt, etwas mehr Raum nimmt die „Proletarische Revolution“ (S. 13) und ihre Vorgeschichte ein, umfassend und auch mit Fotos illustriert wird dann Leningrad als „größtes Industriezentrum“ (S. 25) der Sowjetunion vorgestellt. Dem folgen ähnlich umfangreiche Darstellungen des kommunalen Wohnungsbaus, der Sozialfürsorge und Bildung. Näher an den gewöhnlichen touristischen Interessen des ausländischen Besuchers orientiert sich die Darstellung der Architektur Leningrads, aber auch hier werden andere Akzente gesetzt: Anstelle der üblichen Konzentration auf stilistische Merkmale soll der „Gehalt“ (S. 131) der Gebäude präsentiert werden. Die Gliederung folgt dann freilich den gewohnten Periodisierungen vom Barock bis zur sozialistischen Moderne. Scharfe Kritik erfährt dabei „die prinzipienlose Verwirrung sämtlicher Stilarten“ im Eklektizismus als Ausdruck der Charakterlosigkeit der Finanzbourgeoisie (S. 140). Von den modernen Bauten wird neben anderen Erich Mendelsohns Bau der Textilfabrik „Rotes Banner“ von 1926 hervorgehoben. Danach folgt eine Beschreibung von Sehenswürdigkeiten nach Straßen, wobei Geschichte und neue Funktion, etwa bei der Isaaks-Kathedrale als antireligiösem Museum, Hand in Hand gehen. In konzentrischen Kreisen werden dann die moderne Architektur in den Vorstädten und auch die Vorortschlösser abgehandelt. Den Abschluss bildet ein Abschnitt mit praktischen, insbesondere für ausländische Besucher wichtigen Informationen zu Verkehr und Kommunikation.

Trotz der eindeutig behelrenden Absicht, die Errungenschaften der proletarischen Revolution herauszustellen, ist dieser Führer doch nicht ikonoklastisch, sondern bemüht, ein „normales“ Bild zu präsentieren, in dem dann allerdings inhaltlich wie grafisch Akzente gesetzt werden, die gerade in ihrer Modernität faszinieren, die erst gegen Ende der Sowjetunion wiederentdeckt wurde.

In Tallinn angekommen, fiel uns sogleich ein Reiseführer „Estland selbst entdecken“³ in die Hand. Der Text auf der Rückseite versprach den „erste[n] Reiseführer, der Ihnen hilft, sich mit Estland nach seiner Unabhängigkeit von der Sowjetunion vertraut zu machen“; er vermittele „Ihnen ein objektives und kritisches Bild von Estlands Menschen, seiner Kultur, was früher war und was heute davon übriggeblieben ist.“ Als Autor firmiert der Basketballspieler und Schriftsteller Mihkel Tiks, und der Huma Verlag ist offensichtlich auch heute noch unter der angegebenen Telefonnummer zu erreichen. Das Buch ist praktisch gestaltet, mit seinem länglichen Format und kunststoffbeschichteten weichen Einband jackentaschentauglich und durchgängig mit Farbfotos versehen, auch wenn deren Farben nicht immer die natürlichen sind. Die letzte Karte im Buch ist finnisch beschriftet und verweist so augenscheinlich auf eine 1991 erschienene finnische Ausgabe des Reiseführers. Die deutsche Version ist nicht datiert, ist aber offensichtlich 1992 publiziert worden.

Die Informationen des Reiseführers sind gegliedert nach den 15 Landkreisen und jeweils eigenen Kapiteln zu Tallinn und Tartu. Eingerahmt wird die Darstellung von einer Beschreibung „von Estland und den Esten“ des Herausgebers sowie einer Darstellung der Entwicklung der Esten vom „Sklavenvolk“ zu einem „freien Volk auf freiem Land“. Das erste Kapitel beginnt in der „Wir“-Form, und auch dort, wo von den Esten in der dritten Person die Rede ist, ist die nationale Identifikation des Verfassers nicht zu übersehen.



Abb. 2: Die Ordensburg in Tallinn: Nicht Symbol der Unterdrückung, sondern der estnischen Unbeugsamkeit

3 Mihkel Tiks (Hrsg.): Estland selbst entdecken, Tallinn 1992.

Nach der Beschreibung der Natur mit einem Seitenhieb auf gefälschte (sowjetische) Statistiken folgen ein Lob der estnischen Mutter und ein Hinweis auf die bereits 6000 Jahre andauernde Ansässigkeit der Esten auf ihrem Land. Die Liebe zur estnischen Heimat könne sich aber erst jetzt, nach 700 Jahren Unfreiheit, frei entfalten, auch wenn die Natur vielfach zerstört sei. Im Prisma dieser beiden Zeitangaben zeigt sich ein Bild der estnischen Nationalgeschichte, das sich aus dem ersten nationalen Erwachen nach 1860 und dem zweiten seit den 1980er Jahren zusammensetzt. Der Fokus auf die jahrhundertlang verklavte estnische Nation, die jetzt endlich ihre Freiheit erlangt habe, prägt das gesamte Buch. Mit ihm verbunden ist die Absage an die „Vielvölkerkultur“ des Sowjetreiches“ (S. 251), hinter der freilich schon die nächste Bedrohung in Form westlicher Massenkultur aufscheint. Angesichts dessen erscheint den Autoren ein positives Urteil über von außen kommende kulturelle Einflüsse – gleich aus welcher Richtung – in Estland nicht möglich. Vor den Eroberern seit den Dänen und Deutschen, so heißt es in der Schlussbetrachtung (S. 251 f.), hätten die Esten sich abgekapselt und auf ihre bäuerliche Kultur zurückgezogen.



Abb. 3: Zurück zu den Ursprüngen – Bäuerliche Kultur als Leitlinie für die Abkehr vom sowjetischen System

In dieses estnisch-nationale Bild passt zum einen, dass auch Petseri/Pečory wegen seiner Zugehörigkeit zur Republik Estland bis 1940 behandelt wird, obwohl es jenseits der Grenze zu Russland liegt. Zum anderen ist deutlich zu sehen, dass positive Bezüge zur deutsch-baltischen Geschichte ebenfalls keine Rolle spielen, obwohl es doch auf der Hand lag, dass Deutsch sprechende Reisende die Zielgruppe des Reiseführers sein mussten.

Ähnlich wie Einführung und Schlussbetrachtung verfahren auch die einzelnen Kapitel, die sich nur partiell an den jeweiligen Sehenswürdigkeiten orientieren, sondern den Text mit zahlreichen idiosynkratischen Einsprengseln versehen. Vielfach sind es anspruchsvolle historische und kulturgeschichtliche Informationen oder Bezüge zur estnischen Belletristik. Mitunter handelt es sich auch um geradezu kontraproduktive Darstellungen – „die Luft ist verpestet, das Wasser verunreinigt, das Essen schlecht [...] die Geschäfte sind leer, die Häuser verfallen, die Verbrechen mehren sich“ – aber dann folgt der die Spannung auflösende Hinweis, es sei noch kein Gast mit schlechten Erinnerungen nach Hause gefahren (S. 53). Den Hintergrund bildet freilich ein klares Schwarzweißraster: Die negativen Phänomene sind eine Folge des sowjetischen Systems. Die Mischung aus Geschichten, Beschreibung der Orte bzw. Landschaft und einer kritischen Betrachtung der sowjetischen Zustände kennzeichnet das gesamte Buch. Hinzu kommt das, was von einem Reiseführer allgemein erwartet wird: Angaben zu Hotels, Restaurants, Museen etc. Auch wenn hier für die einzelnen Kreise jeweils Autowerkstätten und Tankstellen genannt werden, bleibt doch fraglich, ob die Hinweise wirklich den Praxistest bestanden hätten. Die ironisch-sarkastische Tendenz des Buchs legt freilich die Vermutung nahe, dass es den Autoren weniger darum ging, Fremde zu einer Reise nach Estland zu überreden und sie, wenn sie denn in Estland angekommen waren, mit unmittelbar verwendbaren Informationen zu versorgen. Eher erinnert das auch in der Übersetzung gut geschriebene Buch an den Gestus eines imaginären Reiseführers, wie etwa Martin Pollacks Führer durch die verschwundene Welt Galiziens.⁴ Allein, im Fall Estlands ging es nicht um eine Reise in die Vergangenheit, sondern in einen national kodierten Raum, in dem im Jahr zwei der erneuten Unabhängigkeit allerdings der Tourist noch imaginär war.

Bei beiden Reiseführern haben wir es mit Dokumenten des Umbruchs zu tun. Während die Öffnung der Sowjetunion für ein internationales Publikum in der Stalin-Ära schon bald an ihr Ende kam, setzte die Öffnung Estlands dagegen gerade erst ein. Ein solch ungefiltertes Bild des „nationalen Erwachens“ nahm allerdings in späteren Reiseführern nicht mehr solchen Raum ein. In beiden Fällen verbirgt sich hinter den formalen Elementen der Gattung Reiseführer die Absicht, nicht allein die Interessen und Sehweisen des Besuchers zu bedienen, sondern ihnen die eigene Sicht auf die sozialistische bzw. post-sowjetisch nationale Gesellschaft zu vermitteln. Das Spannungsverhältnis zur „Normierung“ macht den Reiz dieser Reiseführer aus.

4 Martin Pollack: Nach Galizien. Von Chassiden, Huzulen, Polen und Ruthenen. Eine imaginäre Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina, Wien 1984.

Ein Reiseführer mit sowjetischem Stolz: Tallinn 1967

von Karsten Brüggemann

Erst neulich erzählte mir ein deutscher Bekannter, der für einige Zeit in einem der baltischen Staaten arbeiten wird, dass seine Frau doch wenig begeistert vom neuen Standort ihres Gatten sei: Sie habe nämlich „in einem Reiseführer“ gelesen, es gebe in den baltischen Staaten weder frisches Gemüse noch Wein. Nun stimmte diese radikale Feststellung nicht einmal für die als nicht gerade konsumorientiert bekannten Sowjetjahre, denn gegen Valuta war durchaus vieles zu bekommen, und der im Vergleich zu gewöhnlichen Geschäften etwas teurere Kolchosmarkt war zum Teil hervorragend mit Obst und Gemüse der kaukasischen Bruderrepubliken bestückt. An die konkrete Quelle dieser Fehlinformation vermochte sich mein Gesprächspartner leider nicht mehr zu erinnern. Man darf vermuten, dass es sich dabei um ein nicht mehr ganz frisches Exemplar der Gattung Reiseführer gehandelt haben dürfte. Nun dominiert die Frage nach der Erhältlichkeit von Gemüse sicher nicht die Prioritätenlisten des typischen Urlaubers, doch gehört heutzutage zu jedem Stadtführer eine ausführliche Rubrik „Shopping“. In Ergänzung zu Jörg Hackmanns Beitrag über Reiseführer in Umbruchzeiten habe ich mir – freilich mit den Augen eines heutigen Stadtreisenden – einmal einen deutschsprachigen sowjet-estnischen Guide über Tallinn angesehen. Wie präsentierte sich die sowjetische Stadt ihren Besuchern?

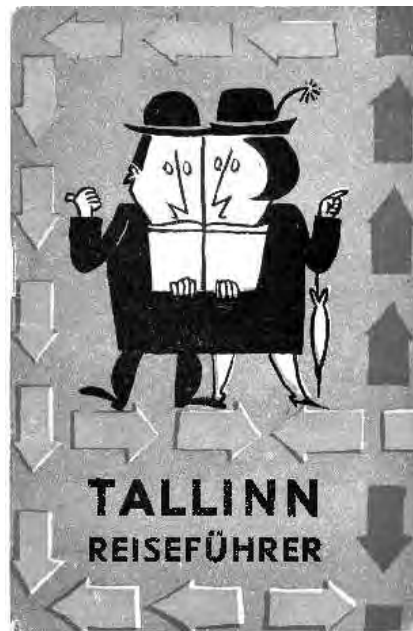


Abb. 1: Armut Reinsalu: Tallinn. Reiseführer, Tallinn ²1967, Umschlag.

Pittoreske Kolchosmärkte und Valutaläden waren es nicht, mit denen Ende der 1960er Jahre ein kleiner, im Staatsverlag „Eesti raamat“ (Estnisches Buch) erschienener Tallinn-Reiseführer die Gäste der Hauptstadt der Estnischen SSR auf das Objekt ihrer Neugierde einzustimmen versuchte.¹ Mit munteren Zeichnungen und zahlreichen ostblocktypischen, grobkörnigen Schwarzweißfotos versehen, bietet er eine zeittypische Auswahl an Informationen über die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten, wobei allein der Vergangenheit Tallinns 30 Seiten gewidmet sind, aber auch die „Bedürfnisanstalten“ nicht vergessen werden (S. 24). Gleich der Einstieg unter der launigen Überschrift „Was? Wo? Wie?“ bietet schon eine erste Orientierung über den Gegenstand – und dessen Fixierung als Teil der UdSSR: Tallinn sei eines der „wichtigsten wissenschaftlichen und kulturellen Zentren der Sowjetunion sowie eine bedeutende Industrie- und Hafenstadt und eine wichtige Basis der Hochseefischerei“. Diese Betonung des Wirtschaftspotentials der Stadt, die sich durch das ganze Buch zieht, dürfte der Grund dafür gewesen sein, warum zu den wichtigsten, bereits hier kurz genannten Sehenswürdigkeiten der Stadt neben dem Meer und den weißen Nächten, den vielen mittelalterlichen Bauten und dem Tallinner Freilichtmuseum auch die „Tallinner Elektromotoren, Bagger, Halbleiter, Quecksilberdampfgleichrichter, Meßgeräte, Musiktruhen, Konzertflügel, Möbel, Wohnraumleuchten, Jachten und Skier“ zählen, und betont wird, diese seien „überall bekannt“ (S. 3 f.). Die stolze Palette der innersowjetischen Exportgüter der Stadt dürfte der potentiellen Zielgruppe des Büchleins allerdings herzlich egal gewesen sein.

Aber wer war diese Zielgruppe? Der Text von Reinsalu, der ansonsten mit Büchern über die Fotografie und das Wandern hervorgetreten ist und Bildbände über Tallinn und zum Kolchosleben veröffentlicht hat, wurde mehrfach aufgelegt – allein die 2. Auflage in 4 000 Exemplaren – und ist auch auf Finnisch, Schwedisch und Englisch erschienen.² Damit dürfte klar sein, dass es der valutabringende Tourist war, für den die Stadt seit Ende der 1950er Jahre offen war, auf den der Führer abzielte, und nicht etwa, wie man anhand der deutschsprachigen Ausgabe noch vermuten könnte, der Gast aus dem sozialistischen Bruderland DDR. In dieser Perspektive wirkt es schon skurril, dass sich unter der Überschrift „Wie fährt man nach Tallinn“ neben Moskau, Leningrad und Riga die Direktverbindungen mit so „bedeutenden Städten“ wie „Wilnius“, Simferopol und Adler standen (S. 4, 27-30), von denen letztere in erster Linie für den binnensowjetischen Tourismus „bedeutend“ waren. Der Tourist aus dem Westen, wenn er nicht in Helsinki wohnte, mit dem seit 1965 eine direkte Fährverbindung existierte – weshalb die finnische Hauptstadt hier als einzige nicht-sowjetische Destination angeführt wird –, musste sich also bereits in der Sowjetunion befinden, um die Hauptstadt der Estnischen SSR zu bereisen; was umgekehrt auch für deren Bürger galt, die nur über Moskau das Land verlassen konnten. Deutlich wird aber schon an dieser Stelle die stark auf die Sowjetunion als Bezugspunkt orientierte *mental map* dieses Reiseführers. Dass in Tallinn im Übrigen die Moskauer Zeit galt, musste sich der uninformierte Gast anhand des Hinweises zusammenreimen, dem zufolge die Sonnenuhr im Park

1 Armult Reinsalu: Tallinn. Reiseführer, Tallinn ²1967 (88 S.). Die erste Ausgabe erschien 1963, eine weitere folgte 1970. Das estnische Original erschien 1962: Ders.: Tallinna juht [Ein Tallinn-Führer], Tallinn 1962.

2 Armult Reinsalu: Tallinnan opas [Ein Tallinn-Führer], Tallinn 1962 (weitere Auflage 1970); ders.: Tallinn. En handbok för turister [Tallinn. Ein Handbuch für Touristen], Tallinn 1962; ders.: Tallinn. A Short Guide, Tallinn 1963 (weitere Auflagen 1965, 1970).

Kadriorg, die hier neben der Rathausuhr als Treffpunkt für ein „Stelldichein“ genannt wird, „der Moskauer Zeit 1 Stunde und 20 Minuten nachhinkt“ (S. 10).

Die offenbar berechnete Frage, ob man die Dienste eines Fremdenführers in Anspruch nehmen solle, findet sich erwartungsgemäß in der Rubrik „Erste Hinweise“. Sie wird mit einem überzeugten „Gewiß!“ beantwortet, hinter dem nicht nur der skeptische Historiker den Wunsch der Behörden nach Kontrolle vermutet. Hier heißt es, man spare dadurch Zeit, erfahre viel mehr – und solle doch bitte den Zeitpunkt der Reise und seine „Wünsche rechtzeitig den zuständigen Stellen“ melden (S. 5). Dabei war der Text des Reiseführers nicht nur zum Nachlesen dessen gedacht, was einem der Fremdenführer erzählen würde. Er zielte vielmehr auf Gäste, die individuell durch die Stadt schlendern wollten, denn es wurde nicht nur die für bestimmte Museen und Ausstellungen aufzubringende Zeit genannt (z.B. „Historisches Museum – 2 Stunden“ [S. 6]), sondern auch unter der Überschrift „Sie haben Eile?“ für all diejenigen, die ohne Fremdenführer unterwegs waren, ein umfangreiches Besichtigungsprogramm für zwei Tage vorgeschlagen – inklusive Frühstück und Abendessen (S. 24-26).

Auskünfte zur estnischen Esskultur, die heutzutage in keinem Reiseführer fehlen dürften, seien die lokalen Gewohnheiten auch noch so karg, sucht man allerdings vergebens. Die Informationen über Speisemöglichkeiten sind (erwartungsgemäß?) recht knapp gehalten. Der Punkt „Verpflegung und Unterkunft“ listet sechs Restaurants, drei Hotels und zwei Campingplätze mit Adresse, Öffnungszeiten und Telefonnummer auf (S. 6 f.), dafür folgen aber unter der Rubrik „Aussehen“ immerhin drei Damen- und zwei Herrenfriseur sowie zwei Adressen für „Schönheitspflege“ und eine für einen „Rasiersalon mit Selbstbedienung“ (!). Interessanterweise umfasst dieselbe Rubrik auch den Punkt „Reparaturwerkstätten“, die den vom Pech verfolgten Gast darüber informierte, wo er seine Schuhe, Bekleidung oder „Plastikmäntel“ ausbessern lassen konnte, wobei für Reinsalu offenbar auch eine Werkstatt für Füller (!) zu den Orten zählte, an dem man sein Aussehen pflegen konnte (S. 7 f.). Zu den Einkaufsmöglichkeiten bot der Führer einige Hinweise für den Kauf von Andenken: Schmuck aus Leder, Metall und Ton, Kunst sowie Schallplatten, Bücher und Postkarten zählen zu den Dingen, die der Tourist in Tallinn erwerben konnte und sollte. Genannt wird hier auch ein Valuta-Laden in der Nähe des Baltischen Bahnhofs, so dass erneut deutlich wird, an wen sich dieses Büchlein richtete. Unter der Rubrik „Hobbys“ schließlich findet man den Hinweis auf das „Tallinner Kaufhaus“ an der damaligen Lomonosovstr. (heute: Gonsioristr.); es ist die einzige Stelle, die von Reinsalu genannt wird, in der offenbar auch Dinge fern vom dringend notwendigen Touristenbedarf angeboten wurden. Ein Shoppingparadies sollte man von einer sowjetischen Republikhauptstadt auch nicht erwarten.

Unter der Überschrift „Und Abends?“ wird typischerweise zunächst die Hochkultur erwähnt: Ballett, Oper, Chorkonzerte, aber auch Modenschauen – immerhin war die Estnische SSR ja für ihre Bekleidungsindustrie sowjetweit bekannt. All dies ließe selbst den Gast hochbefriedigt zurück, der das Estnische nicht beherrscht. Danach wird der attraktive und fast schon an heutige touristische Verkaufsstrategien gemahnende Vorschlag gemacht, im Sommer „einen Abend der Romantik“ einzuräumen und am Strand von Kadriorg spazieren zu gehen. „Unvergeßlich“ seien „die historische Silhouette von Tallinn, der Sonnenuntergang und die weiße nordische Nacht“. Gleich im Anschluss wird zudem ein Element der Attraktivität Tallinns hervorgehoben, für das die Stadt gerade in den 1960er Jahren, nicht zuletzt aufgrund des Romans „Fahrkarte zu den Sternen“ (*Svëzdnjy bilet*, 1961) von Vasilij

Aksënov, in der ganzen UdSSR berühmt war: „Die gemütlichen Kaffeehäuser von eigenartiger Raumgestaltung bieten dem erschöpften Touristen einen angenehmen Aufenthalt“ (S. 12). Aksënov ließ seine jungen Moskauer Helden nicht in den Weiten Sibiriens am Aufbau des Sozialismus mithelfen, sondern schickte sie in den Urlaub nach Tallinn, wo sie sich in den modernistischen Cafés der Stadt und am Strand von Pirita vergnügten.³ Tatsächlich war dieses Bild der gemütlichen und zum Verweilen einladenden Cafés auch in den sowjetischen Zentralmedien verbreitet worden – die estnische Tradition des Kaffeetrinkens war für die vor allem Tee konsumierende russische Alltagskultur durchaus exotisch.⁴ Das ganze Feld der Populärkultur jedoch, auf dem Tallinn gerade im Jahr des Erscheinens des hier zu Rate gezogenen Reiseführers mit dem Jazzfestival „Tallinn-67“ international Furore machen sollte, als neben schwedischen und finnischen Gruppen auch das renommierte „American Jazz Quartett“ unter der Leitung von Charles Lloyd auftrat,⁵ spart Reinsalu, wenig überraschend, aus.

Der ausführliche historische Überblick übertreibt etwas mit dem angegebenen Alter – „Die tausendjährige Stadt“ –, doch ist es etwas anderes, das frappiert. Es sind die dänischen Eroberer, mit denen 1219 die „Zeit der Knechtschaft“ begann und denen nach dieser Schilderung der „Haß“ der Esten galt (S. 32), während das Wort „deutsch“ erstmals im Zusammenhang der Besetzung durch das Deutsche Reich 1918 fällt (S. 41). Der Livländische Orden wird erwähnt, die Hanse nicht; deutsche Steinmetze und Bildhauer werden hier als Tallinner Bürger geradezu vereinnahmt (S. 57), und die Grabmäler in der Domkirche gelten nach dieser Schilderung in erster Linie schwedischen und russischen Untertanen, darunter auch die „russischen Seefahrer“ Samuel Greigh und Adam Johann von Krusenstern. Das ja durchaus auch in der Nachkriegssowjetunion gepflegte traditionelle Bild des deutschen Erbfeindes der Esten wird hier zum Teil doch recht bemüht umgangen. Betont wird in erster Linie der Klassengegensatz, denn auch in Bezug auf die Gütereinteilung 1919 wird allein von den „Ländereien der Gutsbesitzer“ gesprochen, nicht von deren Nationalität (S. 77).

Kein Zweifel besteht demgegenüber am positiven Russlandbild. Erst nach dem Anschluss an Russland gab es nach der Blütephase des 15. Jahrhunderts „einen neuen wirtschaftlichen Auftrieb“ (S. 36). Allerdings war ja auch die Zarenherrschaft verhasst, so dass die Zeit vom 18. bis zum 20. Jahrhundert kaum behandelt wird, sieht man von der aufkeimenden Streikbewegung ab, die dann über die Revolutionsjahre von 1905 bis 1907, in denen die Tallinner Arbeiter „in den ersten Reihen des Proletariates von Rußland“ marschiert seien (S. 38), direkt in die „Zeit der freien Arbeit“ nach dem November 1917 führt (S. 41). Die Phase der Unabhängigkeit Estlands zwischen den Weltkriegen wird mit dem lakonischen Kommentar abgetan, das Bürgertum sei unfähig gewesen, die Arbeiter „im Zaum zu halten“, weshalb 1934 eine „Diktatur“ errichtet worden sei (S. 42). Ohne jeglichen Hinweis auf die Rolle der Sowjetunion wird dann anschließend der Eindruck erweckt, die Ereignisse vom Juni/Juli 1940, als „die Sowjetmacht wiederhergestellt“ wurde, seien eine rein estnische Angelegenheit gewesen. Die deutsche Besatzungszeit von 1941 bis 1944 ist dem

3 Ralph Tuchtenhagen, Karsten Brüggemann: Tallinn. Eine kleine Geschichte, Köln u.a. 2011, S. 293 f.

4 Anne E. Gorsuch: All This is Your World. Soviet Tourism at Home and Abroad after Stalin, Oxford 2011, S. 62 f.

5 Tuchtenhagen, Brüggemann, Tallinn (wie Anm. 3), S. 294 f.

Autor keinen einzigen Satz wert, doch habe die Rote Armee im September 1944 die Stadt in Trümmern wiedergefunden. Vor diesem Hintergrund wird ein Porträt des raschen Wiederaufbaus des Industriestandorts Tallinn entfaltet, wobei auch nicht weiter auffällt, dass auf der einen Seite betont wird, wie wichtig „tüchtige Facharbeiter“ seien, aber auf der anderen Seite mit unverhohlenem Stolz „mehrere automatische Taktstraßen“ erwähnt werden, bei denen Menschen nur noch „nach den Automaten sehen“ und die „fertigen Elektromotoren“ empfangen müssen (S. 46 f.). Eine sozialistische Musterwirtschaft wird hier dargestellt, die auch dem westlichen Touristen die Überlegenheit des sowjetischen Systems demonstrieren sollte.

Trotz dieser Industrieromantik, in der auch der „Tallinner Quecksilberdampfgleichrichterbetrieb ‚M.I. Kalinin‘“ nicht fehlen darf, und der Hinweis darauf, dass die Tallinner Fischer „an der Küste Amerikas und in afrikanischen Gewässern“ ihrer Arbeit nachgehen, womöglich die Weltgeltung des Systems unterstreichen soll (S. 47), steht die „historische Silhouette“ der Stadt am Anfang und Ende jedes Besuches in der Hauptstadt der Estnischen SSR (S. 51). Bevor jedoch der anschließende ausführliche Überblick über die mittelalterlichen Bauwerke der Stadt (S. 52-68) zu voreiligen Schlüssen über das historische Erbe Tallinns führt, folgt ihm eine ebenso ausführliche Aufzählung der Denkmäler der Stadt (S. 69-84). Hier steht Tallinn als Erinnerungsort der Arbeiterbewegung und der Revolution im Vordergrund, denn auf das Kalinin-Denkmal folgen in dieser Liste der „Park des 16. Oktober“, der dem Gedenken an das von der zarischen Gewalt angerichtete Blutbad im Jahre 1905⁶ gewidmet war, und das Denkmal für die Revolution von 1905. Es schließt sich mit dem Estonia-Theater einer der wenigen Hinweise auf die estnische Nationalbewegung an, bevor das Lenin-Denkmal und die Monumente für die estnischen Kommunisten Hans Pöggelmann und Jaan Anvelt Erwähnung finden (S. 69-71). Hinsichtlich der Esten folgen später – neben zahlreichen Kommunisten und Märtyrern der Revolution – noch die Denkmäler für die Schriftsteller Eduard Vilde (S. 73) und Friedrich Reinhold Kreutzwald (S. 75 f.) sowie den Bildhauer Amandus Adamson (S. 77).

Was dieser Reiseführer den Gästen der Stadt somit präsentiert, ist eine aus heutiger marktstrategischer Sicht sicher naive Zusammenstellung von nützlichen Informationen (Telefonnummern!) und einer Reklame für die Leistungsfähigkeit des Wirtschaftsstandorts der Hauptstadt der ESSR. Der Spagat zwischen der Beschreibung der eigentlichen touristischen Attraktion, der mittelalterlichen Altstadt, die eigentümlich museal wirkt, und der offenbar als notwendig angesehenen Propaganda für das Sowjetsystem scheint heutigen Augen bizarr. Wahrscheinlich aber ging man damals nicht zu Unrecht davon aus, dass ein aus dem Westen anreisender Tourist eben nicht allein deshalb kam, um das Tallinner Rathaus oder die St. Olaikirche zu besichtigen, sondern auch des Systemvergleichs wegen. Daher ist dieses unschuldige Büchlein als ein nahezu klassisches Exponat des kulturellen Kalten Krieges anzusehen. Wirklich überzeugend dürfte dieser Versuch allerdings nicht gewesen sein; von der Auswahl an Wein und Gemüse ganz zu schweigen.

6 Ebenda, S. 206 f.

REZENSIONEN

Rüdiger Hachtmann: Tourismus-Geschichte, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007, 192 S.

Der Tourismus, der sich heute zur zweitgrößten Wirtschaftsbranche der Welt entwickelt hat, wurde als zeitübergreifendes Kulturphänomen von Historikern erst vor kurzer Zeit entdeckt und bildet nun ein relativ neues und aktuelles Feld der Geschichtswissenschaften. Aus der Sicht, dass „die Tourismusgeschichte bis heute eher ein Mauerblümchen-Dasein fristet“ (hier stimme ich dem Verfasser völlig zu),¹ ist die Veröffentlichung der „Tourismus-Geschichte“ Rüdiger Hachtmanns ein erfreuliches Ereignis für die Tourismus-Forschung und für alle Tourismus-Interessenten, da sie das Thema „Tourismus“ vor allem im deutschsprachigen Raum popularisiert. Im englischsprachigen Raum, wo die Wurzeln des modernen Tourismus liegen, ist in dieser Hinsicht schon viel geschehen. Ein Blick auf die zahlreichen Titel der in den letzten Jahren im Routledge-Verlag erschienenen Publikationen, die sich mit verschiedenen Aspekten des Themas „Tourismus“ beschäftigen, bestätigt dies: „Cultural Tourism“, „Sex and Tourism“, „Wine, Food, and Tourism Marketing“, „Sport and Adventure Tourism“, „Queering Tourism“, „Post-Conflict Heritage, Postcolonial Tourism“ (hier seien nur einzelne Titel genannt).

Die Veröffentlichung ist keine originäre Studie, sondern der Versuch einer Gesamtdarstellung der Entwicklung des Tourismus. Der Verfasser beginnt mit der Betrachtung der Wurzeln des Tourismus, die in der Antike liegen, und endet in den 1990er Jahren. Dabei unterscheidet er verschiedene Typen des Tourismus.

Die zahlreiche Verwendung von Begriffen wie „Prototourismus“, „proletarischer Proto-Tourismus“, „bürgerlicher Tourismus“, „Massentourismus“, „Billigtourismus“, „moderner Tourismus“, „Sozialtourismus“, „Jugendtourismus“, „kommerzieller Tourismus“, die oft nicht klar genug definiert sind, macht die Lektüre des Buches für einen aufmerksamen Leser nicht leicht lesbar und wirkt oft irritierend. Hier wären eine ausführlich begründete Klassifikation der Tourismusformen und eine klare Abgrenzung des Begriffs „Tourismus“ von verwandten Begriffen wie „Reisen“, „Freizeit“, „Mobilität“ wünschenswert.

Die Komplexität des Begriffes „Tourismus“ und die Schwierigkeit, das Phänomen zu definieren, werden besonders bei dem Versuch deutlich, die historischen Formen des Reisens von denen des modernen Tourismus zu trennen, und geben Anlass zu einer weiteren Klärung. In dieser Frage hat die Beschäftigung mit der Etymologie des Wortes „Tourismus“ (von „tour“ Reise) keinen weiterführenden Charakter, da man nicht jede Reise als touristisch bezeichnen kann. In diesem Zusammenhang ist zum Beispiel das Reisen in der Antike und im Mittelalter zu erwähnen. Reisen dieser Zeit wie „der Sporttourismus im klassischen Griechenland“, Reisen zu kulturellen Veranstaltungen wie Theaterfestspiele

1 Dem stehen nur die Bemühungen einzelner Wissenschaftler wie Hasso Spode entgegen, der zu dieser Thematik grundlegende Arbeiten veröffentlicht hat. Vgl. Hasso Spode (Hrsg.): Zur Sonne, zur Freiheit! Beiträge zur Tourismusgeschichte, Berlin 1991; ders. (Hrsg.): Goldstrand und Teutonenrill. Kultur- und Sozialgeschichte des Tourismus in Deutschland 1945 bis 1989, Berlin 1996; ders.: Wie die Deutschen „Reiseweltmeister“ wurden, Erfurt 2003.

len, „zu bestimmten Sehenswürdigkeiten“ oder Pilgerreisen werden vom Verfasser, obwohl nicht immer konsequent (Pilgerreisen im Mittelalter werden mal als „Proto-Tourismus“, mal als „Pilgertourismus“ benannt), als „Proto-Tourismus“ bezeichnet. Es bleibt aber offen, in welchem Verhältnis diese Reisen, die es auch in den modernen Gesellschaften gibt, zu Touristenreisen stehen und wie sich „Proto-Tourismus“ von „Tourismus“ unterscheidet: Werden zum Beispiel Pilgerreisen mit der Eröffnung der Eisenbahn zu einer Form des modernen Tourismus? Für die Begriffsklärung wäre es auch wichtig, den Tourismusbegriff in einen internationalen Kontext zu stellen und der Dynamik der Entwicklung des Tourismus in verschiedenen Ländern mehr Rechnung zu tragen.

Hachtmann stellt jedoch kaum einen internationalen Vergleich an. Dem im Titel implizierten umfassenden Anspruch wird nicht Genüge getan, denn tatsächlich beschäftigt sich der Verfasser nicht mit der globalen oder europäischen Geschichte des Tourismus, sondern vor allem mit der Geschichte des deutschen Tourismus. Nur im Schlusskapitel „Ausblick und langfristige historische Trends“ wird das Phänomen Tourismus im europäischen Diskurs vorgestellt. Dabei spricht der Verfasser dem Tourismus eine besondere Rolle als „Wegbereiter der Globalisierung“ und Grundstein für die Bildung einer europäischen Identität zu.

Somit kommt auch der Tourismus in Osteuropa in der Publikation etwas zu kurz. Lediglich im Kapitel „Tourismus nach 1945 in Ost und West“ betrachtet der Verfasser u.a. die Auslandsreisen der DDR-Bürger in die sozialistischen Länder und stellt fest, dass insbesondere die ČSSR und die UdSSR in den 1980er Jahren als Reiseziele populär waren. Nach seinen Daten, die auf dem Statistischen Jahrbuch der DDR 1989 basieren,² vermittelte das Reisebüro der DDR 1989 deutlich mehr Auslandsreisen in die ČSSR (58,0%) als in die UdSSR (20,3%) (S. 150).

Der Schwerpunkt der Veröffentlichung liegt in der Darstellung der Entstehung des modernen Tourismus, bei der die Entwicklung von Verkehrsmitteln einen bedeutenden Platz einnimmt. Dementsprechend wird der Beginn des modernen Tourismus definiert: „Am Anfang des modernen Tourismus steht die Eisenbahn.“ Der Verfasser bestimmt die technische Entwicklung als zentrale Komponente bei der Entfaltung des Tourismus: Während die Eisenbahn „ein revolutionäres Transportmittel“, „Geburtshelfer des modernen Massentourismus“ genannt wird, wird das Motorrad als Mittel des Individualtourismus beschrieben. Dagegen schenkt der Verfasser den kulturellen Faktoren der Tourismusentwicklung, wie zum Beispiel der Erweiterung des Wissenshorizontes oder der Säkularisierung der Gesellschaft, wenig Aufmerksamkeit. Die Publikation lässt auch Anmerkungen zur touristischen Wahrnehmung von Zeitgenossen verschiedener Perioden sowie zur alltäglichen Seite des Tourismus vermissen. So wird das Tourismus-Phänomen, das der Autor in die Technikgeschichte einzubauen tendiert, als wichtiges Feld der „Historischen Anthropologie“ vernachlässigt.

Dennoch – trotz ihres kleinen Formats – bietet die 192 Seiten umfassende Veröffentlichung einen guten Überblick über die Entwicklung des Tourismus im deutschen Raum vom Mittelalter bis in die 1990er Jahre und liefert ein vielfältiges Bild des Tourismus-Phänomens. Wegen ihres kompakten Formats und ihrer klaren Sprache ist die Abhandlung für eine breite Öffentlichkeit besonders geeignet. Allerdings wird in ihr auch auf weiße

2 Der Verfasser hat allerdings nicht, wie in seiner Tabelle angegeben, die Zahlen des Jahres 1989, sondern die des Jahres 1988 verwendet.

Flecken der Tourismusforschung verwiesen, die noch viele theoretische Fragen offen lassen und weitere empirische Studien erforderlich machen. Erst nach ihrer Beseitigung wäre eine Gesamtdarstellung einer globalen Geschichte des Tourismus möglich.

Olga Kurilo, Berlin

Wiebke Kolbe, Christian Noack u.a. (Hrsg.): Tourismusgeschichte(n), Themenheft der Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung 8 (2009), 176 S., Abb.; John K. Walton (Hrsg.): Journal of Tourism History 1 (October 2009), Nr. 2, 78 S.

Tourismusgeschichte hat sich mittlerweile als eigenständige Richtung der historischen Forschung etabliert, was die beiden hier vorgestellten Periodika verdeutlichen. Dabei lässt sich nicht verheimlichen, dass diese Richtung keine einheitliche Methodik bevorzugt und sich hier eher all die modischen *turns* in unterschiedlicher Ausprägung wiederfinden. Überraschenderweise liest man aus den Stellungnahmen führender Vertreter der Disziplin immer noch einen gewissen Minderwertigkeitskomplex heraus. Hasso Spode ist somit vielleicht etwas zu pessimistisch, wenn er im einleitenden Aufsatz der „Tourismusgeschichte(n)“ meint, dieser Zweig sei „manch einem anderen Themenfeld an Relevanz unterlegen“. Zwar macht es in der Tat einen „Unterschied für das Schicksal eines Landes und eines Individuums, ob die Menschen in den Krieg ziehen oder in den Urlaub fahren“ (S. 19),¹ aber sind es nicht diese Individuen, die im Nachhinein ihre Kriegserfahrungen damit zu verarbeiten suchen, dass sie mit der Wehrmacht wie Touristen durch Europa gereist sind, wie es exemplarisch in dem Film „Mein Krieg“ von Harriet Eder und Thomas Kufus schon 1989 vorgeführt wurde? Wie immer kommt es in erster Linie auf die Fragestellung an – und ist nicht gerade auch Militärgeschichte „überdurchschnittlich anfällig für gewisse Qualitätsmängel“, wie Spode hier für die Tourismusgeschichte festzustellen meint?

Die Aufsätze der achten Ausgabe des Jahrbuches von „Voyage“, in dem immer schon wechselnde Schwerpunkte wie „Das Bild der Fremde – Reisen und Imagination“ (2/1998), „Reisen & Essen“ (5/2002) oder „Körper auf Reisen“ (6/2003) aufgegriffen wurden, werden nun also unter dem Titel „Tourismusgeschichte(n)“ aus Ost und West aufgeführt. Dies ist nicht als lockere Überschrift über ein Sammelsurium diverser Texte zu verstehen, sondern ganz explizit als Plädoyer für den Tourismuszweig in der Geschichtswissenschaft. Denn die vorangegangenen Bände hatten immer auch einen starken Gegenwartsbezug. Dieser tritt im vorliegenden Band zwar auch hervor, doch geht es dabei um einen ganz speziellen Fall, nämlich den „Heimwehtourismus“, dem sich Anja Paleikis verschrieben hat. Das litauische Nida, das Nidden Thomas Manns, wird hier als ein nostalgischer Sehnsuchtsort gezeichnet, der seit Beginn der 1990er Jahre wieder von seinen ehemaligen Bewohnern und Bewohnerinnen besucht werden kann. Damit untersucht Paleikis einen Ort, an dem das Reisen Veränderungen der sozialen Realität bewirkt hat: Die ehemaligen Bewohner werden im Laufe der Jahre zu normalen Besuchern, die ihr Heimweh überwunden haben. Und das Dorf selber sucht schon aus ökonomischen Gründen nach Wegen, dem Verlangen der Gäste

1 Vgl. auch John K. Walton: Welcome to the Journal of Tourism History, in: Journal of Tourism History 1 (2009), Nr. 1, S. 1-6.

nach Geschichte, d.h. nach dem in der Bundesrepublik konservierten Bild der „alten Heimat“, nachzukommen, ohne seine eigene Gegenwart zu verleugnen. Dem Symbol der Tradition, dem „Kurenwimpel“, konnte auch das halbe Jahrhundert sowjetischer Herrschaft erstaunlicherweise nichts anhaben.

Auch wenn jeder Artikel des schmalen Bandes auf dem ersten Blick ein jeweils spezielles Thema und eine spezielle Zeit untersucht, ergeben sich doch interessante Querverbindungen, die dadurch noch überraschender werden, dass sich zwei Autoren, Eva Maurer und Christian Noack, mit der Sowjetunion beschäftigen. Insgesamt liegt der räumliche Schwerpunkt auf Deutschland (inklusive der DDR). Noack kann an einem Beispiel aus Anapa am Schwarzen Meer zeigen, dass der sowjetische Tourist die Idylle heischende Propaganda des Regimes vom Urlaubsparadies durchaus ernst nahm und an ihr seine Erwartungen orientierte. Letztere konnten dann als einklagbares Recht verstanden werden, worauf wiederum die Organisation, mithin der Staat, reagieren musste. Ähnlich stellt Christopher Görlich die Lage in der DDR dar, wo ebenfalls jeder Mangel am Urlaubsort dem Staat angerechnet werden konnte – und nicht etwa, wie im Westen, zweifelhaften Privatfirmen. Diesen wiederum lag viel an der Kreierung eines Vertrauensverhältnisses zum Kunden mit den in der Nachkriegszeit aufkommenden Pauschalangeboten, wie Christopher Kopper anhand der Werbekampagnen etwa Neckermanns in der BRD demonstriert. Qualitätsversprechen der Anbieter einzuhalten, war ein wesentliches Element dessen, was man in der Marketingsprache wohl als Kundenbindung bezeichnet. Genau daran mangelte es den staatlichen Anbietern im Sozialismus.

Eva Maurer beschreibt die sowjetischen Bemühungen, dem zunächst als bourgeois verschrienen Alpinismus ein sozialistisches Antlitz zu verleihen, der plötzlich zu einer „mächtigen Waffe der Kulturrevolution“ verklärt wurde. Einzelreisen waren verpönt, da „der Proletarier“ in Gruppen reisen sollte, um so nicht nur „kultiviert“ (kul'turno) Erholung zu genießen, sondern zugleich auch den Einheimischen in ihren Bergdörfern „die Revolution“ nahezubringen. Erst in den 1930er Jahren symbolisierte der Bergsteiger dann den Soldaten bzw. Grenzwächter, womit auch eine Maskulinisierung seines Bildes einherging. Nimmt man Maurers Fazit zur alpinistischen Realität der Nachkriegszeit, Frauen seien nur bis ins Basislager gekommen, während die Männer hoch hinaufgestiegen seien, wird deutlich, in was für eine Szene DDR-Alpinisten in der späten Sowjetunion gerieten, wenn sie „unerkannt ins Freundesland“ reisten. Kai Reinhart schildert die oft unter abenteuerlichen Bedingungen zustande gekommenen Kaukasustouren junger DDR-Bürger, für die es offiziell fast unmöglich war, ins sowjetische Hochgebirge, das ja meist Grenzregion war, reisen zu dürfen.² Hier herrschte purer Individualismus vor, der wiederum oft genug illegales Reisen erst ermöglichte.

Wie die Sowjetunion, so pflegte auch die BRD in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch den unerschütterlichen Mythos vom Touristen als Reisenden in Sachen bildungsbürgerlicher „Kultur“, wie Till Manning darlegt. In diese klassische Vorstellung platzten dann aber nicht nur peinliche Nachrichten über ehemalige deutsche Landser, die in Amsterdam

2 Zu diesem Thema siehe auch der jüngst erschienene, höchst interessante Band von: Cornelia Klauß, Frank Böttcher (Hrsg.): Unerkannt durch Freundesland. Illegale Reisen durch das Sowjetreich, Berlin 2011.

Soldatenlieder grölten, sondern auch das neue Phänomen des Massentourismus. Inwieweit dessen Aufstieg den langsamen Niedergang des „Baedeker“ begleitete, beschreibt Cord Pagenstecher in seinem Beitrag über Reiseführer in der Bundesrepublik der Nachkriegszeit. Dabei waren es auch die nüchtern gehaltenen Autoreiseführer für den Individualtouristen, welche die Dominanz des klassischen Baedeker untergruben. Wie sehr auch die DDR in den 1950er Jahren der Vorstellung anhing, Urlaub müsse *kul'turno* sein und möglichst in Gruppen organisiert werden, kommt in dem erwähnten Beitrag von Görlich zur Sprache. Geradezu hoffnungslos altertümlich und – das Wort sei erlaubt – gutmenschlich liest es sich heute, wenn der ostdeutsche Feriengast daran erinnert wurde, dass die Angestellten der FDGB-Ferienheime seine Kollegen seien: „Kleine Extrawünsche wird man Dir gerne erfüllen, denke aber immer daran, daß dies zusätzliche Arbeit bedeutet“, hieß es in einer Hausordnung (S. 131).

Familienurlaub war ebenfalls so ein bourgeoises Überbleibsel, mit dem die Sowjetunion nichts anfangen konnte, wie Noack darlegt: Kinder sollten in Kinderlager reisen, und ob Eheleute gemeinsam Urlaub machen konnten, galt bei weitem nicht als ausgemacht und hing in erster Linie von den Betrieben und den von ihnen verteilten Berechtigungsscheinen, den begehrten *putevki*, ab. Wie sich dieses tatsächlich durch und durch bürgerliche Konzept des Familienurlaubs zu Zeiten der „Sommerfrische“ im 19. Jahrhundert entwickelt hat, stellt Elke Krönecke dar. Die Sommerfrische als ein spezieller Ort und eine spezielle Zeit für die Familie steht auch im Mittelpunkt der Ausführungen von Daniela Seidl. Beide Autorinnen konstatieren dabei, wie sehr diese neue Art der Erholung gesellschaftliche Prozesse spiegelte, indem das Bürgertum nicht zuletzt aufgrund seines Distinktionsbestrebens gegenüber dem Adel eigene Formen entwickelte – eben die „Sommerfrische“. Wiebke Kolbe wiederum untersucht konkret einen Ort, der für dieses Konzept prägend war: Der Strand, den sie als institutionalisierten Ort der Annäherung der Leiber versteht (S. 27). Erst seit der Jahrhundertwende entstand in den deutschen Seebädern dann das Familienbad, in dem Männer, Frauen und Kinder gemeinsam baden durften. Damit war auch der Wandel des Badens von einer medizinischen Behandlung zu einem Vergnügen vollzogen.

Karlheinz Wöhlers Plädoyer für eine methodenorientierte Tourismusgeschichte schließt diesen Band ab. Reisen als Erfahrung fremdräumlicher Alterität zu verstehen, als Geschichte sozialer Repräsentationen, welchen der Autor „welterschließende, sozial-integrative und identitätsstiftende Funktion“ zuschreibt (S. 152), mag zweifellos ein integrativer Ansatz sein, Reisegeschichte(n) zu schreiben. Angesichts der potentiellen Breite des Themas, das ja auch technik- oder organisationsgeschichtliche Aspekte umfasst, muss solch ein kulturwissenschaftliches Korsett jedoch nicht immer das *non plus ultra* sein. Genau dies wird auch auf den Seiten des *Journal of Tourism History* exemplifiziert, dessen regionale und zeitliche Bandbreite alles zu umfassen scheint, was sich je in der Geschichte der Menschheit von einem Ort zum anderen bewegt hat, wobei schon ein deutlicher Schwerpunkt auf dem 19./20. Jahrhundert liegt. Aber die Ansätze der Autorinnen und Autoren variieren doch stark, was stets auch, hier dürfte Karlheinz Wöhler nicht widersprechen, mit den jeweils erschließbaren Quellen zusammenhängt. Allein in der der Redaktion des „Nordost-Archivs“ zur Verfügung gestellten Nummer 2 des ersten Jahrgangs 2009 werden so diverse Themen aufgegriffen wie die Diskussionen um die Abschaffung von „paid amusements“ an Sydneys Stränden im frühen 20. Jahrhundert (Caroline Ford), der heutige Gebrauch von maritimer Geschichte zur Ankurbelung des Tourismus in Südnorwegen (Berit Eide Johnsen) und die Bemühungen

des italienischen faschistischen Regimes, Sizilien zu einer Tourismusdestination auszubauen (Silvana Cassar).³

Interessanterweise widmen sich die jüngsten Ausgaben der beiden hier vorgestellten Periodika einem von Menschen kreierten festen Ort im Bewegungsablauf des Reisens, ja in vielen Fällen dessen Ziel, das ohne den Reisenden nicht vorstellbar wäre: dem Hotel (Voyage 10 [2011]) bzw. dem Oberthema „International Histories of Mineral Springs Resorts“ (Journal of Tourism History 4 [2012], Nr. 1). Vielleicht ein guter Tipp für die eigene Reiselektüre in der kommenden Urlaubssaison?

Karsten Brüggemann, Tallinn

- 3 Für die Tourismusgeschichte von Ostseeanrainern interessant: Christopher M. Kopper: The Breakthrough of the Package Tour in Germany after 1945, in: Journal of Tourism History 1 (2009), Nr. 1, S. 67-92; Thomas Kaiserfeld: From Sightseeing to Sunbathing: Changing Traditions in Swedish Package Tours; From Edification by Bus to Relaxation by Airplane in the 1950s and 1960s, in: Journal of Tourism History 2 (2010), Nr. 3, S. 149-163; Andreas Renner: Watching Foreign Neighbours: Russian and Soviet Travel Writing about Japan in the First Half of the Twentieth Century, in: Journal of Tourism History 3 (2011), Nr. 1, S. 39-56; Dag Hundstad: A „Norwegian Riviera“ in the Making: the Development of Coastal Tourism and Recreation in Southern Norway in the Interwar Period, in: Journal of Tourism History 3 (2011), Nr. 2, S. 109-128; Auvo Kostiaainen: Tourism and Political Change in Northern European Borderlands: the Karelian Isthmus, c. 1870–1940, in: Journal of Tourism History 3 (2011), Nr. 2, S. 129-145.

Andreas Hedwig (Hrsg.): „Auf eisernen Schienen, so schnell wie der Blitz“. Regionale und überregionale Aspekte der Eisenbahngeschichte, Marburg/Lahn: Hessisches Staatsarchiv Marburg 2008, 220 S., 73 Abb.

Das anzuzeigende Buch geht auf eine Ausstellung im Hessischen Staatsarchiv in Marburg aus dem Jahre 2006 zurück, deren Resonanz so positiv war, dass man sich entschloss, die Beiträge eines die Ausstellung begleitenden Symposiums zu veröffentlichen. Hieraus erklärt sich, weswegen die regionalen „Aspekte der Eisenbahngeschichte“ sich ausschließlich auf hessische Gebiete beziehen.

Den Auftakt bildet ein Aufsatz von Ralf Roth, der sich mit den Folgen der Eisenbahntwicklung für die Mobilität im 19. Jahrhundert beschäftigt (S. 1-15). Da die Schrittmacherfunktion der Eisenbahn für die industrielle Revolution eine der großen Konstanten der Modernisierung im 19. Jahrhundert ist und vielfach beschrieben wurde, setzt der Autor bewusst andere Akzente, indem er die neue und preiswerte Form der Bewegung für ärmere Bevölkerungsschichten als eine geradezu revolutionäre Erfahrung betrachtet. Die sozialen Konsequenzen sind, vor allem wenn man die transatlantische Migration betrachtet, offensichtlich: „Auf der Grundlage einer hochmobilen Armenbevölkerung beschleunigten und verstärkten die Eisenbahnen als Teil des transatlantischen Verkehrssystems den Strom der Auswanderer und trugen damit dazu bei, die soziale Frage abzumildern.“ (S. 15) Quasi als Kontrapunkt zum überregionalen Kontext des vorangegangenen Aufsatzes geht es bei Ludwig Brake um die Lage von Eisenbahnarbeitern in Hessen im 19. Jahrhundert (S. 17-34). Der Autor betrachtet vor allem die Situation um 1850, als politische und wirtschaftliche Krisen den Eisenbahnbau zu einem beschwerlichen, aber fast alternativlosen Verdienst für

Tagelöhner und ungelernte Arbeiter machten. Dass es dabei auch zu teilweise handfesten Auseinandersetzungen um die Arbeitsbedingungen und die Höhe des Lohnes kam, ist wenig überraschend. Ganz besonders schnell eskalierte die Situation, wenn in Gestalt belgischer Arbeiter besserbezahlte Konkurrenz im Hessischen erschien, was darauf schließen lässt, dass der Lohnkonflikt durch landsmannschaftliche Ressentiments verstärkt wurde. In einem ebenso knappen wie instruktiven Aufsatz beschäftigt sich Birgit Klein anschließend mit der Architektur des 1888 eröffneten Frankfurter Hauptbahnhofs, dessen profane Bildersprache sie durch eine Reihe von Abbildungen verdeutlicht und aufschlüsselt (S. 35-49). Vom damals größten Bahnhof Europas führt uns der Weg in die Provinz, denn Lutz Münzer analysiert die lokalen wirtschaftlichen Hoffnungen, die den Nebenbahnbau in Hessen beflügelten (S. 51-68).

Standen bisher soziale, architekturgeschichtliche und ökonomische Fragestellungen im Vordergrund, so geht es nun um eine weitere zentrale Rolle der Eisenbahn, die wie keine andere das staatliche Interesse am neuen Fortbewegungsmittel hervorrief: die militärische Nutzung. Klaus-Jürgen Bremm beschäftigt sich mit einem der ersten ‚Eisenbahnkriege‘, der deutsch-französischen Konfrontation 1870/71 (S. 69-80). Der Autor weist zu Recht auf die Kontinuität zur totalen Anspannung aller militärischen und wirtschaftlichen Mittel hin, wie sie sich später in den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts manifestierte: „Mit einem einzigen Federstrich wurde, erstmals schon 1866, eine gewaltige zivile Ressource vollkommen für militärische Zwecke in Anspruch genommen.“ (S. 79) In der Tat: ohne die Eisenbahn wären die Massenheere weder zu transportieren noch mit Munition und Verpflegung zu versorgen gewesen. Insofern steht der Schienenstrang auch für eine Revolution im Kriegswesen. Erst seine militärische Nutzung führte dazu, dass in ganz Europa private Investoren durch den Staat als Eigentümer und Betreiber abgelöst wurden. Die Staatseisenbahnen, die die weitere Geschichte bis zum ausgehenden 20. Jahrhundert prägen und bestimmen sollten, besitzen somit einen eminent kriegerischen Entstehungsgrund. Im folgenden Aufsatz wird das eben angeschnittene Thema aus einer anderen Perspektive beleuchtet: Diente die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft von 1896/97 eher dem Wohle Hessens oder war sie ein weiteres Beispiel preußischer Hegemonie im Wilhelminischen Deutschland? Bernhard Hager, der sich dieser Frage widmet (S. 81-111), kommt zu einem salomonischen Urteil, indem er die „Aufsaugung durch Preußen“ letztlich als „eine Wohltat für Hessen“ interpretiert (S. 111).

Mit der Entwicklung im 20. Jahrhundert beschäftigt sich nur ein kurzer Beitrag: Christopher Kopper berichtet über die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft (so die offizielle Bezeichnung der deutschen Bahn zwischen 1924 und 1937). Dabei setzt er sich vor allem mit der ökonomischen Seite auseinander und zeigt sich als eifriger Verfechter der damaligen (Pseudo-)Privatisierung, wenn er ausführt, die DRG habe „kapitalaufwändige Investitionen“ getätigt (S. 117) und „unternehmerische Flexibilität“ (S. 118) an den Tag gelegt. Aus eisenbahnhistorischer Sicht sieht die Bilanz deutlich anders aus: Sieht man von einigen prestigeträchtigen Aktionen wie den Vt-Schnelltriebzügen oder dem noblen ‚Rheingold‘ zwischen Hoek van Holland und Basel ab, blieb das Beschaffungsprogramm der DRG ein Torso, musste noch Ende der 20er Jahre im Dampflok-Programm eine leichtere Type (Baureihe 03) angeschafft werden, weil es nicht gelungen war, den Großteil der Strecken für eine Achsfahrmass von 20 Tonnen auszubauen, für die die neue Schnellzugbaureihe 01 ausgelegt war. Die Neukonstruktion einer mittelgebirgstauglichen, vierfachgekuppelten

Schnellzuglokomotive gelang während der ganzen Zwischenkriegszeit nicht, so dass nur der Rückgriff auf die ‚alte‘ preußische P 10 (Baureihe 39) blieb, die Anfang der 20er Jahre hergestellt worden war. Weder damals noch heute war die Privatisierung des deutschen Eisenbahnwesens eine Erfolgsgeschichte, ganz im Gegenteil.

Am Ende des Textteils reflektiert Peter Borscheid unter dem Titel „Zeitzünder: Zeit der Züge – Zeit des Tempos“ (S. 121-130) über die mit den Schienen einhergehende Beschleunigung des Alltags der Menschen. Rund ein Viertel des Buches ist abschließend dem Katalog der Ausstellung gewidmet, in den Karl Murk (S. 133-137) einführt.

Der Band bietet einen fast ausschließlich regional ausgerichteten, faktisch auf das 19. Jahrhundert begrenzten, wenig systematischen Einblick in eisenbahngeschichtliche Themen aus dem hessischen Raum. Es wäre nicht verkehrt gewesen, dies auch im Buchtitel deutlich hervorzuheben, um Missverständnissen vorzubeugen. Die einzelnen Aufsätze sind durchaus lesenswert und interessant, doch lässt sich der Eindruck einer gewissen Beliebigkeit nicht vermeiden. Trotz dieser Schwächen stellt der Band unter Beweis, dass eisenbahngeschichtliche Fragestellungen und Forschungen nicht nur für Spezialisten der Beschäftigung lohnen.

Joachim Tauber, Lüneburg

Rudolf Jaworski, Peter Oliver Loew u.a. (Hrsg.): Der genormte Blick aufs Fremde. Reiseführer in und über Ostmitteleuropa, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2011, 290 S.

Man kann sich vorstellen, dass die Lübecker Tagung der Academia Baltica vom Oktober 2008, die diesem Sammelband zugrunde liegt, zu lebhaften Diskussionen geführt hat und gerade dadurch für alle Beteiligten recht ergiebig gewesen sein muss. Theoretiker und Praktiker des Reiseführers an einem Ort zu versammeln – manche der Teilnehmer waren (und sind) sogar auf beiden Gebieten aktiv –, dürfte eine spannende Versuchsanordnung abgegeben haben. Wer indes hofft, auf den Seiten des vorliegenden Bandes diesen Diskussionen nachspüren zu können, wird nur im letzten Beitrag fündig, in dem mit Hinnerk Dreppenstedt ein erfahrener Lektor aktuelle Tendenzen der Reiseführergestaltung in den Kontext der Marktregeln stellt und es dabei auch noch schafft, auf die Themen der Tagung einzugehen. Der von Dreppenstedt betonte marktwirtschaftliche Kontext hätte vielleicht auch eine gute Klammer abgeben können für all die Texte, die hier versammelt sind, doch scheint ein kulturwissenschaftlicher Zugang zu diesem Genre bislang nicht vorhanden. So stehen Analysen von Text und Bildern älterer Exemplare der Gattung recht unverbunden neben Visionen über deren digitale Zukunft („geocaching“), wobei allen Beiträgen gemeinsam höchstens die große Unbekannte der Nutzer ist. Nur manchmal erfahren wir etwas über die Bestseller der Branche, bei denen zumindest davon ausgegangen werden kann, dass sie gekauft wurden; angesichts der nicht von der Hand zu weisenden Prognose, iPhones verleiteten zur Vernachlässigung bedruckten Papiers als Führer durch unbekanntes Gelände, darf man sich durchaus fragen, wie lange sie überhaupt noch Abnehmer finden.

Aber bleiben wir bei der Analyse der speziellen Text-Bild-Komposition, die Reiseführer ihrer Leserschaft anbieten, eine Kombination, die in diesem Band sowohl für historische als auch für aktuelle Publikationen durchdekliniert wird: Was können sie einer kulturwis-

senschaftlich aufgeschlossenen Forschung bieten? Es ist wahr: In Worte gefasste soziale Ordnungen, vulgo: Stereotype und Vorurteile, spiegeln sich vortrefflich in diesen komprimierten Texten zu fremden Ländern und noch fremderen Leuten. Allerdings muss es Vermutung bleiben, wenn Martina Thomsen über nationale Stereotype in Reiseführern der Jahre 1938 bis 1945 über Wien, Prag und Budapest leichthin schlussfolgert, dieses Genre gebe „Auskunft über die Autostereotype des Verfassers und in der Folge, *so muss man wohl annehmen*, auch der Leserschaft“ (S. 104, Hervorhebung durch den Rezensenten). Gerade bei den von ihr untersuchten Texten aus der NS-Zeit kann man das in dieser Verallgemeinerung auch als Unterstellung werten, zumal sie selbst abschließend erklärt, es sei nicht feststellbar, auf welche Weise verbreitete Stereotype auf die Leser gewirkt hätten (S. 110). So bleibt bei aller Sympathie für diesen Forschungsansatz ein schaler Beigeschmack: Inwieweit unsere heutigen feinen Analysen historischer Text- und Bilderreisen zeitgenössische Lese- und Denkgewohnheiten abzubilden vermögen, bleibt dahingestellt. Denn es verwundert nicht wirklich, bei Thomsen davon zu lesen, dass während der Nazi-Zeit das „deutsche“ Prag in den Mittelpunkt gestellt und von den Tschechen auf nationalistischen „Irrwegen“ geschrieben wurde, während die Ungarn eine „ausgeprägte Vaterlandsliebe“ zieren durfte (S. 104 f.). Gereist, so viel steht fest, wurde damals auch noch nicht so viel wie heute, auch wenn manch ein „Landser“ bekanntlich seine Kriegserlebnisse nachträglich mit touristischem Sinn zu versehen suchte.

Wichtig für den Einstieg in die im vorliegenden Band angesprochene Thematik sind die drei Beiträge, die als erster Hauptteil unter dem Titel „Grundlagen“ zusammengefasst werden. Bernhard Struck plädiert mit guten Gründen dafür, den „genormten Blick“ nicht erst mit dem Aufkommen von Baedekers und Murrays Reiseführern um 1830 zu verbinden. Zwar hatten sich das Reisen durch die vermehrte Nutzung der Eisenbahn entscheidend verändert und damit auch das Informationsbedürfnis der Touristen; unverändert blieb, dass es zumindest für beliebte Reiseziele durch die Literatur vermittelte Erwartungshaltungen gab, die immer wieder Bestätigung fanden. Diesen Zusammenhang zwischen neuen Medien und der ihr zugrundegelegten sich verändernden Kultur – hier des Reisens – fasst Susanne Müller unter dem Begriff der Medienkulturgeschichte. Reisehandbücher stellten sich auf die neuen Reiseformen des 19. Jahrhunderts auch unter Ausnutzung neuer technischer Möglichkeiten u.a. mit der Publikation von Panoramabildern ein. Die Visualisierung des Mediums setzt sich fort, neue Kontinente werden reiseführermäßig erschlossen, bis schließlich Text und Bild zu Beginn des 20. Jahrhunderts nurmehr punktuellen, stichwortartigen Charakter annehmen. Das universale Handbuch hat ausgedient, es kommen immer mehr spezielle Formen für Rad- oder Autofahrer, für Arbeiter, Jugendliche, Kunstliebhaber usw. auf den Markt.

Unter den griffigen Titel „Nichts Fremdes ist mir fremd“ untersucht Nicolai Scherle das Medium Reiseführer im Kontext der imaginären Geografie, der *mental maps* der Konsumenten. In diesem Genre können Anziehung und Abstoßung durch das Fremde prononciert hervortreten, da das Unbekannte „sich als Projektionsfläche für Phantasien und Wünsche jeder Art“ anbiete (S. 62). Gerade bei Beschreibungen von als „exotisch“ wahrgenommenen Regionen können alle Insignien der Moderne ausgeblendet werden, um der vorgestellten Erwartungshaltung des Touristen zu entsprechen. Scherle schließt mit dem optimistischen Fazit, dass sich aktuell so viele differenzierte Reiseführer wie noch nie auf dem Markt halten könnten: oft in Nischenpositionen, aber stets der interkulturellen Dimension verschrieben. Ob da das iPhone mithalten kann?

In der historischen Sektion wird uns verdeutlicht, dass die Kulturwissenschaft mit Hilfe der in Reiseführern vermittelten Bilder – in Maciej Janowskis Worten – „gewissermaßen an den Stereotypen der Epoche“ teilhaben könne (S. 75). Er selbst führt dies anhand der diversen Baedeker über Österreich-Ungarn vor, welche den Bildungsbürger bei seiner Reise begleiteten. Diese Reise sei mit Ritualen und symbolischen Bedeutungen aufgeladen worden und könne fast als eine Alltagsversion der Monarchenreise durch sein Reich gesehen werden (S. 82). Hubert Orłowski vermisst das in deutschsprachigen Reiseführern zu Posen vermittelte Bild der urbanen Kulturlandschaft bis in die Jahre des Zweiten Weltkriegs hinein. Mit Marta Kowerkos Beitrag über die Rückkehr der nationalen Erzählungen in polnischen Reiseführern über Vilnius bzw. Wilno erreichen wir die Gegenwart mit dem skeptischen Fazit der Autorin, dass es wohl noch zu früh sei, in der Stadt gemeinsame Erinnerungsorte für Litauer und Polen beschreiben zu wollen. Zu deutlich trete in den letzten Jahren der Bedarf auf polnischer Seite hervor, Wilna als polnische Kulturlandschaft darzustellen. Ein Längsschnitt durch ein knappes Jahrhundert besichtigter Geschichte im Falle Danzigs/Gdańsk von Iris Engemann schließt diesen Block ab.

Im nächsten Teil über Reiseführer der Gegenwart kommen zum Teil auch Praktiker des Genres zu Wort, die zugleich als Kulturwissenschaftler über ihre eigenen Werke reflektieren. Andreas Fülberth darf daher abschließend konstatieren, dass er selbst sich in seinem Reiseführer über Lettland und seine Hauptstadt Riga (2007) derselben Bilder in Bezug auf den „Zuckerbäckerstil“ des Gebäudes der lettischen Akademie der Wissenschaften sowie des heutigen Okkupationsmuseums („ein dunkelgrauer Schrein“) bedient hat, die er zuvor bei anderen Autoren hinterfragt hatte. Tomasz Torbus berichtet über seine Erfahrungen mit dem Prozess der Fotoauswahl („Panjewagen – Störche – Plattenbauten“), in den sich doch meist die Redaktionen einmischten, ohne Rücksicht auf die ästhetischen Vorlieben der Autoren zu nehmen. Małgorzata Omilanowskas kurze Ausführungen betreffen den offensichtlichen Publikumserfolg visueller Reiseführer, in denen Text quasi nur noch der faktischen Erläuterung der Bilder dient, und fragt nicht zu Unrecht, ob der Tourist des 21. Jahrhunderts bald keine weitergehenden Informationen mehr haben wolle. Der überall per Smartphone einsehbarer Wikipedia-Eintrag indes ist, so mag man ergänzen, womöglich ausführlicher, als es der dickste Baedeker je hätte sein können. Dass in einem Merian-Sonderheft von 1955 Königsberg als ein lohnendes Reiseziel vorgestellt wird, gehört zu den Randglossen, die einer Betrachtung dieses Genres einen Schuss Absurdität verleihen. Jerzy Kałużny verdeutlicht daneben aber auch die sowjetischen Versuche, Kaliningrad als russische Stadt darzustellen, ein Unterfangen, das sich auch für die Zeit nach der 750-Jahrfeier 2005 nachweisen lässt. Anna Kochanowska-Nieborak wiederum macht anhand von deutschen Reiseführern über Polen fest, wie stark die traditionellen anti-polnischen Ressentiments stereotyp immer noch Verwendung finden.

Der Grat zwischen Vorurteil und dem Besonderen, dem Charakteristischen, ist, wie Dreppenstedt abschließend ausführt, doch zuweilen recht schmal. Und die Autoren haben im Interesse des Verlags stets daran zu denken, „welche Merkmale eines Landes Interessierte dazu bringen könnten, tatsächlich dorthin zu fahren“ (S. 272). Damit ist auch der Spagat benannt, den die kulturwissenschaftliche Analyse leisten muss, will sie den Geheimnissen und Wirkungen dieser Form eines Gebrauchstextes auf die Spur kommen. Der vorliegende Band leistet in all seiner thematischen Breite einen willkommenen Beitrag dazu.

Karsten Brüggemann, Tallinn

Auvo Kostiaainen, Taina Syrjämaa (Hrsg.): Touring the Past. Uses of History in Tourism, Savonlinna/Joensuu: The Finnish University Network for Tourism Studies 2008, 152 S., Abb.

Wer reist, will etwas sehen. Und was schon in der Geschichte der „Grand Tour“ als Sehenswürdigkeit zur Erweiterung des eigenen Horizonts für den elitären Reisenden galt, hat auch heutzutage seine Attraktivität nicht verloren – selbst wenn an die Stelle des traditionellen Bildungskonzepts heute eher die so genannte Eventkultur, das Inszenieren der Vergangenheit tritt. Der hier anzuzeigende Sammelband vereinigt Beiträge zu einigen Aspekten dieser Reisen in die Vergangenheit, die vom Untertitel recht genau erfasst werden: Der Gebrauch der Geschichte im Tourismus. Indes werden beide Begriffe, sowohl „Geschichte“, der auch *story* meinen kann, als auch „Tourismus“, worunter auch individuelles Reisen verstanden wird, recht breit ausgelegt. Es geht um Repräsentationen und Marketing, um Reiseführer und literarisch geschaffene Bilder bestimmter Regionen sowie um Weltkulturerbe und Gruseltourismus. Die hier versammelten Texte sind selten komparatistisch angelegt, sondern beschäftigen sich meist mit einem Land oder sogar nur einer konkreten Region, wobei neben dem Ostsee- auch der Mittelmeerraum angesprochen wird. Als grundsätzliche geografische Eckpunkte wären – im Uhrzeigersinn – Norwegen, die baltischen Länder, Italien und Portugal zu nennen; zeitlich reicht der Band vom späten 18. bis ins frühe 21. Jahrhundert.

Der Herausgeber und führende finnische Tourismushistoriker Auvo Kostiaainen (Turku) behandelt in einem knappen Überblick die Aufarbeitung historischer Straßen im Sinne des *product development*. Er unterscheidet Handelsrouten, Kulturstraßen (wie z.B. die „Deutsche Märchenstraße“), militärisch genutzte Wege und Routen, die auf bestimmten technologischen Innovationen beruhen (z.B. spezielle Eisenbahnrouen), wobei er über Europa hinausgreifend u.a. auch die *Route 66*, die Seidenstraße und die Sklavenrouten zwischen Afrika und Amerika anspricht. Berit Eide Johnsen (Kristiansand) analysiert das Image der norwegischen Südküste (*Sørlandet*), einer Region, die bis in die 1870er Jahre hinein vom Schiffbau geprägt war und heute beliebtestes Sommerurlaubsziel der Norweger ist. Die wirtschaftliche Depression des späten 19. Jahrhunderts führte dazu, dass Schriftsteller ein Image der Region zeichneten, das – zuweilen durchaus liebenswert und romantisch („Fischer Markus“) – von Langsamkeit und Rückständigkeit zeugte. Die Autorin zeigt, wie heutzutage lokale Initiativen der Region ein moderneres Ansehen geben wollen, während der typische norwegische Tourist doch eher an den tradierten Bildern von Ruhe und Erholung hängt.

Zwei gut aufeinander abgestimmte Beiträge behandeln Italien, das klassische Land des Kulturtourismus. Taina Syrjämaa (Turku) zeigt, wie sich das Land in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf den schon damals auftretenden Typus des Gastes, der neben historischen Sehenswürdigkeiten vor allem preiswerte Unterhaltung sucht, eingestellt hat. Die antike römische Kultur blieb im Mittelpunkt der Werbung, doch ging es vor allem um deren visuelle Erscheinung, dank derer die Vergangenheit für den Reisenden, der am Ende der 1930er Jahre ohnehin meist nur für drei Tage nach Rom kam, einfacher konsumierbar wurde. Interessanterweise ging es hierbei aber nicht um Politik: „Fascist ideology was conspicuously absent from tourist propaganda“. Allerdings rief die moderne Art der Präsentation des ja durchaus auch vom Regime Mussolini politisch genutzten Kulturerbes 1929 Kritik hervor, Italien sei zum Vergnügungspark mutiert. Dass dagegen eingewandt wurde, es sei unreal,

einen freudlosen, bildungsorientierten „monastic tourism“ zu fordern (S. 51 f.), erinnert an heutige Debatten um den Aspekt der Authentizität in der Kommerzialisierung der Vergangenheit durch die Tourismusindustrie. Mit dem Wandel nach dem Zweiten Weltkrieg, der „Amerikanisierung“ des Tourismus in Italien, beschäftigt sich Patrizia Battilani (Bologna). Zunächst lenkt sie die Aufmerksamkeit darauf, dass nun mehrere Akteure, regionale wie zentrale, private wie staatliche, in den Fremdenverkehr involviert waren und dass der Massentourismus vor allem in den bislang unterentwickelten Regionen dem wirtschaftlichen Fortschritt auf die Sprünge helfen sollte. Zugleich wurde die kulturelle Vergangenheit des Landes in den Schatten gestellt (und blieb nur in der Werbung für städtische Zentren aktuell), da nun mit den Stränden und im geringeren Maße auch den Bergen die natürlichen Attraktionen des Landes ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückten. Gerade in den Seebädern sei es schließlich seit den 1970er Jahren zu einem zunehmenden Ausbau des Vergnügungspotentials (Delphinarien, Diskotheken) gekommen, den die Autorin als „Amerikanisierung“ betrachtet.

Die iberische Halbinsel ist ebenfalls mit zwei Beiträgen vertreten. Marcelo Fabián Figueroa (Tucumán) untersucht die Repräsentation der spanischen Hauptstadt am Ende des 18. Jahrhunderts in den Augen ihrer Besucher im Rahmen der traditionellen „Grand Tour“, die nun, nicht zuletzt dank der Umwälzungen im Frankreich der Revolutionsjahre auch Madrid als eine Art Ersatz für Paris erreichte. Unter Carlos III. wurde die spanische Hauptstadt zu einer königlichen Metropole (*Urbs Regia*) ausgebaut, wozu auch die Schaffung eines naturhistorischen Kabinetts (*Real Gabinete de Historia Natural*) 1772 gehörte. Der hier zur Schau gestellte exotische Reichtum vor allem der Kolonien in der Neuen Welt gehörte zum Besuchsprogramm und wurde in den Reiseberichten ausführlich gewürdigt. So erhielt die Bourbonenmonarchie nicht nur imperiales Ansehen, sondern bei aller Kritik vor allem auch naturwissenschaftliche Glaubwürdigkeit und eine gewisse urbane, bürgerlich konnotierte Würde. Für den portugiesischen Kontext erschließen Maria Luísa Santos, Ana Cardoso de Matos und Maria Ana Bernardo (Évora) die Geschichte der 1906 gegründeten *Sociedade Propaganda de Portugal*, zu deren Zielen neben der intellektuellen, moralischen und materiellen Entwicklung des Landes insbesondere zählte, Besucher anzulocken, die das Land „lieben“ sollten (S. 95). Zur selben Zeit erschienen auch die ersten erschwinglichen Reisehandbücher über ganz Portugal, die das gestiegene Interesse des Publikums an Strandurlaub widerspiegeln. Leider wird deren Inhalt nicht weiter untersucht und die Autoren beenden ihren etwas zusammengepuzzelt wirkenden Text mit einigen Beobachtungen über Industriegebäude in Reiseberichten aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Ein besonderes Thema hat sich Hanna Kuusi (Helsinki) in ihrem Beitrag über: „Prison Experiences and Socialist Sculptures“ ausgesucht: die Attraktivität der sowjetischen Vergangenheit in den baltischen Staaten. Neben dem litauischen Grutas-Park, in dem – umgeben von Gulag-Wachttürmen – zahlreiche Statuen aus der Sowjetvergangenheit in einem malerischen Waldstück ausgestellt sind, behandelt sie das Tallinner Patarei-Gefängnis, in dem man für – mittlerweile – 40 Euro auch eine Art all-exclusive Terror-Paket mit „authentischer“ Zellenerfahrung buchen kann.¹ Zudem zieht sie die Okkupationsmuseen der drei Hauptstädte hinzu, welche indes mehr beschrieben als analysiert werden. Anhand der öf-

1 Information unter der URL: <http://patarei.org/est/tegevused-vanglaseiklus.php> [letzter Zugriff: 17.7.2011].

fentlichen Debatte um Grutas-Park und Patarei wird versucht, das diskursive Umfeld dieser Installationen von Gefangenschaft zu charakterisieren, wobei auch die Befürchtung mancher Zeitgenossen angesprochen wird, mit einer derartigen Eventkultur die Vergangenheit letztlich nur zu beschönigen. Aus sprachlichen Gründen bleiben der Autorin freilich litauische und lettische Diskussionen fremd. Leider werden auch ihre potentiell spannenden Reflexionen über Grausamkeiten als Konzept im Fremdenverkehr im Rahmen dieses Artikels nur angedeutet.

Der Band wird fortgesetzt von einem Beitrag von Eugénie Briot (Paris) über den Gebrauch der Vergangenheit in den Museen von zwei französischen Luxuslabels, Bernardaud (Porzellan) und Baccarat (Kristallglas). Während ersteres sich den Erhalt des Firmenerbes bei Limoges auf die Fahnen geschrieben hat und genau über die historischen Herstellungsbedingungen des Porzellans berichtet, geht das zweite in Paris gänzlich andere Wege, indem der Kontext des für die Firma typischen Designs mit allen Finessen inklusive einer Abteilung über Alchemie inszeniert wird. Briots Schlussfolgerung, eine solche Perspektive bringe das Erbe einer Firma mit der individuellen und emotionalen Geschichte eines Besuchers zusammen, klingt allerdings eher nach dem Strategiepapier einer dieser Firmen denn nach wissenschaftlicher Analyse.

Abschließend informiert Tanja Vahtikari (Tampere) über den Wandel der Definition von *heritage* im Gebrauch der UNESCO in Bezug auf historische Städte und die Rolle, die der Tourismus dabei spielt. Letzterer ist dabei sowohl interessiert an der Bewahrung des für Fremde attraktiven „Alten“ als auch Initiator von Veränderungen (Hotels, Infozentren etc.). Interessant ist aber vor allem die Frage, wie die diversen Formen des Kulturerbestatus mit dem Wandel der geschützten Orte umgehen. Auch wenn in letzter Zeit den sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Kontexten der erwählten Stätten mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden sei, definiere die UNESCO weiterhin eher das Bild der visuellen, materiellen und statischen Stadt als schützenswert.

Was lässt sich resümierend zu solch einem bunten Strauß an Texten sagen? Im Grunde kommt dieser Sammelband wie eine Zeitschrift zum Oberthema Geschichte und Tourismus daher. Unterschiedliche Themen werden von Autoren aus verschiedenen Ländern und wissenschaftlichen Kontexten behandelt, ohne einem bestimmten Forschungskatalog verpflichtet zu sein. Thematische Kohärenz war offensichtlich auch nicht angestrebt, weshalb man diese vielfältige Mischung auch niemandem vorwerfen kann. Wer sich einen Überblick über aktuelle Themen der historischen Tourismusforschung verschaffen will, ist mit „Touring the Past“ bestens bedient.

Karsten Brüggemann, Tallinn

Karen Klitgaard Povlsen (Hrsg.): Northbound. Travels, Encounters and Constructions 1700–1830, Aarhus: Aarhus University Press 2007, 411 S.

„Northbound“ präsentiert die Resultate eines gut 4-jährigen Forschungsprojektes (2001–2005) über geografische, mentale, kulturelle und politische Konstruktionen des „Nordens“ zwischen 1700 und 1830. In dem vorliegenden Sammelband von 2007 werden Eigen- und vor allem Fremdbilder zum skandinavischen Norden thematisiert, die insbesondere in Reiseberichten und dem Genre der Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts Niederschlag fanden.

Wie wird „der Norden“ konstruiert – dystopisch und utopisch? Und welche Implikationen verbergen sich möglicherweise dahinter?

Die Autoren der Beiträge konzentrieren sich im ersten der insgesamt zwei Abschnitte auf „Naming and defining the North“, die des zweiten Teils „Encountering and Experiencing the North“ befassen sich mit „konkreten“ Reisen in den skandinavischen Norden, um den unterschiedlichen Konzepten pragmatischen Gehalt zu verleihen.

Allein dass in „Northbound“ das Hauptaugenmerk auf das 18. Jahrhundert gelegt wird, ist an dem Sammelband bemerkenswert. Denn damit fällt das Interesse vor die Zeit der wohlbekannten (national)romantischen Konzeptionen des Nordens im frühen 19. Jahrhundert, und so werden tiefer liegende, vermeintlich unbekanntere Vorstellungen freigelegt. Wie auch die deutschen Forschungsprojekte zum Norden zeigen – das „Projekt Norden“ am Berliner Nordeuropainstitut (seit 2002, im Band mit Beiträgen von Bernd Henningsen, Hendriette Kliemann-Geisinger und Antja Wischmann vertreten) oder das interdisziplinäre Graduiertenkolleg *Imaginatio borealis* der Universität Kiel (2001–2009) –, stellt die Zeit zwischen 1750 und 1800 eine zentrale Konstruktions- und Umwertungsphase für die Vorstellungen und Bilder vom Norden dar, in der die wichtigsten Weichen für die weiteren Imagologien gestellt werden. Allerdings wird auch in „Northbound“ jener Zeitrahmen nicht streng eingehalten, sondern es wird bis in das 17. Jahrhundert zurückgegangen (Jesper Hede, Peter Stadius) und darüber hinaus wird ein Einblick in die Konstruktionen und Bilder des Nordens im 20. Jahrhundert gegeben (Peter Fjågesund).

Jesper Hede eröffnet den Band mit der Frage, was der Süden (Italien, Spanien) über den Norden (Skandinavien) im 17. und 18. Jahrhundert wissen konnte, und verfolgt die Verbreitung nordischer Literatur und deren Rezeption im südlichen Europa. In politischer Perspektive blickt auch Peter Stadius aus dem Süden auf den Norden, namentlich auf Gustav Adolf von Schweden, der in Spanien einerseits als nordisch-heldenhaft, andererseits als nordisch-monströs eingestuft wird.

Eine ebenso zwiespaltene Wahrnehmung des Nordens führt Karen Langgård anhand von Reiseberichten über Grönland vor, in denen der „hohe Norden“ zum einen als „Hort des Wilden“ wahrgenommen wird, zum anderen können in ihnen aber zivilisatorische Anzeichen ausgemacht werden, wie die christianisierten Inuit und grönländischen Dänen.

Den Wandel in der Bewertung jener ambivalenten „Natur“ und Beschaffenheit des Nordens sowie seiner Bewohner zeigt Sumarlidi R. Isleifsson in seinem Beitrag. Er macht deutlich, dass sich das Bild Islands und der Isländer nach ca. 1750 vom peripheren, rückständigen Barbarentum zugunsten eines arkadischen „Hellenentums des Nordens“ verändert. Pär Eliasson macht eine ähnlich gewandelte Prägung für das Bild der schwedischen Hauptstadt Stockholm und der Universitätsstadt Uppsala anhand von deutschen Reiseberichten aus, die sich an der intellektuellen Aufgeklärtheit des dortigen Geisteslebens bemisst. Auch Antje Wischmanns Beitrag über die schwedische Industriesiedlung Löfstabruk, die in einem scheinbar kulturellen „Niemandland“ über eine bedeutende „aufgeklärte“ Bibliothek verfügt, bewegt sich in jenem Spannungsfeld.

Im Zusammenhang von politischen Beziehungen betrachtet Sylwia Schwab polnische Reiseberichte des Nordens und macht darin Differenzen in der Wahrnehmung Schwedens und Dänemarks durch die Polen aus. Anja Ryall hingegen begleitet englische und italienische Lapplandreisende, deren Beschreibungen sie unter dem Genderaspekt betrachtet: Der Norden wird als Raum maskuliner Herausforderung wahrgenommen. Auch der Beitrag

von Stephanie Buus über das mysteriöse Verschwinden eines Reisenden in Norwegen lässt sich in jenen Kontext einordnen, während Bjarne Rogans pragmatischer Überblick über die schwierigen Reisebedingungen im Norwegen des 18./19. Jahrhunderts die literarischen Verarbeitungen jener Reisen ab- und einschätzbarer macht.

Die Beiträge zeigen dabei immer wieder, dass das semantisch wandelbare Feld des Nordens als Bestimmungsgröße für die Fremd- und implizit auch die Eigenwahrnehmung dient: Nordische Sitten, nationale Charaktereigenschaften, Stadt- und Landbilder werden beschrieben, mit den heimatlichen verglichen, als Stereotyp entlarvt, revidiert oder bestätigt und Diskurse über Identität und Alterität etabliert. Politische Implikationen beeinflussen die Bilder und Einschätzungen der Reisenden, aber ebenso gehen philosophische, anthroposophische und kulturelle Konzepte in die Beurteilungen und Konstruktionen des Nordens ein.

Marianne Raakilde Jespersen verfolgt die bekannten und wirkmächtigen Reiseberichte der Mme de Staël, deren „mapping“ und Darstellung des – englischen – Nordens im semantischen Gegensatz zu einem südlichen Paradigma und unter dem Nimbus „des Erhabenen“ steht. Karen Klitgaard Povlsen umreißt in ihrem Beitrag den geistigen Nährboden für die europäische Rezeption altnordischer (eddischer) Mythologie, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einsetzt, und deutet dabei gleich mehrere bedeutende Konzepte für den Komplex „Norden“ an: Neben dem Paradigma des Sublimen wirken Montesquieus klimatheoretische Überlegungen, Rousseaus Begriff vom Naturzustand des Menschen und Herders Vorstellung von einer nordischen Wiege des „Volksgeistes“ katalysatorisch auf die Rezeption ein und verbinden sich mit Macphersons Ossian, dem „Homer des Nordens“ und Prototyp des romantischen Geniebegriffs. In Skandinavien selbst beflügeln daneben auch archäologische Funde die (Re)Konstruktion einer eigenen, selbstbewussten nordischen Vergangenheit, wie Karin Sanders am Beispiel Dänemark verdeutlicht. Von der einsetzenden dänischen Nationalromantik mythisch überformt, wandeln sich jene Funde zu identitätsstiftenden Symbolen.

Kirsten Gomard und Bernd Henningsen thematisieren in ihren Beiträgen, dass das nordische literarische und mythologische Gestrüpp jedoch auch von den Deutschen für sich in Anspruch genommen wird. Gomards leicht provokatives „Were the languages in the Nordic Countries Nordic?“ verfolgt den Disput zwischen dem Dänen Rasmus Rask und den Deutschen Jacob und Wilhelm Grimm um die sprachgenealogische Hegemonie des Deutschen gegenüber dem Dänischen, Schwedischen und Isländischen. Henningsen deutet in seinem umfangreichen Artikel an, dass die geistigen Einflüsse Skandinaviens auf Europa (vgl. Klitgaard Povlsen) und insbesondere auf Herder auch eine entgegengesetzte Dimension aufweisen. Er legt vielfältige Spuren für Herders Einwirken auf das skandinavische Geistesleben (Grundtvig) frei.

Dass nicht nur das spätere Deutschland im 18. Jahrhundert durchaus zum Norden gerechnet wurde, belegt der umfassende Beitrag von Hendriette Kliemann-Geisinger deutlich: Historische Geschichtsbücher, Atlanten, Enzyklopädien und Lexika (z.B. Schlözer) zeugen von einem sehr viel breiteren Begriff des Nordens, zu dem selbstverständlich auch England und insbesondere Russland mit Katharina der Großen als „Stern des Nordens“ gehörten.

Obwohl Kliemann-Geisinger und andere Arbeiten (vgl. u.a. Hans Lemberg in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 33 [1985], S. 48-91) zeigen, dass der Norden bis weit in das 19. Jahrhundert keine rein skandinavische Angelegenheit war, werden in den Beiträgen in „Northbound“ jedoch ausschließlich Vorstellungen von Norwegen, Dänemark, Schweden,

Island und auch Finnland verhandelt. Damit wird der heutigen eurozentristischen Konstruktion vom Norden gefolgt, zugleich wird der Band um einige weitere interessante inhaltliche Aspekte und Arbeitsbereiche zum Norden zwischen 1700 und 1830 gebracht.

Auch wäre es wünschenswert gewesen, was aber in Sammelbänden nie ganz gelingen kann, die angesprochenen Konzepte zum Norden weiter auszuführen. Denn im Gegenzug wirken die in den Reiseberichten beschriebenen Fremdbilder, wie Klitgaard Povlsen in der Einleitung zu „Northbound“ selbst anmerkt, trotz ihrer Vielfalt zum Teil redundant.

Dass gerade die imagologischen, philosophischen, politischen und mentalen Konzepte, ihre Umwertungen und Dekonstruktionen die Komplexität und Variabilität des nordischen Paradigmas indexieren, zeigt der letzte, überaus spannende Beitrag des Bandes von Peter Fjågesund. Er verfolgt am Beispiel des norwegischen Ortes Rjukan, wie jener durch verschiedene, gar widerstreitende „nordische Konzeptionen“ durchkonjugiert wird: vom urtümlich Erhabenen des 18. Jahrhunderts über das Fortschrittsmodell im Zeitalter der Industrialisierung bis hin zur dystopischen Legende im Zweiten Weltkrieg. Fjågesund verweist damit wieder zurück auf die Ausgangsthese in „Northbound“ und auf die Zeit der Aufklärung, in der gerade die erste Nahtstelle zwischen nordischer Dystopie und Utopie gezogen wird.

Katja Wiebe, München

Olga Kurilo (Hrsg.): Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert, München: Martin Meidenbauer 2009, 295 S.

In den letzten Jahren hat das Themenfeld „Tourismus“ in der Geschichtsforschung merklich an Gewicht gewonnen, bündelt es doch mentale, soziale, ökonomische und politische Prozesse wie in einem Brennglas. In regionalbezogenen Studien aus deutscher Feder stehen dabei die Alpen, der Rhein und die Seebäder im Vordergrund. Zu letzteren liegt schon seit dem Kaiserreich Heimathistorisches und Populärwissenschaftliches vor: oft informative, ansprechend bebilderte Bände, die das Amüsante und Kuriose des „Badelebens anno dazumal“ feiern. Hinzu kommen nun auch fachwissenschaftliche Studien zu Seebädern, meist im Kontext der Konsum-, Sozial- oder Kulturgeschichte sowie der Architekturgeschichte.

Hier reiht sich auch der vorliegende Band ein, der auf eine Tagung in Greifswald zurückgeht und in der Reihe „Colloquia Baltica“ erscheint. Wobei das Attribut „Baltica“ vielleicht zu Missverständnissen einlädt, geht es doch in dieser Reihe nicht um den Ostseeraum, sondern um die „Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas“. Entsprechend fehlen Beiträge zu Skandinavien, auch Schleswig-Holstein kommt nur am Rande vor. Dies schmälert keineswegs den Verdienst, dass hier einmal Studien aus mehreren Ländern zusammengestellt wurden, ist doch der internationale und verflechtungshistorische Blick in der historischen Tourismusforschung ansonsten schwach entwickelt.

In ihrem Vorwort betont die Herausgeberin zu Recht die „transnationalen Beziehungen(n)“ und „Erscheinungen“ in der Seebäderentwicklung im Ostseeraum. Die konsequente Wortwahl ‚transnational‘ anstelle von ‚international‘ unterstreicht dabei den Willen zur Anschlussfähigkeit an ein derzeitiges Leitthema der Forschung. Gegliedert ist der Band in vier Teile: 1. „Sozialer und kultureller Wandel“, 2. „Tourismus“, 3. „Alltag und Badewesen“ und 4. „Ostseebäder als Kulturerbe“. (Sinn und Namen der ersten beiden Teile sind nicht

ganz einleuchtend, geht es doch stets um Wandel und Tourismus.) Im Einzelnen werden folgende Themen behandelt:

Zum Auftakt unternimmt Wiebke Kolbe den überfälligen Versuch, die Besucherfrequenzen an der deutschen Ostsee um 1900 zu quantifizieren. Wohl gibt es zeitgenössische Daten dazu, allerdings ist deren Reliabilität problematisch. Insbesondere ist es schwer, zwischen Tagesgästen („Passanten“ etc.) und länger am Ort Urlaubenden zu unterscheiden. Dennoch können aus dem Beitrag wertvolle Anhaltspunkte gewonnen werden. Die Herausgeberin Olga Kurilo untersucht im anschließenden Beitrag die Seebäder in den russischen Ostseeprovinzen zu jener Zeit als „Schauplätze der Transnationalität“, die sich zumeist als schlichte, naturverbundene Alternative zu den eleganten deutschen Bädern anboten. Frank Bajohr ergänzt im folgenden Beitrag seine vorzügliche Studie zum „Bäder-Antisemitismus“ um Facetten aus deutschen Ostseebädern; ein Vergleich mit der Situation in osteuropäischen Bädern bleibt künftigen Arbeiten vorbehalten.

Der zweite Teil beginnt mit einer überzeugenden Untersuchung von Hans-Christian Bresgott über die Genese der romantischen „Landschaftsbilder“ von Rügen und Usedom in den Dezennien um 1800; die Naturbegeisterung der Maler und Dichter, die sich mit dem Nordlandmythos mischte („Deutschlands Thule“), war der Gründung von Seebädern selbstredend zuträglich. Die beiden folgenden Beiträge behandeln die Kurische Nehrung: Nijolė Strakauskaitė und Anja Peleikis beschreiben in zwei Artikeln anschaulich die Entwicklung von Schwarzort und Nidden seit dem 19. Jahrhundert, wobei die touristischen Ortsmythen den vielen politisch-ethnischen Brüchen trotzen.

Im dritten Teil wird der Wandel der „Badekulturen“ in Nordosteuropa aufschlussreich dargestellt. Zunächst in Zoppot, einem eleganten Badeort bei Danzig, durch Małgorzata Buchholz-Todorska. Anja Wilhelmi untersucht die (geschlechtsspezifischen) Badepraktiken um 1900 im zaristischen Russland, Anu Järs dasselbe in Estland. Hinzu kommt eine kaum druckreife Skizze von Inga Sarma zu Jūrmala, dem Strandareal bei Riga.

Der vierte und letzte Teil behandelt architektonische und museale Aspekte. Małgorzata Omilanowska gibt eine kundige Darstellung der Bäderarchitektur im polnisch-zaristischen Polangen, das heute zu Litauen gehört. Aus dem heute russischen Ostpreußen stellt Ėl’vira Jurčenko Gebäude aus den samländischen Bädern vor. Rihards Petersons behandelt die neuere Entwicklung in Jūrmala, Dimitri Spivak die des Ostsee-Kurorts Sestroretsk bei St. Petersburg.

Der Band wird abgerundet durch eine Bibliografie, deren Auswahlkriterien allerdings recht willkürlich sind.

Fazit: Der Band überrascht nicht mit grundstürzend neuen Einsichten; seine Stärke liegt vielmehr darin, die bei allen lokalen Besonderheiten doch beeindruckende Universalität und Transnationalität der nördlichen Seebäderkultur vor Augen zu führen. Diese soziokulturelle Gemeinsamkeit kommt bei der Lektüre der regionalen Einzelstudien – von denen viele vorzüglich, einige eher läppisch sind – gleichsam von selbst zum Vorschein. Ein Desiderat bleibt es mithin, die Resultate stärker theoretisch zu reflektieren, um den Vergleich systematischer herzustellen und zum Beispiel in den Kontext der Herausbildung von europäischer „Bürgerlichkeit“ zu stellen.

Eine Schlussbemerkung: Elf Beiträge werden in Deutsch abgedruckt, drei jedoch in Englisch. Mir ist solcher Sprachmix aus ästhetischen Gründen ein Gräuel, doch dies ist Geschmackssache. Was schwerer wiegt: Die partielle Anglizifizierung des Wissens in deutsch-

sprachigen Sammelbänden signalisiert potentiellen Interessenten: „Dieses Buch ist nichts für Euch Laien!“ Zusammen mit den technisch eher mäßigen Abbildungen wirkt der Band somit nicht sehr einladend für alle, die keine Experten auf dem Gebiet der Seebäderforschung im östlichen Ostseeraum sind. Manch ein populärwissenschaftliches Werk ist ihm da voraus. Dies ist bedauerlich, enthält der Band doch Beiträge, denen eine weite Verbreitung zu wünschen wäre.

Hasso Spode, Hannover u. Berlin

Olga Kurilo: Zoppot, Cranz, Rigascher Strand. Ostseebäder im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin-Brandenburg: be.bra wissenschaft verlag 2011, 158 S.

„Strände sind auf den ersten Blick die geschichtsfremden Orte, die sich denken lassen“, schreibt Karl Schlögel in seinem Vorwort zu dieser kleinen Studie, die im Zusammenhang mit einem Ausstellungsprojekt entstand, dessen Ergebnis im Oktober 2010 im Herder-Institut Marburg der Öffentlichkeit präsentiert wurde. „Jede Spur wird gelöscht von der ersten Welle, die über den Sand hinwegrollt. [...] Aber wie immer stellt sich beim zweiten Blick schnell heraus, [...] dass noch an den einsamsten Stränden die Geschichte ihre Spur hinterlassen hat“ (S. 8). Nun geht es der Autorin nicht um eine Einsamkeitgeschichte, sondern im Gegenteil um die Entwicklung, die sommers dazu führt, dass Ostseebäder geradezu zu Ballungszentren der Sonnenanbeter werden konnten. Exemplarisch hat sich Kurilo zu diesem Zweck mit Zoppot/Sopot, Cranz/Zelenogradsk und Riga Strand/Jūrmala drei Orte herausgesucht, die alle das Schicksal teilen, im 20. Jahrhundert zum Teil mehrfach von Krieg überzogen und neuen Staaten zugeschlagen worden zu sein.

Der Aufbau des Buches ist sicher der Ausstellungenkonzeption geschuldet. Nach einer Einführung in das etwas altbacken formulierte Thema der „Ostseebäder im geschichtlichen Wandel“ folgen drei Kapitel zu den drei Orten, die indes nicht ohne Redundanzen auskommen. Für einen analytisch interessierten Leser wäre eine thematisch vorgehende Konzeption sicher anregender gewesen, da so auch direkte Vergleiche möglich geworden wären. Der „Kulturgeschichte der Ostseebäder als ein Gesamtphänomen“ (S. 42) kommt man so zumindest nicht auf direktem Wege näher. Ein Vorteil der Verbindung des visuell ansprechenden Themas Ostseebad mit der Ausstellung im Herder-Institut ist die reiche Illustrierung des Bandes, die man sich freilich farbig gewünscht hätte. Leider aber kann der knappe Text kaum einmal in einen wirklichen Dialog mit den Bildern treten, auch wenn die Zusammenstellung meistens stimmig ist. Hierfür hätte der Autorin mehr Platz eingeräumt werden und sie selbst viel intensiver auf z.B. Architektur- und Alltagsgeschichte eingehen müssen. Dies hätte aber eine intensivere Beschäftigung vorausgesetzt, die für die Ausstellung wohl leider nicht intendiert war, weshalb dieser Band in erster Linie als knappe Überblicksdarstellung anzusehen ist.

Die wesentlichen Themen werden aber durchaus angesprochen und bieten Ansätze für weitergehende Forschungen: die Gründung des jeweiligen Kurorts und der Ausbau seiner medizinisch-touristischen Infrastruktur; die Entwicklung der Besucherzahlen und deren soziale Zusammensetzung; Urbanisierung und Industrialisierung; internationales Leben am Strand (die Autorin spricht sogar vom Ostseebad als „Mikrokosmos Europas“, [S. 35]); Krieg, Wiederaufbau in der Zwischenkriegszeit und wieder Krieg (hier hätte dem Aspekt

der Nationalisierung des Tourismus vielleicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden können); Tendenzen des sozialistischen Tourismus in der VR Polen und der UdSSR sowie ein Ausblick in die Nachwendezeit. Das alles ist auch deshalb entspannt zu lesen (und daher durchaus als Reiselektüre geeignet), weil immer wieder Zeitzeugenberichte zitiert werden. Hierzu zählt z.B. der Theologe Hans Brandenburg, der in seiner Beschreibung der Atmosphäre am Rigaschen Strand von den Fischern und alten Hökerweibern berichtet, von den russischen Gemüsegärtnern, den italienischen Hausierern und Tataren sowie den „Chinesen mit langen Zöpfen auf dicken Schuhsohlen“, die alle ihre Waren feilboten (S. 142 f.). Da sage noch einer, Globalisierung sei erst eine Erfindung der Spätmoderne.

Einige kleinere Ungenauigkeiten seien an dieser Stelle aber doch erwähnt: Das Kurbad Hapsal/Haapsalu wurde nach neuesten Forschungen wohl schon 1805 gegründet,¹ Reval/Tallinn, wo spätestens 1815 eine ständige Badeanstalt eingerichtet worden war, fehlt in dieser Liste der wichtigsten estnischen Kurorte, obgleich es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der eigentliche Publikumsmagnet des Gouvernements Estland war (S. 16). Auf S. 20 wird der Eindruck erweckt, Dr. Leonid Arbusow jr. sei ein Arzt, doch war Arbusow tatsächlich Historiker. Während manche Formulierungen prägnant sind – Zoppot sei in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vom „Ort der Millionäre zum Ort der Millionen“ geworden (S. 72) –, sind einige andere etwas unglücklich. Es ist zwar nicht falsch, dass Sowjetbürger in den 1920er Jahren ein Visum benötigten, um die Ostseebäder zu besuchen, doch erweckt diese Formulierung den irrigen Eindruck, ein Reisewilliger hätte einfach nur in ein Konsulat gehen müssen, um sich die Fahrkarte an die Ostsee zu sichern (S. 120). Wissenschaftssemantisch amüsant ist die Vorstellung des männlichen „Guckers“, der den Frauen beim Baden zuschaut, als ein „transnationales, europäisches Phänomen“ – womit wir wieder auf dem „geschichtslosen“ Strand wären, der einen zweiten Blick verdient hat. Aber wo war die Transnationalität, wenn ein deutscher „Gucker“ z.B. „nur“ einer deutschen Badenixe zusah? Ich überlasse die Deutung der Phantasie der Leser.

Karsten Brüggemann, Tallinn

1 Kalev Jaago: Haapsalu kuurordi mitu algust [Mehrere Anfänge des Kurortes Hapsal/Haapsalu], in: Anu Lepp (Hrsg.): Haapsalu kuurort 185 / Haapsalu Resort 185, Haapsalu 2011, S. 9-15.

Natalia Baschmakoff, Mari Ristolainen (Hrsg.): The Dacha Kingdom: Summer Dwellers and Dwellings in the Baltic Area, Helsinki: Aleksanteri Institute 2009, 503 S.

Dem „Ferienreich“ der Ostseeregion, seinen Bewohnern auf Zeit und den dort üblichen sozialen und kulturellen Praktiken widmete sich im Sommer 2006 im kulturträchtigen Datschenort Repino (Kuokkala) eine vom finnischen Aleksanteri Institute, Helsinki, veranstaltete internationale Konferenz. Die Ergebnisse der Tagung wurden nun von Natalia Baschmakoff und Mari Ristolainen unter teilweiser Beibehaltung eines sommerlich-impressionistischen Duktus zusammengestellt.

Im Fokus des Tagungsbandes steht *das* Emblem der russischen exurbanen Freizeitkultur, die Datscha. Sie dient den Herausgeberinnen als Sammelbegriff für ein Spektrum unterschiedlicher Konzepte von sommerlicher Erholung im kulturellen Bewusstsein der Region sowie für exemplarische Formen, in denen Städter ihren Sommer im 20. und 21. Jahrhun-

dert jenseits des urbanen Raums erleben und gestalten. Hatte 2003 Stephen Lovell in einer grundlegenden Studie zur Datscha diesen Aspekt russischer Sozial- und Alltagsgeschichte erst noch aus seiner vorgeblichen Marginalität befreien müssen und als prominente Besonderheit Russlands markiert,¹ wird in den 33 Beiträgen des vorliegenden englisch-russischen Bandes das Phänomen nun an den Rändern der russischen Welt untersucht. Doch ist mit dem griffigen Titel „The Datcha Kingdom“ nicht nur eine Kontaktzone Russlands mit anderen europäischen Kulturen rund um das Baltische Meer beschrieben. Die vielversprechende Systemmetapher deutet auch auf den Facettenreichtum dieses kulturellen Raums der Sommerfrische hin, untersucht man ihn in mehr als einer fachlichen Perspektive. Die disziplinäre Bandbreite sei hier kurz umrissen, um einen ersten Eindruck zu vermitteln, was der Band zu bieten hat.

Sein Gegenstand ist ein temporäres „Ferienreich“, das sich seit dem späten 19. Jahrhundert während der Sommermonate die Ostseeküste entlang erstreckt, von der Karelischen Landenge mit ihren finnischen Feriensiedlungen über die suburbanen Vergnügungsorte des zaristischen Petersburgs, den Seebädern und exurbanen Rekreationszonen im Binnenland der baltischen Staaten bis hin zu den deutschen Kurorten: Teils für größere Abschnitte der Ostseeregion, teils in lokal fokussierten Fallstudien zu einzelnen Feriensiedlungen oder Erholungssuchenden, wird mit historischer Fragestellung die wechselhafte (Kultur-)Geschichte dieses Reiches mit einem deutlichen Schwerpunkt in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts untersucht. In soziologischen, ethnologischen und kultursemiotischen Studien wird des Weiteren die Binnenstruktur dieses „Reiches“ zu unterschiedlichen Zeiten und an verschiedenen Orten in den Blick genommen. In ihnen werden differenzierte Bilder der Datscha bzw. der Ferienkultur entworfen und es wird aufgezeigt, wie sich lokale und historisch gewachsene Gegebenheiten und russische bzw. später dann sowjetische Vorstellungen in diesem Datschen-Reich verflochten haben. Geht es in ersteren um lokale oder historische Spezifika, werden in den Untersuchungen aus kultursemiotischer Perspektive einzelne Bedeutungsaspekte des kulturellen Konzepts – z.B. Idylle, Kindheitsort, Liebesnest – zu einem Gesamtbild einer „russischen“ Sommerfrische zusammengefügt. Diese kann gleich zweimal als Distinktionsmerkmal fungieren: Einmal unterscheidet sie die russischen Sommergäste und ihre Praktiken von den „anderen“ Kulturen der Ostseeanrainer und, chronologisch betrachtet, kennzeichnet sie die sowjetischen Menschen im Unterschied zu den Vertretern postsozialistischer Gesellschaften, für die bereits neue Formen einer internationalen Freizeitkultur kennzeichnend sind. Außerdem wird in literaturwissenschaftlichen Studien nach den Bildern gefragt, die die Datscha als „Reich der Imagination“ generiert, nach dem russischen „Datscha-Text“ und seinen Filiationen in Literatur und Theater und in einer ästhetisch überformten Lebensführung der sich in diesem Reich ebenfalls tummelnden schöpferischen Eliten.

Die unterschiedlichen Erkundungsgänge in das „Reich der Datscha“ werden in vier Abschnitten präsentiert. Der erste unter dem Titel „The Dacha Space / Dačnoe prostranstvo“ eröffnet mit zwei programmatischen Überblicksartikeln. Zum Auftakt lotet die Kultursemiotikerin Tat'jana Civ'jan die mythologische Dimension des kulturellen Konzepts „Datscha“ als Teil eines russischen Weltbilds aus. Als Indikator hierfür dienen ihr Beschreibungen und Definitionen der Datscha durch Laien im russischen Internet, die deutlich machen,

1 Stephan Lovell: *Summerfolk. A History of the Dacha, 1710–2000*, Ithaca 2003.

wie die Vorstellung von einer russischen Unikalität der Datscha in Identitätsdiskursen als Alteritätsindikator dient. Nur auf den ersten Blick erscheint die Datscha im kollektiven Bewusstsein als reines Arkadien, als einfaches, positiv besetztes Gegenkonzept zum horriblen, urbanen Lebensraum der Städter. Bei genauerer Hinsicht erweist sich das Phänomen als komplexes Merkmalbündel, zu dem auch Konnotationen eines schrecklichen Ortes zählen. Charakteristisch ist hierbei die spannungsreiche Relation, ja Amalgamierung ambivalenter Bedeutungen. Denn als temporärer Ort einer akkulturierten Natur ist der Datscha-Raum eingespannt zwischen die Pole Stadt und Land und in die zeitliche Folge von Sommer und Winter, was ein beständiges, auch innersaisonales Pendeln zwischen den Räumen und ein Wechsel ihrer Wertigkeiten notwendig macht. Die Datscha versinnbildlicht nicht zuletzt auch deswegen keinen Gegen-, sondern einen Doppelgänger-Ort der Stadt, weil sie voller Doppelgänger-Dinge ist, die – da in der Stadt nicht mehr gebraucht – ihr zweites Leben auf der Datscha leben. Wie Civ'jan an ihrem aktuellen Material zeigen kann, ist das Konzept „Datscha“ zwar ein ambivalenter mythogener Sehnsuchtsort, der aber in der Wahrnehmung der eigenen Kultur spezifisch russisch ist und entsprechende Emotionen und ästhetische Reaktionen provoziert.

Während Civ'jan das innerkulturelle Sinnpotential der Datscha für das russische Selbstverständnis herausstellt, unterstreicht Stephen Lovell in seinem sozialgeschichtlichen Abriss ihr Erkenntnispotential für den wissenschaftlichen Blick von außen, sei dies nun ein historischer, kulturologischer, anthropologischer oder sozialgeografischer. Auch für Lovell lässt sich die Datscha als temporärer Ort und in ihrer Wechselbeziehung zur Stadt fassen, als sozioökonomisches Phänomen ist sie für ihn ein zentraler Bestandteil russischer Modernitätserfahrung. Als Sammelbegriff mit wechsellagerter Geschichte bezeichnet „Datscha“ eine Vielzahl von exurbanen Wohn- und Lebensformen und stellt für Lovell ein „extrem sensibles Barometer“ (S. 35) für die komplexen sozialen und kulturellen Prozesse im neuzeitlichen Russland dar. Dieser Wandel lässt sich für Lovell am Beispiel von drei Binäritäten (Fremd/Eigen, Männlich/Weiblich, Rural/Urban) beschreiben, die für die Datscha Bedeutung gewinnen, wobei seine Befunde mit dem von Civ'jan konstatierten Konzeptkern aus Dichotomien korrespondieren. Allerdings unterstreicht der Historiker die Historizität des Phänomens, in dem er das Wechselspiel der Bedeutungszuschreibungen entlang einer bald 200-jährigen Zeitachse verfolgt. Die historische Vielgesichtigkeit einer für Russland typischen exurbanen Freizeit- und Erholungskultur ist dem Verfasser nicht zuletzt Anlass, davor zu warnen, die angebliche „russkost“ der Datscha, also ihre a-historische mythologische Aufladung, überzustrapazieren. Der komparatistische Ansatz des Bandes verspricht, so Lovells Erwartung, auch jenseits der russischen Seele ein „Königreich der Datscha“ als Teil eines circumbaltischen Kulturraums zu finden.

Mit diesen beiden Positionen ist die Spannweite des ersten Blocks von Artikeln vorgegeben – kultursemiotisch und historisch angelegte Untersuchungen wechseln sich im Folgenden ab. Das Konzept der Datscha wird als Ort des Spiels beschrieben, an dem allgemeine kulturelle Stereotypen und soziokulturelle Konventionen unterlaufen werden und eine eigene lokale Mythologie entsteht (Natalia Zlydneva). Die Datscha gilt zudem als Kindheitsraum und Kindheitstraum, die in Memoiren und literarischen Zeugnissen als *locus amoenus* zur Darstellung von Transgressionen in die Erwachsenenwelt ebenso wie zurück zu einer kindlich unverstellten Sicht auf die Welt dienen (Patrizia Deotto). Dieser spezifisch arkadische *genius loci* prädestiniert die Datscha zum Ort für erotische Imaginationen, wie sich an Bei-

spielen aus der Populärliteratur um 1900 sowie an (– wie der Autor feststellt – ziemlich unspektakulären) pornografischen Texten des Ru-Net zeigen lässt (Ugo Persi). Mit Hilfe eines literarischen Artefakts, dem Datschenalbum Kornej Čukovskijs, lässt sich sowohl ein Bild vom Inselcharakter der russischen Datscha als einem spielerischen, vom politischen Kontext losgelösten Imaginationsraum gewinnen, als auch die wechselhafte Geschichte der Datschenkultur des karelischen Isthmus erzählen (Elena Hellberg-Hirn).

Besonders hervorgehoben sei hier Richard Stites' inspirierende Studie zur Entstehung einer sommerlichen Erholungskultur in der russischen Ostseeregion. Ausgehend von der im späten 18. Jahrhundert zu datierenden Entdeckung des Sommers als Saison gesellschaftlicher Vergnügungen für die städtischen und suburbanen Eliten, beschreibt Stites das Aufkommen von *Vauxhalls*, von Vergnügungsgärten in den Vororten Sankt Petersburgs, eine Entwicklung, die eng verknüpft war mit der verkehrstechnischen Erschließung des städtischen Umlands. Am Beispiel des 1838 als Kur- und Musikhalle konzipierten Pavlovsker Bahnhofsgebäudes stellt Stites die Vorgeschichte der Sommerkolonien des 20. Jahrhunderts auf überaus anschauliche Weise dar. Mit diesem Kapitel der russischen Popularkultur zeigt er, wie neben den Herrenhäusern, Adelsklubs, aber auch der Dorfstraße im Russland des 19. Jahrhunderts alternative Räume entstanden, in denen sich das Publikum zu mischen begann, die strengen ständischen Codes gelockert und mit Hilfe eines gehobenen Kulturbetriebs bislang elitäre Unterhaltung für breitere Schichten zugänglich wurden – Effekte, die sich in der Freizeit- und Ferienkultur des folgenden Jahrhunderts weiter dynamisieren.

Der zweite Block von Texten „Dachas in Literature and Arts / Dači v literature i iskusstve“ präsentiert Untersuchungen, die sich mit dem Bild der Datscha im literarischen Werk von Paustovskij, Remizov, Elena Guro und Josif Brodskij (Aleksandr Belousov, Sergei Dotsenko, Natalia Baschmakoff, Maija Könönen) beschäftigen, aber auch mit dem Blick des „Anderen“ auf die russische Ferienkultur in der Kindheitstrilogie des finnlandschwedischen Autors Oskar Parland (Katja Wiebe). Hier finden sich zudem Ausführungen zum saisonalen Theaterleben in Gungerburg-Ust'-Narva in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts (Tatiana Shor) und zwei ertragreiche Aufsätze, die den Alltag der russischen Sommerferienorte um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert mit Hilfe der speziellen Periodika für Datschenbewohner und Feriengäste und der dort verzeichneten Ratschläge, Nachrichten und Sensationen (Valentina Gavrishina) oder der „Datscha-Texte“ (Elena Dushechkina), einem Subgenre der saisonalen Unterhaltungsblätter, im Sinne einer „humoresken Enzyklopädie des Datschenlebens der mittelständigen Petersburger“ (S. 111) rekonstruieren.

Im dritten Abschnitt „Dacha Locuses in the Baltic Area / Dačnye lokusy v cirkumbaltijskom areale“ wird mit neun Untersuchungen zu einzelnen Erholungsorten ein Mapping der Ostseeküste von Finnland bis Deutschland (unter Aussparung lettischer und polnischer Beispiele) vorgenommen. Dabei wird deutlich, dass die Ferien-Region längst nicht nur für ein russisches Datscha- oder Ferien-Konzept das landschaftliche Setting bieten kann. Annelore Engel-Braunschmidt zeigt an Beispielen aus 200 Jahren deutscher Literatur, dass sich auch ein auf die deutsche Sommerfrische an der Baltischen See bezogenes, enger an die Seebäder und an kürzere Ferienaufenthalte gebundenes Konzept mit dieser Region, nicht zuletzt mit der Kurischen Nehrung, verbindet. Gleich fünf Studien widmen sich estnischen Rekreationen (Sergej Isakov, Irina Belobrovtsseva, Aurika Meimre, Galina Ponomareva, Liubov Kiseleva), und in ihnen werden Formen des Sommerurlaubs und die tourismusgeschichtliche Entwicklung untersucht, Schicksal und Funktion der Seebäder und Ferienkolonien während

des Ersten, insbesondere aber des Zweiten Weltkriegs, u.a. im Vergleich der Sommermonate 1940 und 1941, als aus den Datschenkolonien Ferienlager zur sozialistischen Umerziehung wurden, bevor sie dann der Brandschatzung durch die deutsche Wehrmacht zum Opfer fielen. Außerdem werden Fragen der Interkulturalität aufgeworfen, die Kontakte der Gäste zur estnischen Kultur untersucht sowie dem besonderen Stellenwert der baltischen Kulturen im sowjetischen kollektiven Bewusstsein und einem bis heute fortgeschriebenen „estnischen Datschen-Text“ in der russischen Literatur nachgegangen.

Der letzte thematische Block „Changing Forms of Summer Dwelling / Menjajuščiesja formy dačničestva“ schließt den Band mit einigen wenigen Aufsätzen, deren Schwerpunkt auf der Datscha als Teil der sowjetischen Kultur und auf ihren postsozialistischen Metamorphosen liegt. Für die Ferien- und Freizeitkultur auf der Kola-Halbinsel z.B., die lange Zeit durch hohe Mobilität (u.a. in südliche Gefilde) gekennzeichnet war, wurde die Datscha erst in der Transformationszeit relevant. Dies liegt, so Mariia Nakhishina und Irina Razumova, an der Notwendigkeit von Subsistenzwirtschaft in Zeiten sinkenden Lebensstandards, der Kompensationsfunktion für fehlende oder verlorengegangene Reisemöglichkeiten und der Etablierung einer neuen lokalen Identität ehemaliger russländischer Arbeitsmigranten über Besitz und Arbeit auf einem eigenen Stück Land. Hier drängen sich direkt Rückschlüsse auf die Gründe für die wichtige Rolle der Datscha in der sowjetischen Kultur auf, was allerdings Inna Kopoteva in einer herausragend systematischen Darstellung von Ergebnissen ihrer in den 1990er Jahren durchgeführten Feldstudie zu den „600 m²“, dem Land, das den Sowjetbürgern als Datschengrundstück zugebilligt wurde, sehr viel differenzierter erklären kann. So wurde der Besitz einer Datscha vor allem als Investition von Arbeit in etwas Eigenes geschätzt und diente nicht primär ökonomischen Zielen. Ihre rekreative Funktion, die auch Teil einer Gesundheitsideologie der Sowjetunion war, wurde hingegen längst nicht von allen Respondenten positiv gesehen, die Datscha konnte sich vielmehr auch als „Zerstörer des kulturellen Raums“ (S. 454) erweisen, da sie jegliche freie Zeit besetzte. Und ihre sozio-kulturelle Funktion konnte ganz unterschiedlich ausfallen, je nachdem ob es sich um ein Haus in einer Dorfgemeinschaft oder um eine Datscha in einem Kooperativ handelte. Heute, 20 Jahre später, scheinen die Funktionen der Datscha auseinanderzudriften und an Bedeutung zu verlieren. Unklar bleibt noch, was aus der soziokulturellen Funktion in Bezug auf die umgebende Gemeinschaft wird – da können sich die Datschniki heute als Entwicklungsmotoren für die Dörfer ebenso wie als konservative Bewahrer von sowjetischen Alltagspraktiken im Umgang mit den Dorfbewohnern erweisen, so die Sozialwissenschaftlerin.

Wie unterschiedlich „Datscha“ verstanden werden kann – als Sammelbegriff für die Sommerfrische am Baltischen Meer, als spezifische russische Ferienpraxis, als konkrete temporäre Wohnform, als konzeptioneller Teil eines russisch-sowjetischen kulturellen Bewusstseins oder als Motiv und Motivation künstlerischer Praktiken –, dokumentiert der vorliegende Band, der auch ein Beispiel der Vielfalt möglicher disziplinärer Zugriffe, Diskurseigenheiten unterschiedlicher Disziplinen und nationaler oder idiosynkratischer Wissenschaftsstile ist. Allerdings wäre dem über 500 Seiten starken Band zu wünschen gewesen, dass seine Herausgeberinnen die Adressaten mit mehr als nur einem Minimum an konzeptionellem Handgepäck und mit einer orientierenden „Karte“ für die Reise in das „Königreich der Datscha“ ausgestattet hätten. So wird es dem Zufall überlassen, ob die Leser trotz anderslautender Ankündigung hier nach lohnenden Studien zur circumbaltischen Tourismusgeschichte und Freizeitkultur für das ausgehende 19. Jahrhundert suchen (Lovell,

Stites, Issakov, Ryzhakova) oder auf versteckte Artikel stoßen werden, die in unerwartete Nachbarschaft geraten sind – wie zum Beispiel die spannende Fallstudie von Marina Vitukhnovskaia-Kaupala zum politischen Mord an Michail Jakovlev Gercenštejn 1909 in Torioki, die den schon den Zeitgenossen suspekten Illusionscharakter einer idyllischen Datschenkultur am finnischen Meerbusen entlarvt (nachzulesen unter der Rubrik „Literatur und Kunst“). Eine stärkere redaktionelle Verknüpfung der unterschiedlichen, auch widersprüchliche Positionen – besonders in den kultursemiotisch argumentierenden Artikeln –, eine Reduktion auf direkt mit dem Thema befasste Untersuchungen und ihre einsichtigeren Anordnungen hätte aus dem Aneinanderreihen der oft doch heterogenen Beiträge eine kleine Freizeitkulturgeschichte der Region werden lassen können. So liefert der Band zuallererst einmal exemplarisch den Beweis, dass die weitere Beschäftigung mit dem Ferien-Reich der Ostsee-Region nicht nur unter russischer, sondern auch unter transnationaler Perspektive für eine Reihe von Disziplinen auch in der Zukunft lohnend sein kann und welch reichhaltiges Quellenmaterial sich für Detailstudien bietet. Auf eine synthetisierende Arbeit zum Thema bleibt allerdings noch zu hoffen.

Christine Gözl, Leipzig

Michel Espagne, Thomas Serrier (Hrsg.): Villes baltiques. Une mémoire partagée, Themenheft der Revue germanique internationale 11 (2010), 249 S.

In jüngster Zeit sind einige Bücher in französischer Sprache erschienen, die sich mit dem Baltikum befassen und die dazu beitragen sollen, diese Region dem französischsprachigen Leser vertrauter zu machen.¹ Der vorliegende Band über die baltischen Städte und ihre geteilte Erinnerung nimmt in diesem Zusammenhang einen besonderen Platz ein. Hier wurden 13 Beiträge von Germanisten und Historikern zusammengestellt, in denen, der Zielsetzung der „Revue germanique internationale“ folgend, ein für die Germanistik relevantes Thema unter einem fachübergreifenden Standpunkt untersucht wird. Der Sammelband setzt eine Reihe von Veröffentlichungen fort, die der Herausgeber Thomas Serrier bisher vorgelegt hat.² Die Besonderheit besteht darin, dass es sich um ausgewählte Städte handelt, wie in der Einleitung von Michel Espagne und Thomas Serrier betont wird, die, wenn sie auch „keine deutschen Kulturhauptstädte waren“, so doch „eine starke Ausstrahlungskraft in der deutschen Geistesgeschichte besaßen“ (S. 5). Die Präsenz deutscher Kultur sei zwar in diesen urbanen Milieus eine „Beherrschungsform“ gewesen, doch habe sie andere

1 Hier seien die beiden folgenden, sehr sorgfältig recherchierten Reportagen erwähnt: Antoine Jacob: *Les Pays baltes. Un voyage découverte*, Paris 2009 (eine erweiterte Ausgabe des 2004 erschienenen Buchs *Les Pays baltes. Indépendance et intégrations*, Paris); sowie das im Ton und Stil persönlichere *Courlande* von Jean-Paul Kauffmann, Paris 2009.

2 Vgl. Formen kultureller Aneignung: Städtische Meistererzählungen in Nordosteuropa zwischen Nationalisierung und Pluralisierung (S. 13-23) sowie das Editorial (S. 9-11) zu dem von Thomas Serrier herausgegebenen Heft der Zeitschrift *Nordost-Archiv NF XV* (2006): Die Aneignung fremder Vergangenheiten in Nordosteuropa am Beispiel plurikultureller Städte (20. Jahrhundert); sowie Serriers Beitrag über Danzig/Gdańsk: *L'Europe du XX^e siècle au prisme des confins germano-polonais*, in: Delphine Bechtel, Xavier Galmiche (Hrsg.): *Les Villes multiculturelles en Europe centrale*, Paris 2008, S. 221-247.

Kulturformen an ihrer Entwicklung und Selbstdefinition nicht gehindert (S. 6). Programmatisch wird dementsprechend in der Einleitung der Frage nach dem wirklichen Inhalt des Nebeneinanders unterschiedlicher Kulturen in diesem Raum gefolgt. Auch wird die Frage aufgeworfen, ob es sich dabei um eine bloße Reihe von an sich geschlossenen Gesellschaften gehandelt oder ob es auch gelegentliche Wechselspiele, Verschränkungen und Mischungen gegeben habe.

Jeder Beitrag liefert dazu eine Teilantwort, in ihnen werden Beispiele herangezogen und aus einem jeweils anderen Blickwinkel untersucht: Jörg Hackmann behandelt im ersten Artikel die geohistorischen Grundzüge in Nordosteuropa und geht dabei der grundsätzlichen Frage nach, ob es in Nordosteuropa in der Vielfalt der Kulturen auch einigende Elemente gegeben habe. Sein zum Teil theoretisch angelegter Beitrag bietet einen fundierten Querschnitt durch die historiografischen Schulen, die sich mit dieser Frage befasst haben. Der Multikulturalismus sei in diesem Raum kein Ziel an sich gewesen, sondern eine Gegebenheit, von der man sich durch verstärktes Gemeinschaftsleben zu befreien suchte. Erst in der letzten Zeit sei ein verstärktes, über die eigene kulturelle Identität hinausgehendes Interesse für die anderen städtischen Kulturen aufgekommen. Jahrhundertlang habe ein Antagonismus zwischen herrschenden „Deutschen“ und sozial beherrschten „Undeutschen“ bestanden, der auch heute noch andauere, etwa in der mitunter immer noch negativen Bewertung der russischsprachigen Einwanderung zu sowjetischen Zeiten. Zugleich lassen sich auch lokale Beispiele anführen, die gegen den allgemeinen Trend zur Bestimmung nationaler Identitäten sprächen. Diese Annahme wird durch die verschiedenen Beiträge des Sammelbandes bekräftigt.

Jean-François Battail konzentriert sich in seiner Abhandlung „Als Schweden die östliche Ostsee beherrschte“ auf den Kontext und die Formen der schwedischen Präsenz im östlichen baltischen Raum des 17. Jahrhunderts. Riga wird in diesem Kontext mit seinen 30 000 Einwohnern als die größte Stadt im schwedischen Imperium präsentiert. Die Geschichte von Dorpat als dem intellektuellen Zentrum dieses schwedischen Raumes seit der Gründung der dortigen Universität durch Gustav Adolf II. im Jahr 1632 wird ebenfalls dargestellt. Stipendien für Studenten aus Schweden und Finnland, um in Dorpat zu studieren, zeugen von der Attraktivität dieser Bildungsinstitution. Hier habe keine erzwungene Akkulturation durch einen staatlich vorgegebenen Sprachzwang des Schwedischen stattgefunden, im Gegenteil – hier seien die Gesetze von der lokalen Verwaltung ins Deutsche übersetzt worden. Nicht die sprachliche, sondern die konfessionelle Vielfalt wurde als Gefahr empfunden. Heutzutage erscheine diese Epoche in der estnischen Erinnerung als die „gute alte schwedische Zeit“, versinnbildlicht durch die Statuen König Gustav Adolfs II., der in Schweden hingegen wegen seiner Eroberungspolitik einer schonungslosen Kritik unterzogen werde.

Drei litauische Historiker, Dangira Mačiulis, Alvydas Nikžentaitis und Vasilijus Saffronovas, beleuchten die symbolischen Aneignungen dreier multikultureller Städte: Kaunas, Klaipėda und Vilnius. Die Autoren bemängeln fehlende Studien über die mentale Aneignung der Kultur in multikulturellen Städten, während ausreichend Arbeiten über konkurrierende Erinnerungskulturen im städtischen Raum vorlägen. Gerade diese räumliche Dimension kommt in diesen und allen nachfolgenden Beiträgen besonders zum Ausdruck. Mikrotopografische Analysen zeigen, wie Orte nationalisiert und aufgrund einer kulturellen Dominanz anderer Gruppen verändert wurden. Als Beispiel wird das Kriegsmuseum in der damaligen Hauptstadt des litauischen Staates, Kaunas, benannt. Weiterhin werden Spannungen

um neue Toponyme im von Deutschen und Litauern umkämpften Memel/Klaipėda in der Zwischenkriegszeit genau nachgezeichnet. Wie sich die Erinnerungskulturen auf polnischer und litauischer Seite in Vilnius herausbildeten, wird eingehend an Fällen von Straßennamenumbenennungen und Kulturprojekten aufgezeigt. Hier lasse sich keine Spur von einer bewussten Politik der Multikulturalität finden, mit Ausnahme von einigen jüdischen Namen, die in den Toponymen geehrt worden seien.

Das jüdische Vilnius ist Thema der Abhandlung von Jean Baumgarten „Zwischen Ultraorthodoxie und Modernität“. Der Autor beschreibt eine komplexe Situation innerhalb der jüdischen Bevölkerung. Es habe sich eine Gruppe absichtlich gelöst, während ein anderer Teil eine Anknüpfung an moderne Strömungen angestrebt habe. Hier würden sich die neuen Identitäten zur Zeit der (jüdischen) Aufklärung widerspiegeln. Die Entwicklung der Vielfalt und die damit verbundenen Konflikte innerhalb einer kulturellen Gemeinschaft werden in diesem Beitrag überzeugend dargestellt. Der amerikanische Historiker Theodore R. Weeks wirft in seiner „Studie über parallele Kulturen und den unsichtbaren ‚Anderen‘“ einen weiteren Blick auf das „Vilna, Wilno, Vilnius“ in der Zeit von 1863 bis 1939. Der Autor will zeigen, wie sich im Raum die Sprachen und Kulturen mischen bzw. nicht mischen konnten, wobei er sich auf statistische Daten stützt, die er jedoch kritiklos übernimmt (S. 81). Letztendlich belegt er anhand dieser Zahlen die fehlende Vielfalt bzw. Mischung der Ethnien.

Anne Sommerlat, ausgewiesene Kennerin der kulturellen Verhältnisse im Kurland des ausgehenden 18. Jahrhunderts,³ liefert in ihrer Abhandlung unter dem Titel „Das nationale Element in den Beschreibungen von Mitau um 1800“ einen eindrucksvollen Querschnitt durch die kurländische Hauptstadt. Anhand von Reiseberichten weist sie sehr plastisch die vielen wissenschaftlichen Netzwerke sowie diplomatische Fäden nach, die sich in der demografisch gesehen kleinen Stadt kreuzten; sie ergänzt diese mit all ihren weiteren Verästelungen nach Moskau, Berlin und Paris. Die Zusammensetzung der Bevölkerung mit einer deutschen Mehrheit in einer sonst lettischen Umgebung sowie mit einer verhältnismäßig hohen Zahl von Juden und Russen habe Mitau eine besondere Stellung innerhalb des Herzogtums Kurland verliehen. Sommerlat hebt des Weiteren die sozialen Aspekte hervor, die etwa bei der Pflege deutscher Traditionen in Form einer nicht standardisierten Sprache permanenter Veränderung unterlegen seien. Umgekehrt seien von den Letten deutsche Gepflogenheiten übernommen worden und die Gruppe der „deutschen Leute“, eine sozial-ethnische und nationale Mischung entstanden, die zwischen Deutschen und Letten verkehrt und vermittelt habe, wobei eine Hierarchie je nach kultureller und sprachlicher Zugehörigkeit erhalten geblieben sei. Sommerlat spricht hier von einer Multikulturalität *sui generis* – „en filigrane“ (S. 104), da sie zum Teil verwirklicht, aber unausgesprochen geblieben sei.

Ulrike von Hirschhausen berichtet über Vereine in Riga um die Jahrhundertwende und präsentiert der französischsprachigen Leserschaft die Resultate ihrer größtenteils auf Deutsch publizierten Forschungsergebnisse, in denen ethnische und konfessionelle Dimensionen innerhalb dieser Institutionen unterstrichen werden. Yves Plasseraud gibt in „Riga: Zusammenleben von rivalisierenden Gesellschaften“ eine knappe und informationsreiche Darstellung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen der Stadt, von der deutschen über die sowjetische Zeit bis hin zur lettischen Metropole.

3 Anne Sommerlat: *La Courlande et les Lumières*, Paris 2010.

Eine methodologisch sehr interessante Untersuchung liefert Michel Espagne in seinem Artikel „Von Lotman bis Parrot. Für eine regressive Geschichte von Tartu-Dorpat“. Die Universitätsstadt wird hier als ein Beispiel von besonders intensivem Transfer herangezogen. Mit der bekannten Person des Semiotikers Juri Lotman, der einen spezifischen Strukturalismus entwickelte, „der zugleich eine Alternative zur politischeren Interpretation der Kulturphänomene in Russland bot“ (S. 163), wird eine Transfergeschichte rekonstruiert. Ausgehend vom 20. Jahrhundert werden Konstellationen von sich kreuzenden Wegen verschiedenster Kulturvermittler aufgezeigt (Wassili Schukowski, Friedrich Reinhold Kreutzwald, Maximilian Klinge). Dorpat als der Ort, über den „deutsche“ Wissenschaft in das russische Zarenreich gelangen konnte, gewinnt nach Espagne noch eine zusätzliche Dimension mit der Person des weniger bekannten Georg Friedrich Parrot, eines Franzosen aus Montbéliard, einer württembergischen Enklave im Königreich Frankreich. Parrot gelangte über Stuttgart und Offenbach nach Dorpat, stieg hier zum Rektor der Universität auf, an der er zuvor bereits ab 1801 als Professor für Mathematik tätig war. In Russland verfasste er französischsprachige Abhandlungen, deutschsprachig waren seine Veranstaltungen. Bilanzierend stellt er fest, dass die Universität Dorpat in verschiedenen Kontexten als Vermittlungsort funktioniert habe, der sich mehrere Male neu definieren und etablieren habe müssen.

Céline Trautmann-Waller beleuchtet die Geschichte der Universität Dorpat unter Einbeziehung verschiedener historiografischer Traditionen, die „zwischen Zugehörigkeitsforderung und Transnationalität“ dazu gedient habe, ein Stück kollektiver Identität zu vermitteln.

Zwei Artikel befassen sich mit russischen Fallbeispielen: Ekaterina Dmitrieva liefert mit „Pskov und die langfristigen deutsch-russischen Transfers“ ein fakten- sowie gedankenreiches Fresko vom Mittelalter bis zum Zweiten Weltkrieg, der Belagerung und Besetzung der Stadt durch deutsche Truppen. Diese letzte Zeitspanne der kulturellen und konfessionellen Interferenz mitten im Krieg, als das religiöse Leben nach dem Verbot im sowjetischen Staat in der Form von Ikonenverehrung mithilfe des deutschen Propagandaapparates wiederaufgenommen wurde, stellt sie in ihrer Widersprüchlichkeit dar. Im zweiten Teil wird die Handelsgeschichte als Kulturgeschichte beleuchtet. In der Schlussfolgerung spricht die Autorin die Instrumentalisierung der Stadtgeschichte und die mythische Dimension von Alexander Nevski an. An diesem Beitrag wird die Relevanz von ausgedehnten historischen Streifzügen deutlich. Die chronologische Breite kombiniert mit ausgewählten Fokussierungen ermöglicht das Aufzeigen von Wiederholungen und Variationen des deutsch-russischen Transfers.

Ewa Bérard behandelt das Thema der „deutschen Botschaft in Sankt Petersburg 1910–1914, die Architektur als *casus belli*“. Ganz im Gegensatz zum vorangehenden Artikel wird hier ein sehr begrenzter (Zeit)raum bearbeitet. Auch diese Analyse liefert wertvolle Einsichten zu kulturell und politisch verursachten Konflikten. Als Spezialistin der russischen Stadt Sankt Petersburg untersucht sie die deutschen und russischen Standpunkte sowie ihre kulturellen und politischen Hintergründe bezüglich der Errichtung eines neuen repräsentativen Gebäudes der deutschen Botschaft inmitten der Hauptstadt des Zarenreiches. Bérard stellt das architektonische Projekt des Berliner Architektenbüros von Peter Behrens bis zur Erstürmung am Anfang des Krieges des wenige Monate früher fertig gestellten Gebäudes dar und rekonstruiert auf diese Weise eine „Semiotik der imperialen Kultur“ (S. 221) im Kreuzfeuer konkurrierender Vorstellungen.

Der Text von Thomas Serrier „Das deutsche Erbe leugnen oder integrieren? An den Beispielen von Danzig, Königsberg und Reval in Gdańsk, Kaliningrad und Tallinn“ rundet

das Dossier ab. Spezifische Traditionen der Städte des baltischen Raums und dazu eigene, lokale Konjunkturen hätten dazu geführt, dass die Erinnerung an eine deutsche Vergangenheit je nach Ort anders gehandhabt worden sei. So habe sich in jeder Stadt ein „Dialekt der Amnesie und der Erinnerung“ (S. 229) herausgebildet. In letzter Zeit habe eine mehr oder minder große Anerkennung des deutschen Erbes seitens der jetzigen Bewohner und der lokalen Behörden eingesetzt, wobei es zu einer selektiven Auseinandersetzung gekommen sei (in Tallinn zum Beispiel würden die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg, etwa die Errichtung eines Konzentrationslagers oder die Karriere des Stadtsohnes Alfred Rosenberg im Nationalsozialismus verschwiegen).

Alle Fallstudien, von Vilnius bis nach Sankt Petersburg, werden durch die in der Einleitung formulierten Fragestellungen verbunden. Unterschiede sind hingegen bei der methodischen Herangehensweise an das Thema „Erinnerungskulturen“ zu finden. Auch erschweren im Laufe der Lektüre einige Details den Lesefluss. So tauchen Unklarheiten bei den Toponymen auf, wenn auf S. 27 Dūna als Daugava bezeichnet wird, andernorts taucht Pernau auf, das wohl in französischen Texten eher in der estnischen Form Pärnu zu erwarten wäre. Die Sonderzeichen der Ortsnamen in den Sprachen des baltischen Raumes werden zwar übernommen, aber mit einigen Tippfehlern (u.a. Anm. 40, S. 17, 22 f.). Des Weiteren werden bibliografische Hinweise mitunter entstellt wiedergegeben (etwa S. 157 ff.). Wie bei den anderen Bänden der Zeitschrift findet der Leser kein Namens- oder Ortsregister. Immerhin wird die Benutzung des Bandes durch die Zusammenfassungen der Beiträge in französischer, deutscher und englischer Sprache erleichtert.

Abgesehen von diesen seltenen redaktionellen Fehlern gewährt der Band einen willkommenen Einblick in die Forschungsvielfalt zum Thema Kulturtransfer im Baltikum, der durch den interdisziplinären Forschungsansatz bereichert wird. Für eine französischsprachige Leserschaft konzipiert, fallen einige Stellen für das Fachpublikum recht pädagogisch aus, insgesamt jedoch werden vertiefende Analysen von facettenreichen Vorgängen präsentiert. Für Germanisten wird mit diesem Band eine Lücke geschlossen. Darüber hinaus gewährt die Publikation Einblicke in ein bislang noch unbearbeitetes Untersuchungsfeld. Als besonders gelungen kann das Nebeneinander von unterschiedlichen methodischen, einander ergänzenden Ansätzen gelten. Insbesondere für Vilnius und Dorpat ergibt sich aus der Lektüre ein zwar mosaikartiges, aber keinesfalls im Widerspruch mit den Zielsetzungen des Bandes ausfallendes Bild. Dass sich mehrere Autoren mit derselben Stadt befasst haben, führt zwangsläufig gelegentlich zu unterschiedlichen Ergebnissen: Die Frage, ob die schwedische Herrschaftszeit in der Geschichte der Universität Dorpat als weniger ideologisch und politisch belastet in der Geschichtsschreibung gelten kann (S. 180), bleibt letztlich unbeantwortet, zumal J.-F. Battail in seinem Beitrag den Versuch unternimmt, die verschiedenen, auch die konfliktbeladenen Dimensionen dieser Zeit zu beleuchten. Hier zeigt sich, dass „Widersprüche das Interesse an dieser Geschichte ausmachen“ (S. 188). Es entsteht der Blick auf ein attraktives Untersuchungsgebiet, gerade weil die zeitliche Dimension breiter angelegt worden ist. Überaus überzeugend sind die thematisch eng verbundenen, aufeinander folgenden Aufsätze zu Vilnius und Tartu, in denen jeweils aus verschiedenen Perspektiven der Frage nach der Wirklichkeit multikultureller Städte im baltischen Raum nachgegangen wird. Hieraus ergibt sich eine schonungslose Bestandsaufnahme der in der Einleitung aufgeworfenen Fragen. Letztendlich zeichnen sich die Beiträge durch Analysen aus, in denen sowohl Konflikte als auch Zusammenarbeit ins Blickfeld gerückt werden.

Ein Verdienst der Herausgeber ist es, dass diese pauschal angewendeten Kategorien von Konflikt und Zusammenarbeit mitunter ins Schwanken geraten können, wenn Krisen oder gar Kriegshandlungen zu kulturellen Begegnungen führen. Auch in diesen Fällen handelt es sich, wie es im Untertitel des Bandes bereits vorweggenommen wird, um „eine geteilte Erinnerung“.

Daniel Baric, Paris

Małgorzata Omilanowska: Połaga. Nadbałtyckie Zakopane w czasach Tyszkiewiczów [Polangen. Das Zakopane an der Ostsee zur Zeit der Familie Tyszkiewicz], Warszawa u.a.: Instytut Sztuki Polskiej Akademii Nauk, Muzeum Sopotu 2011, 405 S., zahlr. Abb., engl. Zusammenfassung.

Die Bäderkultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts an der südlichen Ostseeküste rückte nach dem Fall des Eisernen Vorhangs in den Fokus der Forschung, sie wird in Bildbänden und Ausstellungen präsentiert.¹ Die historische Architektur der Kurhäuser und Hotels, der Pensionate und Seestege erstrahlt zum Teil in neuem Glanz; doch auch heute noch drohen Verfall und Abriss, viele Objekte gingen im Zweiten Weltkrieg und während der Jahrzehnte kommunistischer Herrschaft verloren.

Palanga (dt. Polangen) an der kurländischen Ostseeküste ist heute der größte Badeort Litauens. Małgorzata Omilanowska, Professorin für Kunstgeschichte an der Universität Danzig/Gdańsk und seit Januar 2012 Vizeministerin der Republik Polen, begibt sich auf Spurensuche nach der Geschichte des Ortes als polnisches Ostseebad Połaga im 19. Jahrhundert bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs. Kurland, ehemals ein Lehen der polnisch-litauischen Adelsrepublik, war damals Teil des russischen Zarenreichs. Als Grenzort zum preußischen Memelland an der Hauptstraße von Königsberg nach Riga und weiter nach St. Petersburg lebte das kleine Städtchen Połaga in erster Linie vom Handel auf dem Landweg; einen größeren Hafen besaß es nie. Seit den 1820er Jahren befand sich die Starosteij Połaga im Besitz der polnischen Adelsfamilie Tyszkiewicz; den Ausbau zum maritimen Erholungsort forcierte insbesondere Feliks Tyszkiewicz (1869–1933) im späten 19. Jahrhundert.

Diese Investitionen hatten, wie die Autorin unterstreicht, nicht zuletzt einen patriotischen Hintergrund: Die antipolnische Politik Bismarcks ließ Polen die deutschen Ostseebäder meiden bzw. boykottieren. Połaga sollte eine Alternative bieten und – ähnlich wie Zakopane im Tatra-Gebirge südlich von Krakau – gesellschaftlicher Treffpunkt für Erholungssuchende aus allen drei Teilungsgebieten werden.

Dem Zeitgeist entsprechend sollte das polnische Seebad auch eine Bebauung in national konnotierten Stilformen erhalten; in diesem Kontext steht der 1901 erteilte Auftrag zur Pla-

1 Zuletzt u.a. Wolfgang Schneider, Torsten Seegert: Pommersche Bäderarchitektur. Entstehung und Entwicklung, dokumentiert am Beispiel des Ostseebades Binz auf Rügen, Gifhorn 2007; Olga Kurilo (Hrsg.): Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert, München 2009 [hierin M. Omilanowska: Das Ostseebad Polangen und seine Bäderarchitektur 1870–1918, S. 201–222]; Olga Kurilo: Zoppot – Cranz – Rigascher Strand – Ostseebäder im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 2011, sowie die zugehörige Ausstellung des Herder-Instituts, Marburg, und des Deutschen Kulturforums östliches Europa, Potsdam.

nung des Kurhauses von Połaga an Stanisław Witkiewicz. Fasziniert von der Holzbauweise der Tatra hatte der Maler und Schriftsteller Witkiewicz Anfang der 1890er Jahre als architektonischer Autodidakt sein eigenes Wohnhaus in Zakopane entworfen („Willa pod Jedłami“) und damit den so genannten Zakopane-Stil kreiert, der in den Folgejahren als Ausdruck urwüchsigen Polentums und als „Nationalstil“ propagiert wurde. Omilanowska dekonstruiert diesen Mythos und verweist auf die deutlichen Anleihen aus der skandinavischen Holzarchitektur – die gleichzeitig auch Kaiser Wilhelm II. faszinierte (Jachtanlegestelle Kognesnaes in Potsdam, Jagdhaus Rominten). Die Villen- und Pensionsbauten Połagas ordnet die Autorin in die internationale Mode der Holzbauweise ein, die, ausgehend von den USA, um 1900 unter anderem in den Fertighäusern der Wolgaster Aktiengesellschaft auf Usedom sichtbar wurde.² Die Kataloge der Wolgaster AG scheinen auch die Polanger Architekten inspiriert zu haben.

Für den Neubau ihrer Residenz verpflichtete die Familie Tyszkiewicz 1895/96 den Hofarchitekten Wilhelms II., Franz Schwechten, der ihnen wohl von Verwandten im damaligen Westpreußen empfohlen wurde – ein weiterer Beleg für die transnationalen Verflechtungen der Kunst über nationale Antagonismen hinweg. Schwechtens Bau knüpft an die schlichten Barockformen ostpreußischer und baltischer Herrenhäuser des 18. Jahrhunderts an; heute ist hier ein Bernsteinmuseum untergebracht.

Herausragende Kunstdenkmäler hatte Połaga, wie die Autorin betont, nicht zu bieten. Zu kurz war die Blütezeit des Seebads um 1900, zu beschwerlich die Anfahrt (Połaga besaß keinen Eisenbahnanschluss), zu beschränkt waren vielleicht auch die Mittel des Mäzens Feliks Tyszkiewicz. Das Kurhaus blieb auf dem Papier stehen, weitere ambitionierte Projekte wie das Theater und das Kurbad konnten nur in reduzierter Form realisiert werden. Große Hotels und Restaurants oder Kasinos waren offensichtlich nicht geplant. Im Schlusskapitel gibt die Autorin zu bedenken, dass diese Beschränkung möglicherweise sogar gewollt war, um den idyllischen Charakter des Ortes zu wahren.

Omilanowskas Ausführungen zu den einzelnen Bauten und zu den städtebaulichen Projekten lassen sich mit großem Gewinn lesen, zumal sie jedem Kapitel eine typologische Einführung voranstellt; so erschließt sie nicht nur die Bautradition von Badeanstalten und Seestegen, sondern auch die Geschichte des Badekarrens oder des Strandkorbes.

Die übersichtliche Gliederung des Buches in thematisch abgeschlossene Einheiten ermöglicht es dem Leser quer zu lesen, Kapitel zu überspringen, nach seinen Neigungen auszuwählen. Äußerst anregend sind die Kapitel zur Gesellschaftsgeschichte, die zeigen, dass Tyszkiewiczz Bemühen, einen Treffpunkt der polnischen Eliten zu schaffen, durchaus erfolgreich war. Die Schriftsteller Władysław Reymont („Das gelobte Land“) und Lucjan Rydel gehörten ebenso zu den Gästen wie die Maler Stanisław Witkiewicz und Leon Wyczółkowski, auch der bedeutendste litauische Maler und Komponist der frühen Moderne, Mikalojus Konstantinas Čiurlionis, war bereits mehrfach nach Połaga gekommen, bevor es Teil des neu gegründeten litauischen Staates wurde.

Palangas Geschichte nach 1918 ist nicht mehr Thema des Buches und wird daher nur in einem kurzen Ausblick angedeutet. Die Familie Tyszkiewicz blieb bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges vor Ort; wie der deutschbaltische musste auch der polnische Adel in

2 Małgorzata Omilanowska: Die Holzarchitektur der Ostseebäder und die Wolgaster Actien-Gesellschaft, in: Dies. u. Beate Störkuhl (Hrsg.): Stadtfluchten, Warszawa 2011, S. 129-146.

den neu gegründeten baltischen Staaten der Zwischenkriegszeit seine Güter abgeben, konnte jedoch in seinen Häusern wohnen bleiben.

Omilanowskas Buch ist weder eine konventionelle Ortsmonografie noch eine rein architekturhistorische Studie. Unter Auswertung von Archivalien insbesondere aus lettischen und litauischen Archiven sowie privaten polnischen Sammlungen entwirft die Autorin ein beeindruckendes kulturhistorisches Panorama des Seebads Połąga im Kontext der europäischen Bäderkultur und in der spezifischen Situation des geteilten Polen. Ein Anhang mit literarischen Texten polnischer und litauischer Autoren (u.a. Witkiewicz, Wincenty Pol, Silvestras Valiūnas) über Połąga rundet den Band ab.

Beate Störckuhl, Oldenburg

Heike Wolter: „Ich harre aus im Land und geh, ihm fremd“. Die Geschichte des Tourismus in der DDR, Frankfurt u.a.: Campus Verlag 2009, 547 S.

Die Studie Heike Wolters ist dem Tourismus in der DDR gewidmet, einer Form des modernen Tourismus, wie er bereits Ende des 19. Jahrhunderts entstand. Der Tourismus im modernen Sinne entwickelt sich nach Heike Wolter erst „nach der historisch klaren Trennung von Arbeitszeit und Freizeit“ (S. 22). Im Unterschied zu Rüdiger Hachtmann, der in seiner „Tourismus-Geschichte“ die Etablierung des modernen Tourismus auf die technische Entwicklung der Eisenbahn zurückführt, betrachtet Heike Wolter Tourismus vor allem als Teil einer Freizeitkultur, der sich nicht nur vom Alltag unterscheidet, sondern einen „Kontrastbegriff zum Alltag“ (Opaschowski) bildet, da im Urlaub ein nichtalltägliches Verhältnis zur Zeit dominiert. Dementsprechend wird der Tourismus in der DDR vor allem als Erholungsphänomen dargestellt, worauf auch die Beschäftigung der Verfasserin mit Thematiken wie „Tourismus und Urlaub“ und „Erholungswesen“ deutet. Diese Auffassung stößt jedoch auf Bedenken, da gerade der Tourismus in der DDR vom Alltag der DDR-Bürger schwer zu trennen ist. Und dies vor allem deswegen, weil er vom Staat gelenkt und reglementiert war und Angebot, Service und Konsum in den Erholungsorten der DDR kaum anders aussahen als irgendwo sonst im Land. In diesem Zusammenhang ist auch zu fragen, ob eine organisierte und ideologisch gesteuerte Reise den DDR-Bürgern tatsächlich Erholung brachte und wie Urlaubsreisen der DDR-Bürger in der DDR und im Ausland wahrgenommen wurden.

Obwohl die Verfasserin methodische Zugänge wie Mentalitätsgeschichte und Alltagsgeschichte erwähnt und sich mit der Wahrnehmung der Urlauber (Kapitel VI) beschäftigt, wird deren Beurteilung der touristischen Reisen nicht gründlich untersucht; so bleiben manche Fragen offen: Wie haben die DDR-Bürger auf die für Urlauber geschlossenen Militärzonen an der Ostseeküste reagiert? Haben Auslandsreisen der DDR-Bürger, z.B. Reisen nach Ungarn, ihre politischen Einstellungen auf irgendeine Weise beeinflusst, und was wussten sie über die Urlaubsreisen der DDR-Prominenz, die die Verfasserin in ihrer Studie kaum erwähnt.

Die Studie beschäftigt sich mit der Tourismusgeschichte der DDR in den 1970er und 1980er Jahren, wobei der Schwerpunkt auf der Organisation der Touristenreisen liegt. In verschiedenen Kapiteln werden touristische Entwicklungen in der DDR (Kapitel II), institutionell und individuell organisierte Reisen der DDR-Bürger (Kapitel III), Reiseveranstalter und Leistungsanbieter (Kapitel IV und V) gründlich beschrieben. Für ihre systematische

Darstellung nutzt die Verfasserin zahlreiche Quellen, darunter statistische Daten (Statistisches Jahrbuch der DDR zu Erholung, Urlaub und Tourismus, Statistische Jahresberichte über den Stand und die Entwicklung des Tourismus und Erholungswesens in der DDR), Brigadebücher, Reisetagebücher, Briefe, Erinnerungen, Dokumente (z.B. Dokumente des Bundesarchivs, des Sächsischen Hauptstaatsarchivs Dresden, des Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR in Eisenhüttenstadt, des Historischen Archivs zum Tourismus in Berlin), ferner Plakate, Kataloge, Fotoalben, Postkarten, Kalender und Werbematerialien. Außerdem hat die Verfasserin einige Interviews (7) mit Urlaubern und Organisatoren von Urlaubsreisen geführt. Die Lektüre der ersten sieben Kapitel bietet dem Leser einen guten Überblick darüber, wie das Tourismus-System in der DDR funktionierte.

Allerdings wird erst im Kapitel VIII „Tourismusgeschichte als Spiegel der DDR-Geschichte“, in dem die Verfasserin den theoretischen Rahmen der Forschung absteckt, die zentrale Fragestellung der vorliegenden Studie deutlich: Welche Rolle spielte der Tourismus für die Behauptung des politischen und gesellschaftlichen Systems der DDR? Und genauer: Trug er zur Stabilisierung oder zum Zerfall des Systems bei? Ihre Überlegungen zu dieser Frage leitet die Verfasserin mit der Charakterisierung des DDR-Systems ein, wofür sie verschiedene theoretische Konzepte nutzt, die allerdings ein wenig beliebig angeordnet sind: „Totalitarismustheorien“ (Arendt, Friedrich, Brzesinski, Linz, Meuschel, Todorov), „Modernisierungstheorien“ (Kocka, Zapf, Geißler), „Typen legitimer Herrschaft nach Max Weber“, „Handlungstheoretische Mikrotheorien“ (Lüdtke, Lindenberg) und „soziologische und touristische Ansätze“ (Turner, Morin, Bourdieu, Spode).

Ein nachvollziehbares Fazit der Studie lautet: Es gibt keine eindimensionale Theorie, mit der sich der DDR-Tourismus beschreiben lässt, verschiedene Theorien vermitteln ein wissenschaftliches Verständnis des Systems und des Tourismus in der DDR. Zu diesem Verständnis zählt zum Beispiel die Ambivalenz der Haltung des DDR-Systems gegenüber den DDR-Bürgern, die von der Verfasserin auf folgende Weise charakterisiert wird: Dass „die totalitären Züge des Systems nicht gleich waren, sondern sich im Laufe der Jahre veränderten“ (S. 400), „die Bürger haben mithin dem Staat immer wieder Zugeständnisse abgerungen, oder dieser hat aus Eigeninitiative meist in kompensatorischer Absicht derartige Möglichkeiten erweitert“ (S. 402), „Modernisierung scheint mithin in der DDR vor allem auf der Ebene der inneren Bewusstheit der Bürger stattgefunden zu haben [...], der Plananspruch des sozialistischen Staates jedoch war unmodern“ (S. 408). Ohne auf einzelne Aussagen der Verfasserin einzugehen, ist hier ein wichtiges Ergebnis der Arbeit festzuhalten: Die Touristikultur der DDR lässt sich nicht schwarz-weiß zeichnen, sie war ein komplexes Phänomen. Andererseits wird auch deutlich, dass für die Beantwortung der Frage, welche Rolle der Tourismus bei der Stabilisierung oder beim Zerfall des gesellschaftlichen und politischen Systems der DDR spielte, nicht nur eine Systemanalyse wichtig ist, sondern auch eine gründliche Analyse der Einstellungen der Bürger zum DDR-Tourismus, zu seinen Unfreiheiten, Einschränkungen, Mängeln und Doppelstandards. Sie aber ist in der Arbeit wenig präsent.

Bemerkenswert ist der Versuch der Verfasserin, in einem weiteren Kapitel den Tourismus in der DDR aus vergleichender Perspektive zu beleuchten, wofür sie „komparatistische Ansätze“ (von Kocka, Kaelble, Spode, Espagne) nutzt. Die Vergleiche – diachrone (DDR – Weimarer Republik, DDR – Nationalsozialismus) und synchrone (DDR – BRD, DDR – Osteuropäische Länder) – sind allerdings nur angedeutet bzw. kurz skizziert. Für das Ver-

ständnis des Phänomens Tourismus in der DDR wäre es viel wichtiger, den Hauptakzent auf „synchrone Vergleiche“ zu legen und dabei der Sowjetunion besondere Aufmerksamkeit zu schenken, da, wie die Verfasserin richtig bemerkt, das politische System der DDR bestimmte Anforderungen an die Tourismuspolitik stellte, die von der Lehre des Marxismus-Leninismus und dem „Vorbild“ der Sowjetunion geprägt war.

Die Leitfrage der Studie, ob der Tourismus in der DDR vor der so genannten „posttouristischen Depression“ im Sommer 1989 eine systemstabilisierende Rolle spielte, beantwortet die Verfasserin positiv. Nach ihrer Forschung wurde Reisefreiheit, gemeint als temporäre Urlaubsreisefreiheit und nicht Ausreisefreiheit, als ein zentrales Grundrecht empfunden (S. 454, 456), und die „DDR-Bürger [hatten, ...] gemessen an den Voraussetzungen Urlaubszeit und frei verfügbare Einkommen, umfangreiche Möglichkeiten zu reisen. Beschränkungen erfuhren sie vor allem in der Wahl der Reiseziele“ (S. 451). Allerdings stellt Heike Wolter auch fest, dass die Gesellschaft sich trotz der Trennung von Konsum, Preis, Lohn und Leistung in Richtung einer Konsumgesellschaft entwickelte, und dass die Machthaber den Punkt verpasst hatten, „ab dem es den meisten DDR-Bürgern nicht mehr um die touristische Grundsicherung, sondern um qualitative Verbesserung und Distinktionen ging“ (S. 453).

Diese Behauptung stellt das Ergebnis einer Arbeit dar, in der das Tourismus-Phänomen in der DDR aus der Perspektive „von oben“ betrachtet wird. Ob jedoch der Tourismus eine stabilisierende oder destabilisierende Rolle für das DDR-System spielte, sollten noch weitere Forschungen verdeutlichen, in denen der Tourismus vor allem „von unten“ in den Blick genommen wird.

Olga Kurilo, Berlin

Hannes Grandits, Karin Taylor (Hrsg.): Yugoslavia's Sunny Side. A History of Tourism in Socialism (1950s–1980), Budapest u.a.: Central European University Press 2010, 415 S.

Man verbindet Jugoslawien heutzutage mit negativen Begriffen wie z.B. Krieg, Gewalt oder ethnischer Säuberung. Wenn man dann ein Buch mit dem Titel „Yugoslavia's Sunny Side“ sieht, ist man zuerst verwirrt, weil so ein Titel auf etwas Positives hindeutet. Der Untertitel dieses Buches zeigt uns dann, dass es sich um eine Geschichte des Tourismus handelt, und gerade Tourismus ist etwas, das fast ausschließlich positive Erinnerungen an Jugoslawien hervorruft, nicht nur im Westen, sondern auch in den jugoslawischen Nachfolgestaaten. Eine Geschichte des Tourismus in Jugoslawien zu schreiben, ist keine einfache Aufgabe, weil Jugoslawien zwar sozialistisch war, aber weder zum Westblock noch zum Ostblock gehörte. Im Vorfeld ergab sich daher sofort die Frage, wo der jugoslawische Tourismus hingehört? War er ein Bestandteil der westlichen Welt oder der sozialistischen Welt? Wurde Tourismus zu ideologischen und politischen Zwecken benutzt? Welche Rolle spielte Tourismus im Wirtschaftssystem Jugoslawiens? Steckten hinter der Förderung der Entwicklung des Tourismus seitens des Staates hauptsächlich wirtschaftliche oder politische und ideologische Interessen? Das sind nur einige von vielen Fragen, auf die das Buch Antworten gibt.

Es handelt sich um einen Sammelband, der insgesamt 13 Aufsätze umfasst. Der Sammelband ist eine interdisziplinäre Studie: Anthropologen, Ethnologen und Historiker haben, jeder aus seiner eigenen Perspektive, hier mitgewirkt. (S. 21)

Technisch ist das Buch sehr gut gestaltet. Nach jedem Aufsatz folgt eine Bibliografie, in der alle benutzten Quellen und Literatur aufgelistet sind. Auch eine Liste der Autoren mit einem kurzen Lebenslauf ist am Ende des Buches vorhanden. Dies ist insbesondere bei einer interdisziplinären Studie hilfreich, in der die Autoren aus verschiedenen Fachbereichen stammen. Es gibt auch einen Index, in dem alle wichtigen Orts- und Personennamen sowie Begriffe aufgelistet sind.

John K. Walton ist der Meinung, dass dieser Sammelband eines der besten Bücher über die Geschichte des Tourismus in Jugoslawien sei und darüber hinaus ein gutes Modell für weitere Wissenschaftler darstelle, die sich mit der Geschichte des Tourismus beschäftigen. Besonders wertvoll erachtet er die Einbeziehung von vielen Quellengattungen, insbesondere die der „oralen“ Quellen. (S. IX-XIX)

In dem von Karin Taylor und Hannes Grandits verfassten Einleitungsaufsatz „Tourism and the Making of Socialist Yugoslavia: An Introduction“ kommt sehr deutlich die Rolle des Tourismus in der jugoslawischen Gesellschaft und seine Entwicklung nach 1945 zum Tragen. Der Hauptteil des Buches umfasst drei Teile. Jeder Teil bildet eine Einheit, in der eine Phase der Entwicklung des Tourismus in Jugoslawien aus verschiedenen Perspektiven thematisiert wird: Teil I: „Holidays on Command“, Teil II: „Tourism and the ‚Yugoslav Dream‘“ und Teil III: „Tourism Economies in Transformation“. Diese zusammen ergeben wiederum eine Einheit, in der die Geschichte des Tourismus in Jugoslawien nach 1945 geschildert wird.

Teil I beinhaltet drei Aufsätze. Der erste Aufsatz stammt von Igor Duda „Workers into Tourist: Entitlements, Desires, and the Realities of Social Tourism under Yugoslav Socialism“. Hier wird die Einführung des bezahlten Urlaubs und seine rasante Entwicklung hin zum Massentourismus geschildert, wie er auch in Jugoslawien nach 1945 stattfand. Er schildert den Versuch des Staates, Bauern zu Touristen zu machen, und die sich daraus ergebenden Probleme. Zudem wird die Entstehung von Erholungsorten für Arbeiter und ihre Rolle untersucht. Rory Yeomans konzentriert sich im folgenden Beitrag „From Comrades to Consumers. Holidays, Leisure Time, and Ideology in Communist Yugoslavia“ auf die 50er und 60er Jahre und auf den Einfluss der politischen Ideologie bei der Entwicklung des Tourismus in Jugoslawien. Bis zum Anfang der 60er Jahre versuchte die sozialistische Regierung mittels des Tourismus einen neuen „Jugoslawen“, mit starkem sozialistischem und jugoslawischem Bewusstsein und befreit von ethnischen Animositäten, zu schaffen. Seit den 60er Jahren dann diente der Tourismus der Etablierung von Konsumgesellschaft und Marktwirtschaft und wurde vor allem als wichtiger Wirtschaftsfaktor gesehen. (S. 102) Der erste Teil des Buches endet mit dem Aufsatz von Igor Tchoukarine „The Yugoslav Road to International Tourism. Opening, Decentralisation, and Propaganda in the early 1950s“, in dem der Autor eine direkte Verbindung zwischen der Entwicklung des Tourismus und der jugoslawischen Außenpolitik zieht. Besonders interessant ist hier der Prozess der Dezentralisierung des Tourismus, der schon am Anfang der 50er Jahre stattfand, und die daraus folgenden Probleme, u.a. dass Jugoslawien im Ausland nicht mehr als staatliche Einheit präsentiert wurde, sondern jede Republik sich selbst darstellte. (S. 129-132) Durch den Vergleich mit der Entwicklung des internationalen Tourismus ist zu sehen, dass sich der jugoslawische Tourismus parallel entwickelte, allmählich ein Teil des internationalen Tourismus wurde und so die politische Entwicklung in Jugoslawien beeinflusste.

Teil II ist dem „jugoslawischen Traum“ gewidmet, in ihm wird das Alltagsleben be-

handelt. Nevena Škrbić Alempijević und Petra Kelemen untersuchen in „Travelling to the Birthplace of ‚the Greatest Son of Yugoslav Nations‘: The Construction of Kumrovec as a Political Tourism Destination“ den Geburtsort Titos – Kumrovec – unter dem Aspekt seiner Bedeutung für die jugoslawische Gesellschaft. Jedes Jahr kamen Hunderttausende Jugoslawen, um das dort eingerichtete Freilichtmuseum zu besuchen. Handelte sich bei diesen Reisenden um Touristen oder um Pilger eines ideologischen Wallfahrtsortes? Dies ist die Frage, der anhand von mehr als 250 Besucherbüchern nachgegangen wird. Im Aufsatz von Karin Taylor „My Own Vikendica. Holiday Cottages as Idyll and Investment“ werden Ferienhäuser untersucht. Waren noch zu Beginn ihrer Entstehung Ferienhäuser eine Privileg der politischen Elite, wurden sie spätestens ab den 70er Jahren zum Bestandteil der festen Urlaubskultur für alle Bevölkerungsteile. Der letzte Aufsatz dieses Teils stammt von Maja Mikula „Highways of Desire. Cross-Border Shopping in Former Yugoslavia, 1960s–1980s“. Obwohl Jugoslawien national heterogen war, gab es etwas, was zum gemeinsamen Symbol des jugoslawischen sozialistischen Selbstverwaltungssystems wurde – „Shopping“ im Ausland. „Shopping“ im Ausland und die Tatsache, dass die Jugoslawen kein Visum dafür brauchten, unterschied Jugoslawien von den anderen sozialistischen Ländern und machte es einzigartig. Konsum wurde zum wichtigen Teil des „jugoslawischen Traumes“. Die Entwicklung von Konsumkultur hatte in den 70er Jahren zudem eine enorme Bedeutung bei der Konsolidierung und Integration der jugoslawischen Gesellschaft. Die Autorin fragt sich, ob nicht gerade die Konsumkultur mit zur Delegitimierung des Selbstverwaltungssystems und zur Desintegration des Staates in den 80er Jahren führte.

Das Thema des dritten Teils ist die Transformation des Tourismus. Als erste von vier Autoren widmet sich Karin Taylor „Fishing for Tourist. Tourism and Household Enterprise in Biograd na Moru“. Unter Zuhilfenahme von Methoden aus der Ethnografie wird anhand von mündlichen Quellen die Entwicklung von Biograd na moru, eines kleinen Ortes an der Adria, aus der Perspektive und am Beispiel von Menschen analysiert, die ihre Zimmer privat an Touristen vermieteten. In diesem Beitrag sind alle Phasen der Entwicklung des Tourismus in Jugoslawien zwischen 1930 und 1990 zu erkennen. Zudem wird eine Antwort auf die Frage gegeben, wie und warum es überhaupt dazu kam, dass der Staat die private Vermietung zuerst duldete und später sogar unterstützte. Dragan Popović beschäftigt sich in seinem Aufsatz „Youth Labor Action (ORA) as Ideological Holiday-Making“ mit der Rolle und Entwicklung von Jugendarbeit-Aktionen (Omladinska radna akcija) im Zeitraum zwischen 1942 und 1990: die Umwandlung von Jugendarbeit-Aktionen von stark ideologisch geprägter, schwerer Arbeit beim Aufbau der Industrie und Infrastruktur des Landes bis zur Nutzung von Jugendarbeit-Aktionen als Sommerurlaub für Schüler. Der Autor zeigt anschaulich, wie sich die Motivation von Teilnehmern an Jugendarbeit-Aktionen mit der Zeit änderte und am Ende weit entfernt von ideologischen Interessen lag. (S. 299 f.) Im Aufsatz von Igor Duda „What To Do at the Weekend? Leisure for Happy Consumers, Refreshed Workers, and Good Citizens“ wird untersucht, wann das Wochenende als soziales Phänomen entstand und was es für das Alltagsleben eines Menschen bedeutete, denn als im Jahr 1965 (auch) in Jugoslawien das Wochenende eingeführt wurde, führte dies auch zu Veränderungen in den Gewohnheiten der dortigen Menschen. (S. 311) Duda zieht für seine Untersuchung das Wochenmagazin „Vikend“ heran, das als Freizeitratgeber diente. In „Yugoslav Unity and Olympic Ideology at the 1984 Sarajevo Winter Olympic Games“ zeigt Kate Meehan Pedrotty am Beispiel der Olympischen Winterspiele in Sarajevo, wie gespalten die jugoslawische

Gesellschaft war: Die Streitereien zwischen den Republiken über die Finanzierung der Winterspiele dauerte bis Ende 1983, obwohl SR Bosnien sich bereit erklärte, 85% der Kosten selbst zu übernehmen. (S. 352) Am Ende waren die Olympischen Winterspiele in Sarajevo 1984 ein wirtschaftlicher Erfolg, aber auch sie konnten die jugoslawische Wirtschaft, die tief in der Krise steckte, nicht retten.

Der Sammelband endet mit einem Resümee von Patrick Hyder Patterson „Yugoslavia as It Once Was. What Tourism and Leisure Meant for the History of the Socialist Federation“.

Anders als über die Geschichte des Tourismus in Europa und der UdSSR, wurde über die Geschichte des Tourismus in Jugoslawien bisher sehr wenig geschrieben. Es waren meistens wissenschaftliche Arbeiten, in denen das Thema Tourismus aus der wirtschaftlichen Perspektive betrachtet wurde.¹ Gerade deswegen ist dieses Buch etwas Neues, weil die Sozialgeschichte des jugoslawischen Tourismus im Vordergrund steht. Eine besondere Qualität erhält dieses Buch zudem durch seine Interdisziplinarität. So konnten verschiedene Aspekte der Geschichte des Tourismus in Jugoslawien sehr erfolgreich beleuchtet werden. Die Erkenntnisse sind nicht nur für die Geschichte des Tourismus von Bedeutung, sondern auch für die Geschichte Jugoslawiens nach 1945 im Allgemeinen. Insbesondere die Erkenntnis, dass der Tourismus schon Anfang der 50er Jahre dezentralisiert wurde, und dass die Republiken in diesem Bereich auch im Ausland mit ausländischen Reiseunternehmern selbstständig verhandeln und den Tourismus selbst bestimmen konnten, ist sehr wichtig, weil nach bisherigem Wissen die Republiken erst seit Anfang der 70er Jahre autonom politische und wirtschaftliche Beziehungen mit dem Ausland führen konnten. Dieses Buch bietet des Weiteren viele Erkenntnisse, die zur allgemeinen Geschichte des Tourismus gehören, wie z.B. wann der bezahlte Urlaub als Voraussetzung für die Massentourismus eingeführt wurde, oder wann und wie das Wochenende entstand. Dadurch wird das Buch auch für diejenigen, die sich nicht speziell für Jugoslawien, sondern für Tourismus allgemein interessieren, von Wert sein.

Dieser Sammelband ist als ein erster impulsgebender Schritt zu verstehen für weitere wissenschaftliche Arbeiten zum Tourismus in Jugoslawien – auch wenn wir auf eine vollständige Monografie zur Geschichte des Tourismus in Jugoslawien noch werden warten müssen.

Das Buch ist sehr gut konzipiert, nur wenige Verbesserungsmöglichkeiten seien an dieser Stelle angemerkt: So wurde z.B. Montenegro im Buch fast überhaupt nicht und Slowenien nur am Rande thematisiert. Der Akzent wurde auf Kroatien gesetzt, obwohl die Herausgeber versuchten, ein Buch über den Tourismus in Jugoslawien zu verfassen. Darüber hinaus lässt sich bemängeln, dass im Buch der wirtschaftliche Aspekt fehlt, ein Aufsatz mit einer wirtschaftlichen Perspektive würde den Sammelband vervollständigen.

Trotz dieser kleineren Beanstandungen ist das Buch „Yugoslavia's Sunny Side“ als sehr gut gelungen zu bewerten, und alle diejenigen, die sich für die Geschichte Jugoslawiens und für die Geschichte des Tourismus interessieren, werden an der Lektüre dieses Buches nicht vorbeikommen.

Danijel Kežić, Kiel

1 Z.B. das Buch von Anton Ogorelc: Die gesamtwirtschaftliche Bedeutung des Dienstleistungssektors für Jugoslawien: eine handels- und entwicklungspolitische Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung der Tourismuswirtschaft, Aachen 1993.

Anne E. Gorsuch: *All this is Your World. Soviet Tourism at Home and Abroad after Stalin*, Oxford: Oxford University Press 2011, 222 S., 18 Abb.

Um es gleich vorwegzunehmen: Dieses Buch erzählt nicht vom „Soviet Tourism“ im Allgemeinen, d.h. es liefert keine Geschichte davon, wo und wie Sowjetbürger ihren Urlaub verbracht haben. Man wird in ihm wenig Zahlenmaterial finden, ebenfalls keine Strukturgeschichte der touristischen Organisationen „Intourist“ und „Sputnik“. Auch geht es weniger um die normative Seite der Regelung von Touristenströmen; die von vielen Historikern gern zitierten Akten der politischen Entscheidungsträger und -organe kommen in diesem Buch nicht vor. Stattdessen geht es der an der University of British Columbia in Vancouver lehrenden Kulturhistorikerin Anne Gorsuch eher um das komplexe Verhältnis eines sowjetischen „Wir“ zu einem un- bzw. weniger sowjetischen „Anderen“, das durch Reisen „at home and abroad“ im wahrsten Sinne erfahren wurde. So versucht die Autorin ihre Leser mit dem Reisen als soziale Praxis im sowjetischen Kontext bekannt zu machen, wobei sie sich im Wesentlichen auf die Zeit unter Nikita S. Chruščev beschränkt. Wie sie selbst weiß, waren diese Jahre eine Übergangsperiode, deren – nicht nur von der Ideologie eingeforderter, sondern von vielen Menschen auch empfundener – Optimismus sich in der Zeit von Sputnik und Gagarin erheblich von der Atmosphäre der Angst unter Stalin unterschied. Im Nachhinein betrachtet, war es wohl genau dieser hoffungsvolle Optimismus, der das Erwachen in den resignativen und restriktiveren 1970er Jahren als „Stagnation“ erfahren ließ.

Wenn Gorsuch ihren zeitlichen Fokus somit auf die ungefähr zehn Jahre zwischen Iosif V. Stalins Tod und Leonid I. Brežnevs Machtübernahme einstellt, weitet sie ihn sogleich aus auf die diversen Räume, in denen sich sowjetische Touristen bewegten bzw. bewegen durften. Diese diversen erreichbaren Räume, die sie behandelt – die Sowjetunion, das „Soviet ‚Abroad“ am Beispiel der Estnischen SSR, das sozialistische Osteuropa und das kapitalistische Westeuropa –, werden in je einem Kapitel behandelt. Nur dem systemfremden Ausland wird noch ein zweites Kapitel gewidmet, in welchem die „performance“ des sowjetischen Touristen in der Fremde angesichts der Verlockungen und Gefahren des Kapitalismus betrachtet wird. Damit liegt ein Schwerpunkt auf dieser spezifischen Zone des Kontakts zwischen der Sowjetunion und ihren ideologischen Gegnern jenseits des „Eisernen Vorhangs“, wodurch in dem Buch auch eine besondere Seite der Kulturgeschichte des „Kalten Krieges“ beleuchtet wird. Zum Schluss fügt die Autorin eine recht knapp geratene Skizze über das Thema Reisen im sowjetischen Film der Tauwetterperiode an, womit sie ihre Leser wieder in die sowjetische Heimat führt. Leider fällt der genretypische Filmklassiker „Brillantenhand“ (Brilliantovaja ruka) über die Abenteuer sowjetischer Touristen im Westen von 1968 aus der von ihr betrachteten Periode heraus.

Im Kapitel über den sowjetischen Binnentourismus werden die letzten Jahre unter Stalin behandelt, als jeglicher Kontakt mit einem „Außen“ als schädlich galt. Hier geht es vor allem um solche Aspekte wie die ideologische Ausrichtung der Reisezströme auf die an Zahl zunehmenden Museen des „Großen Vaterländischen Kriegs“ oder auf die sowjetische Kapitale Moskau, um die eigenen Bürger zum Patriotismus zu erziehen. Reisen, um das eigene Land zu erkunden, wurde in Gorsuchs Interpretation zu einem „rite of reassurance“ (S. 48) in der spätstalinistischen Sowjetunion. Interessant wird es, wenn die Autorin mit den Grenzüberschreitungen beginnt, die der Sowjetbürger als Tourist unternehmen konnte. Je weiter sich der Tourist dabei vom sowjetischen Zentrum entfernte, desto seltener war

er anzutreffen, zu viel an Kontakt außerhalb der eigenen Grenzen war ohnehin nicht gern gesehen. Wer jedoch das Glück hatte, ins kapitalistische Ausland reisen zu dürfen, gehörte zu den Auserwählten. Demgegenüber war die imperiale Peripherie an der Ostsee das erreichbare, imaginierte eigene Ausland, das Gorsuch zufolge zu einem „place of renewal and transformation“ (S. 38) wurde. Darunter versteht sie nicht nur, dass der individuelle Reisende sein Dasein als Sowjetbürger womöglich neu erfuhr, sondern auch, dass Tourismus ein Faktor war, mit dessen Hilfe den erst kürzlich eroberten Territorien „Soviet significance“ zugewiesen werden sollte (S. 40). Für viele Besucher Tallinns blieb allerdings der Eindruck haften, dass die Estnische SSR doch eine andere Sowjetunion verkörperte – sowohl im positiven als auch im negativen Sinne –, denn während die einen sich im „space of savely Sovietized Western difference“ (S. 55) labten, den der Besucher in den auch in der zentralen Presse gelobten Cafés genießen konnte, kritisierten manche Reisende die Behandlung von Russen in Estland und echauffierten sich darüber, dass sich die Esten nicht dankbar genug zeigten für all das, was die Sowjetunion für das kleine Land getan hatte (S. 73 f.). Für diese Art Beurteilung zieht Gorsuch in erster Linie Berichte der Reiseleiter heran. Wenngleich sie deren Qualität als Quelle zwar kritisch bäugt, zitiert sie diese immer wieder gerne.

Es ist richtig, dass Schriftsteller wie Vasilij P. Aksenov das Bild dieses erreichbaren „Westens“ an der sowjetischen Ostseeküste mitgeprägt haben. Gerade in seinem „Ticket zu den Sternen“ (*Zvezdnyj bilet*) wird aber diese Grenzerfahrung auf dem eigenen, sowjetischen Territorium in Tallinn zu der ideologisch beabsichtigten Erfahrung „of renewal and transformation“ für den Helden, der sein Glück schließlich in einer Fischereikolchose nahe der Hauptstadt der Estnischen SSR findet. Gorsuch beschränkt sich in ihrer Darstellung auf die Funktion Tallinns als Marker des Westlichen und gibt zu bedenken, dass das ländliche Estland keineswegs als „window to the west“ gelten konnte, da hier all die Widrigkeiten des sowjetischen Alltags die Urlauber einholten. Dass die Mehrheit der sowjetischen Reisenden in den zahlreichen Strandbädern an der Ostsee – Jürjala, Pärnu, Narva-Jõesuu – wiederum andere Erfahrungen machten, bleibt weitgehend ausgeblendet. Inwieweit der „typische“ sowjetische Tourist einen Unterschied zwischen den baltischen Sowjetrepubliken gemacht haben könnte, bleibt in Gorsuchs Konzentration auf Tallinns mittelalterliches Antlitz ungeklärt. Fraglos war die Tallinner Altstadt ein visuell exotischer Ort, in den der Tourist seine jeweiligen Vorstellungen von einem imaginierten Westen projizieren konnte.¹ Dass dieses „Ausland“ auch in der Vorstellung der meisten Touristen immer noch sowjetisch war, darf dabei nicht vergessen werden. Wie Elena Zubkova gezeigt hat, wurde diese speziell sowjetische Illusion erst nach 1991 durch die Wiedererlangung der Unabhängigkeit der baltischen Staaten zerstört.²

Jeder, der sich daran erinnert, wie martialisch die sowjetische Grenze zu den „Freunden“ im so genannten Ostblock befestigt war, wird sich kaum wundern, wenn Gorsuch in Bezug auf die Reisen von Sowjetbürgern in den „Ostblock“ von „friendship at a distance“ spricht

1 Zur visuellen Exotik der Tallinner Altstadt siehe Eva Närpea: *Tourist Gaze as a Strategic Device of Architectural Representation: Tallinn Old Town and Soviet Tourism Marketing in the 1960s and 1970s*, in: Dies. (Hrsg.): *Estonian Cinescapes: Spaces, Places and Sites in Soviet Estonian Cinema (and Beyond)* / *Eesti filmimaastikud. Ruumid, kohad ja paigad Nõukogude Eesti filmis (ning edaspidi)*, Tallinn 2011, S. 137-146.

2 Elena Ju. Zubkova: *Pribaltika i Kreml' 1940–1953* [Das Baltikum und der Kreml 1940–1953], Moskva 2008, S. 5.

(S. 91). Mehr noch als in den baltischen Sowjetrepubliken konnte es hier passieren, dass Reiseführer die präsozialistische Vergangenheit rühmten und – zumindest nach Ansicht mancher Sowjettouristen – die Leistungen beim Aufbau des Sozialismus schlicht unterschlugen. Hierher kamen Sowjetbürger als Kolonisten und waren nicht immer gern gesehene Gäste (ebenda). Aber es gehörte zum Credo der Chruščev-Jahre, dass die Sowjetunion von Erfahrungen des Auslands profitieren konnte, vor allem in den Bereichen der Konsumkultur und des Services. Doch war das ganze Sozialismusprojekt nicht zuletzt dadurch in Gefahr, *ad absurdum* geführt zu werden, weil gerade im formal sozialistischen Osteuropa das Auftreten sowjetischer Touristen, die sich dem Konsum hingaben, die vorherrschende Meinung nur verstärkte, der zufolge die UdSSR in allen Aspekten der Alltagskultur hoffnungslos unterlegen war. Dies wiederum bedrohte nicht nur die kulturelle, sondern auch die politische Autorität des ersten sozialistischen Staats der Welt im eigenen Lager.

Die Ende der 1950er Jahre erstmals möglichen Reisen ins kapitalistische Ausland waren gerade auch für die westlichen Medien eine Sensation. Sie passten zu Chruščevs Charme-Offensive der friedlichen Koexistenz und wurden auch so genutzt – als „theatre of diplomacy“, wie Gorsuch es nennt (S. 106). Für den einzelnen Reisenden, der ein intimstes „screening“ über sich ergehen lassen musste, dafür aber mit erheblichem sozialen Prestige wieder heimkehrte, stellte sich dagegen eher die Frage, wie er in Westeuropa das Heimatland gebührend repräsentieren konnte, ohne sich in den Augen der eigenen Leute zu diskreditieren? Die Linie zwischen einem im sowjetischen Diskurs positiv konnotierten Internationalismus, in dessen Rahmen ästhetische Schönheit, technischer Fortschritt und der Genius der Arbeiterklasse auch im Westen zu schätzen waren, und einem von blinder Bewunderung für alles nicht-Sowjetische gekennzeichneten „Kosmopolitismus“ war äußerst dünn (S. 133). Zugleich macht die Autorin aber deutlich, dass es nicht etwa der westliche Jazz war, an dem die Sowjetunion zugrunde gegangen sei. Vielmehr betont sie die „Soviet agency“, da Jazz unter Chruščev nicht mehr verfeimt war, und sogar nach Möglichkeiten gesucht wurde, die Unterschiede sozusagen zu domestizieren, d.h. ein sowjetisches Äquivalent anzubieten. Modische, an westlichen Stilen orientierte Kleidung war in dieser Sicht nur dann negativ, wenn sie z.B. mit einer Vergötterung westlicher Marken verbunden war, die nur auf dem Schwarzmarkt zu beschaffen waren.

Genau an diesem Punkt der kulturellen Domestizierung westlicher Modelle setzt Gorsuch an, um die Aussage der Tauwetterfilme zu erläutern. „Modern“ und „kultiviert“ zu sein, das Letztere ein übergreifendes Stichwort für den sowjetischen Zivilisierungsprozess seit den 1920er Jahren, maß sich nicht mehr an der Ablehnung westlicher Vorbilder. So zeigte der berühmte Film „Zwischenlandung in Moskau“ (Ja šagaju po Moskve) aus dem Jahr 1963 eine sowjetische Hauptstadt, die vieles von dem besaß, was westliche Städte so attraktiv machte – sogar japanische Touristen (S. 178). Nach Ansicht der Autorin propagierte gerade der Tauwetterfilm diese Alternative der Chruščev-Zeit: Einen kultivierten Weg zu finden, um westlichen Vorbildern auf sowjetische Weise gerecht zu werden, oder – wie es in einer Zwischenüberschrift heißt – „Cultured not capitalist“ (S. 184). Einholen und überholen stand in dieser Perspektive also auch auf dem kulturellen Konfliktfeld des „Kalten Krieges“ auf Chruščevs Programm.

Damit begibt sich Gorsuch allerdings auf ein Terrain, das weitaus größer ist, als es ihr Fokus auf den Tourismus eigentlich erlaubt. Denn die Erfahrung, nach Frankreich, England oder Italien zu reisen (Deutschland und Skandinavien finden bei ihr weniger Berücksich-

tigung), blieb nur einer kleinen Minderheit vergönnt, von der sie selbst schreibt, dass nur die Wenigsten sofort nach ihrer Rückkehr zu Dissidenten wurden oder auch nur von nun an überzeugt waren, im Westen sei es am besten. Wie diese Minderheit ausgewählt wurde, wie genau ihre Überwachung gewährleistet wurde und was konkret nach der Rückkehr mit den Erinnerungen passierte, erhellt diese Studie nur in groben Zügen. Dies mag auch an den von ihr bevorzugten prominenten Augenzeugen liegen: Der von ihr immer wieder als prototypischer sozialistischer Reisender in Rom zitierte Ryszard Kapuściński kam als Pole ohnehin aus einem anderen Kontext. Die nach Ende des „Kalten Krieges“ verfassten Erinnerungen des später emigrierten Regisseurs Andrej S. Končalovskij an seine erste Westreise haben auch eine weniger unmittelbare Aussagekraft, als es etwa Tagebuchaufzeichnungen hätten.

Keine Frage, die jeweils höchst individuelle Erfahrung des Sowjetbürgers mit Tallinn, Prag oder Paris war unvorhersehbar, gerade auch in Hinblick auf die Alternativen, die solch eine Grenzüberschreitung – ob imaginiert oder real – bereithielt. Die Fragen, ob sich diese Alternativen im Laufe der Zeit veränderten und welche Richtung der sowjetische Auslandstourismus in den 1970er Jahren einschlug, bleiben zukünftigen Studien überlassen. Gorsuchs Buch öffnet uns somit den Horizont für einen erweiterten Begriff der Ost-West-Beziehungen und der Geschichte von *leisure* in Zeiten des „Kalten Krieges“. Ihr Buch liefert zwar nicht das letzte Wort zum sowjetischen Tourismus, aber es hilft zu verstehen, wie die Systemgegensätze auf einer individuellen Ebene von Sowjetbürgern verhandelt wurden. Zudem ist es eine meisterhafte Darstellung der Herausforderungen, welche die Berührung mit dem „Anderen“ für die diversen Aspekte einer sowjetischen Identität mit sich bringen konnten.

Karsten Brüggemann, Tallinn

Tiit Kask, Aldur Vunk (Hrsg.): Reis (nõukogude) läände / Journey to the (Soviet) west. Kuurortlinn Pärnu 1940–88. Artiklite kogumik / Resort town of Pärnu 1940–88. Collection of articles, Pärnu: Pärnu Linnavalitsus 2009, 121 S., 97 Abb.

Gut gewählte Buchtitel zeichnen sich dadurch aus, dass sie komplexe Sachverhalte so stark wie möglich komprimieren und im Idealfall auf wenige Wörter reduzieren. Bei der vorliegenden Publikation ist genau dies mit der Titel-Formulierung „Reis (nõukogude) läände“ – „Reise in den (sowjetischen) Westen“ – geradezu optimal gelungen. Nimmt man im ebenfalls kurz gehaltenen Untertitel nun noch den Ortsnamen „Pärnu“ wahr, so weiß man bereits ziemlich sicher: In dem Buch wird versucht, die sowjetzeitliche Tourismusgeschichte des im Südwesten der Republik Estland bzw. am Nordende der Rigaer Bucht gelegenen Kur- und Seebades zu erfassen, und dies offenkundig unter Akzentuierung der Tatsache, dass Sowjetbürgern, die zur Erholung nach Pärnu kamen, die Stadt wie ein Stück „Westen“ innerhalb der Grenzen der UdSSR anmutete; verkörperte sie doch zumindest partiell vieles von dem, was die meisten mit dem Westlichen schlechthin konnotierten.

Pärnus Entwicklung als Kur- und Ferienort während der Sowjetzeit wird in dem Band in fünf Einzeltexten dargestellt. Der erste und der dritte sind den baulichen, bauplanerischen und infrastrukturellen Voraussetzungen für diese Entwicklung gewidmet, wobei zwischen dem Zeitraum 1940–1955 und dem Zeitraum 1956–1988 unterschieden wird. Autor ist je-

weils der Historiker und Lokalpolitiker Aldur Vunk, der 1998 die Leitung des Museums der Stadt Pärnu übernommen hat. Im zweiten und im vierten der fünf Texte geht es, wiederum auf die beiden genannten Zeiträume bezogen, um den eigentlichen Kur- und Badebetrieb und dessen Organisation. Auch für diese Texte zeichnet ein und derselbe Autor verantwortlich, nämlich Tiit Kask, ein nicht nur durch eigene Forschungen, sondern auch durch Berufserfahrung in der touristischen Vermarktung Pärnus ausgewiesener Kenner der Vergangenheit der Stadt als Kurort und Seebad. Zuletzt thematisiert der Band ganz allgemein Pärnus Sommer- und Strandkultur während der Sowjetzeit. Die Ausführungen hierzu gelten der gesamten Nachkriegszeit bis 1988 und stammen aus der Feder der am Estnischen Volksmuseum tätigen Kulturwissenschaftlerin Anu Järs.

Auf die einzelnen Aufsätze folgen englischsprachige Zusammenfassungen, deren Umfang jeweils etwa einem Zehntel des Originaltextes entspricht. Satz für Satz und damit ohne Informationsverlust für Benutzer, denen die nötigen Estnischkenntnisse fehlen, wurden lediglich ein dreiseitiger Einführungstext, der den fünf Einzelbeiträgen vorausgeht, sowie die Bilderläuterungen übersetzt. Gerade bei Letzteren hätte hierauf auch keinesfalls verzichtet werden dürfen; schließlich gehört die reichhaltige Illustration mit zum Teil bemerkenswerten fotografischen Zeitdokumenten zu den entscheidenden Qualitäten des Bandes.

Vunks Beitrag über die Zeit bis Mitte der 1950er Jahre beginnt mit einer Darstellung des im Zuge der Annexion Estlands durch die UdSSR vonstatten gegangenen Umbaus der Verwaltungsapparate. Der Autor vertieft sich dabei in die Karrieren einer ganzen Reihe von Amtsträgern, ohne dass sogleich der Aussagewert all dieser personenbezogenen Informationen ersichtlich wird. Einige davon erweisen sich im weiteren Textverlauf gleichwohl als aufschlussreich, da Vunk bemüht ist, eine Vorstellung vom jeweiligen Einfluss der verschiedenen Akteure auf das Planungsgeschehen in Pärnu zu vermitteln. Erwähnt werden in diesem Zusammenhang gerade auch Personen, deren faktische Einflussmöglichkeiten geringer waren, als der ihnen verliehene Amtstitel glauben macht. Hierbei ist besonders an Jaagup Linnakivi zu denken, der von 1944 bis 1965 die Funktion des Stadtarchitekten innehatte.

Der bau- und planungsgeschichtliche Überblick, der sodann geboten wird, beschränkt sich keineswegs auf die küstennahen oder allgemein auf die touristisch genutzten Teile der Stadt, sondern betrifft deren gesamtes Territorium. Mochte der Leser sich zuvor gefragt haben, warum in dem vorliegenden Band eine Untergliederung anhand der Jahresmarke 1955/56 erfolgt, so erschließt sich nun der konkretere Sinn dieses Periodisierungsansatzes: Zum Beispiel war tatsächlich erst zu diesem Zeitpunkt die vom Zweiten Weltkrieg zurückgelassene Ruinenlandschaft im Zentrum Pärnus weitgehend verschwunden. Bei ihrer Einebnung war deutlich radikaler vorgegangen worden als in den Planungen der ersten Nachkriegsjahre beabsichtigt; vor allem aber hatte das Beseitigen der Ruinen nahezu sämtliche verfügbaren Arbeitskräfte gebunden, so dass von einem gleichzeitigen Wiederaufbau noch kaum die Rede sein konnte. Dieser kam erst nach 1955/56 sichtbar voran, was vordergründig mit akutem Arbeitskräftemangel zu erklären ist, gleichzeitig jedoch zu der Frage führt: Wäre in Pärnu, sofern dort der andernorts vielfach praktizierte Einsatz von Kriegsgefangenen nicht unterblieben wäre, eine sinnvolle Aufgabenzuteilung an solche zusätzlichen Kräfte überhaupt gewährleistet gewesen? Genau dies erscheint bei näherer Betrachtung der wiederholten Planungsänderungen, die sich während des ersten Nachkriegsjahrzehnts vollzogen, zweifelhaft. Auch und gerade daran, dass Maßnahmen, die eben noch auf der Dringlichkeitsliste gestanden hatten, plötzlich verworfen wurden, waren etwaige Bauaktivitäten in

zentralen Bereichen der Stadt letztlich gescheitert. Verunsicherung darüber, wie gehandelt werden soll, bestand nach Auffassung des Autors allerdings nicht nur auf den potenziellen Baustellen, sondern kennzeichnete ebenso schon im Vorfeld das Verhalten der Entscheidungsgremien und Planungsstäbe: Vunk zufolge haben deren teilweise Umbesetzung und insgesamt linientreuere Ausrichtung in der Phase um 1950 das Planungschaos zunächst noch verschärft – bedingt durch die Furcht jedes Einzelnen, infolge politisch inopportuner Ideen und Beschlüsse selbst zum Opfer einer möglichen nächsten Welle personeller Veränderungen zu werden.

Breiten Raum nimmt in Vunks Ausführungen das Schicksal der im Krieg ausgebrannten mittelalterlichen Nikolaikirche ein, deren Wiederherstellung anfangs durchaus beabsichtigt war, aufgrund anderer Verwendung der knappen Finanzmittel-Zuweisungen jedoch nicht in Gang kam, so dass die erforderliche Notsicherung zunächst von Jahr zu Jahr verschoben wurde. Der damit in Kauf genommene schleichende Verfall verkehrte sich ab 1949 in bewusste Vernachlässigung, an deren Ende 1954 die Sprengung stand. Als verhängnisvoll für die Nikolaikirche hatte sich erwiesen, dass, nachdem die Planungshoheit über Städte wie Pärnu den örtlichen Behörden entzogen und bei der Architekturverwaltung der Estnischen SSR in Tallinn angesiedelt worden war, ausgerechnet die Erfassung von Baudenkmalern den Exekutivkomitees der Werktätigen-Deputiertenräte auf Stadtebene überlassen blieb; denn damit war, so Vunks Kommentar in Form einer auch im Estnischen gebräuchlichen Redewendung, gleichsam der Bock zum Gärtner gemacht worden. Die Rolle des Exekutivkomitees im Zusammenhang mit der Kirche stößt dem Autor augenscheinlich sogar derart auf, dass innerer Widerwille ihn hindert, den Begriff „Exekutivkomitee“ bzw. dessen estnisches Pendant stets fehlerfrei niederzuschreiben: Nur relativ selten hat in Vunks Text der Druckfehlerteufel zugeschlagen; in dem betreffenden Wort „täitevkomitee“ jedoch ist dies ironischerweise gleich viermal der Fall (S. 15, 19, 22, 26).

Der Exekutivkomitee-Vorsitzende der Jahre 1946–1953, Vilhelm Lombak, ist angesichts der Kirchensprengung zu den Personen mit vergleichsweise viel Einfluss auf die Stadtgestaltung zu rechnen; die abschließende Entscheidung fiel nämlich, wie Vunk im Sinne einer eindeutigen Verantwortungszuweisung klar hervorhebt, noch vor Lombaks Verabschiedung aus seinem Amt. Derweil oblag der allgemeine Planungsprozess – wie erwähnt – der staatlichen Architekturverwaltung in Tallinn, in der vor allem Endel Arman, ein jüngerer Bruder ihres Leiters Harald Arman, mit Detailplanungen für Pärnu betraut war. Obwohl bereits 1947 vorgelegt und gutgeheißen, wurden die Entwürfe des jungen Ingenieurs immer wieder abgewandelt; und was Pärnus künftigen Hauptplatz, einen wesentlichen Bestandteil dieser Entwürfe, betrifft, kam es Ende 1951 sogar zu der Entscheidung, ihn weitab der bis dahin ins Auge gefassten Stelle anzulegen. Dass ab 1952, nun unter persönlicher Federführung Harald Armans, doch wieder die ursprünglich ausersehene Fläche den Vorzug erhielt, resultierte aus einer gleichfalls nur kurzen Episode in der Geschichte Pärnus, nämlich dessen Aufstieg zum Zentrum einer Oblast'. Hauptsächlich die damit verbundene Notwendigkeit großzügiger Verwaltungsgebäude führte in den Planspielen der Architekturverwaltung somit zur Rückverlagerung des Platzes. Kaum war der Bedarf an repräsentativen Bauten für die Oblast'-Verwaltung vollauf erkannt, wurde von der Gliederung Estlands in nurmehr drei administrative Einheiten allerdings bereits wieder abgerückt. Bei der Festlegung des Ortes, an dem sich der Hauptplatz erstrecken sollte, blieb es nun immerhin – was jedoch heißt: Erst 1953 zeichnete sich diese so wichtige Planungssicherheit endgültig ab.

Vunk bringt jenes hektische und lange Zeit unberechenbare Agieren mit mangelnder Ortskundigkeit einiger Verantwortlicher in Verbindung und macht den Umstand, dass die Zuständigkeit für all diese Vorgänge in Tallinn gebündelt war, als eines der Grundübel aus, unter denen Pärnu damals litt. Passend dazu münden Vunks Betrachtungen in einem Resümee mit für die postsowjetische Historiografie im Baltikum charakteristischem Grundtenor – denn ähnlich wie in manch anderer Publikation klingen auch hier die Schlusssätze so, als habe der Autor eigentlich nur eine Fallstudie zur Ineffektivität sowjetischer Organisations- und Verwaltungsstrukturen liefern wollen. Verallgemeinerbar bzw. auf andere baltische Städte übertragbar sind entsprechend auch Vunks Feststellungen dazu, wie sehr die Abwesenheit vieler Deportierter und politisch Gefangener die Probleme der Stadt während des ersten Nachkriegsjahrzehnts zugespitzt hatte und wie unverkennbar die Rückkehr der Überlebenden Mitte der 1950er Jahre eine Revitalisierung Pärnus nach sich zog.

Indem der Autor diese Feststellungen trifft, steuert er in jedem Fall noch eine weitere Rechtfertigung dafür bei, dass beim Einteilen des Bandes eine Zäsur bei den Jahren 1955/56 zugrunde gelegt wurde. Völlig allein steht der Leser allerdings vor der Frage, ob die sinnvollste Anschlusslektüre für ihn nun vorzugsweise der erste Beitrag Kasks sein mag, bei dem der Fokus auf der Zeit bis 1955 verbleibt, oder vielleicht doch eher der zweite Beitrag Vunks, der die schon vertraute Materie weiterverfolgt. Welche Erkenntnisse hinzukommen, wenn man sich zunächst weiter an Vunk hält, sei hier in wenigen Sätzen zusammengefasst:

Prägend für das zweite und dritte Nachkriegsjahrzehnt erscheint dem Autor vor allem, dass übersteigerte städtebauliche Visionen durch realistischere Konzepte ersetzt wurden. Für Pärnus Kurbad-Bereich etwa bedeutete dies – trotz der Tatsache, dass Kriegsschäden hier schneller und erfolgreicher als in anderen Teilen der Stadt beseitigt worden waren – den Verzicht auf einen eigenen Hauptplatz sowie auf breite Verbindungsstraßen mit dem Stadtzentrum. Zu einer gänzlichen Preisgabe der ursprünglichen Visionen kam es insofern nicht, als vieles fortan für provisorisch erklärt wurde: Die äußerst schlichten viergeschossigen Wohnbauten, die allenthalben entstanden, galten nunmehr lediglich als Übergangslösungen bis zum endgültigen Aufbau des Kommunismus. Dies mochte zugleich die geringe planerische Weitsicht entschuldigen, mit der etliche von ihnen mitten in ansonsten eingeschossig bebauten Vierteln platziert wurden. Originelle architektonische Entwürfe bereicherten das Stadtbild erst um 1970 wieder, wobei Materialmängel manchen gewünschten Effekt beeinträchtigten. Ebenfalls aus dieser Zeit datierende Pläne, Pärnus Seebad-Areal in das Gebiet des Vororts Valgerand auszudehnen, zeugten unterdessen von nach wie vor überhöhtem Ehrgeiz und blieben genau deshalb unrealisiert: Die auf massiven Betten-Zuwachs zielende Maßgabe, in Valgerand solle ausschließlich achtgeschossig gebaut werden dürfen, überstieg die Möglichkeiten der als Bauherren auserkorenen Staatsbetriebe und Institutionen – mit dem Resultat, dass anstelle riesiger Ferienheime einstweilen nur ein Campingplatz angelegt wurde. Als eine Zeit, in der im eigentlichen Stadtgebiet der eine oder andere dringend benötigte Neubau schließlich doch noch verwirklicht werden konnte, hebt Vunk abschließend die Perestrojka-Jahre hervor.

Tiit Kask blickt am Anfang des ersten seiner beiden Texte in das Jahr 1939 zurück, das in Estland der von der UdSSR erzwungene Beistandspakt vom 28. September überschattete. Die Lage der als Folge dieses Pakts geschaffenen sowjetischen Militärstützpunkte war besonders für die Kurstädte Kuressaare und Haapsalu fatal und ließ dort jeden Gedanken an eine Sommersaison 1940 schwinden. Pärnu stellte sich angesichts dessen für 1940 auf

eine überdurchschnittliche Inlandsnachfrage ein, die das erwartete Fernbleiben seiner bis dahin meist zahlreichen Gäste aus Finnland und Schweden sogar hätte ausgleichen können. Dass die politischen Umwälzungen ab Juni 1940 dann auch die Saison in Pärnu weitgehend zunichte machten, traf die dortigen Tourismus-Einrichtungen umso überraschender. Kasks Leser mag derweil etwas anderes überraschen, nämlich zu erfahren, dass die Stadt bereits 1942 wieder eine enorme Auslastung erlebte, und dies überwiegend durch Zivilisten. Die 1943 erreichten Rekordwerte bei den Heilbehandlungen erklären sich hingegen – wiederum weniger überraschend – mit der Vielzahl an Militärangehörigen, die in jenem Sommer in Pärnu kuriert wurden. Daneben wurde 1943 auch zu einem Jahr hochfliegender Zukunftspläne, was den möglichen Ausbau der Stadt innerhalb eines bis hierhin reichenden Groß-Deutschlands anbetraf. Die zügige Wiederaufnahme des Kurbetriebs nach 1945 ging mit der Neuerung einher, dass dieser von nun an auch während der Wintermonate weiterlief. Seine Eckpfeiler bildeten seit 1947 vier Sanatorien, die mit der Zeit immer mehr auch als bedeutende Zentren der Kurmittel-Forschung fungieren sollten; in der Anfangsphase allerdings bereitete zunächst noch gelegentlicher Mangel an Arzneien und sogar an Möbeln erhebliche Schwierigkeiten, wie Kask anmerkt. Mit Blick auf die frühen 1950er Jahre erscheint dem Autor betonenswert, dass für das als Kurstadt bekannt gewordene Pärnu spätestens jetzt die gleichzeitige Eigenschaft als Seebad immer prägender wurde. Schon in jenen Jahren seien deshalb auch Teile der Moskauer und Leningrader Intelligenz, die in der Folgezeit immer öfter und zahlreicher anzureisen pflegte, hier anzutreffen gewesen.

Die Hauptstadt-Intellektuellen zählen letztlich mit zu der großen Gruppe der Individualreisenden, auf die insbesondere in Kasks Anschluss text über die Zeit ab 1956 eingegangen wird: Mag der Autor landläufige Vorstellungen von gelenktem Tourismus in der Sowjetunion einerseits bestätigen können, so hat er andererseits doch zu konstatieren, dass in Pärnu über viele Sommer hinweg innersowjetischer Individualreiseverkehr zahlenmäßig das offiziell kontingentierte Touristenaufkommen merklich übertraf. Selbst das Fehlen verlässlicher Gesamtzahlen und der Verdacht, dass in sowjetischer Zeit lancierte Angaben dazu, welche Touristenanstürme Pärnu während einer jeweiligen Saison bewältigt hatte, Übertreibungen enthalten dürften, schwächen diesen grundsätzlichen Befund kaum ab. Überhaupt denkbar wird die Dominanz der Individualreisenden freilich nur, wenn man um die immense Menge der Privatquartiere weiß, die die Stadtbewohner zur Verfügung stellten. Dass Ortsansässige Quartiere vermieteten, lag in allseitigem – das heißt: auch staatlichem – Interesse, da die erwirtschafteten Einnahmen ihnen über Versorgungsengpässe hinweghalfen, die wiederum mit den Bedürfnissen und der Einkaufsfreudigkeit der Fremden zusammenhingen. Streng dirigistisch war demgegenüber nur der eigentliche Kurbetrieb durchorganisiert; hier allerdings waren es zeitweise nicht bloß Tallinner, sondern sogar Moskauer Stellen, die die Aufsicht ausübten. Forderungen, ihn in kommunale Zuständigkeit zurückzuführen, mehrten sich in der Zeit um 1988, als Pärnu – noch im Rahmen des sowjetischen Herrschaftsgefüges – seinen 150. Geburtstag als Heilbad begehen konnte. Schon damals wurden die neuartigen Herausforderungen der 1990er Jahre absehbar; auch sie sind Kask zum Abschluss noch einige Erläuterungen wert.

Mehrere der Aspekte, die bereits bei Kask angeschnitten sind, beschäftigen unter anderem Blickwinkel auch Anu Järs im fünften und letzten der Buchtexte: Der Stellenwert von Individualreisenden und Privatquartieren oder Pärnus besondere Anziehungskraft auf gebildete Moskauer und Leningrader Kreise kommen bei ihr ebenso noch einmal zur Spra-

che wie der Umgang mit den typischerweise während der Hochsaison aufgetretenen Versorgungskrisen. Järs ergänzt dieses Spektrum um Themenfelder wie Bademoden im Wandel der Zeit und die damit verbundene Etikette: In den ersten Jahrzehnten unter Sowjetherrschaft sei beispielsweise unerwünscht gewesen, dass Urlauber in leichter Strandbekleidung durch die Innenstadt flanierten oder sich abends ohne angemessene Garderobe im Strandrestaurant einfanden. Wer dort ohne Fliege erschien, konnte sich diese vor Ort immerhin ausleihen. Von einigem Interesse sind daneben Järs' einleitende Bemerkungen zu der Frage, mit welchen Wörtern die Fremden in Pärnu überhaupt bezeichnet wurden: Jenseits des offiziellen Sprachgebrauchs, für den „puhkajad“, die deutsche Entsprechung von „Feriengäste“ bzw. „Urlaubsgäste“, favorisiert wurde, kursierte unter Einheimischen demnach der Begriff „Juden“, da bei vergleichsweise vielen Besuchern Pärnus ein jüdischer Familienhintergrund bestand oder jedenfalls vermutet wurde. Eingehender als die beiden anderen Autoren wendet Järs sich schließlich noch dem im Buchtitel apostrophierten Charme Pärnus als einer Art „inneres Ausland“ zu und versucht zu ergründen, was Menschen aus anderen Sowjetrepubliken so sehr hierhin lockte: Trug die den Strand säumende Vorkriegsarchitektur in besonderer Weise zu diesem Reiz bei oder ergab er sich ganz einfach aus dem bloßen Kontrast, der sich zwischen üblichem Sowjetalltag und der Atmosphäre in Pärnu auftat?

Leser, die sich in erster Linie hierauf Antworten erhofft haben, werden bedauern, dass der letzte zugleich der kürzeste der fünf Buchttexte ist, und dies eventuell als Missverhältnis gegenüber der Länge der Beiträge Vunks empfinden. Vertritt man im Sinne einer Erwartung, was „Tourismusgeschichte“ zu leisten hat, indes den Standpunkt, dass diese stets auch vieles zur Geschichte ihrer Schauplätze begreiflich machen sollte, so darf man den vorliegenden Band wohl als rundum geglückt ansehen.

Andreas Fülberth, Kiel

Robert Schweitzer (Hrsg.): Zweihundert Jahre deutsche Finnlandbegeisterung, Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag 2010, 273 S.

Der vorliegende Sammelband geht zurück auf ein internationales Symposium zur deutschen Kultur und Geschichte im europäischen Nordosten, das im November 2008 von der Aue-Stiftung und dem Finnland-Institut in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte der Universität Greifswald und der Academia Balitica aus Lübeck in Berlin durchgeführt wurde. Robert Schweitzer, der für die Organisation des Symposiums verantwortlich zeichnete, nahm das 200-jährige Jubiläum von August Thiemes Gedicht „Finnland“ zum Anlass, die weitere Entwicklung des deutschen Blicks auf den Staat an der Ostsee bis in die Gegenwart wissenschaftlich zu beleuchten.

Thieme, das heute kaum noch bekannte Mitglied des Weimarer Dichterkreises, war von 1805 bis 1811 als Schulinspektor an der Universität Dorpat (heute Tartu) tätig und verfasste in dieser Funktion die wortgewaltige Lobeshymne auf das zu diesem Zeitpunkt noch zwischen Schweden und Russischem Reich geteilte Finnland. Thieme ist mithin einer der frühesten und prominentesten Vertreter von deutscher „Finnlandbegeisterung“. Dennoch ist der Titel des Sammelbandes „Zweihundert Jahre deutsche Finnlandbegeisterung“ etwas irreführend, denn das hier vertretene Anliegen ist es doch eigentlich, das Finnlandbild der Deutschen seit dem frühen 19. Jahrhundert auszudifferenzieren und zu hinterfragen. Von

„Begeisterung“ ist dabei eher selten die Rede. Stattdessen drängen sich bei der in weiten Teilen anregenden Lektüre zwei andere Leitfäden auf, die das Verhältnis von Deutschen und Finnen in den letzten beiden Jahrhunderten bestimmen: Da ist zum einen die Romantisierung der finnischen Natur und seiner Bewohner, die Finnland zu einem Sehnsuchtsort deutscher Romantiker im 19. Jahrhundert machte und bis heute zur touristischen Attraktivität des „Landes der tausend Seen“ beiträgt. Zum anderen zeigt sich, dass Finnland schon während seiner Existenz als Großfürstentum innerhalb des Russischen Reiches auf der *mental map* der Deutschen immer weiter Richtung (Nord-)Westen rückte. Dazu trugen auch die langfristigen und mit viel Aufwand betriebenen Bemühungen der Finnen bei, sich nach außen als „Kulturnation“ zu präsentieren. Im vorliegenden Band wird dieser „lange Weg nach Westen“ in fünf thematischen Abschnitten nachgezeichnet, beginnend mit zwei kurzen, einführenden Aufsätzen:

Jörg Hackmann erläutert zum Auftakt die traditionelle finnische Staatsräson, sich bewusst als „kleines Land“ unter den Großmächten Europas zu positionieren. Auf diese Weise sei es gelungen, im Russischen Reich das Vertrauen der Zaren als loyales Großfürstentum – gerade auch angesichts der polnisch-litauischen Aufstände von 1830/31 und 1863/64 – zu gewinnen. Der finnische Nationalismus habe sich so lange Zeit nicht in Abgrenzung vom russischen Imperium, sondern gewissermaßen unter dessen Protektion entwickelt. Nach der Erlangung der Unabhängigkeit im 20. Jahrhundert habe Finnland dann nicht auf eine klar festgelegte Bündnispolitik, sondern auf eine neutrale, ausgleichende Außenpolitik gesetzt und sei damit auch während des Kalten Krieges sehr gut gefahren.

Robert Schweitzer geht seinerseits näher auf den Dichter August Thieme als Teil der einflussreichen deutschen Geisteswelt auf finnischem Boden im 18. und 19. Jahrhundert ein und erklärt, wie sich das „Finnland“, auf das sich der Dichter 1808 bezog, politisch und geografisch zusammensetzte. Es handelte sich dabei um das Gouvernement von Wiborg, das auch als „Altes Finnland“ bezeichnet wurde und schon im frühen 18. Jahrhundert an das Russische Reich gefallen war. 1812 wurde dieses Gebiet mit dem im Russisch-Schwedischen Krieg gewonnenen Großfürstentum Finnland vereinigt. Anna Järvinen und Frank Nesemann beschreiben in ihren Beiträgen, wie diese Zusammenführung der finnischen Gebiete den Schlusspunkt einer jahrzehntelangen Auseinandersetzung innerhalb der russischen Regierungskreise über angemessene Verwaltungs- und Rechtsformen im „Alten Finnland“ setzte. Während dort im Verlauf des 18. Jahrhunderts formal weiterhin die schwedischen Gesetze in Kraft blieben, hatten sich in der Praxis viele russische Gepflogenheiten durchgesetzt, so dass am Ende eine Mischform entstanden war, die zu einem Abschwung des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens führte. Alexander I., der sich dieser Missstände bewusst war, ließ in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts gleich mehrere Reformvorschläge für das „Alte Finnland“ ausarbeiten, und zum Zeitpunkt des Erwerbs des Großfürstentums Finnland lag der Gedanke nahe, dessen intaktes Verwaltungs- und Rechtssystem flächendeckend auf alle finnischen Gebiete unter russischer Herrschaft zu übertragen. Als „Modellregion“, so Järvinen, habe das neu vereinigte Großfürstentum dann sogar mehr Autonomierechte als unter schwedischer Krone genossen; ein Grund, warum russische Nationalisten noch Jahrzehnte später mit Ablehnung auf die Zusammenführung zurückgeschaut hätten.

Während Järvinens Darstellung detailliert und historisch tief ist, beschreibt Nesemann vor allem die Ereignisse, die sich in den Jahren vor der Vereinigung des Großfürstentums

mit dem „Alten Finnland“ abspielten. Da sich ihre Kapitel an einigen Stellen überschneiden und keine konträren Thesen aufweisen, wäre es naheliegend gewesen, sie zu einem Aufsatz zusammenzufassen.

Anders sieht es bei den folgenden beiden essayartigen Anmerkungen von Robert Schweitzer und Hans Peter Neureuter aus, die eine Interpretation von Thiemes „Finnland“-Poem liefern und sich in einigen Kernpunkten widersprechen. Schweitzer sieht Thieme als Person, die Aufklärung und Nationalromantik in sich vereinte, und damit als Wegbereiter des finnischen Nationalismus. Neureuter verortet Thieme hingegen im Biedermeier und statt Romantik spricht für ihn aus dessen Zeilen eher ein „durchdringender Utilitarismus“ (S. 86). Amüsant liest sich zudem Neureuters augenzwinkernde Sprachkritik an der zuweilen etwas bemühten Wortakrobatik des nach antiker Perfektion strebenden Dichters.

Unterhaltsam ist auch Outi Tuomi-Nikulas Auseinandersetzung mit dem Stereotyp des „wortkargen Finnen“. Anhand von Karikaturen, Reiseberichten und Zeitungsartikeln weist die finnische Professorin nach, dass das Bild vom „schweigsamen Volk“ schon seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert kolportiert und mit der Zeit von den Finnen selbst adaptiert wurde. Bis in die Gegenwart fänden sich in Werbung und Witzen Anspielungen auf diesen Topos, was auf die Langlebigkeit von populären Stereotypen verweise. Dass das Bild vom wenig gesprächigen Finnen einen wahren – kulturell begründeten – Kern enthalte, trage umso mehr zu dessen Persistenz bei.

Im letzten und größten thematischen Abschnitt des Sammelbandes werden die Stationen der Entwicklung des deutschen Finnlandbildes behandelt. Diese werden in neun Kapiteln chronologisch thematisiert, angefangen vom Mittelalter bis in die Gegenwart:

Detlev Pleiss trägt in seinem enzyklopädieartigen Beitrag detailliert und kenntnisreich das Wissen zusammen, das in Europa vor 1809 über Finnland kursierte. War die Region an der Ostsee und ihre Einwohner vor 1630 nur in dort verkehrenden Kaufmannskreisen bekannt, sorgte die Teilnahme finnischer Soldaten am Dreißigjährigen Krieg für zahlreiche persönliche Kontakte mit Bürgern des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Mit Ende des Krieges verblasste das Bild der Finnen in Europa wieder; wobei es im deutschsprachigen Raum dank des kulturellen Einflusses im „Alten Finnland“ noch eine vergleichsweise gute Kenntnis dieser Region gab. Auch im 19. Jahrhundert spielte der intellektuelle Einfluss aus Deutschland im Großfürstentum Finnland eine wichtige Rolle, wie Carola Häntsch in ihrem Aufsatz über den Finnlandbezug der deutschen Philosophen aufzeigt. „Impulse der Romantik“ (S. 141) hätten dafür gesorgt, dass in Deutschland die finnische Volkspoesie und Volkskultur entdeckt und erste historische Betrachtungen über das Land angestellt worden seien. Ab Mitte des Jahrhunderts habe sich das Verhältnis allerdings gewandelt – nun entstand in Finnland selbst ein reger Literaturbetrieb, der im Deutschen Reich aufmerksam registriert worden sei. Das volkscundlich-philologische Interesse, so Häntsch, wick einer historisch-politischen Perspektive auf das Großfürstentum, das nun als potentiell eigenständiger Nationalstaat und nicht nur als Bestandteil des Russischen Reiches wahrgenommen wurde. Mehr noch: Bei demokratisch gesinnten Freigeistern wie dem Schriftsteller Theodor Mügge vermochte der Blick nach Finnland romantische und revolutionäre Gefühle auszulösen, was Dieter Hermann Schmitz am Beispiel von Mügges Finnland-Roman aufzeigt.

Die Entwicklung des Großfürstentums wurde in der deutschen Öffentlichkeit mit steigender Aufmerksamkeit verfolgt; wie vielschichtig sich dabei das Finnlandbild von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg darstellte, beschreibt Manfred Menger in sei-

nem Beitrag. Als Faustregel lässt sich formulieren, dass das Verständnis für eine harte Politik des Zaren gegenüber den Finnen ab 1899 in dem Maße stieg, in dem ein Interesse an stabilen wirtschaftlichen Beziehungen und geregelten politischen Verhältnissen mit dem Russischen Reich bestand. Generell war Finnland um die Jahrhundertwende in Europa präsenter als je zuvor, was laut Menger neben den politisch turbulenten Zeiten sowie der Erschließung des Landes für den Tourismus daran lag, dass die Finnen sich in dieser Zeit verstärkt darum bemühten, im Ausland als Kulturnation wahrgenommen zu werden. Finnische Architekten, Komponisten und Schriftsteller reüssierten in dieser Zeit auf der internationalen Bühne. Und nicht zuletzt diese Entwicklung habe mit dazu beigetragen, dass das Land im Westen immer mehr als „europäische“ Nation wahrgenommen worden sei. Hannes Saarinen beschreibt, wie in der Weimarer Republik Finnland auf den Schulatlanten seinen Platz unter den skandinavischen Völkern erhielt und in den Ausführungen von Ethnologen und Kulturwissenschaftlern in Bezug auf die „rassische Zugehörigkeit“ nicht mehr wie im 19. Jahrhundert die Rede von der „asiatischen Herkunft“ der Finnen war, sondern eine Verbindung zum „Germanentum“ hergestellt wurde (S. 187 f.). Unter diesen Vorzeichen gestaltete sich auch im Nationalsozialismus das Verhältnis zu den Finnen bis zum Kriegsbeginn vorwiegend positiv, wie Risto Peltovuori anhand von Presseberichten aus dieser Zeit nachweist. Solange der Hitler-Stalin-Pakt in Kraft gewesen sei, sei die Berichterstattung über Finnland in der gleichgeschalteten deutschen Presse verstummt, ohne dass eine negative Kampagne veranlasst worden sei. Goebbels habe es angesichts einer „absolut profinnischen“ Stimmung vorgezogen, das Thema „nicht allzu hoch kommen [zu] lassen“ (S. 201). Umso bereitwilliger habe die deutsche Presse die militärische Zusammenarbeit von 1941 bis 1944 zur Ursache genommen, den ursprünglichen affirmativen Kurs gegenüber Finnland mit noch größerer Intensität wieder aufzunehmen.

Auch in der Nachkriegszeit blieb die offizielle Haltung gegenüber Finnland in beiden deutschen Staaten geprägt von diplomatischen Erwägungen. Erkki Teräväinen, Hanna Rieck und Dörte Putensen beschreiben in ihren Beiträgen, wie die diplomatische Neutralität Finnlands dazu führte, dass dem Staat eine Sonderrolle im Kalten Krieg zukam. In der BRD bestand fortwährend die Befürchtung, Finnland könne als westlicher Vorposten unter den sowjetischen Einflussbereich fallen. Der 1970 von Franz Joseph Strauß popularisierte Begriff der „Finnlandisierung“ brachte derartige Bedenken auf den Punkt und verlor erst im Zeichen der Entspannungspolitik in der politischen Debatte an Bedeutung.

In der DDR besaß Finnland aufgrund seiner diplomatischen Neutralität gegenüber der Bundesrepublik einen Sonderstatus. Wie Putensen anhand von Presseberichten nachweist, wurde die Tatsache, dass man auf Augenhöhe mit den westlichen Staaten behandelt wurde, hier bei jeder Gelegenheit hervorgehoben. Die Aufmerksamkeit, die finnischen Staatsbesuchen in den Medien gewidmet wurde, sei im Verhältnis zu der eher bescheidenen Bedeutung der wirtschaftlichen Beziehungen enorm gewesen.

Hervorzuheben an dem Sammelband „Zweihundert Jahre deutsche Finnlandbegeisterung“ ist die Vielfalt an methodischen und disziplinären Herangehensweisen. Dadurch bietet die Publikation nicht nur für Historiker zahlreiche Anregungen, in bestimmte Teilaspekte der Thematik tiefer einzusteigen. Die Behauptung, dass dieser Band an eine „systematische Einführung in die Entwicklung des deutschen Finnlandbildes“ heranreiche, wie Robert Schweitzer in seinem Vorwort schreibt, ist dennoch wohl etwas hoch gegriffen. Dafür sind die einzelnen Kapitel, die aus Vorträgen entstanden sind, in vielen Fällen in der themati-

tischen Fokussierung und der Qualität der Beiträge zu heterogen; es fehlt außerdem ein ernstgemeinter Versuch, die finnisch-deutschen Beziehungen in der *longue durée* zu deuten. Lediglich Jörg Hackmann und Robert Schweitzer stellen dazu in ihren einführenden Kapiteln Überlegungen an, die aber wesentlich ausführlicher diskutiert werden müssten. Der Begleitband zur Ausstellung „Unsere Russen – Unsere Deutschen. Bilder vom Anderen 1800–2000“, die von Dezember 2007 bis zum März 2008 im Berliner Schloss Charlottenburg stattfand, zeigt in dieser Hinsicht auf, wie sich lange historische Zeiträume der gegenseitigen Wahrnehmung pointiert zusammenfassen lassen.¹ Eine systematische Einführung würde insgesamt wohl auch umfangreicher ausfallen müssen, denn immerhin finden 200 Jahre finnisch-deutscher Geschichte hier auf 243 großzügig formatierten und teils bebilderten Seiten Platz.

Dessen ungeachtet sind in „Zweihundert Jahre deutsche Finnlandbegeisterung“ viele originelle und erhellende Perspektiven auf ein noch wenig beachtetes Thema versammelt; schon daher lohnt der Blick in diesen Band für einschlägig interessierte Leser in jedem Fall. Und wer nachvollziehen möchte, wie Finnlandbegeisterung vor 200 Jahren schriftlich umgesetzt wurde, der findet eine kommentierte Version von August Thiemes Finnland-Gedicht im Anhang des Buches.

Benedikt Tondera, Hannover

1 Deutsch-Russisches Museum Berlin-Karlshorst e.V. (Hrsg.): Unsere Russen – Unsere Deutschen. Bilder vom Anderen 1800–2000, Berlin 2007.

Karsten Brüggemann, Ralph Tuchtenhagen: Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt, Köln u.a.: Böhlau Verlag 2011, 362 S., Abb.

Rechtzeitig zur Verleihung des Titels einer „Europäischen Kulturhauptstadt 2011“ ist eine neue Geschichte Tallinns erschienen, die sich bescheiden eine „kleine Geschichte der Stadt“ nennt. Der Verlag hat sich bereits darum verdient gemacht, dem deutschsprachigen Lesepublikum die Geschichte von ostmitteleuropäischen Städten wie Vilnius, Braşov oder Pécs vertraut zu machen. Verfasser sind Karsten Brüggemann, Professor für Estnische und Allgemeine Geschichte in Tallinn, und Ralph Tuchtenhagen, Professor für Geschichte und Kultur Nordeuropas in Berlin, die beide bereits umfangreich mit Arbeiten zur baltischen Geschichte hervorgetreten sind. Da zwar recht viel Literatur zu einzelnen Aspekten von Tallinns Geschichte vorliegt, aber eine neuere Gesamtdarstellung bisher fehlt, erscheint es als spannend zu sehen, wie das Ergebnis ausfällt.

Vorneweg gesagt: Insgesamt haben die Autoren die gestellte Aufgabe gut gelöst, auch der Leser mit Vorwissen wird in diesem Buch viel Neues erfahren und Tallinn aus anderen Blickwinkeln kennen lernen. Adressat des Werks ist ein Leser mit soliden historischen Kenntnissen, aber sicherlich kein gewöhnlicher Tourist, der auf eine leichte und unterhaltende Lektüre über sein Urlaubsziel abzielt, oder ein ausgesprochener Spezialist.

Aus der Feder Tuchtenhagens stammen die Kapitel zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit, Brüggemann schreibt über das 19. und 20. Jahrhundert, und die übrigen Epochen werden von beiden Autoren gemeinsam behandelt. Während Tuchtenhagen mitunter seine Themen recht traditionell angeht – über weite Strecken liefert er ein klassisches Geschichts-

narrativ, in dem Politik und Recht im Mittelpunkt stehen –, behandelt Brüggemann etwas stärker Fragen von Kultur und Alltag wie beispielsweise Unterhaltungsmusik, ohne jedoch den politischen Kontext aus dem Auge zu verlieren.

Das Buch ist in vier umfangreichere Kapitel gegliedert, und diese werden durch eine Chronologie, eine Bibliografie, ein Orts- und Straßenverzeichnis sowie ein Personenregister sinnvoll ergänzt. Mit Sicherheit haben die Verfasser aber deutlich mehr Literatur verarbeitet, als sie anführen. Leider fehlen Anmerkungen, weshalb ein Historiker oder Student nicht immer nachvollziehen kann, auf welchen Autor oder welches Werk sich die Verfasser an einer bestimmten Stelle beziehen. Doch dies ist offenbar der Konzeption der Reihe geschuldet und für einen normalen Leser noch kein Mangel. Der Stil ist gut lesbar, aber mitunter recht akademisch, besonders im Falle Tuchtenhagens. Somit wäre ein Glossar notwendig, um schwierigere Fremdwörter und Fachbegriffe zu erklären, denn auch ein gebildeter Leser muss nicht unbedingt wissen, worum es sich bei einem *Suffragan* (S. 32) oder einem *Portorium* (S. 123) handelt. Ob mittelniederdeutsche Zitate von allen verstanden werden, erscheint ebenso als fraglich (beispielsweise S. 74). Eine gewisse Zahl von Druck- und Sachfehlern tritt leider auf, so starb Aleksandr Menšikov offenbar bereits vor seiner Geburt (S. 113), und manchmal erfolgen schlichte Rechenfehler bei statistischen Angaben (beispielsweise S. 185, 238). Doch diese kleinen Unstimmigkeiten lassen sich leicht für eine spätere Neuauflage korrigieren. Sehr positiv sind die Textboxen, mit denen interessante Themen wie „das Tallinn-Bild in der Sowjetunion“ (S. 293 f.) und Syphilis in der Stadt (S. 153 f.) vertieft werden oder aus Quellentexten und Memoiren zitiert wird. Hier geben die Verfasser auch genauere Literaturhinweise. Besonders Brüggemann nutzt Lebenserinnerungen, um der Darstellung eine menschliche Note zu geben. Passend gewählte Abbildungen und Fotos runden den insgesamt positiven Eindruck ab.

Der Text weist eine unterschiedliche Dichte auf, besonders gut gelungen sind jene Passagen, welche die eigenen Forschungen der Verfasser berühren, beispielsweise die nordische Dimension im Falle Tuchtenhagens und der russische Blick aufs Baltikum bei Brüggemann. Eine Stärke liegt sicherlich auch in der breiteren Kontextualisierung der historischen Vorgänge und Entwicklungen. Die Vorgeschichte Tallinns, die besonders von Archäologen erarbeitet wurde, hätte vielleicht etwas mehr Raum erfordert. Baugeschichte und Architektur werden dagegen ausführlich behandelt. Wir treffen auch auf einige „übliche Verdächtige“, so auf Tacitus und die mythenumwobenen Aesti, den Chronisten Balthasar Rüssow oder den Dramatiker August von Kotzebue. Das Mittelalter wird – soweit der Rezensent dies beurteilen kann – solide, aber recht traditionell behandelt. Eine Ausnahme bilden Passagen zum Alltag, zu Festen, Nahrung, Kleidung und Wohnung, die weitgehend auf den Arbeiten von Tallinner Mediävisten beruhen. Es überrascht jedoch, dass die Reformation erst dann gründlicher thematisiert wird, nachdem die politische Geschichte bis 1783 bereits behandelt worden ist.

In einer Rezension kann und soll nicht der Inhalt nacherzählt werden, darum beschränke ich mich hier auf weitere Eindrücke. Für die spätere Zeit steigt der Anteil von Sozial-, Alltags- und Kulturgeschichte deutlich an, doch dies ist sicherlich auch der Verfügbarkeit von Quellen, der Forschungslage und den Interessen der Verfasser geschuldet. Die Darstellung der späten Zarenzeit hat den Rezensenten hochgradig überzeugt. Die deutsche Okkupation während des Ersten Weltkrieges bleibt jedoch blass und benötigt zumindest einen Hinweis darauf, dass es sich nicht nur um „deutsche Ordnung“ oder besser „Unordnung“ handelte, sondern auch um ein recht hartes Besatzungsregime in einer Region, die in Zu-

kunft germanisiert und annektiert werden sollte. Von Soldatenräten in der deutschen Armee im Frühjahr 1918 hört der Rezensent allerdings zum ersten Mal (S. 226), wahrscheinlich hat sich Brüggemann hier bei der Datierung getäuscht. Die Zwischenkriegszeit wird solide dargestellt einschließlich des kommunistischen Umsturzversuches 1924 und des autoritären Staatsstreichs 1934. Der Rezensent vermisst hingegen einen deutlicheren Hinweis darauf, welchen erheblichen Entwicklungssprung Estland und besonders seine Hauptstadt in dieser Zeit der nachholenden Modernisierung gemacht haben.

Zweiter Weltkrieg und Sowjetisierung kommen nicht zu kurz und werden auf dem neuesten Stand behandelt. Allerdings räumt Brüggemann dem Nazi-Terror doppelt so viel Raum ein wie dem Stalin-Terror (vier gegenüber zwei Seiten) und stellt damit die realen Verhältnisse bezüglich der Dauer und der Intensität der Gewalt aus der Perspektive der Einheimischen auf den Kopf. Während der zehn Jahre stalinistischer Herrschaft kamen nämlich rund fünfmal so viele Einwohner Estlands ums Leben als während der drei Jahre deutscher Okkupation. Die soziale Katastrophe der Nachkriegszeit wird gänzlich ignoriert, als die Lebensumstände in den estnischen Städten noch schlimmer waren als während des Krieges und gerade die Stadtbewohner massenhaft an Unterernährung litten. Für die Zeit nach dem Tode Stalins geht Brüggemann weniger auf politische Ereignisse als auf die Kultur oder die Stadtplanung ein, besonders die Abschnitte zum Jazz oder den Olympischen Spielen 1980 sind höchst informativ. Natürlich darf die „Singende Revolution“ am Ende der Sowjetzeit nicht fehlen.

Die Entwicklung seit 1991 fällt mit nur neun Seiten für zwei Jahrzehnte viel zu knapp aus, sie ist sogar kürzer als der Abschnitt zur deutschen Okkupation! Hat sich in den letzten 20 Jahren wirklich so wenig in dieser Stadt getan oder ist Demokratie für Historiker einfach zu langweilig? Tatsächlich wies Estland während der post-sozialistischen Transformation das größte Wirtschaftswachstum aller ehemals sozialistischen Staaten auf, und dieses konzentrierte sich zu einem beträchtlichen Teil auf die Hauptstadt. Mit Fug und Recht lässt sich behaupten, dass Tallinn sich seit 1991 stärker verändert hat als je zuvor in einem so kurzen Zeitraum. Darüber erfahren wir leider bei Brüggemann kaum etwas. Dagegen geht er berechtigterweise gründlich auf die Situation der russischsprachigen Einwohner ein.

Insgesamt handelt es sich um ein empfehlenswertes Buch, wenn es auch einige Schwachstellen zu verzeichnen gibt. Angesichts der Fülle an verarbeiteten Themen und Materialien wäre es jedoch sicherlich unfair, kleinere Fehler oder Unstimmigkeiten besonders scharf zu kritisieren. Der Rezensent hat jedenfalls bei der Lektüre etwas hinzu gelernt und wurde mit einigen spannenden, überraschenden oder auch unterhaltenden Passagen belohnt.

Olaf Mertelsmann, Tartu

Matthias Asche, Werner Buchholz, Anton Schindling (Hrsg.): Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, Tl. 2, Münster: Aschendorff Verlag 2010, 217 S.

Der zweite der vier Teilbände dieser Buchfolge ist der Übermittlung von kulturgeschichtlichen Fakten gewidmet und stellt einen lesenswerten Band mit den Schwerpunkten in der Sprach- und Kunstgeschichte dar.

Im ersten Beitrag, von zwei Sprachwissenschaftlern estnischer (Raimo Raag, Uppsala) und lettischer (Peteris Vanags, Stockholm und Riga) Herkunft verfasst, wird der Ursprung christlicher Terminologie und die Verbreitung christlicher Personennamen im Estnischen und Lettischen in der Weise untersucht, wie sie im Zeitalter von Reformation und Konfessionalisierung des 16./17. Jahrhunderts historisch fassbar werden und Rückschlüsse auf die Zeit der Christianisierung dieser Gebiete im Mittelalter zulassen. In den östlichen Teilgebieten sind ostkirchliche Einflüsse (besonders bei den Setukesen in Südost-Estland und in Lettgallen) festzustellen, und zwar im lettländischen Bereich stärker als im estländischen (S.18 f.).

Die Entlehnungen christlicher Wörter sind im Estnischen zumeist dem Mittelhochdeutschen oder Mittelniederdeutschen, vereinzelt auch dem Altrussischen und Alt- oder Frühneuschwedischen entnommen. „Die Schöpfer der estnischen christlichen Terminologie waren bemüht, sich auf einheimischen Wortschatz zu stützen“ (S. 21 u. 23). Aufschlussreich sind hier besonders die christlichen Personen-(Tauf-)namen.

Für die lettische Terminologie sind Entlehnungen aus dem Alt-Russischen des 11. und 12. Jahrhunderts nachzuweisen (S. 30), ferner Entlehnungen aus dem Niederdeutschen. Unter den Taufnamen sind sowohl solche dem Niederdeutschen als auch (in Ost-Lettland) der russischen Sprache zuzuordnen.

Der größte Teil des Buches ist in Wort und Bild sowohl den vom Luthertum übernommenen oder von ihm geprägten Zeugnissen kirchlicher Kunst und Architektur des 16. und 17. Jahrhunderts in estnischen und lettischen Gebieten gewidmet:

Die estnische Kunsthistorikerin Krista Kodres (Tallinn) gibt eine detaillierte Darstellung kirchlicher Kunst in den vorwiegend von Esten bewohnten Gebieten: mittelalterliche Kirchen und das Nachleben ihrer Kirchenkunst, die von zugewanderten Meistern geschaffenen lutherischen Bildprogramme und der evangelische Kirchenbau (S. 43-55), die Kirchenkunst der russisch-orthodoxen Nikolaikirche in Reval (S. 56 f.) und die für die Esten der damaligen Epoche typische Bilderverehrung. Diese Verehrung entsprach zwar nicht der lutherischen Kirchenpolitik der schwedischen Krone, die Bilder waren jedoch ein wertvolles katechetisches Mittel für die christliche Unterweisung (S. 57-59).

Die 15 abgebildeten und erklärten Beispiele kirchlicher Kunst gehören geografisch zeitentsprechend in das Gebiet des heute nördlichen Estland samt Inseln (S. 67). Die von Krista Kodres und Magnus von Hirschheydt erstellte Karte der Kirchspiele und Kapellen umgreift auch die estnischsprachigen, nordlivländischen Gebiete (S. 98-103).

Der Rigaer Kunsthistoriker Ojārs Spārītis führt zunächst ein in die vor allem von der deutschsprachigen Bürgerschaft geprägte Geschichte der städtischen, lutherischen Reformation und in die polnisch-litauische Gegenreformation mit ihren jeweiligen kunstgeschichtlichen Wirkungen und benennt die konfessionellen Konflikte (S. 103-127 u. 111-113). Als Darstellungsgebiete wählt er Riga und Kurland/Semgallen, mit besonderem Schwerpunkt die im Zweiten Weltkrieg zerstörte St. Trinitatiskirche in Mitau/Jelgava. Am Beispiel des Rigaer Stadtbaumeisters niederländischer Herkunft, Joris Jorisen Frese, beschreibt er insbesondere die nordeuropäische Renaissance des 16. Jahrhunderts, wie sie in der genannten Kirche in Mitau/Jelgava und in der St. Johanniskirche in Riga als lutherische Kirchen verwirklicht wurde. Auf den 19 vorgestellten Abbildungen (S. 130-165) sind dementsprechend sowohl zentrale Kunstobjekte Rigas als auch besonders ausführlich die Trinitatiskirche in Mitau/Jelgava zu sehen. Aus dem lettischen Teil Livlands wird lediglich ein Renaissance-Wandgrab in der St. Johanniskirche in Wenden/Cēsis vorgestellt. Die zusammen mit Magnus

von Hirschheydt erstellte Karte der Kirchspiele und Kapellen beschränkt sich konsequenterweise auf Kurland und Semgallen (S. 171-175).

Das kunstgeschichtlich gleichermaßen bedeutsame Süd-Livland wird in diesem Band nicht thematisiert, Nord-Livland wurde im Beitrag von Krista Kodres erwähnt. Den Herausgebern des Buches kam es nicht darauf an, alle lettländischen Gebiete überblicksweise oder ihrer historischen Gewichtung gemäß vorzustellen. Wie schon im ersten Band dieser Reihe geht es ihnen darum, den Lesern an Beispielen die „lebhaftige Teilhabe der baltischen Lande an den gelehrten, kulturellen und künstlerischen Bewegungen des lateinischen Europa“ vertraut zu machen (Vorwort, S. 7). Die Jahrzehnte der sowjetrussischen Besetzung haben den Eindruck entstehen lassen, es handle sich bei den baltischen Ländern um „randständige“ Gebiete. Es ist das erklärte Ziel der Herausgeber, diese Auffassung zu widerlegen.

Der Beitrag von Vilis Kolms, des Beauftragten der lettischen lutherischen Kirchenleitung für die Kirchenmusik, über „Das Rigaer Gesangbuch und die Kirchendienstordnung von 1530“ (S. 175-190) entspricht insofern den Beiträgen von Krista Kodres und Ojārs Spārītis, als in ihm ebenfalls an die Anfänge der lutherischen Reformation in den „baltischen Landen“ erinnert wird. Die lutherische Kirchendienstordnung des Johannes Briesmann von 1530 ist als „Grundlage der liturgischen und hymnologischen, ja sogar überhaupt der evangelisch-kirchlichen Entwicklung sowohl der deutsch-baltischen als auch der lettischen Kirche“ zu werten (S. 188), obschon im 16. Jahrhundert zunächst nur für die wichtigsten Städte des Ordenslandes. Die (hochdeutsche) Gottesdienstordnung Briesmanns folgt Martin Luthers „Formula missae“, konkret dem Vorbild Königsbergs, und entspricht den Bemühungen Luthers um regional möglichst einheitliche Gottesdienstordnungen.

Der zweite Teil der Briesmann'schen Ausgabe enthält (niederdeutsch) das der Liturgie zugeordnete Gesangbuch mit Psalmen und Gebetstexten und 53 Liedern, von denen 22 von Martin Luther verfasst sind, diese noch ohne Noten, die erst in der zweiten Ausgabe von 1537 hinzugefügt wurden. Vilis Kolms bringt exemplarisch Abbildungen der ursprünglichen Textfassungen und beschreibt die Vorgänger des Rigaer Gesangbuchs (in Rostock und Königsberg) und die weitere Entwicklung bis 1615. Von Anfang an waren Luthers Gesangbuchlieder ins Lettische übersetzt worden, 1587 wurde in Königsberg die erste lettische Ausgabe des Gesangbuchs und der Gottesdienstordnung gedruckt.

Jens Olesen, Professor für Nordische Geschichte in Greifswald, nimmt die unter dänischer Herrschaft stehenden „Hochstifte Ösel und Kurland-Pilten“ im 16. Jahrhundert in den Blick, kleine politische Einheiten an der Ostsee inmitten der Kämpfe zwischen den Mächten jener Zeit. Hinsichtlich der politischen Verhältnisse sind die Konflikte zwischen Dänen und Schweden in den 1560er Jahren für Ösel (Saaremaa) besonders gravierend. Unter den dänischen Königen Frederik II. und Christian IV. vollzieht sich dennoch die allmähliche Einführung der lutherischen Reformation. 1585 wird Kurland-Pilten in das Herzogtum Kurland-Semgallen inkorporiert. Bemühungen Dänemarks um die Entstehung eines Schulwesens und um die Ausbildung von estnisch sprechenden (deutschen) Pfarrern in Ösel-Wiek war ein nur geringer Erfolg beschieden. Dennoch blieb die Zeit der dänischen Herrschaft nicht nur eine Episode. Auch nach dem Übergang von Ösel-Wiek an Schweden 1645 „wurzelte das dänische Luthertum im Leben der Gesellschaft fest ein“ (S. 212).

Dieser zweite Band hat gegenüber dem ersten Band insofern ein eigenes Gewicht, als er sich besonders eingehend mit den unmittelbaren Wirkungen der lutherischen Reformation im 16. Jahrhundert in den estländischen und lettländischen Gebieten beschäftigt. Wie die

Texte und Literaturverzeichnisse (dieses besonders ausführlich von Krista Kodres) zeigen, sind hierzu sämtliche Forschungsergebnisse aus der Untersuchungsregion gebührend berücksichtigt worden. Das Buch vermittelt durch seine sechs Autoren den Lesern vielfältige und wertvolle Einblicke in die Sprach- und Kunstgeschichte der estländischen und lettländischen Gebiete des 16./17. Jahrhunderts mit ihren bis in die Gegenwart reichenden Möglichkeiten einer aufmerksamen Wahrnehmung.

Heinrich Wittram, Hemmingen b. Hannover

Yvonne Kleinmann (Hrsg.): Kommunikation durch symbolische Akte. Religiöse Heterogenität und politische Herrschaft in Polen-Litauen, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2010, 305 S.

Die große Welle der Multi-Geschichten des polnisch-litauischen Doppelreiches ist bereits vor einiger Zeit auf den geschichtswissenschaftlichen Markt geschwemmt worden. Multiethnische, multireligiöse und auch multiregionale Perspektiven haben in den letzten Jahren schon in verdienstvoller Weise traditionelle Interpretationslinien der polnischen – wie auch anderer ost(-mittel)europäischer Historiografien – aufgebrochen. Auch der vorliegende Sammelband ordnet sich explizit in diese inzwischen gut, wenn nicht gar dominant etablierte Lesart ein. Auffällig ist hingegen eine inhaltliche Schwerpunktsetzung, die nicht zuletzt aus dem Entstehungskontext des Bandes aus einem Kolloquium am Simon-Dubnow-Institut heraus erklärbar scheint: Es überwiegen Überlegungen zum katholisch-jüdischen Verhältnis, ergänzt durch einige Untersuchungen zu Unierten, Orthodoxie und Katholizismus. Bei solcher Behandlung „religiöser Heterogenität“ fällt jedoch der Protestantismus weitgehend unter den Tisch. Dies mag darüber hinaus der multi-geschichtlichen Perspektive geschuldet sein, die schließlich einen Bruch mit der herkömmlichen, auf reformationsgeschichtliche Fragen zentrierten Religionsgeschichte Polen-Litauens impliziert. Es ist allerdings schade, dass in diesem Zusammenhang gleich neuere reformationsgeschichtliche Ansätze, die für Polen-Litauen fruchtbar gemacht worden sind, außen vor bleiben. Eine Ausnahme bildet hier nur der Beitrag von Michael G. Müller über Religionsfriedenskonzepte in Ostmitteleuropa. In diesem enger gesteckten Rahmen vereint der Band interessante Illustrationen der multiperspektivischen Grundthese. Die theoretischen Grundüberlegungen und die Bandstruktur können hingegen nicht völlig überzeugen.

Stutzen lässt den Leser auf den ersten Blick die Kapitelgliederung, trägt der letzte Abschnitt mit der Bezeichnung „Kommunikation durch symbolische Akte“ doch den gleichen Titel wie der Sammelband an sich. In welcher Weise ist denn dann die allgemeine theoretische Konzeptionalisierung von „Kommunikation“ und „symbolischen Akten“ im Verhältnis zur Abschnittsuntergliederung zu verstehen? Dies ist weder in Bezug auf die vorgeschalteten theoretischen Aufsätze noch in Bezug auf die Zuordnung einzelner Aufsätze zu den jeweiligen Abschnitten („Religiöse Heterogenität und Herrschaftspraxis“, „Grenzkonstruktionen“, „Kommunikation durch symbolische Akte“) vollkommen einleuchtend. Dass die Kapitelzuordnung durch starke inhaltliche Überschneidungen der Aufsätze nicht ohne Weiteres einleuchtet, spricht dabei einerseits für einen deutlichen roten Faden in den interpretatorischen Ansätzen aller Autoren. Andererseits hätte man folgerichtig auf die Kapitelbildung auch weitgehend verzichten können.

Wie die Herausgeberin in ihrer Einleitung zu Recht anmerkt, besteht dabei der methodische Minimalkonsens aller Beiträge in der Schlögel'schen Einsicht, dass symbolischen Formen in der Kommunikation und damit in der sozialen Ordnung eine entscheidende Bedeutung zukommt. Angesichts solcher Affirmation eines irgendwie omnipräsenten kulturgeschichtlichen Paradigmas könnte das erneute Werben für Clifford Geertz (Gottowik) oder Niklas Luhmann (Preuße) in den ersten beiden theoretischen Aufsätzen fast als Nachhutgefecht ohne Gegner wirken. Trotzdem ist es sicherlich verdienstvoll, zu Beginn zumindest zu versuchen, zwei theoretische Positionen zu den Komplexen „Kommunikation“ und „symbolische Akte“ zu präzisieren. Es ist vielleicht Geschmacksfrage, inwieweit dabei eine Zusammenfassung der zweifellos fruchtbaren Geertz'schen Ideen oder das Luhmann'sche Konzept tatsächlich zu einer konzeptuellen Präzisierung von „Kommunikation“ und „symbolischen Akten“ beitragen können. Abgesehen von der Frage nach einer möglichen systematischen Operationalisierbarkeit von Geertz, drängt sich dabei in Bezug auf Luhmann unter geschichtswissenschaftlichen Auspizien zusätzlich das ungelöste Problem des Umgangs mit *agency* ebenso auf wie – trotz gegenteiliger Behauptung – dessen mehr oder weniger implizite modernisierungstheoretische Stoßrichtung.

Insgesamt handelt es sich trotz der genannten Einwände um einen lesenswerten Band, der neben Lokalstudien (Augustynowicz zu Sandomierz, Keryk zu L'viv, Węgrzynek zu Lublin, Kleinmann zu Rzeszów) einen religionsgeschichtlichen Blick auf die Themenfelder Kriminalität (Teter), Geschlechterbeziehungen (Kalik), Theologie (Doktór), Recht und Herrschaft (Müller, Kaźmierczyk, Tricoire, Rohdewald, Kleinmann) wirft. Wie erwähnt, überschneiden sich die genannten Bereiche dabei in den meisten Beiträgen, was nicht zuletzt zum Eindruck eines homogenen Ganzen beiträgt. Einzig bei dem für sich gesehen durchaus informativen Beitrag von Grygorieva zum polnischen Diplomatenblick auf das osmanische Hofzeremoniell erschließt sich die thematische Einordnung in den vorliegenden Sammelband nicht ohne weiteres.

Kolja Lichy, Gießen

Vladas Sirutavičius, Darius Staliūnas (Hrsg.): A Pragmatic Alliance. Jewish-Lithuanian Political Cooperation at the Beginning of the 20th Century, Budapest u.a.: Central European University Press 2011, 274 S.

Die litauisch-jüdischen Beziehungen im 20. Jahrhundert werden oft im Focus der Ereignisse der Jahre 1941–1944 interpretiert und geschildert. Die Beteiligung von Litauern am Holocaust und die vollständige Auslöschung der jüdischen Gemeinden in Litauen verstellen in gewisser Weise den Blick darauf, dass die Beziehungen zwischen den beiden Ethnien am Beginn des Jahrhunderts einen anderen Charakter trugen. Es ist das Verdienst der beiden Herausgeber, in dem anzuzeigenden Buch die bislang wenig erforschte politische Zusammenarbeit zwischen Juden und Litauern einer größeren Öffentlichkeit vorzustellen.

Der erste der insgesamt sieben Aufsätze geht auf die Haltung der litauischen Judenheit gegenüber der litauischen Nationalbewegung in den letzten Jahrzehnten des Zarenreiches ein (Mordechai Zalkin, S. 21-44). Tatsächlich hatten beide Seiten zunächst wenig Notiz voneinander genommen, und erst allmählich setzte sich auf jüdischer Seite eine vorsichtige Zusammenarbeit durch, die der Autor als „limited partnership accompanied by preserving

their Jewish identity and interests, not only in the cultural and religious realms, but also in the civil one“ (S. 37) charakterisiert. Darius Staliūnas beschäftigt sich anschließend mit den jüdischen und litauischen Abgeordneten in der ersten und zweiten Duma (S. 45-75). Die beiden politischen Gruppierungen bildeten zwar einen Wahlblock, doch warnt der Autor davor, diese Kooperation überzubewerten, denn die Basis der Zusammenarbeit habe vor allem in den gemeinsamen antipolnischen Empfindungen bestanden. Kernfragen wie die zukünftige Ausgestaltung der litauischen Autonomie nach innen und nach außen blieben dagegen während der kurzen parlamentarischen Periode im Zarenreich offen, später sollte sich zeigen, dass die Vorstellungen keineswegs deckungsgleich waren. Auch der folgende Aufsatz bezieht sich auf die Endzeit des zarischen Russland. Vladimir Levin untersucht die litauische Rolle in der jüdischen Politik (S. 77-118). Sein Ergebnis unterscheidet sich von den skeptischeren Schlussfolgerungen von Staliūnas im vorhergehenden Aufsatz: „the alliance against Russian *ancien régime* and Polish nationalism – was perfectly effective. Together with the absence of a Jewish-Lithuanian political conflict, like the Jewish-Polish one, it served as a firm basis, from which the Jewish-Lithuanian relations could develop in the next historical period, when Lithuanian independence suddenly became a reality.“ (S. 108) Die Überlegungen von Marcos Silber, der sich mit der Einstellung der jüdischen Elite gegenüber einem litauischen Nationalstaat beschäftigt, zeigen im folgenden Beitrag jedoch, dass der Weg ein weit schwieriger und verschlungenerer war, denn zunächst stellte aus jüdischer Sicht ein föderales Litauen die zu bevorzugende Lösung dar. Erst nach und nach freundeten sich Zionisten und Bundisten mit einem litauischen Nationalstaat an, der als *conditio sine qua non* die Rechte seiner Minderheiten zu achten hatte. Der Titel des Beitrages von Silber „Lithuania? But which?“ (S. 119-157) gibt den jüdischen Zwiespalt treffend wieder. Auch Eglė Bendikaitė beschäftigt sich mit den politischen Einschätzungen am Ende des Ersten Weltkrieges („The Zionist Priorities in the Struggle for Lite“, 1916–1918, S. 159-180). Ihre Analyse zeigt, dass die zionistischen Aspirationen auf kulturelle Autonomie und jüdische Repräsentanz in kommunalen Behörden und Gremien in keinem unauflösbaren Widerspruch mit den litauischen Vorstellungen über den zukünftigen Staat standen. Der Eintritt und die Aufnahme jüdischer Zionisten in den litauischen Staatsrat, die Taryba, war daher ein logischer Schritt von beiden Seiten. Vladas Sirutavičius greift indirekt eines der eben angeschnittenen Themen auf, indem er sich mit der litauischen Verwaltung und der Beteiligung von Juden an den Wahlen zur Nationalversammlung beschäftigt (S. 181-205). Auf litauischer Seite bestand die Befürchtung, die politisch und gesellschaftlich gut organisierten Juden würden ihre Vertreter geschlossen unterstützen und damit den Delegierten der Minderheiten einen (zu) großen Einfluss auf die endgültige Ausgestaltung des litauischen Nationalstaates verschaffen. Die Judenheit in Vilnius geriet darüber hinaus in eine besondere Situation, denn in dieser Stadt prallten der polnische und litauische Nationalismus in unveröhnlicher Wiese aufeinander, da beide Nationalbewegungen die territoriale Zugehörigkeit von Vilnius für ihre zukünftigen Staaten beanspruchten. Theodore R. Weeks bringt in seinem Beitrag (S. 207-227) die Wahl zwischen Scylla und Charybdis deutlich zum Ausdruck: „In the end, between 1918 and 1925, the Jews of Vilnius found themselves in the uncomfortable position of having to choose between two mutually exclusive national programs, neither of which was their own.“ (S. 222)

Ein Dokumentenanhang beschließt den Band: Versehen mit historischen Einführungen in die Archivalien von Darius Staliūnas, Šarūnas Liekis und Eglė Bedikaitė geht es um den

litauisch-jüdischen Dialog in Petrograd im Jahre 1917, den jüdischen Litauischen Rat von 1918 und die litauische zionistische Konferenz in Vilnius vom 5. bis 8. Dezember 1918.

Das vorliegende Buch öffnet einen faszinierenden und anregenden Einblick in die jüdischen und litauischen politischen Aspirationen zwischen 1900 und 1925. Wer sich mit dem Thema in Zukunft beschäftigt, sollte diese Publikation als Referenz und kritischen Einstieg benutzen. Dazu trägt nicht zuletzt die überzeugende Einleitung (S. 1-18) der beiden Herausgeber bei, deren treffendes Fazit am Ende dieser Besprechung stehen soll (S. 15): „in the early twentieth century, the Lithuanian-Jewish political contacts and even the reached agreements [...] were reminiscent of a pragmatic, that is convenient alliance, rather than a firm union based on common principles“.

Joachim Tauber, Lüneburg

Anders Henriksson: Vassals and Citizens. The Baltic Germans in Constitutional Russia, 1905–1914, Marburg: Verlag Herder-Institut 2009, 228 S.

Nach der Doktorarbeit des Amerikaners Michael Haltzel, die auf Deutsch unter dem Titel „Der Abbau der deutschen ständischen Selbstverwaltung in den Ostseeprovinzen Rußlands 1855–1905“ im Jahr 1977 in der Reihe „Marburger Ostforschungen“ als Band 37 erschienen ist, tritt das Herder-Institut nunmehr mit einer zweiten Überblicksdarstellung aus Übersee an die Öffentlichkeit, die wiederum den Deutschbalten gewidmet ist und an Haltzels Darstellung zeitlich anschließt. Diesmal sind die Herausgeber allerdings zu Recht der Meinung, dass heutige Leser nicht mehr auf eine Übersetzung aus dem Englischen angewiesen sind. Der an der Shepherd University, West Virginia, USA, lehrende Autor kann an seine Dissertation an der University of Toronto anknüpfen, die 1983 unter dem Titel „The Tsar’s Loyal Germans. The Riga German Community. Social Change and the Nationality Question, 1855–1905“, in der angesehenen Reihe „East European Monographs“ erschienen ist.¹ Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, dass es zwei Gründe gab, der Gruppe der Deutschbalten zwischen Herbst 1905 und Herbst 1914 besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Einmal trifft die Feststellung völlig zu, dass die Deutschbalten und ihre Rolle im Russischen Reich nach dem Krisenjahr 1905 und vor dem Ersten Weltkrieg kaum jemals nach eigenem Gewicht untersucht worden sind, sieht man von einzelnen Darstellungen zu speziellen Fragestellungen und zu knappen Übersichten in Gesamtdarstellungen einmal ab. Zum anderen war es nach der Wende der frühen 1990er Jahre endlich wieder möglich, umfassende Archivstudien vor Ort zu betreiben: Henriksson hat sich mit viel Engagement vor allem im Staatlichen Historischen Archiv Lettlands in Riga und im Historischen Zentralarchiv Estlands in Tartu, aber auch in zahlreichen westlichen Archiven in New York, im Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde und im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem, im Herder-Institut Marburg, Public Record Office London und in College Park Maryland umgesehen und zahlreiche Dokumente zu Tage gefördert, die bisherige Archivfunde bestätigen und ergänzen, ein dichteres Netz von Primärfinformationen ermöglichen und der Darstellung durchgängig zu Gute gekommen sind. Zahlreiche

1 Boulder, Col. 1983 (No. CXXXI); vgl. die Besprechung des Rezensenten, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums XXXII: 1985 (1984), S. 191-193.

gedruckte Dokumente und archivierte Tageszeitungen aus den Ostseeprovinzen und St. Petersburg in deutscher, lettischer, estnischer und russischer Sprache sind vom Autor darüber hinaus herangezogen, auf Englisch zitiert und in verschiedenen Zusammenhängen ausgewertet worden. Das Ergebnis dieser sorgfältigen, geduldigen und umfassenden Quellenarbeit kann sich sehen lassen. Auch wenn im Folgenden einige kritische Anmerkungen gemacht werden, schmälern sie den positiven Gesamteindruck nicht.

Das gilt nicht ganz für die Einleitung (S. VII-X), in der sich der Leser eine differenziertere Erörterung des Forschungsstandes – auch der Defizite – gewünscht hätte. Es genügt nicht, die Namen derjenigen zu nennen, die sich in letzter Zeit zu einzelnen Aspekten des Themas Vasallen – Angehörige der Ritterschaften – und Teilhabe der deutschbaltischen Bürger an der sich weiter entwickelnden Zivilgesellschaft geäußert haben. Vielmehr kann erwartet werden, dass der Autor seine zentralen Begriffe „vassals and citizens“ näher erläutert und historisch problematisiert. Die Ritterschaften konnten sich im beginnenden 20. Jahrhundert bei aller Bemühung um Anerkennung ihrer Privilegien seit 1710, ihrer Traditionen und ihrer Loyalität in jeder Hinsicht nicht mehr als Inhaber des *status provincialis* sehen, wie ihre Vorväter im 18. und frühen 19. Jahrhundert das mit Selbstverständlichkeit taten: Dazu hatten sie zu viel „Abbau der deutschen ständischen Selbstverwaltung“ (Michael Haltzel) nicht erst seit dem Beginn der staatlichen Reformpolitik der späten 1880er Jahre – „Russifizierung“ – selbst erlebt oder aus Erzählungen und Darstellungen ihrer Altvorderen erfahren. Das gilt auch trotz des Diktums von Eduard Baron Dellingshausen, des letzten Ritterschaftshauptmanns in Estland, wonach die Angehörigen der Ritterschaft „wie kleine Könige“ gelebt hätten (S. 9). Ein „Vasall“ im 20. Jahrhundert litt unter dem Entzug von Aufgaben und ist mit einem ritterschaftlichen Amtsträger im frühen 19. Jahrhundert kaum gleichzusetzen: Selbstbehauptungswille und Skepsis überwogen bereits vor 1905 in weiten Kreisen der Ritterschaften die positiven Gefühle gegenüber dem Herrscherhaus und den wenigen deutschfreundlichen Spitzenbeamten. Das weiß natürlich auch der Autor, doch hätte hier eine differenzierende Erörterung des ersten Leitbegriffs aufklärend gewirkt.

Ebenso bleibt zunächst unklar, was sich der Leser unter einem deutschbaltischen Bürger – „citizen“ – vorzustellen habe. Der Verfasser räumt zwar bescheiden ein, dass noch viel zu tun sei (Einleitung, S. IX), nennt die Defizite jedoch nicht beim Namen.

Auch nach Lektüre dieser gründlichen Studie wissen wir kaum etwas Neues über die überwiegend erfreulichen wirtschaftlichen Verhältnisse, in denen die gebildeten deutschbaltischen Stadtbürger vor 1914 zumeist lebten; die Macht des Börsencomités bleibt ebenso weitgehend im Dunkeln wie die ökonomische Präsenz und das wirtschaftliche und soziale Prestige der deutschbaltischen Spitzenvertreter in den Ämtern des Bürgermeisters – George Armitstead (1847–1912) und Wilhelm Robert von Bulmerincq (1862–1953) – und der Kaufmannschaft und der Handwerkerschaft. In diesem Buch ist der citizen der bewusst agierende Wahlbürger und der in den Deutschen Vereinen tätige bildungs- und heimatbewusste Deutsche konservativer oder auch liberaler Ausrichtung. Die Darstellung bewegt sich also auf einer politischen Entscheidungsebene in Auseinandersetzung mit konkurrierenden lettischen, estnischen, jüdischen und vor allem auch russischen Gruppen; die sozio-ökonomische Einordnung der deutschen Gruppe, die nicht mehr ohne weiteres als Oberschicht begriffen werden kann, kommt hingegen immer noch zu kurz. Werke von Adolph Agthe (1909) und Georg F. Schlingensiepen (1959) als Belegstellen für Besitzverhältnisse um 1900 sind nicht gerade überzeugend. War die deutschbaltische Gesellschaft nach

1905 eine Bürger-Gesellschaft oder blieben die Angehörigen der Ritterschaften die prägende Kraft? Die Antwort des Verfassers ist nicht eindeutig. Die vielfältigen Belege gerade auch aus ungedruckten Quellen hätten es m.E. allerdings nahegelegt, dass der Autor mutig die dominierende und prägende Rolle der Ritterschaft nach 1905 trotz des machtvollen Auftretens einzelner Adelige – Alexander Baron Meyendorff (1869–1964) als Abgeordneter der 3. und 4. Reichsduma – in der Summe deutlicher in Zweifel gezogen hätte. Die noch nicht im Druck vorliegenden Untersuchungen, die Jörg Hackmann zur Geschichte der Vereine begleitet und selbst geschrieben hat, werden verdeutlichen, dass die Zivilgesellschaft ihren Ausdruck in einer wachsenden Vorherrschaft bürgerlicher Gruppen gefunden hat, auch unter den Deutschbalten seit dem späteren 19. Jahrhundert.

Der Leser gewinnt den Eindruck, dass handelnde Personen dem Autor zum Teil deswegen fremd blieben, weil er ein entscheidendes Hilfsmittel – das Deutschbaltische Biographische Lexikon (DBBL) – nicht herangezogen hat, obwohl er es in seiner Dissertation von 1983 in seinem Literaturverzeichnis erwähnt.² Das hat z.T. erhebliche Auswirkungen. Manche Figuren – Theodor Schiemann (1847–1921) (S. 165 u.a.), „Kurt von“ Stavenhagen, statt Karl St. (1854–1923) (S. 89 f.), Silvio Broedrich (1870–1952) (S. 96) – werden dem Adel zugerechnet, obwohl sie sich gerade als Repräsentanten eines bürgerlichen „Literatentums“ profilieren wollten. Die Tatsache etwa, dass die Zugehörigkeit zu bestimmten studentischen Korporationen ständische Grenzen wie selbstverständlich überbrückte, kommt kaum zur Geltung. Viele der genannten Angehörigen der Ritterschaft hatten in Garderegimentern gedient; die studierten Spitzenvertreter der Deutschbalten gehörten jedoch zumeist entweder der Curonia (gegründet 1808), der Estonia (1821), der Livonia (1822) oder der Fraternitas Rigensis (1823) an, ganz gleich, ob sie sich in der Ritterschaft, den Deutschen Vereinen oder einer der konstitutionellen Parteien Kurlands, Livlands oder Estlands profilierten: Diese Zugehörigkeit überbrückte gewiss manchen Gegensatz – z.B. zwischen den Oettingens und dem vorletzten Livländischen Landmarschall, Adolph Baron Pilar von Pilchau (1851–1925), die alle der „Livonia“ angehörten. Es fehlt nach wie vor die differenzierende und überzeugende Analyse, was wir vor 1914 letztlich unter „Baltic Germans“ – Deutschbalten – zu verstehen haben. Die zahlenmäßig überwiegenden, abhängig arbeitenden deutschen Kleinbürger und Arbeiter sind auch in dieser Darstellung kaum deutlicher in Erscheinung getreten als in den bisherigen Forschungsergebnissen.

Unter der Überschrift „change and continuity“ (S. 1-26) – doch eher Verlegenheitsabstraktionen – gibt der Verfasser im erzählenden Berichtstil einen brauchbaren knappen, gelegentlich etwas feuilletonistischen Überblick über die Verhältnisse in den Ostseeprovinzen Russlands vor 1905, ohne die Diskussion zu rezipieren oder gar zu bereichern, die es seit Jahren zum Begriff der „Russifizierung“, ausgehend von Edward C. Thaden (1922–2008), gegeben hat.³ Sehr fraglich, ob der Heimatbegriff von August Bielenstein (1826–1907) und des reaktionären, scharf antisemitischen und russlandfeindlichen Chefredakteurs der „Düna-Zeitung“, später (1909–1915) des „Rigaer Tageblatts“, Ernst Seraphim (1862–1945), so stark parallelisiert werden können wie in diesem Buch auf S. 20. Ähnlich

2 Wilhelm Lenz sen. (Hrsg.): Deutschbaltisches Biographisches Lexikon 1710–1960. Köln u.a. 1970; unveränd. Nachdr. Wedemark 1998.

3 Vgl. das „Russification“-Heft des Journals of Baltic Studies (JBS): Special Issue: Finland and the Baltic Provinces in the Russian Empire 15 (1984), No. 2/3, mit zehn einschlägigen Beiträgen.

klingende Zitate verdecken hier den Generations- und Mentalitätsunterschied. Sehr hübsch dargelegt hingegen ist die englische Übersetzung des deutschbaltischen „Heimatliedes“ von Christoph Mickwitz (1850–1924) von 1902 durch den Autor (S. 19).

Auf 20 Seiten (S. 27–46) wird unter dem Stichwort „revolution“ die Krise zwischen Januar und Dezember 1905 v.a. in den Ostseeprovinzen abgehandelt, die unmittelbar zu den Voraussetzungen des eigentlichen Themas der Arbeit – der Phase zwischen dem Duma-Versprechen vom Oktober 1905 und dem Beginn des Ersten Weltkrieges gehört. Auch hier fasst Henriksson die Ergebnisse früherer Forschungen gekonnt und pointiert zusammen und hat sich darüber hinaus die Mühe gemacht, auch die entsprechenden Quellen – v.a. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes – nochmals durchzusehen und zumeist bestätigend zu verwenden. Mit Recht betont der Verfasser die „Grenzen der Gemeinsamkeit“ (Ulrike von Hirschhausen), ja die Unvereinbarkeit der Standpunkte, auch zwischen den Gemäßigten in unterschiedlichen ethnischen Gruppen. Gemäßigt liberale Deutschbalten traten öffentlich nicht für ein demokratisches Wahlrecht ein, nicht einmal Paul Schiemann als Mitarbeiter der „Revalschen Zeitung“ (RZ).⁴ Der Verfasser betont, dass nur wenige Linksliberale ein vierschwänziges Wahlrecht hinnehmen wollten. Eine zu große Zahl von Letten und Esten sei im Krisenjahr 1905 nach Auffassung deutschbaltischer Publizisten auf Agitatoren hereingefallen, denen es in erster Linie um Zerstörung gegangen sei. Es wäre lohnend gewesen, auf manche interne Pressepolemik zwischen deutschbaltischen Zeitungen, aber auch mit estnischen und lettischen konstitutionellen Demokraten während des Krisenjahres 1905 und danach noch genauer einzugehen (vgl. aber S. 59–62): Tönisson forderte z.B. gegen den Widerstand der meisten deutschbaltischen Zeitungen nachdrücklich die Aufhebung des Patronatsrechts, Religionsfreiheit, Einführung der Zivilehe und die Abschaffung aller Privilegien und Standesrechte. Das Leistungsprinzip habe an die Stelle der Standesunterschiede zu treten.⁵ Die letzten vier Seiten des Kapitels (S. 43–46) widmet der Verfasser dem dunklen Kapitel der Strafexpeditionen seit dem Januar 1906. Auch hier baut er auf Bekanntem auf, kommt aber in seinem Gesamturteil zu einem ausgewogenen Ergebnis. Die überwiegende Zahl der Deutschbalten habe wie die meisten Letten und Esten die Strafexpeditionen als brutal und ungerecht angesehen, einzelne hingegen nicht. Sehr plastisch wirkt an dieser Stelle die Übersetzung eines Blaumanis-Gedichts über einen Dr. med. Krupp, dem die Prügelorgien der Kosaken offenbar nicht weit genug gingen (S. 45). Es gab unter den Deutschbalten Extremisten, die in ihrer Wut über erlittene Demütigungen und Verluste in Zeitungsdebatten bis über 1906 hinaus maßlose Grausamkeiten befürworteten. Doch auch die knappen Beispiele genügen, um das Urteil zu bestätigen, dass die russischen Strafexpeditionen die Stellung der Deutschbalten in der Region deutlich verschlechtert und die interethnischen Beziehungen in der Region vergiftet haben.

Unter dem Stichwort „new directions“ (S. 47) beginnt die eigentliche Untersuchung. Die Revolution von 1905 habe die Deutschbalten zunächst in eine Schockstarre versetzt. Jeder habe jedoch begriffen, dass sich mit dem Übergang zum russischen Konstitutionalismus nunmehr vordringlich die Aufgabe gestellt habe, das Verhältnis zu den Heimatgenossen und

4 Vgl. Revalsche Zeitung, Nr. 252 vom 17./30.11.1905.

5 Vgl. Revalsche Zeitung, Nr. 89 vom 26.4./9.5.1905, zitiert in dem Aufsatz des Rezensenten: Deutschbaltische Selbsteinschätzung im Krisenjahr 1905 und die Selbstschutzaktivitäten in Dorpat/Tartu, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums LVI: 2009 (2008), S. 36–63, insbes. S. 47.

zur Regierung in St. Petersburg neu zu überdenken. In vier etwa gleich starken Kapiteln (S. 47-164) schildert Henriksson die Versuche verschiedener deutschbaltischer Gruppen – vor allem der Deutschen Vereine, der Konstitutionellen Parteien, der kommunalen und ritterschaftlichen Amtsträger sowie der deutschen Duma-Abgeordneten in St. Petersburg – diese offenen Fragen nach der Zukunft der Deutschbalten im konstitutionellen Russischen Reich neu zu stellen und zu beantworten. Problematisch bleibt allerdings, ob es Sinn macht, Protagonisten eines aggressiven restaurativen Wandels wie den Redakteur der „Düna-Zeitung“ Ernst Seraphim als Vertreter der „Conservatives“ zu kennzeichnen und einer Gruppe der „Liberals“ gegenüber zu stellen.

Seraphim und manche seiner Gesinnungsgenossen – der Journalist Alexander Stellmacher (1858–1917), der Ritterschafts-Notar und Historiker Astaf von Transehe-Roseneck (1865–1946), der livländische Landrat Max von Sivers-Römershof (1857–1919), dessen Schwager, der estländische Landrat Eduard Baron Stackelberg-Sutlem (1867–1943), und Rechtsanwalt Adalbert Volck aus Dorpat (1868–1948), um nur die hervorstechendsten zu nennen, waren nicht konservativ oder nur standesbewusst: Sie kämpften für die Vorherrschaft einer rassistisch begründeten Elite im Russischen Reich und in Deutschland. Henriksson zitiert und interpretiert Seraphims Artikel „Aristokratie und Demokratie“ vom 10. Mai 1905, wie auch der Rezensent in der Gesamtdarstellung „Baltische Länder“ von 1994 u. 2002, S. 438, was Henriksson unerwähnt lässt, wie überhaupt für den Kenner die Fülle von Literaturverweisen zuweilen die Auseinandersetzung mit einzelnen einschlägigen Forschungsergebnissen (z.B. über Theodor Schiemann, Transehe oder die Anleiheaktion in Deutschland 1906/07) zu verdecken scheint: Bei Seraphim z.B. geht es m.E. weniger um eine ideologische Anknüpfung an ein Schirrensches Konzept von Aristokratie als vielmehr um die konkrete massive Bekämpfung der Demokratieforderungen Tönissons in dessen Zeitung „Postimees“ und den Versuch, Anschluss an die russische Rechte in Russland zu finden. Richtig wird vermerkt, dass im Übrigen nicht alle Konservativen antisemitisch eingestellt waren: jedenfalls aber waren alle hier Genannten zugleich auch Antisemiten und gehören nicht (mehr) in die gleiche Gruppe wie etwa Eduard Baron Dellingshausen (1863–1939) oder der langjährige livländische Landmarschall Friedrich Baron Meyendorff (1839–1911). Das Unterkapitel über die Liberalen bringt aufbauend auf Forschungen von Toomas Karjahärm und Ulrike von Hirschhausen manche Ergänzung und ein differenziertes Bild der Presselandschaft. Die „Revalische Zeitung“ wird mit dem Satz zitiert, dass es manchen Deutschen offenbar immer noch schwerfalle zu glauben, dass sie nicht die einzige wichtige Gruppe in der Heimat seien (S. 62). Mit Recht betont der Verfasser, dass selbst linksliberale Deutschbalten nicht auf Unterstützung aus liberalen Gruppen unter den Esten und Letten hoffen durften, die alle links von den deutschen Liberalen standen und den Deutschbalten insgesamt nicht über den Weg trauten.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Henriksson den „Deutschen Vereinen“, die er ganz im Sinne der bisherigen deutschen Geschichtsschreibung als bewussten Zusammenschluss ethnischer Deutscher begreift. Mit Recht würdigt der Verfasser ausführlich die Arbeit der Frauenbünde. Die Feststellung Reinhard Wittrams, dass „ein neues Prinzip“ Platz gegriffen habe und die Deutschbalten „bezeichnenderweise fast 40 Jahre später als Letten und Esten“ ihre Volkstumsvereine gegründet hätten, übergeht der Autor.⁶ Hier wäre eine Stellungnahme

6 Vgl. Reinhard Wittram: Baltische Geschichte, München ³1954, S. 233.

am Platz gewesen, doch kann sich Henriksson offenbar nicht zu einer definitiven Festlegung entschließen. Mit Beispielen betont er die weiterhin führende Rolle von Spitzenvertretern der Ritterschaften auch in den Deutschen Vereinen und konstitutionellen Parteien sowie die beherrschende Rolle von adeligen Damen und gebildeten Stadtbewohnerinnen in den Deutschen Vereinen und in den Frauenbünden (S. 72-79). In der Summe wertet der Verfasser die Zusammenschlüsse in Deutschen Vereinen dennoch als einen Wendepunkt, auch wenn er einräumt und an Beispielen nachweist, dass Klassen- und Standesunterschiede ihr Gewicht behielten: Mit den Vereinen sei jedoch der Fragmentierung der Deutschen auf provinzieller und besonders auf örtlicher Ebene nicht ohne Erfolg entgegengearbeitet worden. Überprovinziale Strukturen hätten sich angesichts des Misstrauens russischer Stellen und der hauptstädtischen Öffentlichkeit allerdings nicht herausbilden können; die Frauenbünde z.B. hätten nur lokale Bedeutung erlangt. Das Unterkapitel über Erfolge und Misserfolge der neuen deutschumsorientierten Aktivitäten nach dem Oktobermanifest von 1905, das die bis dahin gültigen erheblichen Einschränkungen faktisch aufhob, ist insgesamt instruktiv und überzeugend (S. 80-94), wenn auch im Ganzen nicht neu. Der Riss zwischen radikalen Vertretern einer deutschen Sammlungsbewegung und liberalen Verfechtern einer deutschen Kultur im Russischen Reich zeigte sich u.a. auch in der Universitätsstadt Dorpat. Drei deutsche Korporierte, die sich an einem Streik gegen bürokratische Willkür beteiligt hatten, durften dem Dorpater Deutschen Verein nicht beitreten (ein deutschbaltischer Korporierter streikt nicht!). Im Übrigen wollten die Deutschen Vereine satzungsgemäß aber als „unpolitisch“ gelten. Während der Direktor des von Zeddelmannschen Gymnasiums in Dorpat größten Wert darauf legte, dass seine Abiturienten über perfekte Russischkenntnisse verfügen sollten, fochten Adalbert Volck und Arnold von Tidebühl (1860–1919) für das rein deutsche Abitur. Der Scharfmacher Volck sah in den gemäßigten Vertretern einer vernünftigen Bildungspolitik „Deutsche Vereinsvertreter mit estnischen Überzeugungen“ (S. 91 f.). Hier widerspricht der Verfasser früheren Auffassungen Reinhard Wittrams und Gert Kroegers, dass die Deutschen Vereine nach 1907 zu Bildungsvereinen geschrumpft seien.

In einem ausführlichen Kapitel über kommunale Konflikte zwischen 1906 und 1914 behandelt Henriksson die nahezu unüberwindlichen Gegensätze zwischen den Vertretern verschiedener Ethnien auf dem flachen Land – hier dominierten die unterschiedlichen Interessen zwischen Großgrund- und Kleingrundbesitz – und in den Städten, wo die städtischen Wahlkämpfe zu ständigen Reibungen zwischen den ethnisch geprägten Komitees führten (S. 95-126). Die Deutschen behaupteten stets, dass sie im allgemeinen Interesse handeln würden und dass die Esten und Letten nur nationale Gesichtspunkte gelten lassen würden. Durch Einbeziehung (gedruckter und ungedruckter) russischer Quellen gelingt es dem Autor, festgefahrene Urteile zu überwinden. So hoffte z.B. der russische livländische Gouverneur Svegincev in Riga immer auf einen Sieg der deutschen Liste. Eine zukünftige vergleichende Studie über die jeweilige Kommunalpolitik in den Städten und über den baltischen Conseil in den drei Provinzen würde gewiss noch mehr Informationen über die Gegenstände praktischer Politik zu Tage fördern, doch bietet der Verfasser erstmals ein flächendeckendes Bild für den genannten Zeitraum.

Am meisten überzeugt das Kapitel über „The Baltic Germans on the Imperial Stage“ (S. 127-163). Richtig wird herausgearbeitet, dass mit den Wahlen zur Reichsduma erstmals „Nicht-Aristokraten“ und „Nicht-Deutsche“ als Repräsentanten der baltischen Region in St. Petersburg auftraten (S. 127). Im Einzelnen untersucht Henriksson die fünf deutsch-

baltisch geprägten, sehr unterschiedlichen konstitutionellen Parteien in Riga, Mitau, Libau, Dorpat und Reval, die alle vergeblich den Eindruck zu vertiefen suchten, dass sie gruppenübergreifende Ziele verfolgten. Es ist bekannt, dass die Deutschbalten in den ersten beiden Dumen nicht vertreten waren; sie waren „at ebb tide“ (S. 131), weil niemand mit ihnen koalieren wollte. Der Verfasser betont zu Recht, dass ein Vertreter der ersten Wählerklasse wie Alexander Baron Meyendorff in der 3. Duma von den estnischen und lettischen Kadetten stärker unterstützt wurde als von seinen rechten Standesgenossen. Die Presse war nunmehr nahezu frei in ihren Kommentaren, aus denen Henriksson vielfältig zitiert. Im Mittelpunkt der interessanten Kontroversen stand die wechselnde Politik der Oktobristen, die in wichtigen Fragen mit den Rechten gingen und die nicht-russischen Belange im Westen des Reiches nur halbherzig unterstützten. Hier haben baltische Vertreter über ethnische Grenzen hinweg in der Schulpolitik und in der Finnlandfrage in Einzelfragen gelegentlich auch zusammengearbeitet. Häufig waren Vertreter der Deutschbalten – Hamilcar Baron Fölkersahm (1854–1929) – aber auch sehr schwankend in ihrem Abstimmungsverhalten, so dass ein sehr buntes Bild über die baltische Politik in St. Petersburg und ihre Kommentierung entsteht.

Zusammenfassend bezeichnet Henriksson die Furcht vor einer zunehmenden Demokratisierung des öffentlichen Lebens als ausschlaggebend für das überwiegende Zusammengehen der deutschbaltischen Duma-Abgeordneten mit den Oktobristen und der Rechten gegen die Kadetten und ihre estnischen und lettischen Parteigänger. Die weitsichtige Politik Alexander Baron Meyendorffs blieb die große Ausnahme.

Im abschließenden Kapitel – „Between Tsar and Kaiser“ (S. 164–179) – beschreibt der Verfasser die wachsende Neigung von Deutschbalten, in Deutschland ihr Volkstum zu betonen, und nennt dabei an erster Stelle rechte Publizisten wie Ernst Seraphim und Max von Sivers (S. 164–171), denen liberale Mahner wie Paul Schiemann und Christoph Mickwitz gegenüberstanden. Folgerichtig stellt der Verfasser zusammenfassend fest, dass publizistische Bemühungen um eine gesteigerte Unterstützung deutschbaltischer Belange durch rechte deutsche Kreise – Alldeutscher Verband, Anleiheaktion bei der Deutschen Bank – nur mäßig oder gar nicht erfolgreich waren. Auch sei Kaisertreue gegenüber den Romanovs für die Mehrheit nach wie vor ein oberster Wert geblieben. Symbole für die Zarentreue seien die Errichtung von Denkmälern für Peter den Großen in Reval im Jahr 1913, Fürst Barclay de Tolly in Riga 1913 und vor allem die 200-Jahrfeier der Kapitulation von 1710 in Reval gewesen.

Im Ganzen betont Henriksson den Ausbau der zivilen Gesellschaft in den Randgebieten des Russischen Reiches – Finnland, Ostseeprovinzen, Polen, Transkaukasien – zwischen 1906 und 1914 zu Recht. Ein Ausblick auf die völlig veränderte Lage nach dem Kriegsausbruch 1914 rundet den gehaltvollen, gut geschriebenen Band ab, in dem die Informationen über die Wirksamkeit der neuen Institutionen – Deutsche Vereine, konstitutionelle Parteien, Pressewesen, kommunale Aktivitäten, die Arbeit der deutschbaltischen Duma-Abgeordneten – im Einzelnen erheblich verdichtet und in ausgewogenen Formulierungen in einen größeren Zusammenhang gestellt werden.

Gert von Pistohlkors, Göttingen

Christoph Mick: Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt. Lemberg 1914–1947, Wiesbaden: Harrassowitz 2010, 632S.

Angesichts der Tendenz der Geschichtswissenschaft, sich ihren Themen immer mehr aus der Vogelperspektive, gar global zu nähern, scheint ein Buch, das über 600 Seiten einer einzigen Stadt widmet, inzwischen beinahe schon erstaunlich. Doch Christoph Mick zeigt in seiner Studie eindrücklich, dass Alltags- und Mikrogeschichte keinesfalls den Gegenpol zu Strömungen der vergleichenden, transnationalen und internationalen Geschichte bilden, sondern diese bereichern und ergänzen können. Sein Gegenstand, die Stadt Lemberg, ist ein transnationaler Ort *avant la lettre*: Die heute ukrainische Stadt Lemberg (ukrainisch L'viv, polnisch Lwów) war in der von Mick untersuchten Zeitperiode 1914 bis 1947 erst Teil des Habsburger Reiches, im Ersten Weltkrieg kurz russisch besetzt, wurde im Zusammenbruch der Doppelmonarchie zunächst von den Ukrainern beansprucht, dann der Zweiten Polnischen Republik „eingemeindet“, im Zweiten Weltkrieg deutsch besetzt und schließlich sowjetisiert (bevor sie erst 1991 wieder der unabhängigen Ukraine angehören sollte). Ihre Bevölkerung, die sich zu jeweils bedeutenden Teilen aus Gemeinschaften zusammensetzte, die sich als polnisch, ukrainisch oder jüdisch definierten, sah sich – je nach Rahmenbedingungen – entweder gemeinsam als Minderheit oder aber als miteinander konkurrierende Gruppen.

Micks Studie, die auf seiner an der Universität Tübingen eingereichten Habilitationsschrift beruht, ist chronologisch gegliedert. Sie geht in zehn Kapiteln (inkl. Einleitung und Ausblick) der Geschichte Lembergs vom 19. Jahrhundert bis in die frühe Phase der Sowjetisierung nach. Das Prisma, anhand dessen Mick die wechselnden Herrschaftsbedingungen und das Zusammenleben der verschiedenen Gemeinschaften erklärt, ist die Kriegserfahrung in der Stadt. Damit weist die Arbeit deutliche Rückbezüge auf den wissenschaftlichen Kontext auf, in dem sie entstanden ist: Der Tübinger Sonderforschungsbereich 437 „Kriegserfahrungen“ befasste sich von 1999 bis 2008 mit der Untersuchung von „Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“. Am Beispiel Lembergs will Mick, so seine Leitfrage in der Einleitung, „den Zusammenhang von Krieg, Nationsbildung und der Brutalisierung ethnischer Konflikte“ untersuchen, wozu er „Erkenntnisse der Erinnerungs-, Stadt- und Nationalismusforschung sowie der Sozial- und Kulturgeschichte des Krieges“ nutzt (S. 2).

An Erfahrungen von Kriegen und Gewalt, an denen sich die Nationsbildung zum Ausdruck bringen könnte, mangelte es der Stadt Lemberg tatsächlich nicht. Ihre Lage in den Gebieten, die von Timothy Snyder medienwirksam als „bloodlands“ bezeichnet wurden,¹ machte es zum Gegenstand wiederholt wechselnder politischer und militärischer Vorherrschaft, deren Ablösungen gewaltvoll über die Stadt hinwegzogen. Dementsprechend ist der Herrschaftswechsel auch zentral in Micks Gliederung des Buches. Jeder dieser Herrschaftswechsel kristallisiert die Problematik der gemischt bewohnten Stadt: die Frage der Loyalität. Zur Beantwortung dieser Frage hat Mick sich für die Übernahme eines Schemas der „Ethnonationalität“ entschieden. Mit diesem Schema lassen sich viele der Herausforderungen und der Probleme in der Geschichte der Stadt sichtbar machen und erklären Entscheidungen der einzelnen Gemeinschaften und die zwischen ihnen aufkeimenden und sich dann verselbstständigenden Rivalität und Gewalt unter den Rahmenbedingungen der Herrschafts-

1 Timothy Snyder: *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin*, New York 2010.

wechsel. Nach dem Zerfall der Großreiche Russland und Habsburg entstand im Rausche des „Wilsonian Moments“² in der *tabula rasa* Osteuropas, der unbedingte Wille, sich das langersehnte Ziel eines unabhängigen Nationalstaates zu sichern – notfalls mit Gewalt. Die ukrainische und polnische Gemeinschaft Lembergs standen in einem sich direkt widersprechenden Interessenkonflikt: Beide beanspruchten Lemberg als Teil des von ihnen zu errichtenden Nationalstaates. Kohabitation war nun keine Option mehr. Die Bevölkerung der gemischten Stadt wurde radikalisiert. Inmitten dieser wechselnden Rahmenbedingungen wuchs der Antisemitismus, da sich die jüdische Minderheit keiner eindeutigen Seite zurechnen ließ und sich damit für alle Seiten der Kollaboration mit dem Gegner verdächtig machte.

Micks detaillierte und nuancierte Analyse der Konflikte steht allerdings im Gegensatz zur Vereinfachung der Problematik auf die ethnische Frage. Zwar erläutert Mick sein Verständnis einer „Ethnation“ (S. 14), trotzdem bleibt das Konzept vergleichsweise vage. Insbesondere stellt sich die Frage, ob man nicht durch diesen Begriff und die Aufteilung der Stadtbevölkerung in vermeintliche ethnische Einheiten selbst wertende Kategorien aufgreift.³ Mick selbst erkennt die Schwierigkeit, denn in Bevölkerungsstatistiken als Erfassungskategorie für Ethnizität werden Sprachkenntnisse ebenso herangezogen wie Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion, woraus geschlossen wird, dass Katholiken Polen seien, Orthodoxe Ukrainer und dass alle Angehörige des jüdischen Glaubens sich auch als ethnisch jüdisch begreifen würden. Wie in zahllosen Arbeiten⁴ dargelegt und von Mick selbst festgestellt, verliefen die Loyalitäten in gemischten Grenzgebieten generell – mehr noch aber in einer Stadt –, in einem begrenzten Raum keinesfalls so gradlinig und scharf konturiert, wie hier durch die Dominanz der ethnischen Kategorien vermittelt wird.

Stärke und Schwerpunkt des Buches sind die Kapitel zum Ersten Weltkrieg und zur Zwischenkriegszeit (inklusive dem sehr anregenden sechsten Kapitel zu Erinnerungskonkurrenz und Erfahrungsräumen): Hier entfaltet Mick das ganze Panorama der Problematik von Kriegserinnerung in einer gemischt bevölkerten und umkämpften Stadt. Diese wird personifiziert in der Figur der ehemaligen Kampfteilnehmer. Die Diskussion um den Unbekannten Soldaten offenbart die ganze Ironie und Widersprüchlichkeit von Lokalpatriotismus einerseits und (Ethno-)Nationalismus andererseits (S. 368-370): Übernommen von Frankreich und Großbritannien und entworfen als Symbol des namenlosen Opfers der Nation, wird in Polen das Symbol des Unbekannten Soldaten durch die Wahl eines Soldaten des „Bojowisko Lwowski“ (Lemberger Schlachtfeld) ethnisch aufgeladen. Angesichts der umkämpften Stadt ist der Auswahlkommission die klare Zuordnung derart wichtig, dass die ersten drei exhumierten „Kandidaten“ verworfen wurden. Erst ein „unbekannter“ Soldat, dessen Grab nationale Embleme enthält, die ihn eindeutig den polnischen Truppen zuordnen lassen, kann gewählt werden (S. 369). Obwohl die Beisetzung weiterhin als Versuch präsentiert wird, die gesamte Bevölkerung einzubinden, gelang und gelingt dies kaum, der

2 Erez Manela: *The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anti-colonial Nationalism*, Oxford u.a. 2007.

3 Wie bereits an anderer Stelle diskutiert: Felix Ackermanns Rezension zu Christoph Mick: *Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt. Lemberg 1914–1947*, Wiesbaden 2010, in: *H-Soz-u-Kult*, 03.11.2011, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2011-4-085>.

4 U.a. mit dem Blick auf Oberschlesien von Tim Wilson: *Frontiers of Violence: Conflict and Identity in Ulster and Upper Silesia, 1918–1922*, Oxford 2010.

Unbekannte Soldat bleibt in Lemberg ein lokalpatriotisch starkes Symbol, in seiner überkonfessionellen und überethnischen Bedeutung jedoch begrenzt (S. 374). Dazu passt, dass der Trauerzug eher einem Triumphzug gleicht, die Erinnerung an den polnischen Sieg somit zwangsläufig die Ukrainer ausgrenzt (S. 371 f.). Mick stellt fest: „Dass sich überhaupt Juden und Ukrainer beteiligen konnten, war der Vieldeutigkeit des Symbols und einem Phänomen geschuldet, das man Illusion des Verstehens nennen könnte.“ (S. 373)

Insgesamt ist Micks Buch eine beeindruckende und detaillierte akademische Studie: Seine Analyse der Kriegserfahrung und der Kriegserinnerung als zentrale Faktoren für Gemeinschaftsbildung und die sich verstetigende Nationalisierung der Gemeinschaften sind auch für den rasant ansteigenden Antisemitismus aufschlussreich und werden maßgeblich für die weitere Erforschung von Gewalt in gemischten Gemeinschaften sein. Micks Studie beruht zudem auf einer bemerkenswert umfassenden Quellenauswahl: „Egodokumente“, Akten der Zentral-, Landes-, Stadt-, und Besatzungsbehörden, gesellschaftlicher Institutionen und Organisationen, Quellen der „Kommunikationsformen“ (Bücher über den Krieg, Zeitschriften, Denkmäler, Friedhöfe etc.) wurden herangezogen und ergänzen sich in den einzelnen Kapiteln, oft wurden auch die Erinnerungen bzw. Medien der einzelnen Gemeinschaften vergleichend gelesen und tragen zur Dekonstruktion nationaler Mythen bei. Zugleich wird jedoch ein recht hohes Grundwissen vorausgesetzt, die diese sehr interessante Studie für den nicht mit der Thematik vertrauten Leser schwerer zugänglich macht. Die zeitlich parallel verlaufenden Entwicklungen der Weltkriege etwa bleiben im Hintergrund; zentrale Persönlichkeiten der polnischen Geschichte werden nur in ihrer Funktion in Lemberg erwähnt und nicht weiter erläutert. (Dass etwa der Quartiermeister von 1919, Oberst Sikorski, identisch ist mit dem späteren Ministerpräsident der Exilregierung, einem polnischen Nationalhelden, erfährt nur, wer den Index liest.)

Eines bleibt auffällig: Mick schreibt eine Stadtgeschichte, ohne den Raum zu thematisieren. In seiner Analyse der Stadt und ihrer rivalisierenden ethnischen Gemeinschaften herrscht eine überraschende Abwesenheit von Stadtvierteln, Straßennamen, umstrittenen Orten. Die dem Buch beigefügten Karten veranschaulichen die Lage Lembergs. Man vermisst jedoch eine Karte, die dem Leser das städtische Szenario verbildlicht; auch eine Diskussion der geografischen Gegebenheiten Lembergs fehlt: Waren die Viertel getrennt oder gemischt bewohnt? Wo liegen die Straßen, die die Schauplätze der Gewalt wurden, wo die Orte des friedlichen Nebeneinanderlebens? All dies taucht in Micks Studie auf, hätte jedoch zentraler in den Mittelpunkt gestellt und als Bedeutung des Raumes thematisiert werden können. Ähnlich im Falle des Friedhofs der Verteidiger Lembergs, dessen interessante Entstehung (neben dem Łyczakowski-Friedhof) Mick zwar erwähnt, leider aber ohne dessen überkonfessionelle Tradition anzusprechen (S. 363). Kirchen und Friedhöfe, so Mick, gehörten zu den wenigen geschützten Orten, an denen selbst Ukrainer in Zeiten der polnischen Republik „das Streben nach einem unabhängigen Staat öffentlich demonstrier[en] [...] konnten“ (S. 380), doch auch dies geht in einem Nebensatz unter, ebenso wie die Relevanz von Universität und Schulen. Deren zentrale Bedeutung wird offensichtlich beim Hissen ukrainischer Farben zum 10-jährigen Gedenken an 1918 (S. 389), aber auch, wenn sie als Gebäude in den Mittelpunkt der Auseinandersetzungen geraten (in den Kämpfen von 1918, in Ausschreitungen wie beim Mädchengymnasium im Eklat um die Fronleichnamsprozession 1929, S. 395-397). Dabei sind sie offensichtlich auch Symbol der Zukunft der jeweiligen „Nationen“, deren Rivalität sich in Religion und Sprache und damit in Bildung und Kultur manifestierte.

Mit Blick auf die Vielzahl der Gewaltformen, die Lemberg erlebte und mit deren Erinnerung seine Bevölkerung leben musste (Krieg, Pogrom, Bürgerkrieg, politische, religiös motivierte Gewalt, aber auch Banden- und ökonomische Gewalt) stellt sich zudem die Frage, warum Mick den Begriff der Kriegserfahrung nicht zu einem Begriff der Gewalterfahrung ausgeweitet hat.

Dies sind jedoch fortführende Überlegungen und tun der Qualität der Studie keinen Abbruch. Micks Untersuchung der Kriegserfahrung und der umkämpften Erinnerung zeigt anschaulich und basierend auf einer beeindruckenden mehrsprachigen Quellenauswahl, wie eine traditionell gemischte Bevölkerung durch wiederholte Herrschaftswchsel gegeneinander ausgespielt und aufgehetzt wurde, wie durch das ständige Hinterfragen der Loyalität Ethnonationalismus über Lokalpatriotismus und Gemeinschaftsgefühl siegt und wie sich daraus eine Gewaltspirale entwickelt, die Übergriffe gegen Zivilisten ebenso wie Gewalt gegen die jüdische Minderheit ermöglicht. Micks detaillierte Studie ist damit maßgeblich für das Verständnis von Grenzgebieten ebenso wie für die potentielle Sprengkraft nicht nur der Erfahrung bei, sondern auch insbesondere der Erinnerung und Verarbeitung von Konflikten und behandelt somit ein Thema von globaler Bedeutung.

Angesichts der hier dargestellten Geschichte der Konflikte zwischen Polen und der Ukraine lässt die 2012 gemeinsam von beiden Ländern ausgerichtete Fußball-Europameisterschaft, unter deren Schauplätzen auch Lemberg war, auf eine friedlichere Zukunft Lembergs hoffen.

Julia Eichenberg, Berlin

Felix Ackermann: Palimpsest Grodno. Nationalisierung, Nivellierung und Sowjetisierung einer mitteleuropäischen Stadt 1919–1991, Wiesbaden: Otto Harrassowitz Verlag 2010, XVIII, 372 S., 22 Abb., 2 Pläne; Jan Musekamp: Zwischen Stettin und Szczecin. Metamorphosen einer Stadt von 1945 bis 2005, Wiesbaden: Otto Harrassowitz Verlag 2010, 423 S., 22 Abb., 2 Pläne.

Die radikalen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Umbrüche in den Städten des östlichen Europa im 20. Jahrhundert haben in den letzten Jahren ein breites öffentliches und geschichtswissenschaftliches Interesse gefunden, das sich insbesondere aus zwei Quellen speist: Zum einen haben die Deutungskonzepte, die einen völligen – sozialistisch und / oder national motivierten – Neuanfang nach dem Zweiten Weltkrieg postulierten, an Strahlkraft verloren und lassen so zunehmend die Kontinuität der städtischen Topografie als identitätsbildendes Merkmal hervortreten; zum anderen sind die Prozesse kultureller Aneignung ebenso wie transnationale Überlagerungen und Interaktionen in den Blickpunkt gerückt.

Vor diesem Hintergrund sind die beiden Studien zu Grodno und Stettin zu sehen, die aus Dissertationen an der Viadrina in Frankfurt an der Oder hervorgegangen sind. Auch wenn ihre Untersuchungsobjekte, methodologischen Zugriffe und zeitlichen Abgrenzungen signifikante Unterschiede aufweisen, ist es doch sinnvoll, beide Publikationen gemeinsam zu betrachten.

Felix Ackermann versteht seine Darstellung des „Palimpsests Grodno“ als eine multiperspektivische Kulturgeschichte und will in seiner Untersuchung die Chancen einer weißrussischen Nationsbildung in der Stadt zu Beginn des 21. Jahrhunderts ausloten. Er geht

dabei von der Beobachtung aus, dass die weißrussische Bevölkerung in Grodno im Alltag gegenwärtig Russisch spricht. Damit überschreitet Ackermann mit seiner Studie die Grenzen der klassischen Geschichtswissenschaft und knüpft an die aktive Rolle von Historikern als „nation builders“ im 20. Jahrhundert an. Jan Musekamps Betrachtung der Metamorphosen Stettins nach 1945 zielt dagegen eher auf die Dekonstruktion nationalfixierter Wahrnehmungen der Stadtgeschichte, die von Vorstellungen tragischer oder exzeptioneller Eingriffe in die historische Kontinuität des Ortes geprägt sind. An die Stelle nationaler Identitätskonstruktionen tritt bei ihm die Begründung eines multiperspektivischen „local turns“.

Ackermanns Studie beginnt mit der deutschen Besetzung im Ersten Weltkrieg und der Eingliederung Grodnos in den neuen polnischen Staat 1919. Quellenbasis für die Untersuchung sind neben Materialien aus dem Staatsarchiv Grodno insbesondere Interviews und Erinnerungsberichte von Bewohnern der Stadt. Methodologisch legt Ackermann Wert auf die Unterscheidung zwischen Ethnizität als kulturelle Zuschreibungen und Nationalität als staatliche Kategorisierungen. Insbesondere für die weißrussische Bevölkerung lehnt er eine ethnisch-kulturelle Begründung von Nationalität ab.

Die Darstellung zu Grodno ist in drei Abschnitte gegliedert: Nationalisierung bis 1939, Nivellierung im Zweiten Weltkrieg und Sowjetisierung nach 1945. Zuvor beschreibt Ackermann in mehreren einleitenden Passagen seine Erkenntnisinteressen und wirft einen kurzen Blick auf Grodno während des Ersten Weltkriegs. Als eine Spezifik Grodnos beschreibt er die sowohl in Selbst- als auch Fremdzuschreibungen nur schwach ausgeprägten bzw. fluktuierenden ethnischen und nationalen Bezugssysteme.

Im ersten Teil skizziert Ackermann die soziale und konfessionelle Topografie Grodnos und hebt hervor, dass die Unterscheidung zwischen Juden und Christen die zentrale Trennlinie in der städtischen Gesellschaft bis 1939 dargestellt habe, auch wenn beide Milieus keineswegs homogen waren. Obwohl christlich-jüdische Konflikte in der Erinnerung an die Zwischenzeit eine zentrale Rolle gespielt hätten, hätten sie erst ab ca. 1935 an Schärfe gewonnen. Allerdings hätten staatliche ebenso wie kommunale Behörden schon seit Beginn der Zweiten Republik auf eine Integration Grodnos in den polnischen Staat durch die Zurückdrängung von Jiddisch im öffentlichen Gebrauch und durch eine Politik der ethnischen Polonisierung gezielt. Ein weißrussisches Milieu sei dagegen vor 1939 eigentlich nur im Gefängnis präsent gewesen. Ackermann geht außerdem auf die städtische Denkmalpflege und Erinnerungspolitik ein, die sich insbesondere im Rückbau der orthodoxen Sophienkathedrale zur katholischen Garnisonskirche und im Abriss der Nevskij-Kirche 1938 manifestiert.

Als Nivellierung bezeichnet Ackermann die sowjetischen Eingriffe seit 1939 in die Sozialstruktur der Stadt mit Aussiedlungen, Deportationen und der Kollektivierung der städtischen Wirtschaft. Die in der Festlegung der Nationalität im sowjetischen Meldesystem zu erkennende Weißrussifizierung der Stadt sei allerdings nur eine ideologische Fassade gewesen, hinter der es zu einer (erneuten) Russifizierung gekommen sei. Anschließend analysiert Ackermann ausführlich antisemitische Stimmungen von September 1939 bis Sommer 1941 und erörtert, warum es mit der deutschen Einnahme Grodnos nicht zu lokalen anti-jüdischen Übergriffen kam. Entscheidend für die Zerstörung der städtischen Gesellschaft war die Einrichtung zweier Ghettos für die jüdische Bevölkerung und deren Deportation und Ermordung bis zum März 1943. Die deutsche Besetzung, die eine Anbindung Grodnos an den Bezirk Białystok an Ostpreußen geplant hatte, setzte neben Plänen für eine Germanisierung der Stadt zudem eine Politik der ethnischen Klassifizierung um, die auch die

Entwicklung nach der sowjetischen Rückeroberung geprägt habe. Nach der Aussiedlung der polnischen Einwohner lebte 1946 nur noch weniger als ein Drittel der Vorkriegsbevölkerung in der Stadt. Zudem sei es auch zu einer kulturellen Entpolonisierung und damit zu einem Auslöschen der kollektiven Erinnerung an die städtische Geschichte in Grodno gekommen.

Im Kapitel zur Sowjetisierung werden die forcierte Industrialisierung der Stadt und die Umgestaltung des Stadtbildes thematisiert. Die weitreichenden Pläne zur Beseitigung der alten Bausubstanz wurden in Grodno zwar nur partiell realisiert, abgerissen wurde aber 1961 die Ruine der Garnisonskirche. Die demografische Entwicklung war gekennzeichnet von einer Immigration der bäuerlichen Bevölkerung aus der Umgebung, was Grodno von Städten in den neuen polnischen Westgebieten, aber auch von Kaliningrad unterscheidet. Trotz dieser Zuwanderung blieb die weißrussische Ethnizität in der Stadt auf Folklore beschränkt, da die Zuwanderer mit dem Eintritt in die Stadt als Anpassungsleistung die russische Sprache übernahmen. Die Sowjetisierung der Stadt sei nicht nach einem Masterplan zur Russifizierung verlaufen, sondern sei in erster Linie als Akkulturationsprozess zu verstehen. Ackermann geht außerdem auf die offizielle Erinnerungspolitik in Museen, Ausstellungen und bei Straßenumbenennungen ein. Im Gegensatz zu den Brüchen in der kollektiven Erinnerung steht dagegen die Erinnerung an die polnische Schriftstellerin Eliza Orzeszkowa, die, so der Autor, die Vielschichtigkeit des lokalen Gedächtnisses auch schon vor der Perestrojka sichtbar werden ließ.

Die abschließenden Passagen zeigen zum einen eine Zunahme des nationalen weißrussischen Diskurses seit den 1980er Jahren und zum anderen, dass die Erinnerung an die Zeit vor 1939 und die Auseinandersetzung mit sowjetischen Symbolen bis in die Gegenwart hochpolitisch ist und dass nationale und (post)sowjetische Interpretationen der Geschichte Weißrusslands miteinander rivalisieren.

Felix Ackermann hat mit der Studie zu Grodno ein Buch vorgelegt, das sich vom Mainstream der historischen Nationalismusforschung unterscheidet und einen genauen Blick auf die Polyethnizität im östlichen Europa wirft. Freilich ist die Darstellung nicht ganz frei von gelegentlichen Ungenauigkeiten, von dem Druckfehler mit den unmotivierten Einsprengseln von „weißrussisch“ (S. 280 f.) einmal abgesehen: Die Behandlung der deutschen Okkupation im Zweiten Weltkrieg ist nicht immer auf der Höhe der Forschung, und die Tätigkeit des „Wannsee-Instituts“ hätte kritischer betrachtet werden müssen. Auch die Übernahme des Begriffs „Judäokommune“ ist problematisch, denn in der artifiziellen Übertragung geht die dezidiert pejorative Konnotation des polnischen Begriffs verloren. Ungeachtet dieser Bemerkungen handelt es sich hier ohne jeden Zweifel um ein anregendes und engagiert geschriebenes Buch, das gerade durch die Analyse von Erinnerungsberichten tiefe Einblicke in die Geschichte Grodnos im Jahrhundert der Extreme zulässt. In einer Übersetzung ins Weißrussische wäre Ackermanns Buch möglicherweise auch identitätsbildend.

In seiner Untersuchung zu Stettin geht es Musekamp, wie die Periodisierung (1945–2005) bereits andeutet, weniger um die direkten demografischen, politischen und ökonomischen Aspekte des Wandels vom deutschen zum polnischen Stettin. Diese behandelt er in einführenden Kapiteln zum politischen Übergang der Stadt an Polen sowie zu ihrer „Inbetriebnahme“, das heißt die Wiederherstellung von Infrastruktur und Wirtschaft, eher als Grundlage für seine Analyse der Wirkungen, die von diesem Umbruch auf die sich neu formierende städtische Gesellschaft und die damit verbundenen kulturellen Deutungen ausgingen.

Die drei Hauptteile seiner Darstellung befassen sich mit den Zwangsmigrationen der ersten Nachkriegsjahre, den kulturellen Aneignungen in der Epoche der Volksrepublik sowie dem Wandel von nationalen zu lokalen Identitätsdiskursen nach 1989. Mit Blick auf die Zwangsmigrationen weist Musekamp nicht nur auf das Nacheinander von deutscher und polnischer Bevölkerung hin, sondern hebt das erzwungene Miteinander in den ersten Nachkriegsjahren hervor. Weitere Beobachtungen decken sich mit bereits an anderen Orten gewonnenen Befunden, etwa zu Zuwanderern aus Zentralpolen und polnischen Vertriebenen aus dem Osten. Hervorzuheben ist die Darstellung der jüdischen Zuwanderung nach Stettin nach Kriegsende, die Mitte 1946 mehr als 30 000 Personen umfasste, die Stettin vor allem als Durchgangspunkt für die Auswanderung nach Übersee nutzten. Als Besonderheit Stettins unterstreicht Musekamp die als „Psychose der Vorläufigkeit“ (S. 122) bezeichnete Mentalität der Neuansiedler, deren gesellschaftliche und politische Bedingungen es freilich noch genauer zu untersuchen gilt. Offensichtlich hing diese Unsicherheit einerseits mit der Politik der Sowjetunion zusammen, Stettin etwa im Hinblick auf Demontagen als Ausläufer des sowjetisch besetzten Deutschland zu behandeln. Dazu kam andererseits, dass es – anders als in den übrigen polnischen Großstädten – praktisch keine Translozierung von polnischen akademischen und künstlerischen Institutionen nach Stettin gab. Dieses Manko war bedeutsamer als das Problem einer Verdörflichung der Stadt, das sich auch andernorts stellte. In diesem Abschnitt geht Musekamp dann auch auf die Integration der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen in eine neue Stadtgesellschaft ein. Allerdings rekapituliert er dabei vor allem Debatten, die – ähnlich wie in der Bundesrepublik – Produkte einer politisch motivierten Soziologie waren. Spannender wäre es hier gewesen, den „Typ des Stettiners“ etwa im Lichte der Protestwellen von 1956 bis 1989 zu beleuchten.

Das Kapitel zur kulturellen Aneignung der Stadt in der Epoche der Volksrepublik behandelt zunächst die Beseitigung deutscher Spuren im Stadtbild und geht dann ausführlich auf die Konstruktion von polnischen Mythen ein. Als solche nennt Musekamp den Mythos der mittelalterlichen piastischen Herrschaft, der lange Zeit auch die lokale Greifendynastie umfasste, sowie den Meeresmythos, der sich aus der Zweiten Republik herleitete. Neu hinzu kam schließlich der mit dem Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg verbundene Mythos der polnischen Pioniere. Während Musekamp die Analyse der Mythen auch theoretisch begründet, analysiert er die Aneignungsprozesse des kulturellen Erbes vor allem auf der Ebene praktischer Auseinandersetzungen. Detailliert geht er auf die Beseitigung und Ersetzung von Denkmälern ein, die insbesondere deshalb aussagekräftig sind, weil vielfach die Orte unverändert und zum Teil auch die materielle Basis erhalten geblieben sind und sich nur deren Inhalte änderten. Teilweise erhielten auch Denkmäler aus der Zeit vor 1945 eine neue Bedeutung im polnischen Stettin. Am augenfälligsten ist die Umdeutung des Kreuzes für die Toten des Kriegs 1870/71 auf dem Zentralfriedhof in einen Ort des Gegengedächtnisses, als es nach 1981 zu einem Ersatzdenkmal für die Toten des Aufstands von 1970 wurde. Ausführlich behandelt Musekamp auch die Umbenennungen von Straßen und Plätzen, die die Stettiner Innenstadt mehrfach mit radikal veränderten Bedeutungsnetzen überzogen. Kurios ist dabei, dass die auf einer Fehlinterpretation beruhende Umbenennung der Hünnerbeinstraße in „Kurza Stopka“ bis heute fortbesteht. Weitere Themen, die Musekamp untersucht, sind der Wiederaufbau der Stadt, wobei er ausführlich auf den Abriss des Stadttheaters und die Beschäftigung mit der Stadt in literarischen Texten eingeht.

Die Abschnitte über die Zeit nach 1989 greifen die Pluralisierung der Erinnerungskultur anhand der Diskussionen über die Jubiläen 1993 (750 Jahre Stadtrecht) und 1995 (60 Jahre polnische Herrschaft) und die Rekonstruktion bzw. Retroversion der Altstadt unterhalb des Schlosses auf. Darin äußerte sich aber, anders als es manche der städtischen Politiker nach 1989 sahen, keine prinzipielle Abkehr von den Diskursen des polnischen Stettin, sondern es formte sich ein hybrides Bild städtischer Geschichte und Kultur, wie es sich auch im Umgang mit den Denkmälern und in der belletristischen Thematisierung der Stadt spiegelt. Dass in diesen Diskursen schwedische und russische Erinnerungslinien (Katharina II., Maria Fedorovna) keine größere Rolle spielen, scheint allerdings weniger auf politisch begründeter Verdrängung zu beruhen, sondern eher auf der schon allein quantitativen Dominanz der deutschen Bezüge.

Nicht ganz überzeugend sind Musekamps Ausführungen zur Erinnerungskultur der Stettiner Vertriebenenorganisationen. Hier nimmt er gewissermaßen eine polnische Perspektive ein, die ihre Integration in die städtischen Debatten als wünschenswert erachtet, während diese Kreise jedoch – bis auf wenige Ausnahmen – lange Zeit weitgehend hermetisch agierten und teilweise auch die Agenden aus der Zeit vor 1989 fortführten. Eine exemplarisch kritische Analyse der von diesen Gruppen gezeichneten Stettinbilder wäre hilfreich gewesen. Vielleicht hätte Musekamp insgesamt mehr Gewicht auf die Fragen legen können, die in der Schlussbetrachtung angeschnitten werden: Warum war die polnische gesellschaftliche und kulturelle Inbesitznahme Stettins ungleich schwieriger als etwa in Danzig oder Breslau, und welche Konsequenzen ergaben sich daraus für die Entwicklung der Stadt?

Das *tertium comparationis* eines Vergleichs beider Fälle liegt auf der Hand: Es ist der fast vollständige Umbruch in der städtischen Gesellschaft Mitte des 20. Jahrhunderts verbunden mit dem Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit. Als drittes Element wäre die periphere Lage zu nennen, die in beiden Fällen nicht nur ein Produkt der Grenzlinien von 1945 ist, sondern bereits zuvor gegeben war.

Die in Grodno verwendete Metapher des Palimpsests für die Löschungen, Überschreibungen und erneute Sichtbarmachung der verschiedenen historischen Schichten der Stadt lässt sich zweifellos auch auf Stettin übertragen. Wenn das bislang nicht geschehen ist, dann lag das sicherlich auch an der jeweiligen Stärke der konkurrierenden nationalen Einschreibungen, während in Grodno, wie Felix Ackermann herausarbeitet, gerade die gegenwärtigen Identifikationen schwach ausgeprägt sind.

Jan Musekamp stellt dagegen seiner Darstellung die prononcierte These Italo Calvinos aus den „Unsichtbaren Städten“ voran, dass „zuweilen verschiedene Städte auf demselben Boden und mit demselben Namen aufeinander folgen“ (S. [5]), aber keine weiteren Gemeinsamkeiten aufweisen. In der Konsequenz dieser These wären dann die Aneignungsprozesse in erster Linie als kulturelle Konstrukte zu entlarven. Allerdings bringt Musekamp in seiner Darstellung nicht die Radikalität auf, diesen Blick auch für Stettin zu übernehmen. Das mag auf den ersten Blick inkonsequent scheinen, aber ein Herangehen, das nicht nur reflexhaft dekonstruiert, sondern vielmehr die Pluralität von Sichtweisen auf städtische Geschichte und deren Leistung für gemeinschaftsbildende Prozesse untersucht, ist höher zu beurteilen.

Mit ihren unterschiedlichen Herangehensweisen und Perspektiven zeigen die beiden Studien die Produktivität der Analyse ost(mittel)europäischer Stadtgeschichten und wecken den Wunsch des Rezensenten nach weiteren Studien.

Jörg Hackmann, Stettin

Latvijas vēstures institūts (Hrsg.): 20. gadsimta Latvijas vēsture. II. Neatkarīgā valsts 1918–1940 [Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert. II. Der unabhängige Staat 1918–1940], Red. Valdis Bērziņš, Rīga: Latvijas Vēstures institūta apgāds 2003, 1022 S., 125 s/w-Abb.

Zu den ehrgeizigen Publikationsprojekten des „Instituts für Geschichte Lettlands“¹ in Riga gehört seit 1994 die auf mehrere umfangreiche Bände angelegte „Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert“. Band I, im Jahre 2000 erschienen, beschäftigte sich auf 869 Seiten mit „Lettland vom Beginn des Jahrhunderts bis zur Proklamation der Unabhängigkeit, 1900–1918“, also mit der Geschichte der drei russischen Gouvernements Kurland, Livland und Vitebsk sowie der Entstehung und Gründung der modernen Republik Lettland 1917/18.²

Der hier rezensierte Band II umfasst die eigentliche Geschichte der Republik Lettland in der Zwischenkriegszeit, beginnend am 18. November 1918 mit der Tätigkeit der ersten Provisorischen Regierung unter Kārlis Ulmanis und endend mit der Annahme von Stalins Ultimatum am 16. Juni 1940, einen Tag vor der sowjetischen Okkupation und dem Untergang Lettlands. Es ist gleichzeitig die erste Veröffentlichung in Lettland selbst, in der ein Gesamtüberblick der Jahre der Zwischenkriegszeit gegeben wird. Während der Sowjetzeit hatten lettische Historiker im westlichen Exil allerdings bereits mehrere umfangreiche Bände zur Geschichte der Republik Lettland in der ambitionierten Reihe „Geschichte Lettlands“ des in Stockholm beheimateten Verlages „Daugava“ herausgegeben, auf die inhaltlich zurückgegriffen werden konnte.³

Auf über 1 000 Seiten behandeln 33 Autoren in zwölf großen Kapiteln mit jeweils thematischen Unterkapiteln vor allem Revolution und Bürgerkrieg (1917–1920, Kap. 1-2), die Periode der parlamentarischen Republik (1918–1934, Kap. 3-9), die Jahre des autoritären Regimes unter Kārlis Ulmanis (1934–1940, Kap. 10-11) sowie in einem abschließenden Kapitel die Bereiche Bildung und Kultur für den gesamten Zeitraum. Dass den kontroversen Jahren des Ulmanis-Regimes nur zwei Kapitel gewidmet sind, begründet der verantwortliche Redakteur (Valdis Bērziņš) mit der Tatsache, dass gerade diese Periode noch nicht genügend erforscht sei. In einer kurzen Zusammenfassung (S. 823 f.) werden die wichtigsten Ergebnisse des Bandes zusammengefasst: Lettland nach Revolution und Freiheitskrieg als der erste Staat der Letten in der Geschichte anstelle der alten russischen Gouvernements; Lettland als Demokratie mit Verfassungsgebender Versammlung und Parlament (Saeima); die Rolle der Minderheiten und Lettlands vergleichsweise liberale Minderheitenpolitik; das

1 Der Name des Instituts ließe sich auch mit „Lettlands Geschichtsinstitut“ übersetzen, tatsächlich beschäftigt sich die 1936 unter Kārlis Ulmanis gegründete wissenschaftliche Einrichtung ausschließlich mit der Archäologie und Geschichte Lettlands und seiner historischen Landschaften. Seit 2006 gehört es als „Agentur“ zur staatlichen Universität Lettlands in Riga (vgl. auch: <http://www.lvi.lv/>).

2 Vgl. die Rezension von Andreas Fülberth in: Nordost-Archiv XI (2002), S. 288-293.

3 Edgars Andersons: Latvijas vēsture 1914–1920 [Geschichte Lettlands 1914–1920], Stockholm 1967 (behandelt Lettland im Ersten Weltkrieg und in den internationalen Beziehungen); Arnolds Aizsilnieks: Latvijas saimniecības vēsture 1914–1945 [Lettlands Wirtschaftsgeschichte 1914–1945], Sundbyberg 1968; Ādolfs Šilde: Latvijas vēsture 1914–1940 [Geschichte Lettlands 1914–1940], Stockholm 1976 (Innenpolitik); Edgars Andersons: Latvijas vēsture 1920–1940. Ārpolitika I [Geschichte Lettlands 1920–1940. Außenpolitik I], Stockholm 1982; ders.: Latvijas vēsture 1920–1940. Ārpolitika II [Geschichte Lettlands 1920–1940. Außenpolitik II], Stockholm 1984.

Fehlen demokratischer Traditionen, was zum Staatsstreich des Staatsgründers Ulmanis und in die Diktatur führte; die wirtschaftlichen und sozialen Umbrüche, vor allem die radikale Agrarreform 1920 und der wirtschaftliche und industrielle Aufbau nach den Zerstörungen des Ersten Weltkrieges; das Aufblühen einer lettischen nationalen Kultur; die internationale Anerkennung des neuen Staates, seine Völkerbunds- und Neutralitätspolitik und schließlich sein Untergang zwischen den erstarkenden Diktaturen Hitlers und Stalins.

Je nach Autor und zu behandelndem Thema wird in den einzelnen Kapiteln unterschiedlich gewichtet und werden die jeweils bedeutendsten Entwicklungen und Tatsachen faktenreich zusammengefasst. Bei einem Land wie Lettland, dessen Schicksal gegen Ende der 1930er Jahre in hohem Maße von den Entwicklungen im Deutschen Reich und in der Sowjetunion abhängig war, hätte man sich allerdings eine intensivere Kontextualisierung der verschiedenen Politikbereiche mit europäischen Entwicklungen gewünscht.

Ferner fehlen im Unterschied zu Band I in dem vorliegenden Band II Ausführungen zur Historiografiegeschichte und zu den in der Vergangenheit kontrovers geführten Historikerdebatten über einzelne Fragen der baltischen Geschichte. Dabei waren gerade z.B. die Person von Kārlis Ulmanis und seine Diktatur unter lettischen Historikern im Exil, das Verhältnis der Titularnation der Letten zu den Minderheiten (vor allem Deutschen, Juden und Russen) zwischen lettischen und nichtlettischen Historikern und die Außenpolitik des Landes in der internationalen Geschichtswissenschaft nicht unumstritten. Gleichzeitig gilt der kritische Hinweis auf eine mangelnde Kontextualisierung der Geschichte Lettlands auch für eine fehlende Auseinandersetzung mit Methoden und Fragestellungen innerhalb der internationalen Geschichtswissenschaft: So bietet der Band zwar eine solide Bestandsaufnahme des bisher in Einzelforschungen zusammengetragenen Faktologischen, diskutiert aber weder das Gesamtkonzept einer Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert im Vergleich zu früher erschienenen Gesamtgeschichten⁴ noch die Frage der Anwendung möglicher innovativer Fragekonzepte. Vielleicht ist dieser gefühlte methodologische Mangel auch einer der Gründe, warum ein Folgeband III zu den Jahrzehnten der Sowjetrepublik Lettland (1945–1991) bisher noch nicht angekündigt worden ist.

Ein Fußnotenapparat, ein Personen- und Ortsregister, ein Abbildungsverzeichnis und ein schmales englisches Summary (S. 1013-1022) runden das umfangreiche Werk ab, ein Literaturverzeichnis fehlt.

Detlef Henning, Lüneburg

4 Vgl. Anm. 3 und die während der Sowjetzeit in der SSR Lettland erschienenen Gesamtdarstellungen: *Latvijas PSR vēsture. Sēj. 1-3* [Geschichte der SSR Lettland, Bd. 1-3], Rīga 1953–1959; *Latvijas PSR vēsture. Saīsināts kurss* [Geschichte der SSR Lettland. Kurzer Lehrgang], Rīga 1956; ²1967; *Latvijas PSR vēsture. Sēj. 1-2* [Geschichte der SSR Lettland, Bd. 1-2], Rīga 1986; in russischer Sprache: *Istorija Latvijas SSR. Sokraščennyj kurs*. Rīga 1955, ²1971. Vgl. auch das umfangreiche Lemmata „Vēsture“ [„Geschichte“] in: *Latvijas Padomju Enciklopēdija. 5. 2 Sēj.* [Lettlands Sowjetzyklopädie. 5, Bd. 2], Rīga 1984, S. 129-258, in dem ein Jahr vor dem Amtsantritt Gorbačevs noch einmal die offiziöse sowjetische Lesart der Geschichte Lettlands auf den Punkt gebracht wird.

Natali Stegmann: Kriegsdeutungen – Staatsgründungen – Sozialpolitik. Der Helden- und Opferdiskurs in der Tschechoslowakei 1918–1948, München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2010, 310 S.

Natali Stegmanns Buch leistet einen wichtigen Beitrag, das komplexe Netzwerk von Kriegserinnerung, Nationalismus, Staatsgründung und Wohlfahrtspolitik, das sich nach beiden Weltkriegen entfaltete, zu verstehen. Über einen diachronen Vergleich am Beispiel der Tschechoslowakei arbeitet Stegmann Fragen nach Kontinuitäten und Brüchen ebenso wie Entwicklungsprozesse heraus. Zentral für ihren Ansatz ist der Zusammenhang zwischen Krieg und Nation sowie die zwei Phasen von „Staatsgründung“ (1918/19) und „Konsolidierung“ (1944/45). Die Weltkriege für die Tschechoslowakei erlangten „staatspolitische Bedeutung“, obwohl das Land in beiden Kriegen „im strengen Sinne weder Kriegsschauplatz noch -partei war“ (S. 10). Stegmann geht davon aus, dass die Tschechoslowakei „durch die spezifischen Kriegsdeutungen schließlich symbolpolitisch doch zum Kriegsteilnehmer gemacht wurde. Den Kriegen wurde *ex post* ein quasi nationalstaatlicher Sinn verliehen, der sich als Deutung im institutionellen Konsolidierungsprozess einschrieb und dort politisches Handeln prägte“ (S. 11). In Anlehnung an Etienne François betont die Autorin die zentrale Rolle von Helden- und Opferbildern auf die „Sinnstiftung der sich konsolidierenden Gemeinschaften“ (S. 12). Die Kriegsgeschädigtenpolitik war somit eingebettet in einen Prozess sozialstaatlicher Institutionalisierung und hatte legitimationspolitische Bedeutung. Stegmann betrachtet Kriegsgeschädigte dabei explizit nicht als Objekt der Politik, sondern „trotz ihres Opferstatus [als] aktiv Handelnde“ (S. 13).

Der nach dem Ersten Weltkrieg etablierte tschechoslowakische Staat befand sich in einem Zwiespalt zwischen der offiziellen radikalen Abkehr von Österreich-Ungarn und der Notwendigkeit, an alte Institutionen anzuknüpfen, nicht allein in bürokratischer und technokratischer, sondern auch in diskursiver Hinsicht. Im Gründungsmythos der Tschechoslowakei galt die Etablierung von Demokratie als wesentliches Legitimationsmuster. Gleichzeitig jedoch lief die tatsächliche Herrschaftspraxis weiterhin über die alten Institutionen, die teils unverändert blieben, teils mit neuen ideellen Inhalten gefüllt wurden. Stegmann betont Kontinuitäten: Der moralisch legitimierte Staatsbegriff der Tschechoslowakei war dem Diskurs der alten Habsburger Monarchie entnommen und beruhte auf dessen universeller Staatsrechtslehre, die nun entsprechend den Bedürfnissen des neuen Staates angepasst wurde (S. 16). Das „Aushandeln“ zwischen staatlichen Institutionen und Staatsbürgern des neuen demokratisch legitimierten Staates liest die Autorin als zentrale symbolische Aktion, die letztendlich zur stärkeren Akzeptanz der neuen staatlichen Herrschaft führte (S. 17 f.). Die Bereitstellung moderner Sozialfürsorge, basierend auf Bürgerrechten, war dabei ein deutlicher Fortschritt gegenüber der traditionellen karitativen Armenfürsorge (S. 21-23).

Während der 1930er Jahre scheiterte diese sozialdemokratische Neuaufgabe des alten österreichischen Modells aus wirtschaftlichen Gründen. Erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde sie in radikalierter Form wieder aufgelegt und ein sozialistischer Wohlfahrtsstaat etabliert, „der staatspaternalistische Sozialpolitik mit umfassendem Herrschaftsanspruch koppelte“ (S. 25). Anstatt des propagierten Neubeginns handelte es sich also in beiden Fällen, nach Kriegsende 1918 ebenso wie 1945, vielmehr um eine politische Umdeutung des alten Systems, welches nunmehr übernommen und von neuen Bürgern benutzt und somit legitimiert wurde (S. 26).

Diese Thesen diskutiert Stegmann in ihren Kapiteln im Detail: Im ersten Kapitel „Der tschechoslowakische Staat als institutioneller Bezugsrahmen“ präsentiert Stegmann den Hintergrund dieser Entwicklungen, insbesondere die tschechoslowakische Teilnahme am Ersten Weltkrieg und den Einfluss dieser Erfahrung auf die Ausbildung und Konsolidierung des Nationalstaates. Das zweite Kapitel diskutiert das problematische Erbe dieser Kriegsteilnahme nach dem Weltkrieg. Die sich in der neuen Republik ausbildenden Heldenbilder wurden an den „Zurückkehrenden“ und an den Legionären ausgerichtet. Auch der Verband der Kriegsgeschädigten orientierte sich in der Darstellung seiner Mitglieder als Kriegsoffer am Legionär als „Vorbild des idealisierten Staatsbürgers“, als Kehrseite der Medaille schuf diese Idealisierung jedoch Ausschlussmechanismen gegenüber jenen, die ihr nicht entsprachen. So führte die Rolle des Legionärs dazu, dass Wehrpflicht als legitimierendes Element bei der Begründung des allgemeinen männlichen Stimmrechts angesehen wurde, der Bürger-Soldat wurde somit Maßstab für den Anspruch auf politische Partizipation (S. 67). Die Traditionspflege und Selbstdarstellung der Legionäre führte zu einer Überrepräsentation der Legionäre in der gesellschaftlichen Elite, welche sich kennzeichnend in den so genannten Legionärgesetzen niederschlugen (S. 77-79), indem die symbolische Hierarchisierung der Veteranen im öffentlichen Gedenken in das Wohlfahrtssystem übertragen wurde. Dies wird zentral im dritten Kapitel über die Versorgung der Kriegsgeschädigten in den 1930er Jahren behandelt. Eine Auswertung der Diskussionen und der Gesetzgebung führt Stegmann zu dem Schluss, dass sich die Kriegsgeschädigten in einem „Hierarchisierungsmuster im Spannungsfeld von Helden- und Opferbildern“ gefangen sahen.

Diese Parallele zwischen Erinnerungspolitik und Sozialfürsorge lässt sich auch in vielen anderen Ländern erkennen. Konsequenterweise verortet Stegmann daher in einem Exkurs (Kapitel 4) die tschechoslowakische Kriegsgeschädigtenversorgung im internationalen Kontext. Dieser Schritt ist der Verfasserin hoch anzurechnen, verbleiben doch zu viele Arbeiten nicht nur thematisch, sondern auch in der Auswahl der Historiografie zu sehr im Nationalen verhaftet. Art und Position des Kapitels schränken leider seine Wirkung etwas ein. Die Fallstudien anderer Länder hätten auch im Text oder in einem komparatistischen Schlusskapitel Platz finden können, wodurch der Vergleich besser hätte integriert werden können. Zudem werden leider nur Entwicklungen in der Zwischenkriegszeit und im Ersten Weltkrieg gegenüber gestellt, während Stegmann doch selbst einem diachronen Vergleich beider Weltkriege nachgeht. Stegmanns These, die tschechoslowakische Hierarchisierung sei am ehesten mit der britischen Veteranenlandschaft zu vergleichen (S. 188), erweckt den Wunsch des Lesers nach einer ausführlicheren Diskussion. Dabei sind jedoch fast alle berücksichtigten Autoren, von Cohen abgesehen, deutscher bzw. österreichischer Herkunft. Cohens Buch wird zudem, vermutlich als Druckfehler, als eine Veröffentlichung von 1968 (statt 2001) präsentiert. Dies verschiebt den Forschungsstand deutlich.

Im fünften Kapitel wendet sich Stegmann dem Ende des Zweiten Weltkriegs und den erneut aufkommenden Fragen der Kriegsdeutung und der Veteranenversorgung in einem neuen Staatssystem zu. In einer Diskussion des Münchner Abkommens und seinen Folgen stellt die Autorin heraus, dass das dominante Legionärsideal trotz allem nicht stark genug war, um die Bevölkerung „zu einem riskanten heroischen Kampf“ zu motivieren (S. 206). Erneut arbeitet sie vor allem Kontinuitäten zwischen Phasen des tschechoslowakischen Staates heraus. Diese lassen sich, so Stegmann, zum einen im staatsrechtlichen Verständnis der Nachkriegsjahre finden, zum anderen in der Politik von Exilregierung und Protektorat ge-

genüber „Bürger, Bevölkerung und Volk“ (S. 218). Opfer- und Heldenbilder, so ihre These, verschmelzen „im Kontext des antifaschistischen Kampfes“ (S. 237). Nach 1945 erlebte der Legionärsmythos erneut eine wenn auch kurze und intensive Hochphase, in der er zentral zur Stiftung nationaler Einheit beiträgt, bevor er von kommunistischer Seite nach 1948 unterdrückt (S. 218) und vom neuen Heldenbild der Partisanen und Widerstandskämpfer als Prototypen des antifaschistischen Kämpfers überdeckt wurde (S. 242). Stegmann betont „grundlegende Veränderungen“, insbesondere durch eine Erweiterung des Opferkreises nach 1946, zugleich aber auch durch eine deutlichere Ausgrenzung derer, die politisch auf der „falschen“ Seite gestanden hatten (S. 251 f.). Insgesamt existierte die neue Gesetzgebung nun, so Stegmann, „in einem spannungsreichen Verhältnis zu den administrativen Kontinuitäten insbesondere zwischen den Protektorats- und den Nachkriegsinstitutionen“ (S. 253). Trotz der Arbeitersymbolik des Sozialismus war die Opferpolitik weniger als zuvor auf die Figur des Arbeiters als Familiernährer ausgerichtet, sondern vielmehr auf das nationale Kollektiv (S. 258). Die Sowjetisierung des Landes schließlich führte, so Stegmann weiter, zu einer schrittweisen Abkehr von nationalen Erinnerungsmotiven und Deutungsmustern, die als rückschrittlich empfunden wurden (S. 271).

Stegmann legt mit ihrer Studie einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Entwicklung des National- und Wohlfahrtsstaates in Ostmitteleuropa vor. Ebenso unmittelbar, wie Krieg und Nation durch die Geschichte des 20. Jahrhunderts miteinander verknüpft wurden, wirkten auch Kriegsdeutung und Sozialpolitik aufeinander ein. Diese komplexen wechselseitigen Einflüsse arbeitet Stegmann klar und überzeugend vor dem Hintergrund der Entwicklungen anderer europäischer Länder heraus. Allein die Gewichtung der Arbeit scheint mitunter ein wenig unausgeglichen: Im Teil zum Ersten Weltkrieg und der Zwischenkriegszeit überwiegt die Aufmerksamkeit für die Kriegsgeschädigten- und Erinnerungspolitik, im Teil zum Kriegsende des Zweiten Weltkriegs hingegen werden Entwicklungen während des Krieges selbst viel deutlicher mit einbezogen. Auch konzentriert sich die Verfasserin im zweiten Teil vor allem auf die Diskussion um Staatlichkeit und Staatsrecht, während die Veteranenfrage nun eher am Rande mit zu laufen scheint. Insgesamt jedoch ist der synchrone Vergleich von Kriegserinnerung und Sozialpolitik innovativ und anregend. Stegmanns Buch bietet einen sehr aufschlussreichen und lesenswerten Einblick in die Verbindung von Krieg und Staatsgründung sowie Wohlfahrtspolitik (insbesondere gegenüber Kriegsoffizieren und Veteranen) und zwischen Konsolidierung der Staatlichkeit. Das Buch sei hiermit wärmstens empfohlen. Es ist zu wünschen, dass es den Leserkreis findet, den es weit über den Kreis der Historiker tschechoslowakischer Geschichte oder osteuropäischer Sozialpolitik hinaus verdient.

Julia Eichenberg, Berlin

Natali Stegmann (Hrsg.): Die Weltkriege als symbolische Bezugspunkte. Polen, die Tschechoslowakei und Deutschland nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, Prag: Masarykův ústav a Archiv AV ČR 2009, 295 S.

Das anzuzeigende Buch geht auf eine Tagung aus dem Jahre 2007 zurück. Während man die Parallelen zwischen Polen und der Tschechoslowakei auf den ersten Blick zu erkennen vermag, gilt dies weit weniger für den deutschen Fall. Die Herausgeberin ist sich dieser Asymmetrie durchaus bewusst: „Deutschland erscheint dabei zugleich als Aggressor und

Kriegsgegner sowie als ein Land mit einer langen wechselvollen Tradition der Verdrängung, Verdrehung und ‚Aufarbeitung‘ der eigenen Rolle in den Weltkriegen. Bis 1938 stellten die ‚Versailler Ordnung‘ und seit den 1950er Jahren der ‚Kalte Krieg‘ die grundlegenden Muster dafür bereit. Beide Interpretationsrahmen waren auch für die tschechoslowakische und die polnische Geschichtsauffassung maßgeblich.“ (S. 14) Unter diesen Prämissen erscheint es in der Tat möglich, zumindest einen gewissen Bezug zwischen der unterschiedlichen Geschichte der drei Länder herzustellen.

Im ersten Teil geht es um die Bedeutung der Kriege für die nationale und regionalgeschichtliche Erinnerung. Ingo Loose beschäftigt sich in einem überzeugenden Aufsatz mit der Sinnstiftung der polnischen Republik in der Zwischenkriegszeit, wobei er vor allem den Kriegen um die territoriale Ausdehnung des Staates nach dem (Welt)Krieg eine herausragende Bedeutung beimisst. (S. 39-57) Während in Polen sehr starke militaristische Tendenzen den gesellschaftlichen Umgang mit dem Ersten Weltkrieg prägten, stand in der slowakischen Gesellschaft mehr das Gedenken an die Gefallenen im Vordergrund, wie Dušan Kováč in seinem kurzen Beitrag u.a. an der Denkmallandschaft zeigt. (S. 59-70) Natali Stegmann ist anschließend die erste Autorin, die den Rahmen über die Zwischenkriegszeit hinaus erweitert und auch den Bezugspunkt des Zweiten Weltkrieges in ihrem Aufsatz über die Tschechoslowakei mitberücksichtigt. (S. 71-90) In beiden Fällen berief sich die „Nationsbildung im Krieg“ (S. 89) auf Legionäre, die außerhalb des Staatsgebietes für das Land gekämpft hatten. Diese Parallele wurde erst im Zeichen des Stalinismus ab 1948 durch die Heroisierung des antifaschistischen Partisanen abgelöst. Während die eben vorgestellten Aufsätze innere Bezüge aufweisen, beschäftigt sich Malte Thießen mit dem „Städtische[n] Gedenken an den Luftkrieg in der BRD und der DDR“. (S. 91-108) Der Aufsatz ‚passt‘ nicht zu den vorhergehenden, auch wird man der Argumentation nicht immer folgen wollen (z.B. dass die Betonung der Aufbauleistung nach 1945 auch das Ziel verfolgt habe, „die Kriegszeit – und damit mehrere Jahre lokaler NS-Herrschaft – in die städtische Nachkriegsgeschichte zu integrieren“). (S. 98)

Anschließend geht es um „Kriegsteilnahme, Kriegsschädigung und Opferstatus nach dem Zweiten Weltkrieg“. Den Auftakt bildet ein Beitrag von Vratislav Doubek, der sich mit der tschechischen Politik gegenüber Russland-Emigranten beschäftigt. (S. 111-126) Während mit den ‚Russland-Tschechen‘ ein sehr spezielles Problem vorgestellt wird, behandeln Verena Pawlowsky und Harald Wendelin unter dem Titel „Kriegsopfer und Sozialstaat“ ein Thema, von dem sehr viele Menschen in Österreich betroffen waren. (S. 127-146) Julia Eichenberg widmet sich anschließend den polnischen Veteranen, deren Status aufgrund ihrer Dienste in Armeen ‚fremder‘ Staaten zwischen den Extremen „Söldner der Besatzer oder Helden des Unabhängigkeitskampfes“ lag. (S. 147-168) Anders als im Fall der deutschen Erinnerungspolitik an die Luftbombardements des Zweiten Weltkrieges ist in dieser Sektion kein Bruch durch den deutschen Beitrag erkennbar, denn Christian Weiß beschäftigt sich mit der Kriegsdeutung des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegerhinterbliebenen. (S. 169-186)

Im dritten und letzten Hauptteil des Sammelbandes geht es um „Prozesse von Deutung und Umdeutung im und nach dem Zweiten Weltkrieg“. Joanna Wawrzyniak beschäftigt sich in ihrem englischsprachigen, noch ganz dem Vortragsstil verhafteten Aufsatz mit dem Umgang des kommunistischen Polen mit Veteranen und Kriegsopfern zwischen 1945 und 1969. (S. 189-208) Harald Schmid geht in seinem gelungenen Beitrag auf die Debatten

um den 8. Mai 1945, „eine spezifisch deutsche Interpretations- und Konfliktgeschichte“ (S. 211), in der BRD und der DDR ein. (S. 209-226) Die beiden folgenden Aufsätze sind dann der Kollaborationsgeschichtsschreibung in Tschechien (Bohumil Jiroušek, S. 227-242) und dem Schicksal polnischer KZ-Funktionshäftlinge nach 1945 (Zofia Wóycicka, S. 243-266) gewidmet, bevor Oliver von Wrochem als letzter Autor sich mit Prozessen gegen Wehrmichtsangehörige in der BRD und der DDR beschäftigt. (S. 267-289)

Insgesamt handelt es sich bei dem vorliegenden Buch um einen durchaus lesenswerten Sammelband, dessen Schwächen vor allem in den fehlenden Bezugspunkten zwischen den einzelnen Aufsätzen und der Diskrepanz zwischen spezifischen und allgemeinen Fragestellungen liegen.

Joachim Tauber, Lüneburg

Beata Dorota Lakeberg: Die deutsche Minderheitenpresse in Polen 1918–1939 und ihr Polen- und Judenbild. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 2010, 562 S.

Ein Buch über die deutsche Minderheitenpresse in Polen, noch dazu über ihr Polen- und Judenbild, lässt aufmerken. Nicht dass Zeitungen und Zeitschriften als Quellen zur Erforschung der deutschen Minderheitengeschichte bislang übersehen worden wären, allein es fehlt bislang eine verlässliche, zeitgemäße Überblicksdarstellung zu diesem Thema.¹ Ältere polnische Untersuchungen wie z.B. Tadeusz Kowalaks „Prasa Niemiecka w Polsce“² konzentrierten sich vor allem auf Fragen der Verbreitung, Finanzierung, Organisation und propagandistischen Wirkung deutschsprachiger Printmedien, widmen sich aber kaum einer inhaltlichen Analyse und können aufgrund ihrer politischen Implikationen heute kaum noch befriedigen. Mit Beata Lakebergs 2007 in Oldenburg eingereichten Dissertation liegt nun eine Untersuchung vor, die diese Lücke zu schließen verspricht.

Lakeberg selbst verortet ihre Arbeit an der Schnittstelle von Minderheiten-, Presse- und Stereotypengeschichte (S. 13). Die Rolle stereotyper Polen- und Judenbilder „im Selbstkonstituierungsprozess der deutschen Minderheit“ bezeichnet sie als den „eigentlichen Untersuchungsgegenstand“ ihrer Arbeit (S. 29). Folgerichtig setzt sich Lakeberg im theoretischen Teil ihrer Arbeit mit den Begriffen „Stereotyp“ und „Bild“ auseinander. In Anlehnung an ihren Doktorvater Hans Henning Hahn charakterisiert sie Stereotype als Verallgemeinerungen und „emotional aufgeladene Werturteile“, die unabhängig von persönlichen Erfahrungen durch das soziale Umfeld vermittelt werden. Anliegen der Stereotypenforschung sei es nicht, solcherart festgeschriebene Bilder auf einen „wahren Kern“ hin zu prüfen, sondern nach ihren Funktionen und Auswirkungen zu fragen. Ständig wiederkehrende Darstellungs- und Erzählweisen kennzeichnet Lakeberg als „narrative Stereotypen“ und weist darauf hin, dass Stereotype eine gruppenbildende Funktion besäßen, indem sie klare Vorstellungen vom Eigenen – der „Wir-Gruppe“ – und vom Fremden vermitteln. Zwischen Hetero- und Auto-

1 Einen guten Überblick gibt Maria Gierlak: Deutsche Presse in Polen 1919–1939. Forschungsstand, -postulate und -desiderate, in: Sibylle Schönborn (Hrsg.): Grenzdiskurse. Zeitungen deutschsprachiger Minderheiten und ihr Feuilleton in Mitteleuropa bis 1939, Essen 2009, S. 67-80.

2 Tadeusz Kowalak: Prasa niemiecka w Polsce 1918–1939. Powiązania i wpływy [Die deutsche Presse in Polen 1918–1939. Zusammenhänge und Einflüsse], Warszawa 1971.

stereotypen bestehe ein unmittelbarer, wenn auch unausgesprochener Zusammenhang, der z.B. in den Vorstellungen einer „polnischen Wirtschaft“ einerseits und einer „deutschen Ordnung“ andererseits zum Ausdruck komme (S. 21-25). „Bilder“ definiert Lakeberg als eine übergeordnete Kategorie, die Stereotype ebenso einschlieÙe wie individuelle Beobachtungen und Urteile (S. 26-28).

Diesen theoretischen Ausführungen wird man sicherlich zustimmen können, doch wird bereits an dieser Stelle deutlich, dass Lakeberg ein sehr starres, unpersönliches Konzept von Stereotypen vertritt. Durch Stereotype werde „für einen Menschen eine Kategorisierung der Umwelt vorgenommen, unabhängig von seinem Willen“ und Stereotype seien „resistent gegen jegliche individuelle Erfahrung“, schreibt sie. Im Spannungsfeld von *structure and agency* betont Lakeberg somit einseitig die Beständigkeit und Allmacht diskursiver Strukturen, die durch Stereotype vorgegeben seien, wohingegen sie individuelle Handlungsspielräume vernachlässigt. Mit neueren Konzepten der historischen Diskursanalyse setzt sich Lakeberg kaum auseinander. Foucault rezipiert sie nur am Rande, z.B. wenn sie konstatiert, dass sich durch die Einführung einer polnischen Zensur der diskursive Rahmen dessen, was sagbar war, geändert habe (S. 14, 232).

Anhand des Quellen- und Literaturverzeichnisses fällt auf, dass Lakeberg auf Archivstudien verzichtet hat. Natürlich ist es legitim, eine historische Untersuchung allein auf gedruckte Quellen zu stützen, bei einer Arbeit jedoch, die aufgrund ihres Titels eine Gesamtschau der deutschen Presselandschaft in Polen zu sein verspricht, muss dies erstaunen. Denn bei weitem nicht alles Wichtige, was sich über deutschsprachige Zeitungen und Zeitschriften in Polen sagen lässt, findet sich in ihnen abgedruckt. Insbesondere Fragen nach den Eigentümern, Redakteuren und Autoren deutschsprachiger Printmedien, ihrer Finanzierung, Beeinflussung und Rezeption wird man ohne Archivstudien schwerlich beantworten können. Eine Einordnung der von Lakeberg beschriebenen Bilder und Stereotypen bleibt somit schwierig.

Den Quellenkorpus für Lakebergs Untersuchung bilden allein Zeitungen der deutschen Minderheit aus den Jahren 1918 bis 1939, wobei die Autorin bemüht ist, alle Regionen Polens, in denen deutsche Minderheiten lebten, sowie alle weltanschaulichen und konfessionellen Richtungen angemessen zu berücksichtigen (S. 14-17). Hierdurch ergeben sich gewisse Asymmetrien, da z.B. Pommerellen und Ostoberschlesien erst später (1920 bzw. 1922) zum polnischen Staat kamen und in den Jahren zuvor dort erscheinende deutsche Zeitungen bzw. die deutsche Minderheit keinen Minderheitenstatus besaßen. Dass sich hierdurch gravierende inhaltliche Unterschiede ergaben, liegt auf der Hand (z.B. S. 230 f.).

Den Forschungsstand erfasst Lakeberg hinreichend vollständig, allerdings ohne wichtige englischsprachige Titel zu berücksichtigen.³ Auch manch eine deutschsprachige Publikation hätte sich intensiver für Lakebergs Untersuchung heranziehen lassen. So wird beispielsweise Pia Nordbloms Arbeit über die Zeitschrift „Der Deutsche in Polen“ zwar in einer Fußnote erwähnt, eine inhaltliche Auseinandersetzung mit diesem Werk findet jedoch nicht statt.⁴

3 Keine Erwähnung z.B. von Richard Blanke: *Orphans of Versailles. The Germans in Western Poland 1918–1939*, Lexington/Ken. 1993; oder Rogers Brubaker: *Nationalism reframed. Nationalism and the National Question in the New Europe*, Cambridge 1996.

4 Pia Nordblom: *Für Glaube und Volkstum. Die katholische Wochenzeitung „Der Deutsche in Polen“ (1934–1939) in den Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus*, Paderborn u.a. 2000.

Entsprechend fällt das erste Kapitel von Lakebergs Arbeit aus, das einen Überblick über die Geschichte der deutschen Minderheit in Polen zu geben verspricht. Im Großen und Ganzen korrekt, verbergen sich im Detail einige Fehler, so z.B. wenn der „Bund Deutscher Osten“ als Vereinigung der deutschen Minderheiten im Ausland charakterisiert wird (S. 67) oder wenn eine statistische Schätzung Jerzy Tomaszewskis⁵ als Manipulation der offiziellen Volkszählungen erscheint (S. 38). Insgesamt verharrt Lakebergs Darstellung etwas im Konventionellen, ohne kritische bzw. weiterführende Fragestellungen zu entwickeln. Althergebrachte Begriffe wie „Fünfte Kolonne“, „Loyalität“, „Polonisierung“ werden kaum hinterfragt. Die Presse der deutschen Minderheit wird in diesem Kapitel im Abschnitt „Bildungs- und Kulturleben“ nur knapp abgehandelt (S. 63 f.).

Den eigentlichen Hauptteil von Lakebergs Untersuchung bilden jedoch das zweite bis vierte Kapitel. In ihnen werden die Polen- und Judenbilder der deutschen Minderheitenpresse in dreifacher Hinsicht analysiert: im Hinblick auf regionale Divergenzen (Kap. II), in Bezug auf weltanschauliche Unterschiede einzelner Blätter (Kap. III) und schließlich hinsichtlich zeitlicher Veränderungen (Kap. IV). Das Tableau unterschiedlichster Stereotype, das Lakeberg hierbei aufzeigt, ist beeindruckend. Dass deutscherseits Bilder wie das des „Saisonstaats“ oder der „polnischen Wirtschaft“ bemüht wurden, ist wenig überraschend, dass aber auch der polnische Adel oder die sprichwörtliche polnische Toleranz zum Stereotypenkatalog gehörten, und die Art und Weise, wie diese polnischen Autostereotype aufgegriffen und modifiziert wurden, ist spannend zu lesen. Dies ist zweifelsohne die starke Seite von Lakebergs Buch. Schön wäre es gewesen, all diese Bilder und Stereotype durch einen Index zu erschließen, der z.B. Personennamen und Zeitungen umfasst; hier hätte man leicht auch das Glossar und das biografische Register einarbeiten können, die Lakeberg ihrer Untersuchung beifügt.

Leider erweist sich die dreiteilige Gliederung von Lakebergs Analyse für den Lesefluss als wenig hilfreich: Bei der Lektüre wird schnell klar, dass sich die Analysekategorien Region – Weltanschauung – Zeit immer wieder überschneiden, beeinflussen und gegenseitig bedingen, was auch Lakeberg auffällt (S. 266, 277). Dies hat zahlreiche Redundanzen zur Folge, da eine ganze Reihe von Zeitungstexten mehrfach zitiert und analysiert wird – in Kapitel I, um regionale Unterschiede aufzuzeigen, in Kapitel II, um weltanschauliche Differenzen zu verdeutlichen, in Kapitel III, um die zeitliche Entwicklung zu illustrieren. Ein Beitrag der „Lodzger Volkszeitung“ von 1930 z.B., in der sich vehement gegen die Vorstellung einer „jüdischen Rasse“ ausgesprochen wurde, wird gleich dreimal zitiert (S. 128, 272, 495, Anm. 266). So interessant solche Quellen im Einzelnen auch sind, so wirkt ihre mehrfache argumentative Einbindung doch ermüdend.

Problematisch an Lakebergs Darstellungsweise ist, dass sie zu unpersönlichen Formulierungen mit „man“ und Passivsätzen neigt, im Fließtext häufig nur kurze Charakterisierung ihrer Quellen gibt und Jahreszahlen nur sporadisch nennt. Um ihre Argumentation nachvollziehen und die Quellentexte lesen zu können, ist daher ein beständiger Blick in die Anmerkungen vonnöten, was jedoch dadurch erschwert wird, dass sich diese nicht auf derselben Seite, sondern in umfangreichen Endnoten im hinteren Teil des Buches befinden; fast ein Drittel des Gesamtbuches umfasst dieser Anmerkungsapparat. Trotzdem fasst Lakeberg

5 Jerzy Tomaszewski: *Rzeczpospolita wielu narodów* [Die Republik der vielen Völker], Warszawa 1985, S. 35 f.

zum Teil so viele Informationen in einer Endnote zusammen, dass nicht immer klar wird, was nun der Beleg für eine konkrete Einzelinformation bzw. die -these im Fließtext ist.

So gut es Lakeberg gelingt, verschiedene Stereotype nachzuzeichnen, so wenig überzeugen ihre Versuche, diese einzuordnen und zu analysieren. Zusammenfassende Bemerkungen zu ihren Quellen verharren häufig beim allzu Offensichtlichen. Der Aussage z.B., dass die Charaktereigenschaften Józef Piłsudskis „entweder als positiv oder negativ bewertet [wurden], je nachdem, wie man zum Handeln Piłsudskis stand“, wird man schwerlich widersprechen können, sie ist aber auch nicht erhellend (S. 112). Bei alledem bleibt Lakebergs Bild von Stereotypen merkwürdig steril. Die Autoren, die hinter stereotypen Äußerungen in der Minderheitenpresse standen, und die Zeitungen, für die sie tätig waren, bleiben im Vagen, auch wenn Lakeberg in Kapitel III noch einmal einen Überblick über die politische Orientierung der einzelnen Blätter gibt (S. 153-161). Stereotype tauchen in Lakebergs Narration nicht einfach auf, sondern werden von namenlosen Akteuren „verwendet“ (S. 282, 302), ganz so, als ob es sich um Werkzeuge handele, die sich nach Belieben einsetzen und wieder wegpacken ließen. Dabei ließe sich annehmen, dass auch das Schreiben der Zeitungsredakteure diskursiv vorgeprägt war, d.h. durch die dominierenden Denk- und Sprechmuster ihrer Zeit.

Lakeberg geht unausgesprochen von der These aus, dass die Bilder und Stereotype, die sie in der deutschen Minderheitenpresse findet, für die deutsche Minderheit an sich charakteristisch gewesen seien (S. 229). Hier ist jedoch ein Fragezeichen zu setzen: Die Redakteure und Autoren deutschsprachiger Zeitungen in Polen, die zum großen Teil vom Deutschen Reich finanziert wurden, verstanden sich als Teil einer nationalen Elite, die ihre Auffassungen einer größeren Leserschaft – „der deutschen Volksgruppe“ – zu vermitteln suchte. Ob stereotype Bilder von diesem Publikum angenommen und verinnerlicht wurden, sei jedoch dahingestellt. Die Rezeption von Presse-Erzeugnissen ist quellenmäßig sicherlich schwer zu fassen, doch ist es methodisch problematisch, von Zeitungsinhalten automatisch auf politische Einstellungen, Loyalitäten und Selbstbilder der Leserinnen und Leser zu schließen.

Im Resümee ihrer Arbeit kommt Lakeberg zum Schluss, dass sich die deutsche Minderheit in Polen in der Zeit der Zweiten Republik nicht als homogene Gruppe präsentierte, dass regionale Unterschiede sichtbar blieben und sich der politische Dissens sogar eher vertiefte (S. 291). Damit befindet sich Lakeberg im Einklang mit anderen Untersuchungen jüngster Zeit.⁶ Etwas gewagt scheint hingegen die These, in den Bildern und Stereotypen der deutschen Minderheitenpresse der Zwischenkriegszeit offenbare sich ein deutsches Opfer-Selbstbild, das bis zum heutigen Tag fortwirke und eine Annäherung der Deutschen an ihre östlichen Nachbarn erschwere – einschließlich der Debatten um „Flucht und Vertreibung“ und das Bewertungssystem beim European Song Contest (S. 307 f.).

Kurz und gut, wer sich über Juden- und Polenbilder in der deutschen Minderheitenpresse in Polen in der Zwischenkriegszeit informieren möchte, wird bei Lakeberg zweifelsohne fündig. Ihrem Anspruch, fundierte Aussagen zum Selbstbild und Selbstverständnis der deutschen Minderheit in Polen zu treffen, wird Lakeberg jedoch nur bedingt gerecht, und auch auf eine zeitgemäße Gesamtdarstellung der deutschen Presselandschaft wird man noch warten müssen.

Ingo Eser, Köln

6 Vgl. Winson Chu: *The German Minority in Interwar Poland*, Cambridge u.a. 2012.

Sven Jüngerkes: Deutsche Besatzungsverwaltung in Lettland 1941–1945. Eine Kommunikations- und Kulturgeschichte nationalsozialistischer Organisationen, Konstanz: UVK 2010, 575 S.

In recent years, a number of monographs on the history of Latvia during World War II have been published that have deepened our knowledge, provided novel insights, or offered a convenient synthesis of the general narrative of events. In this context, Sven Jüngerkes' book stands out in both its focus and its ambitions.

For a variety of reasons, much of the attention paid by historians to Latvia during the occupation by Nazi Germany has been directed towards the Holocaust and the interwoven issues of Latvian collaboration, particularly with the SS and police structures. Relatively little research has investigated aspects of the German civil administration in occupied Latvia, and those studies which have been done have concentrated on a particular policy aspect, rather than the system as a whole. Thus, a book that examines the structure and functioning of the various civil authorities in "Generalkommissariat Lettland" is, indeed, a very welcome addition to the scholarly literature.

The approach applied by Jüngerkes is also a novel one for the historiography of Latvia in World War II, namely that of *Kulturgeschichte*. The author proposes to explain, or at least contextualise, many of the events and processes described by refracting them through the prism of the particular institutional culture that evolved and flourished within the overlapping and competing hierarchies of the Nazi state. Such a choice of analytical perspective is fruitful, since our current understanding of Nazi society – as with other 'totalitarian' systems – is that it was not monolithic, but more riven by competing institutional and individual ambitions than even its leaders at the time would have wanted it to be widely known.

To aid in his analysis, Jüngerkes employs the theories and models developed by sociologist Niklas Luhmann. While aspects of Luhmann's systems' theory are undoubtedly useful for understanding how the civil administration of German-occupied Latvia functioned, the author would have perhaps been better off outlining these ideas in a theoretical chapter to frame the study as a whole. Instead, the reader is presented with occasional theoretical asides in the main chapters of the book. Whilst some of these excursions on Luhmann's ideas are theoretically relevant, they make for a less coherent text. The constant referrals back to Luhmann for legitimisation of Jüngerkes' findings eventually become wearisome, even if one understands that this is a dissertation.

Nevertheless, there is much that is interesting and useful here. The study is at its best when it gives case studies of some of the key personnel within the administration, such as the "Kommissarische Oberbürgermeister" of Riga, Hugo Wittrock, or the physician Harry Marnitz. Neither of these figures are unknown, since their memoirs have been published and incorporated into the historiography for some time; however, Jüngerkes sheds new light on Wittrock and Marnitz by subjecting their actions to closer scholarly scrutiny than has been the case previously, filling out the picture with lesser utilised archival sources and adding the theoretical perspective of communication and cultural history. Luhmann's theories are most convincingly illustrated by the description of the conflicts surrounding Egon Bönner's rank and uniform usage as head of "Hauptabteilung II Politik" within the Generalkommissariat.

The author also does an important job of presenting the story of the struggle for control of Jewish labour from the perspective of the civil authorities in occupied Latvia. In the

past two decades, the research has dealt almost exclusively with the ambitions of the SS for the liquidation of the ghettos and the mass murder of the Latvian Jews. In this narrative, the civil authorities are usually mentioned only in passing as occasional hindrances to the policies of Himmler, Jeckeln, and Lange.¹ Jüngerkes reaffirms that the civil authorities in Latvia were an important actor in the Holocaust in their own right, albeit a more indecisive and internally divided one than the SS.

There are, however, several difficulties with the book. A major problem is the author's inability to keep the focus firmly on Latvia. Almost a third of the text deals with the administrative history of "Reichskommissariat Ostland". Although the lack of the comprehensive overview of the administration of Ostland² – equivalent to Robert Bohn's on Norway³ – makes the need for some background understandable, the amount of space Jüngerkes devotes to it is disproportionate. Furthermore, the subchapter on the conflict between "Reichskommissar" Hinrich Lohse and "Generalkommissar" Karl Sigismund Litzmann in Estonia is completely superfluous to a study ostensibly about Latvia. Similarly, the detailed discussion (pp. 184–193) of the Dutch collaborationists' "Nederlandsche Oost-Compagnie" (NOC) and its plans for economic colonisation of the occupied Baltic countries – probably constituting the single most novel empirical contribution made by Jüngerkes – is also nevertheless entirely marginal to that stated framework of the book.

Another important shortcoming of Jüngerkes' research is that it ignores sources in the local languages. Some works by historians from Latvia are included in the literature cited, but only when these are published in German or English. The main point, however, is that contemporary perspectives from the point of view of the population being ruled are missing. The colonial German administrative apparatus described by Jüngerkes could not have fulfilled its task, were it not for the existence of a much larger, subordinate administration staffed by Latvian subalterns. The reader catches glimpses of the differing perspectives of the German and Latvian bureaucracies in the discussions of the problems experienced by Harry Marnitz or the symbolic replacement of the rump German administration with a "Lettische Nationalkommittee" in 1945. Nevertheless, the natives in Jüngerkes' narrative remain largely bereft of their own agency. Even the discussions in 1943/44 of the thorny issue of granting more autonomy to the Latvians (linked with the need to recruit more Latvians to the Waffen-SS) is largely a discussion of the differing positions of the German civil authorities and the SS. The consistent treatment of the so-called "landeseigene Selbstverwaltung" and other key elements of the Latvian side of the administrative apparatus only in passing is a missed opportunity; had he treated in more detail the German authorities' relation to their local underlings, instead of going off on tangents like the case of Litzmann, Jüngerkes would have offered his readers a much more complete picture of the *Kommunikations- und Kulturgeschichte* of the German civil administration of occupied Latvia alluded to in the book's subtitle.

1 See Andrej Angrick, Peter Klein: Die "Endlösung" in Riga. Ausbeutung und Vernichtung 1941–1944, Darmstadt 2006.

2 Myllyniemi's important contribution in this area is both incomplete, and increasingly dated: Seppo Myllyniemi: Die Neuordnung der Baltischen Länder, 1941–1944. Zum nationalsozialistischen Inhalt der deutschen Besatzungspolitik, Helsinki 1973.

3 See Robert Bohn: Reichskommissariat Norwegen. "Nationalsozialistische Neuordnung" und Kriegswirtschaft, München 2000.

Inevitably, there are some minor flaws of editing in the text. One example is that footnote 582 (p. 406) is missing. Had it not been that this reviewer has an interest in knowing more about the Swedish government's attitudes towards the German occupation policies in the Baltic region, which is the subject of the passage quoted at length, this oversight may have gone unnoticed.

All in all, however, Sven Jüngerkes' book offers new perspectives and new insights on the heretofore under-researched aspect of wartime Latvian history, and on German occupation policies in Eastern Europe. It points in a direction where one sincerely hopes that others will follow, so that a new synthesis on the history of "Reichskommissariat Ostland" may be possible in the not-so-distant future. Jüngerkes also helps remind us of issues that perhaps need revisiting in greater detail, such as the uneasy relation of German Nazism with the Baltic German community, the various projects aimed at "Germanic" colonisation of the Baltic region, and the greater role and aspirations of the SS in civil administration policies in occupied territories, beyond the implementation of the Holocaust. Thus, this book is a welcome addition to the historiography.

Matthew Kott, Uppsala/Schweden

Karl Heinz Gräfe: Vom Donnerkreuz zum Hakenkreuz. Die baltischen Staaten zwischen Diktatur und Okkupation, Berlin: Edition Organon 2010, 512 S.

Im Allgemeinen sind Veröffentlichungen wissenschaftlicher Bücher zu den baltischen Staaten zu begrüßen. Im vorliegenden Fall handelt es sich aber kaum um eine wissenschaftliche Arbeit, sondern eher um ein politisches Pamphlet. Von Wissenschaftlichkeit kann nicht gesprochen werden, da der Autor neben wenigen publizierten Dokumenten kein Quellenstudium betreibt, wichtige wissenschaftliche Standardwerke außer Acht lässt, historische Fakten mit Fiktivem mischt und seine absurden Thesen kaum belegen kann.

Vorweg muss man zur Person Karl Heinz Gräfes sagen, dass der ausgebildete DDR-Historiker bis zur Wende einen Lehrstuhl an der Pädagogischen Hochschule Dresden innehatte und offensichtlich der SED nahe stand, für die er Parteigeschichte schrieb, ebenso wie er später als Historiker für die SED-Nachfolgepartei PDS und die Partei Die Linke als Historiker und Publizist in Erscheinung trat und tritt. Insgesamt hat man den Eindruck, dass Gräfe die sowjetische bzw. sozialistische Geschichtsschreibung von vor 1989 fortführt, die weniger dem historischen Erkenntnisgewinn als vielmehr der politischen Instrumentalisierung von Geschichte verpflichtet war. So spiegelt das Buch die sowjetisch-russische Forschungshaltung aus den 1960er und 1970er Jahren wider.

Der Verfasser unternimmt den Versuch, die drei baltischen Staaten seit ihrer Staatsgründung 1918, der sowjetischen Besetzung 1940 bis 1941 und der nationalsozialistischen Besetzung von 1941 bis 1944 zu vergleichen und um den Aspekt der angeblichen „Geschichtsrevision“ in den heutigen baltischen Staaten zu ergänzen. Neben der Schilderung der baltischen Staaten von Demokratien im Jahr 1918 hin zu autoritären Systemen und einem kurzen Kapitel zur sowjetischen Annexion im Jahr 1940 liegt der Hauptteil auf der Darstellung der nationalsozialistischen Besetzung in Litauen, Lettland und Estland. Dabei ist Gräfe bemüht aufzuzeigen, dass seit der Unabhängigkeit der baltischen Staaten die politischen Protagonisten vor allem Anhänger von Nationalismus und Faschismus gewesen

seien, aus dem Besitzbürgertum stammten und seit 1918 versucht hätten, die Demokratie zu zerstören. Logischerweise seien sie dann auch Wegbereiter und Helfershelfer der nationalsozialistischen Besatzung und des Holocausts gewesen. Der Widerstand gegen die Rückkehr der Sowjetmacht habe allein aus Judenmördern und Nazikollaborateuren bestanden. Weiterhin sei die Regierungspolitik der heutigen baltischen Staaten darauf ausgerichtet, die belastete Vergangenheit zu „revidieren“ und im Gegenzug die Sowjetperiode zu „stigmatisieren“ (S. 224). Den Regierungen gefalle es, das heutige Russland zu „provizieren“ (S. XII).

Solche breit angelegten Vergleiche erweisen sich in ihrer Umsetzung stets als problematisch. Und tatsächlich bleibt der Teil zu den baltischen Zwischenkriegsrepubliken oberflächlich und wird oft in Stichworten behandelt. Wenn Gräfe behauptet, Politiker wie der lettische Staatsgründer und spätere Diktator Kārlis Ulmanis hätten seit 1918 versucht, die noch junge Demokratie zu zerstören und eine Diktatur aufzubauen, ist dies wenig plausibel und kann von Gräfe auch nicht belegt werden.

Neben den bereits erwähnten Schwächen geht Gräfe sehr sparsam mit Literaturangaben um und verzichtet zudem auf ein Schriftenverzeichnis. Was im Grunde aber sein Vorhaben unmöglich macht, ist die Tatsache, dass er keine der drei Sprachen des Baltikums beherrscht und offensichtlich auch nicht des Englischen mächtig ist. Er stützt seine Darstellung auf deutsch- und russischsprachige Werke bzw. Schriften deutscher und russischer Autoren. Standardpublikationen wie etwa die von Andrew Ezergailis zum Holocaust in Lettland, die sowohl auf Englisch als auch auf Lettisch erschien, zitiert er nicht. Er erwähnt auch nicht die Bände der litauischen Historiker-Kommission, in denen zweisprachig auf Litauisch und Englisch die sowjetische und nationalsozialistische Besatzung thematisiert wird. Dies widerlegt im Übrigen auch eine Kernthese Gräfes, wonach die heutigen baltischen Historiker sich mit dem Thema NS-Besatzung und Kollaboration ungenügend auseinandersetzen würden. Tatsächlich wurde in allen drei Staaten kein Thema von Historikern so intensiv bearbeitet wie die NS-Besatzung und Holocaust. Der Verfasser macht kein Hehl daraus, dass er grundsätzlich wenig von der Arbeit der baltischen Historiker hält. Auf diese Weise ignoriert Gräfe den Großteil der einschlägigen Forschung zu seinem Thema.

Die Schwäche in der Recherche und der Argumentation wird bei der Untermauerung seiner Thesen an vielen Stellen deutlich. Gräfe gesteht offen ein, dass das Personenregister im Anhang von seinem Enkel erstellt worden sei. Da werden dann etwa der Göttinger Kollege David Feest zu einem „estnischen Historiker“, ebenso wie der Autor dieser Zeilen als „lettischer Historiker“ bezeichnet wird. Dies kränkt beide Personen sicher nicht, entspricht aber nicht den Fakten. Auch sollte man von einem Autor, der sich mit baltischer Geschichte auseinandersetzt, verlangen können, dass ihm die Hauptstadt Estlands bekannt ist (nicht Tartu, sondern Tallinn).

Man wird den Eindruck nicht los, dass viele scheinbare Fehler und Verwechslungen sowie die selektive Auswahl von Fakten die Hauptthese unterstützen sollen. So war die lettische Schutzwehr „Aizsargi“ keineswegs eine „paramilitärische Kampforganisation“ der „Partei des Bauernbundes“ unter Ulmanis (S. 71). Nicht-Letten war keinesfalls der Zutritt verwehrt, im Gegenteil: Gerade im multiethnischen Lettgallen wurde die Schutzwehr zum Instrument der ethnischen Integration. Die faschistische Organisation „Ugunskrusts“ wurde 1932 gegründet, nicht 1924 (S. 71). Des Weiteren behauptet Gräfe, während der NS-Besatzung hätten in Lettland Vorträge zur „Euthanasie“ stattgefunden (S. 266). Dies ist

völlig haltlos: Die deutschen Besatzer führten zwar Krankenmorde aus, doch wurden diese nicht einer breiteren Öffentlichkeit publik gemacht. Gräfe bezieht sich hier auf das Buch des Rezensenten,¹ in dem man diese Informationen allerdings nicht finden wird. Mitunter bedient sich Gräfe auch fiktiven Daten: Zur Veranschaulichung des von ihm implizierten Konnexes und der Kontinuität von den „Judenmördern“ zu lettischen Einheiten der „Waffen-SS“ und den antisowjetischen Partisanen der Nachkriegszeit nennt er das Beispiel von Boris Jankavs, ein Fachschüler, der sich 1941 in die Mordeinheit unter Viktor Arājs meldete und zu Kriegsende antisowjetische Partisanen für das „RSHA“ organisieren sollte, die wiederum freilich nur einen Bruchteil der späteren lettischen „Waldbrüder“ ausmachten. Zum Anderen nennt er Teodors Jansons, einen jungen Studenten, der vor dem Krieg als Schüler dem „Pērkonkrusts“ beitrug, bereits 1940 einer antisowjetischen Widerstandsgruppe angehörte und nach 1941 für einen lettischen Nachrichtendienst, einen Zuträger des deutschen Sicherheitsdienstes arbeitete. Später gehörte er ebenfalls Jankavs' Partisanenorganisation an, war aber gleichzeitig Teil des demokratischen Widerstandes. Bei Gräfe werden diese beiden Biografien vermischt: Er spricht von einem „Teodors Jankavs“, der nicht existiert hat (S. 75, 228). Die Kurzbiografie zu Jansons, zu der er – konsequent wie bei allen anderen Kurzbiografien – keine Quelle angibt, ist in der von Gräfe dargestellten Weise frei erfunden: Weder war Jansons Mitglied des „Arājs-Kommandos“, noch gibt es irgendwelche Hinweise, dass er an Mordaktionen jeglicher Art beteiligt war. Ganz sicher war er 1943 kein „Kommandeur der 39. Lettischen SS-Freiwilligen-Grenadier-Regiments“, denn von März 1943 bis April 1944 war er wegen seines Engagements im antideutschen Widerstand in Haft bei der deutschen Sicherheitspolizei. Ebenso wenig „kämpft[e]“ er seit Juli 1944 als Kommandeur des lettischen Grenzschutzregiments Riga südlich Daugavpils in der 16. Armee“. Jansons arbeitete zu dieser Zeit bereits am Partisanenprojekt und wäre ohne jegliche militärische Ausbildung und Erfahrung sicher niemals als leitender Offizier eines Regiments oder einer sonstigen Fronteinheit eingesetzt worden (S. 433 f.).

Viel schwerwiegender ist aber, dass der Verfasser bei historisch kontrovers diskutierten Themen wie der lettischen „SS-Legion“ zu suggerieren scheint, dass es sich hierbei um eine „Freiwilligeneinheit“ gehandelt habe (S. 272). Tatsächlich wurden die „SS-Legionäre“ ab 1943 zwangsrekrutiert, wenn auch Mitglieder aus lettischen Polizeibataillonen aufgenommen wurden, die sich ehemals freiwillig gemeldet hatten. Zudem behauptet Gräfe, ohne eine Quelle anzugeben, dies seien im Frühjahr 1943 vor allem Mitglieder des „Pērkonkrusts“ gewesen. Zu dieser Zeit hatte aber die Führung des „Pērkonkrusts“ begonnen, unter ihren Anhängern gegen den Eintritt in die deutsche Formation zu agieren und war Teil des antideutschen Widerstandes geworden. Diese Aufzählung gibt nur einige Beispiele wieder, sie könnte beliebig weitergeführt werden und ist symptomatisch für das gesamte Buch, dessen Grundthese durch diese selektive Auswahl von Fakten unterstützt werden soll.

Im Gegensatz dazu wird das sowjetische Regime im Baltikum durchweg positiv beschrieben. So wird der Vormarsch der Roten Armee 1918 etwa als „Befreiung“ bezeichnet (S. 25). Tatsächlich nennt Gräfe die stalinistische Annexion von 1940 eine „Besatzung“, doch sieht er sie als notwendige Maßnahme zur Befriedigung der sowjetischen „Sicherheitsbedürfnisse“ an (S. 114). Zudem suggeriert er die Zustimmung der Bevölkerung, indem

1 Lettland im Zweiten Weltkrieg. Zwischen sowjetischen und nationalsozialistischen Besatzern, Paderborn 2009.

er die Teilnehmer prosovjeterischer Demonstrationen etwa in Riga im Juni 1940 auf 70 000 beziffert (S. 108). Dies entspricht den Angaben der sowjetischen Nachkriegshistoriografie. In zeitgenössischen Quellen ist die Rede von 5 000 bis 7 000 Personen, die zumeist durch die „Kommunistische Partei“ mobilisiert worden waren. Eine unglaubliche Verhöhnung der Opfer Stalinistischer Gewalt im Baltikum der Jahre 1940/41 stellt Gräfes Äußerung dar, aufgrund der baltischen Widerstandsgruppen hätte Stalin „allen Grund“ für die Massendeportationen vom 14. und 15. Juni 1941 gehabt (S. 125). Allein in der ersten sowjetischen Besatzung von 1940 bis 1941 waren aus dem Baltikum über 40 000 Personen, zumeist ganze Familien mit Kindern, in die Konzentrationslager des Gulag und in die Sondersiedlungen verschleppt worden. Bis in das Jahr 1953 wurden mehrere hunderttausend Menschen auf diese Weise aus der Region deportiert. Zuletzt wiesen Nicolas Werth und Lynne Viola auf den Vernichtungscharakter dieser Sondersiedlungen hin. Es sind immer mehr westliche Wissenschaftler, die die stalinistischen Verbrechen als gegen die baltischen Nationen gerichtet betrachten: Zuletzt hat der US-amerikanische Historiker Norman Naimark auf den genozidalen Charakter des Stalinistischen Gewaltpolitik im Baltikum hingewiesen. So erscheint die Darstellung von Gräfe mehr als antiquiert.

Wenn der Verfasser die heutigen baltischen Staaten als „Protektorat“ der Europäischen Union bezeichnet, deren Politik von exilbaltischen Politikern aus Nordamerika beherrscht werde (S. VIII), so ist dies völlig absurd, ähnelt aber auffallend dem offiziellen Geschichtsbild der zeitgenössischen russischen Historiker und Politiker. Dort werden sehr ähnliche Thesen vertreten und stets auf die faschistische Vergangenheit und die faschistoiden Tendenzen in den heutigen Staaten verwiesen, bei gleichzeitig offenen territorialen Ansprüchen auf die baltischen Staaten. Leider sind in Westeuropa (auch in Deutschland) sowohl die Kenntnisse der totalitären sowjetischen Gewalt als auch die aktuellen geschichtspolitischen und geopolitischen Anstrengungen Russlands auf diesem Gebiet kaum bekannt, so dass die Apologien und Umdeutungen der Geschichte ungehindert Verbreitung finden. In diesem Zusammenhang ist das vorliegende Buch ein interessantes und aufschlussreiches Studienobjekt – als historische Darstellung ist es freilich völlig unbrauchbar.

Björn M. Felder, Göttingen

Jānis Keruss, Ineta Lipša u.a.: Latvijas Universitātes Vēstures un filozofijas fakultātes vēsture padomju laikā: Personības, struktūras, idejas (1944–1991) [Geschichte der Fakultät für Geschichte und Philosophie der Universität Lettlands während der Sowjetzeit: Persönlichkeiten, Strukturen, Ideen (1944–1991)], Rīga: LU Akadēmiskais apgāds 2008, 351 S.

Es steht außer Zweifel, dass Lettland im Juni 1940 völkerrechtlich von der Sowjetunion unter Stalin zunächst okkupiert und wenige Wochen später annektiert wurde. Erst 1991 gelang es dem Land und seiner überwiegend lettischen Bevölkerung, seine staatliche Souveränität und Handlungsfreiheit wiederzugewinnen.

Seitdem ist – überwiegend von lettischen Historikern – viel zu den schwierigen Jahren der „Sozialistischen Sowjetrepublik Lettland“, kurz unterbrochen durch die Jahre der deutschen Besatzung (1941–1944), geforscht und veröffentlicht worden. Im Mittelpunkt standen v.a. die sowjetische und deutsche Besatzungspolitik sowie deren jeweilige militärischen, po-

lizeilichen und politischen Unterdrückungsapparate.¹ Wenig Berücksichtigung fand – neben der direkten politischen Beteiligung von Kommunisten – die Frage, wie die Zivilgesellschaft unter dem Eindruck der normativen Kraft des Faktischen, der andauernden Annektion und einer vorsichtigen Normalisierung seit Stalins Tod (1953), reagierte, sich mit den Jahren unter den veränderten Umständen einrichtete oder das Regime sogar stabilisierte und unterstützte.

Diese Fragen gelten neben dem politischen auch anderen Bereichen der Gesellschaft, so auch der Wissenschaft. Gerade für die Wissenschaft ist besonders die Frage zu stellen, welchen Beitrag insbesondere Historiker ab 1945 für das lettische Sowjetregime und dessen Stabilisierung im Sinne einer verordneten Erinnerungspolitik und einer Begründungswissenschaft für die marxistisch-leninistische Herrschaft im Baltikum leisteten.

Vier jüngeren lettischen Historikern kommt das Verdienst zu, diese Frage zum ersten Mal in einer Fallstudie zur Geschichte der einzigen maßgeblichen Historischen Fakultät des Landes, der „Geschichtsfakultät“ (1944–1954), der „Fakultät für Geschichte und Philologie“ (1954–1970) bzw. der „Fakultät für Geschichte und Philosophie“ (seit 1970) an der „Pēteris-Stučka-Staatsuniversität Lettlands“ in Riga, in einem Projekt untersucht zu haben. Die Ergebnisse dieser Forschungen liegen in der hier zu besprechenden Studie vor. Jānis Keruss, Ineta Lipša, Inese Runce und Kaspars Zellis haben für ihr Projekt 2008 und 2009 u.a. auch 20 Zeitzeugen, überwiegend ältere Angehörige der Fakultät, befragt.

In vier Kapiteln – Die Jahre der „Sowjetisierung“ (1944–1956), der „Liberalisierung“ (1956–1969), der „Stagnation“ (1969–1979) sowie der späten „Stagnation und der Wendezeit“ (1980–1991) – skizzieren die Autoren die Geschichte der Fakultät. Im Mittelpunkt stehen dabei die Persönlichkeiten unterschiedlicher Historiker, derjenigen, die den Krieg überlebt hatten und bleiben durften, sowie derjenigen, die neu aus der Sowjetunion hinzukamen; die Strukturen an der Universität, die jeweils für Anpassung und Unterdrückung der historischen Themen notwendig waren (vor allem die Parteikomitees der KP Lettlands und ihre Einflussnahme) sowie deren Funktionsweisen; und nicht zuletzt die Studenten, die unter den Bedingungen stalinistischer bzw. marxistisch-leninistischer Indoktrination versuchten, Geschichte zu studieren und sich trotz magerer Informationen ein eigenes Welt- und Menschenbild anzueignen. In einem fünften Kapitel versucht Kaspars Zellis, das „nichtformelle Leben“ an der Fakultät (S. 317), studentische Zusammenschlüsse und Geselligkeit, das Leben in den Wohnheimen u.a., kulturgeschichtlich zu interpretieren.

In den Ausführungen wird jeweils deutlich, dass – jenseits fester Partei- und Machtstrukturen – den Handlungsspielräumen einzelner Historiker, Lehrkräfte und Studenten doch eine größere Bedeutung zukam, als die Vorstellung von einer monolithischen und durchorganisierten sowjetischen, von Moskau aus gesteuerten Parteiherrschaft suggerieren mag.

Von besonderer Aussagekraft sind die Erinnerungen der 20 Zeitzeugen, die hier ge-

1 Vgl. hierzu vor allem die Veröffentlichungen der 1998 gegründeten Historikerkommission Lettlands beim Staatspräsidenten: *Latvijas Vēsturnieku komisijas raksti. 1.–26. sēj.* [Schriften der Historikerkommission Lettlands. Bd. 1-26], Rīga 2000–2010 (teilweise im Web zugänglich unter: www.president.lv/pk/content/?cat_id=2766, letzter Zugriff: 17.12.2011); ferner die Jahrbücher des Okkupationsmuseums Lettlands: *Latvijas Okupācijas muzejs* (Hrsg.): *Gadagrāmata* [Jahrbuch], Rīga 1999–2007.

kürzt wiedergegeben werden.² Unter ihnen befinden sich bekannte Namen wie Ilga Apine, Heinrihs Strods, Peter (Pjotr) Krupņikov, Mārgers Vestermanis, Alberts Varslavāns, Ēriks Žagars, Aleksandra Rolova, Leo Dribins, Ilgvars Butulis, Antonijs Zunda, Aivars Stranga u.a. – die letzteren drei unterrichten gegenwärtig noch an der Fakultät. Besonders in den Erinnerungen der Vertreter der älteren Generation, die die Stalinzeit als Studenten oder junge Dozenten erlebt haben, fällt die Flucht ins Anekdotische auf: Hier wird erzählt, wie schwierig das Studium und die Beschaffung von Schnaps für Studentenpartys waren; oder wie man dem Parteiapparat hier und da ein Schnippchen schlug. Kleinere Erlebnisse subversiven Handelns werden als Beispiele für Widerstand interpretiert. Kommilitonen, die im Unterricht falsche Fragen stellten und die Fakultät verlassen mussten oder verhaftet wurden, bleiben Randfiguren: Nachkriegsalltag eben. Ein Bewusstsein dafür, möglicherweise selbst durch sein Handeln das System gestützt zu haben, wird nicht sichtbar, und die Frage nach entsprechender politischer Mitverantwortung wird nicht gestellt. Deutlich werden allenfalls die Schwierigkeiten, mit denen diejenigen zu kämpfen hatten, die ein „ehrliches“ intellektuelles oder wissenschaftliches Interesse an Geschichte, v.a. an der Geschichte Lettlands, hatten: Sie litten an engen Vorgaben, Diskursverboten und kaum zugänglichen schriftlichen Ressourcen.

Die Veröffentlichung macht deutlich, dass eine Aufarbeitung der Felder „Geschichtswissenschaft“ und „Geschichte“ während der lettischen Sowjetzeit dringend notwendig ist und eine Ausweitung auf andere Einrichtungen und „Historikerkollektive“, z.B. die Akademie der Wissenschaften, das Institut für Geschichte der KP Lettlands („Parteiinstitut“) oder Museen und Archiven wünschenswert bleibt.

Detlef Henning, Lüneburg

- 2 Die Originale der Audio- und Videointerviews mit einer Länge von je ein bis acht Stunden (insgesamt 57 Stunden) sowie deren Abschriften in ganzer Länge befinden sich im Archiv der Fakultät in Riga und können dort eingesehen werden.

Carola Gottzmann (Hrsg.): Deutschsprachige Literatur im Baltikum und in St. Petersburg, Berlin: Duncker & Humblot 2010, 259 S.

Nach intensiver Besinnung auf ihre nationalen Stärken, die die Balten seit der Wiedergewinnung der Unabhängigkeit zur Festigung ihrer Identität suchten, sind sie jetzt bereit, sich ihrer deutschen Vergangenheit zu erinnern und sich für die Zusammenarbeit mit Deutschland zu öffnen. Dass beide Seiten davon nur profitieren können, liegt auf der Hand. Mit dem Titel „Deutschsprachige Literatur im Baltikum und in St. Petersburg“ grenzt sich ein von der Leipziger Germanistin Carola Gottzmann herausgegebener Sammelband ab von jenen nationalsprachigen Mehrheiten, in denen die Deutschen eine Minderheit bildeten. Aus dem reichen Fundus des dreibändigen „Lexikons der deutschsprachigen Literatur des Baltikums und St. Petersburgs“ schöpfend, plädiert Gottzmann – selbst Mitherausgeberin – in einem einführenden Aufsatz für einen erweiterten, auch die geistliche und Gelehrtenliteratur umfassenden Literaturbegriff, verweist auf die Mobilität vieler zwischen dem Reich, dem Baltikum und Russland wechselnder Literaten, die die Zuordnung zu bestimmten Kategorien erschwert, und problematisiert eine Epochengliederung, die sich an der allgemeinen

deutschen Literatur orientiert. Das ist bisher mit solcher Schärfe nicht ausgesprochen worden und dürfte für die Bearbeitung noch verborgener Schätze in osteuropäischen Archiven von Bedeutung sein.

Michael Garleff liefert mit seinem ebenfalls als Einführung konzipierten Beitrag über „Historische und sozialgeschichtliche Voraussetzungen für die literarische Kultur des Baltikums vor 1900“ eine kurz gefasste Baltische Geschichte vom 12. Jahrhundert bis heute und damit den historischen Kontext für die nachfolgenden Einzelstudien. Zweifellos war das Zeitalter der Aufklärung nicht nur für die baltische Region von entscheidender Bedeutung, sondern strahlte auch ins Reich aus. Die Zentren des geistigen Lebens – Königsberg, Riga und Dorpat – bleiben verbunden mit Namen wie Hartknoch (dem ersten Buchhändler in Riga und Verleger von Schriften Kants), Herder und Hamann, in Freundschaft geschart um den Rigaer Ratsherrn J.Ch. Berens. Es war die Zeit der Adelskritik, aber auch der Wahrnehmung der Landbevölkerung und ihrer Nöte, wie sie der Schriftsteller und Publizist Garlieb Merkel in seiner Schrift „Die Letten“ (1796) schilderte, mit der er den Weg für die Aufhebung der Leibeigenschaft vorbereitete.

Zwei Hinweise aus Garleffs Einführung werden durch Einzelstudien illustriert: Oberpahlen mit Jakob Heinrich von Lilienfeld und Reval mit August von Kotzebue. Das livländische Oberpahlen steht für fortschrittliches Denken und Handeln im 18. Jahrhundert, geprägt durch den gebürtigen Hamburger H.C. von Fick sowie seine Schwiegersöhne W.J. von Lauw und J.H. von Lilienfeld, wie Werner H. Preuß in seinem gründlich recherchierten Aufsatz nachweist („Baltische Gutsherrschaft im Zeichen der Aufklärung. Oberpahlen/Pölsamaa im 18. Jahrhundert“). Seine Ausführungen gelten insbesondere dem Dichter und politischen Schriftsteller von Lilienfeld (1716–1785), der 1741 mit Antioch Kantemir, dem ersten russischen Satiriker, auf Kavaliertour nach Paris ging, sich als Landwirt mit Ökonomie, Agrarreform, Literatur, Geschichte und Staatstheorie beschäftigte und die Annahme nahelegt, dass er J.M.R. Lenz im „Hofmeister“ als Prototyp des Geheimen Rates von Berg diente. Westlichen Augen mögen die baltischen Güter abgelegen erschienen sein; vom westeuropäischen Geistesleben abgeschieden waren sie nicht, im Gegenteil, sie boten den Vorteil der Muße, des Vergnügens an Lektüre, Gespräch und Studium.

Lilienfeld gilt Preuß als der – von Voltaire, Montesquieu, Rousseau beeinflusste – Verfasser „des bei weitem ausführlichsten und detailliertesten deutschsprachigen Entwurfs einer europäischen Friedensordnung im 18. Jahrhundert“. Sein Hauptwerk „Neues Staats-Gebäude“, 1767 in Leipzig verlegt, gliedert sich in drei Teile: „Von dem kriegerischen Zustande in Europa“ (polemisierend gegen die dem Absolutismus eigene Kriegsmaschinerie), „Von dem friedlichen Zustande in Europa“ (mit dem utopischen Entwurf eines europäischen „Staats-Gebäudes“ und eines Republikanismus fast im Vorgriff auf Kant), „Von denen wider die Barbaren zu errichtenden Ritterorden zu Wasser und zu Lande“ (eine europäische Gemeinschaft christlicher Länder, mit Russland, ohne die Türkei). „In ‚messianischer‘ Spannung“ – so Preuß' Fazit – berechnet Lilienfeld Aufwand und Nutzen der europäischen Abrüstung und Einigung für das Jahr 1770, obwohl er keine Illusionen über die Realisierungschancen seines Planes hegt. (S. 76) Es ist Preuß' Verdienst, diesen 200 Jahre lang Vergessenen, über dessen Nachwirken offenbar nichts bekannt ist, schon 1997 mit einer Auswahl aus dessen Hauptschriften vorgestellt zu haben.

Kotzebue, den Lustspieldichter und baltischen Beamten, lernen wir in einem vorzüglich dokumentierten Aufsatz von Otto-Heinrich Elias als Verfasser von Texten zur politischen

Aufklärung kennen. Elias vollbringt in seinem umfangreichen Beitrag das Kunststück, Kotzebue – „in Weimar geboren und in Mannheim erstochen“ – zu einem baltischen Dichter zu machen und aus dem „Stockreaktionär“ jenen „Revaler Voltaire“ herauszuholen, als den Kotzebue sich selbst inszeniert haben soll. Neueren Forschungen folgend, liest Elias aus ausgewählten Stücken der estländischen Periode Kotzebues (1783–1797) eine einheitliche Weltsicht heraus, eine populär dargestellte und unterhaltsam wirkende aufklärerische Botschaft. Wohl lässt er hinsichtlich der literarischen Qualität der Stücke Einwände gelten („langatmig“, „banal“), verteidigt den Dramatiker jedoch („flott gebaut“, „handwerklich gut“) gegen abwertende Pauschalurteile.

In einer feinsinnigen Studie („... sie empfinden nur, dass sie leben...“) geht Mara Grudule von der Lettischen Universität in Riga, um Verständnis und Versöhnung bemüht, dem Verhältnis von Letten und Deutschbalten um 1900 nach. „Wir sind immer beieinander gewesen und haben trotzdem getrennt gelebt“ – dieses scheinbare Paradox ist der Ausgangspunkt für ihre Betrachtungen über Theodor H. Pantenius, Eduard von Keyserling und einige weniger bekannte, literarisch anspruchslose deutschbaltische Prosaautoren (Carl Worms, Else Morstatt geb. von Campenhausen, Frances Külpe). Gemeinsame Merkmale findet sie in Themen und Motiven („die Stadt“, „der Russe“, „die Natur“).

Erinnerungen an „das Land“, das einst Esten, Letten und Deutschbalten einte und das die Deutschbalten durch Enteignung und Emigration, durch Umsiedlung, Flucht und Vertreibung in den Jahren 1920 bis 1945 verloren und in Aufzeichnungen festhielten, untersucht die Estin Maris Saagpakk („Verlust und Rückgewinnung im Wort“). Offensichtlich sind die unterschiedslos gebrauchten Begriffe „Autobiographie“ und „Erinnerungsliteratur“ für die Verfasserin identisch; ihre Betrachtungen über Beschreibungsmuster des „biographischen Bruchs“ erschöpfen sich weitgehend in Zitaten und Paraphrasen von Gefühlslagen. Das Aufschreiben der Erinnerungen interpretiert sie „als eine Art Traumabewältigung“ und Idealisierung der Vergangenheit, die dem Ziel dient, den Nachkommen „das Deutschbaltentum“ als einen Wert zu vermitteln.

Abgeschlossen wird der dem Baltikum gewidmete Teil des Bandes mit einer Auswahl von Kurzbiografien hauptsächlich komponierender, aber auch zeichnerisch tätiger Deutschbalten, die Helmut Scheunchen, dem Leiter des Stuttgarter Musik-Ensembles „Malconia“, Gelegenheit geben, seine verdienstvolle musikologische Editionstätigkeit vorzustellen („Doppelte Feder, ja dreifach gar“) und dem Band ein „Leseheft mit Textauszügen“ und einen „Konzertbegleiter“ anzuhängen, die ein Fünftel des Gesamtumfangs ausmachen.

Ebenfalls ein Fünftel wird von zwei St. Petersburg fokussierenden Aufsätzen eingenommen. So sinnvoll es ist, das Baltikum, auch wenn es sich lange Zeit unter russischer Herrschaft befand, nicht einfach unter „Russland“ zu führen, so unsinnig ist die Aufregung Ljuba Kirjuchinas über die Ausklammerung des im städtischen St. Petersburg verfassten deutschsprachigen Schrifttums aus der „Russlanddeutschen Literatur“. In ihrem Beitrag „Jenseits des Kanons“ versucht sie zu klären, warum die „Petersburger deutsche Literatur“ weder einen Platz im Kanon der deutschen Literatur noch in der deutschen Literaturgeschichte gefunden hat. Am Ende kann auch sie ihr einen solchen nicht verschaffen. Überdies verfolgt sie zu disparate Aspekte und geht vor allem der Frage nach den ästhetischen Qualitäten aus dem Weg.

Mit hohem Anspruch tritt auch Andreas Keller auf („Friedrich Schiller und der geistige Aufbruch in Russland um 1800. Zur Bedeutung von Ideen, die die Welt verändern“). Seiner

Meinung nach hat Schillers große Bedeutung für das russische geistige Leben in der Vergangenheit „in Kreisen“, die „an deutsch-russischen kulturellen Verbindungen interessiert waren“, kaum Beachtung gefunden. Dem widersprechen die (hauptsächlich russischsprachigen) bibliografischen Nachweise des Verfassers sowie sein Hinweis auf Hans-Bernd Harders (fehlerhaft zitierte) Monografie „Schiller in Russland“ (1969), der er „Gründlichkeit“, die man bei ihm selbst vermisst, nicht absprechen kann. Es ist fraglich, ob Keller mit seiner Vorliebe für Trivialitäten („Eigene Heimat und eigene Sprache ist genauso natürlich zu lieben wie eigene Familie und Freunde“) die wissenschaftliche Literatur zum Thema gelesen hat; eine Analyse sucht man bei ihm vergeblich.

Wirklich anschaulich wird Grenzüberschreitung, Verflechtung und wechselseitige Befruchtung nur in den fundierten Beiträgen zum Baltikum. Die Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert hat neue Perspektiven auch der wissenschaftlichen Zusammenarbeit eröffnet, und man darf gespannt sein, wie die Völker in Zukunft daraus Gewinn ziehen werden.

Annelore Engel-Braunschmidt, Kiel

Heinrich Bosse, Otto-Heinrich Elias u.a. (Hrsg.): Baltische Literaturen in der Goethezeit, Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, 508 S.

Der auf eine Tagung in Riga zurückgehende Sammelband widmet sich der deutschen, lettischen und estnischen Literatur in der Epoche, als das Baltikum einen bedeutenden Rang unter den europäischen Kulturregionen erlangte. Heinrich Bosse weist im Vorwort auf Hamann und Herder hin, die nicht nur für die Emanzipation der deutschen Literatur vom romanischen Vorbild die Grundlage schufen, sondern auch der Entstehung einer eigenständigen lettischen sowie estnischen Literatur vorarbeiteten. Ihr neuartiger Begriff von Kultur musste auch „sozialrevolutionär“ (S. 10) wirken und führte schließlich zur Erweckung der Nationen in Europa.

Im ersten Beitrag untersuchen Thomas Taterka, Julija Boguna, Imants Cīrulis und Līva Rutka 1849 bzw. 1851 in einer Herrnhuter Brüdergemeine hergestellte Abschriften der stark eingreifenden Übersetzung von 50 Jahre zuvor erschienenen Werken Garlieb Merkels ins Lettische durch einen gewissen Pulan. Die vorliegenden Handschriften ergänzen eine Erzählung von der Geschichte des lettischen Volkes, nicht enthalten sind philosophische und sich auf andere Weltgegenden beziehende Gedanken. Aus einer Streitschrift zur inzwischen erfolgten Aufhebung der Leibeigenschaft entsteht der Entwurf einer nationalen „Gedächtnisgemeinschaft“ (S. 25), für die die Vergegenwärtigung vor allem der vorgeschichtlichen Zeit eine Art Versprechen für eine bessere Zukunft als Nation unter Nationen beinhaltet. Den Boden dafür bereitete die Brüdergemeine, die die Letten zum reflektierten, aktiven Umgang mit dem geschriebenen Wort ermutigte, während die Landeskirche allein die Lesefähigkeit förderte. Das Fazit der Autoren, dass hier „Nationalität aus Religiosität hervorgetrieben“ wurde, sei doch „beides Sache von Entflammten, von Gläubigen, von Frommen“ (S. 61 f.), könnte die gegebenen Zusammenhänge in diesem fast übersehenen Kapitel der Literaturgeschichte aber möglicherweise ein wenig verkürzen.

Zur Geschichte des Buchdruckes führt die folgende Abhandlung von Martin Klöker, der ein Gedicht untersucht, das 1796 anlässlich des Todes einer Frau Becker in Riga publiziert wurde. Im Baltikum blieb offensichtlich das empfindsame Bekenntnis zur tiefen Trauer noch

weit verbreitet, als es in Mitteleuropa längst aus der Mode gekommen war. Klöker plädiert dafür, die „vermeintliche Verspätung“ als „Anders-Sein“ (S. 81) zu verstehen. Mit Recht weist er darauf hin, dass das Festhalten an der Gelegenheitsdichtung einen konservativen Zug der deutschsprachigen literarischen Kultur der Region bezeugt.

So wirkungsmächtig Johann Georg Hamanns neue Auffassung der Geschichte auch war, so flüchtig war seine Erscheinung in Liv- und Kurland, an die Hans Graubner erinnert. Hamann war erst als Hofmeister in adeligen Gutshäusern, dann publizistisch für den Rigaer Patrizier Berens tätig. Ganz in dessen Sinne begründete er den Vorrang des Bürgertums, das die Völker friedlich durch Handel verbindet, vor dem Adel, der, aufgrund seiner Prägung durch das Kriegshandwerk, die Humanität nicht zu fördern vermag. Es sei denn, er überwindet die Herkunft durch Reflexion, worauf Hamann als Erzieher zielte.

In den beiden folgenden, sehr lesenswerten Beiträgen wird beispielhaft vor Augen geführt, wie reich an widersprüchlichen Phänomenen die Literatur der baltischen Region in der Goethezeit gewesen ist. Thomas Taterka behandelt den Schneider und Schuster Indrik, dessen Gedichte 1806 von dem kurländischen Pastor Karl Gotthard Elverfeld veröffentlicht wurden, wodurch ein armer Blinder der „erste namentlich bekannte Dichter lettischer Herkunft“ (S. 101) wurde. Der Pfarrer hatte kurz zuvor auf Lettisch eine Anleitung zum Dichten publiziert, weil er, Schiller und Schelling folgend, die Übung in den schönen Künsten als „Königsweg zur Bildung ‚ganzer Nationen‘“ (S. 109) sah. Indriks Gedichte sind, wie Taterka betont, eher „ein Beweisstück“ für das Gelingen des deutschen Erziehungsprogramms als ein Erbe der „autochthonen lettischen Tradition“ (S. 114 f.), die Herder zu finden gemeint hatte. Das eigentliche Ereignis sind nicht die Texte, sondern „das Erscheinen des lettischen Dichters als Repräsentant seiner wenige Jahre zuvor durch die livländischen Aufklärer gewissermaßen neu entdeckten Nation“ (S. 117). Der ästhetische Umweg des deutschen Idealismus nach dem Scheitern der Französischen Revolution hatte hier ein merkwürdiges Ergebnis. Der lettische Dichter aber blieb noch lange eine vereinzelte Erscheinung.

Einen ganz anderen, originalen Poeten stellt Jaan Undusk vor. Der polyglotte Sprachforscher Kristian Jaak Peterson verfasste 1818 noch als Rigaer Gymnasiast eine Sammlung von estnischsprachigen Oden im Stile Pindars, die viel später, erst im 20. Jahrhundert, zum Druck gelangten. Schon in Horaz' Pindar-Rezeption ist der Kern des Geniekonzeptes enthalten, die Entfesselung von Vorschriften, um schöpferisch wie die Natur selbst zu werden. Goethes freirhythmische, „wildschöne“ (S. 136) Hymnen erneuerten den dithyrambischen Gesang unter modernen Bedingungen in der so verstandenen „Tradition des Traditionsbruchs“ (S. 149). Undusk fasst Peterson als eine zeitversetzte parallele Erscheinung zu Goethe auf, den jener aber kaum gekannt haben dürfte, so dass er als Vorbild für Enjambement und schlanken Versbau nicht in Frage kommt. Hingegen dürfte der Dorpater Orientalistikprofessor Hezel, der in Riga eine kommentierte Pindar-Ausgabe für den Schulgebrauch publizierte, tatsächlich der Vermittler des griechischen Originals gewesen sein. Die Edition August Boeckhs zeigte indes bald, dass Peterson – wie vor ihm schon Goethe – einem produktiven Missverständnis erlegen war, als er Pindar, der freie Verse gar nicht kannte, als einen „poetischen Rebellen“ (S. 151) las. Undusks philologische Abhandlung bietet einen erfreulich weiten Ausblick.

Es schließt sich der Beitrag von Heinrich Bosse zu Isachar Falkensohn Behr an, der als „der erste deutsch-jüdische Dichter der Neuzeit“ (S. 187) gilt. Er gelangte als Arzt in das zu Polen gehörende Kurland, wo, anders als im russischen Est- und Livland, Juden Toleranz

und Verlegern Pressefreiheit gewährt wurde. Jakob Friedrich Hinz gründete nicht nur 1771 in der Residenzstadt Mitau den „erste(n) Verlag für lettische Bücher“ (S. 203), er publizierte auch Gedichte von Anna Louise Karsch, der ‚deutschen Sappho‘, sowie eben von Behr, der sich seiner Wandlung vom polnischen Juden zum deutschen Dichter rühmte, während sein Förderer Moses Mendelssohn, wie Bosse hervorhebt, um Anerkennung des Individuums ohne Ansehen der Herkunft warb. Bemerkenswert ist, dass beide, der Dichter sowie sein Verleger, wie schon Hamann und Herder beim Studium in Königsberg die Verbindungen knüpften, die für ihren weiteren Lebensweg Ausschlag gebend waren. Behrs Gedichte aber fanden nicht überall Anklang, Goethe hielt sie für gefühllos, höchstens mittelmäßig.

Der bedeutendste deutsche Schriftsteller baltischer Herkunft in dieser Zeit war wohl der unglückliche Sturm und Drang-Dichter Jacob Lenz, dem, in Deutschland gescheitert, auch sein Vater, der livländische Generalsuperintendent, nicht helfen konnte, so dass er sich schließlich 1782 nach St. Petersburg und Moskau wandte. Die Reformprojekte, die er dort entwickelte, untersucht Heribert Tommek. Lenz plante Kanäle als Verbindung zwischen den großen russischen Flüssen, Zirkulationsbanken zur Belebung des Handels, Förderung der Kultur durch Austausch sowie die Wiedereinrichtung der Dorpater Universität. Tommek sieht für all diese Vorhaben ein Motiv im Bemühen um familiäre und gesellschaftliche Anerkennung, meint einen „symbolischen Subtext des sozialen Ausgleichs“ wie der sozialen Kontrolle „nach dem Grundmodell eines aufgeklärten Absolutismus“ (S. 251) zu erkennen. Seine Pläne zu realisieren, gelang Lenz in keiner Weise.

Ein erfolgreicher russischer Staatsbeamter war hingegen der aus Weimar stammende August von Kotzebue, den Otto-Heinrich Elias als politischen Dichter vorstellt. Er wurde 1783 Richter und bald Magistratspräsident in Reval. 1795 kündigte er diese Stellung, behielt aber Estland als Lebensmittelpunkt bei. Seine europaweite Beliebtheit als Theaterautor begründeten die im Geiste der französischen Aufklärung verfassten Stücke, die er in Reval auf die Bühne brachte. Er griff die unter Deutschbalten verbreitete Vorstellung an, ihre Herrschaft über Esten und Letten sei durch die Vermittlung des christlichen Glaubens legitimiert. Gelegentlich verlagerte er das Geschehen in exotische Gegenden, um seine Helden dort „wie leibhaftige Jakobiner“ (S. 265) reden zu lassen. In einem in Estland spielenden zweisprachigen Singspiel behandelte er die Bauern nicht als Leibeigene, sondern als Staatsbürger. Schließlich publizierte er Abhandlungen von Freunden, die ausdrücklich die Abschaffung der Sklaverei forderten. Elias zeigt, dass Kotzebue, geschützt durch ein gleichgesinntes freimaurerisches Umfeld, mutig gegen Intoleranz und Unterdrückung sowie für Reformen und eine Leistungselite auftrat. Erst die Erfahrung der Napoleonischen Kriege ließ „aus dem Kosmopolitiker einen deutsch-russischen Patrioten“ (S. 289) werden. Eine Würdigung seines auch Reiseliteratur und Geschichtsschreibung umfassenden Gesamtwerkes steht noch aus.

Die folgenden beiden Beiträge sind der Rezeption fremdsprachiger Theatertexte in Lettland gewidmet. Beata Paškevica rekonstruiert nachgerade detektivisch, wie es zu der Übersetzung von Schillers „Die Räuber“ durch den 17-jährigen Johann Georg Peitan kam, der als Diener mit seinem Herrn eine Aufführung in Riga besuchte, das Stück ins Lettische übertrug und mit Kameraden zur Aufführung brachte. Drei Jahre später, unmittelbar nach Aufhebung der Leibeigenschaft, als es noch keine Freizügigkeit gab, floh er vom Gutshof und wurde als Peitan, „genannt Moor“ (S. 298), zur Fahndung ausgeschrieben. Man hat ihn als Autor der handschriftlich erhaltenen Übersetzung ermitteln können, weil seine Mitspieler sich offiziell unter den Namen der Moorschen Räuberbande registrieren ließen. Paškevica

zeigt, dass Peitan Schillers geradezu buchstäblich zur Identifikation einladendes Schauspiel „durch beherzten Zugriff erfasst“ und „erfolgreich eingerichtet hat“ (S. 302).

Māra Grudule untersucht die 1790 erschienene Übersetzung von Ludvig Holbergs „Jeppe vom Berge“, die als das „erste Schauspiel in lettischer Sprache überhaupt“ (S. 303) eine bedeutende Rolle in der Theatergeschichte spielte. Motiv ist der Rollentausch von Herr und Knecht. Der Baron lässt den betrunkenen Bauern erst als Adeligen behandeln und dann, da er sich der Willkür und Misswirtschaft schuldig gemacht hat, scheinbar zum Tode verurteilen. Die Übersetzung erfolgte nicht aus dem sozialkritischen dänischen Original, sondern aus der entschärften deutschen Fassung. Ihr Autor ist Alexander Johann Stender, der mit seinem Vater Gotthard Friedrich zusammen die weltliche lettische Literatur maßgeblich begründete. Er schont die Kirche, lässt als Unterdrücker den Verwalter erscheinen, fügt didaktische Passagen ein und ersetzt Ironie durch Pathos. Bei allem Wohlwollen bleibt ihm die Welt der Bauern fremd. Das Stück vom Trinker Barthel, wie er nun heißt, war das erste, das von einem professionellen lettischen Ensemble aufgeführt wurde, erfreute sich lange noch großer Beliebtheit und ist, wie Grudule berichtet, erst kürzlich neu eingerichtet worden.

Der Sammelband thematisiert in zwei Beiträgen deutschsprachige Zeitschriften. Zunächst widmet sich Kairit Kaur den Autorinnen, die dort durch Lyrik, fiktive Tagebücher oder fingierte Briefe hervorgetreten sind, gelegentlich auch pseudonym oder anonym und nur vom Herausgeber als Frau gekennzeichnet. Näher geht sie auf die „Gedichte und Lieder einer Liefländerin von Stande“ ein, die August Wilhelm Hupel 1781 zum Druck brachte und die hier erneut veröffentlicht werden. In ihnen klingen „bereits eindeutig romantische Töne“ (S. 330) an, wenn es etwa „An die Nacht“ gerichtet heißt: „doch wild / Lehrt Phantasie mich ringen / Mit dir und schaft / Fantom und Bild“ (S. 345). Die weibliche Autorschaft bleibt in anderen Fällen aber fraglich, weil es neben männlichen Pseudonymen wohl auch das umgekehrte Phänomen einer „Art Dragshow männlicher Schreiber“ (S. 332) gab. Kair legt ein entsprechend vorläufiges Verzeichnis literarischer Arbeiten von Frauen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor.

Es folgt ein Überblicksartikel zu den deutschsprachigen Periodika Liv- und Kurlands in dieser Zeit, als es für Anzeigen, Nachrichten und Meinungen noch jeweils eigene Organe gab. Aiga Šemeta untersucht zunächst die seit 1761 erscheinenden „Rigischen Anzeigen“, denen anfangs „Gelehrte Beyträge“ beigelegt waren, darunter Herders und Lenzens früheste Texte. Besonders hebt sie die landesgeschichtlichen Arbeiten des späteren Lyzeumsdirektors Johann Gottfried Harder hervor, der Geschichte und Charakter der Letten aus ihrer hoch entwickelten Poesie voll satirischem Witz wie zarter Melancholie erschloss und der Sprache auch Hinweise auf „eine ursprünglich freie und patriarchalische Regierungsart“ (S. 364) entnahm. Die von 1778 an erscheinende „Rigische politische Zeitung“ berichtete hingegen aus Russland und aller Welt. Bereits seit 1766 publizierte der Verlag Steffenhagen die „Mitauischen Nachrichten“, deren erster Redakteur Hamann gewesen sein könnte. Dort erschienen auch der Meinungsbildung dienende Zeitschriften. Die „Monatsschrift“ brachte Beiträge zur historischen Kritik der Leibeigenschaft in Kurland und zur konkreten Verbesserung der Lebensverhältnisse, die Hupels Initiativen im estnischsprachigen Livland aufgreifen. Šemeta fasst zusammen, dass die Nachrichtenblätter erfolgreicher als die Diskussionsforen waren und in Mitau die Differenzen zwischen den Nationen deutlicher zur Sprache kamen als in Riga.

Indrek Jürjo, der zu früh verstorbene Historiker der Aufklärung im Baltikum, dem der Konferenzband gewidmet ist, untersucht die Bildungsreformen in Reval im späten 18. Jahrhundert. Die im Mittelalter begründete Domschule wurde von der Ritterschaft als Adelschule unterhalten, in den 60er Jahren erneuert durch Reformen, die sich an Rousseau und der Aufklärungspädagogik orientierten. Der Direktor Johann Göbel setzte sich dafür ein, dass die Ausbildung „praxisnäher“, das Lateinische reduziert und im Deutschunterricht „kreative Fähigkeiten“ (S. 394 f.) gefördert wurden. Das vom Magistrat finanzierte Revaler Gymnasium hielt hingegen an der „Tradition der Lateinschule“ (S. 397) fest, was der Theologieprofessor Jacob Martin Herold zu begründen verstand, dem es um eine Schule des klaren Denkens ging, wobei Zwang durch spielerisches Lernen ersetzt werden sollte. Jürjo resümiert, dass sich die neuhumanistischen Ziele und Methoden von den so genannten philanthropischen wenig unterschieden. Das städtische Gymnasium nahm trotz konservativen Lehrplans lebhaft an der pädagogischen Diskussion teil. Die Akademische Ritterschule wieder hatte, obwohl sie weniger auf ein Studium als auf den Staatsdienst vorbereitete, ein hohes wissenschaftliches Niveau. Auch ließ sie „mehr Möglichkeiten für einen individuellen Bildungsweg offen“ (S. 410).

Der abschließende Beitrag von Dirk Sangmeister gilt dem Arzt und Verleger Johann Albrecht, der auch als Autor von „Skandal- und Schlüsselroman(en)“ (S. 413) hervortrat und einen dementsprechenden Ruf genoss. Albrecht gründete 1776, als er nach Reval kam, einen Verlag, in dem unter anderem sein im Baltikum spielender Briefroman „Waller und Natalie“ erschien, die früheste, nach Sangmeisters Urteil aber ästhetisch „ziemlich belanglos(e)“ (S. 442) „Ehstländische poetische Blumenlese“ sowie als bedeutendstes Projekt die erste deutsche Werkausgabe Rousseaus. Von 1779 bis 1786 betrieb er den Verlag von Erfurt aus, behielt aber Reval als Impressum bei und versuchte weiter im Baltikum zu verkaufen, eine „von vorneherein verfehlte Konzeption“ (S. 436). Sangmeister stellt den seltsamen Fall eines Schriftstellers fest, der massenhaft Texte bei Kollegen publizierte, um „mit den so erzielten Honoraren seinen eigenen Verlag und fremde Bücher finanzieren zu können“ (S. 418). Aber auch das zweite, in Prag betriebene Unternehmen scheiterte, als aufgedeckt wurde, dass Albrecht, der Schriften von Freimaurern und anderen Geheimbünden verlegte, mit Jakobinern in Verbindung stand. Sangmeister fügt seinem Artikel eine akribisch kommentierte Bibliografie des Revaler Verlages bei.

Die Autoren haben ihre Beiträge sorgfältig recherchiert. Von manchen Längen und gelehrten Abschweifungen abgesehen, entsteht ein lebendiges Bild der Literaturen des Baltikums sowie der Beziehungen zwischen den Nationen. Wenn der Blick sich über die Region hinaus auf den Kontext der europäischen Kultur richtet und das Interesse an den Texten selbst im Vordergrund bleibt, dann ist die Lektüre besonders lohnend. Sonst ist nur zu bemängeln, dass die Herausgeber einigen der fremdsprachigen Beiträge etwas mehr zur Seite hätten stehen dürfen. Auch wäre ein resümierender Artikel, der die Verbindung zwischen all den heterogenen Erscheinungen zeigte, der Wirkung des Buches sicher zu Gute gekommen.

Michael Schwidtal, Frankfurt a.M.

Michael Jaumann, Klaus Schenk (Hrsg.): Erinnerungsmetropole Riga. Deutschsprachige Literatur- und Kulturvielfalt im Vergleich, Würzburg: Königshausen & Neumann 2010, 311 S.

Der Sammelband „Erinnerungsmetropole Riga. Deutschsprachige Literatur- und Kulturvielfalt im Vergleich“ vereinigt die Ergebnisse einer Tagung, die Historiker, Germanisten und Kulturwissenschaftler 2008 in Riga zusammenführte. Als Ziel formulieren die Herausgeber in der Einleitung „die Konkretisierung von Erinnerung im urbanen Raum Rigas“, wobei das aktuell im Riga des 21. Jahrhunderts häufig verdeckte deutsche Erbe der Stadt ins Zentrum der Betrachtung gerückt wird. So soll „der Transferleistung der deutschsprachigen Kultur im Zusammenleben mit lettischer, russischer, deutscher und anderer Ethnien“ (S. 11) besondere Aufmerksamkeit zuteil werden.

Der in sechs Abschnitte gegliederte Sammelband umfasst einen Untersuchungszeitraum vom späten 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, wobei der Schwerpunkt auf dem 18.–20. Jahrhundert liegt. Das verbindende Element der insgesamt 20 Beiträge ist das Verständnis vom urbanen Raum Riga als „kulturwissenschaftliche Kategorie“. Wie bei Sammelbänden und zudem bei Autoren mit unterschiedlichem wissenschaftlichem Hintergrund nicht selten, ist auch hier die Qualität der Beiträge sehr unterschiedlich und reicht von der essayistischen Betrachtung bis hin zum stichhaltig argumentierten und präzise recherchierten wissenschaftlichen Artikel. Den Herausgebern ist es dennoch gelungen, die einzelnen Beiträge so zu verknüpfen, dass sich die urbane Erinnerungslandschaft Rigas zu einem lesenswerten und detailreichen Gesamtbild zusammenfügt.

Der erste Teil beginnt mit der notwendigen begrifflichen Ein- und Abgrenzung des für die Erinnerungskultur zentralen Begriffs „kulturelles Gedächtnis“ durch seinen Begründer Jan Assmann. Der theoretische Raumdiskurs der Stadt als Speicher von Geschichte wird von Aleida Assmann fortgeführt und mit Beispielen aus Berlin zu den vielfachen Versuchen der Umwandlung des Gedächtnisspeichers der Stadt unter der NS- bzw. SED-Diktatur exemplarisch erläutert. Assmann wirft hierbei elementare Fragen zu Umwidmung oder Abriss totalitärer Bauten bzw. zur Konservierung oder Rekonstruktion historischer Gebäude auf, die auch für die Erinnerungsmetropole Riga von großer Relevanz sind.

Karl Schlögels vergleichender Essay zu den postsozialistischen Metropolen Osteuropas, der die veränderten Lebenswelten und die Auswirkungen der Wende sowie des Fortschritts in den Ländern des ehemaligen „Ostblocks“ thematisiert, leitet über zur „östlichen“ Erinnerungsmetropole Riga. Ulrike von Hirschhausen zeigt anhand von zwei Episoden der jüngeren und jüngsten Stadtgeschichte Erinnerungskonflikte auf, die im multiethnischen Riga ausgetragen wurden bzw. noch immer werden. Ihr Beitrag, der die Auseinandersetzungen um die Feierlichkeiten zum 700-jährigen Rigaer Stadtjubiläum 1901 sowie den anlässlich des 800-jährigen Stadtjubiläums 2001 ausgetragenen Streit um ein Denkmal Peters des Großen dokumentiert, verdeutlicht die unterschiedlichen Raumkonzepte und Geschichtsbilder im multiethnischen, urbanen Raum.

Im zweiten Teil des Sammelbands verschiebt sich der Fokus hin zu einer von Personen geprägten Erinnerung und ihren mit Lettland bzw. Riga verbundenen Lebensläufen. Michael Schwidtal, Thomas Taterka und Beate Paškevica spannen den Bogen über die Aufklärer Johann Gottfried Herder und Garlieb Merkel bis hin zu Reisenden des Paris–Berlin–Moskau–Expresses in den 1920er Jahren, die in Riga Station machten. Dabei werden konkrete Er-

innerungsorte wie Denkmäler und Straßen in den Blick genommen. Michael Schwidtal analysiert die Herder-Rede von Georg Berkholz, die dieser anlässlich der Errichtung des Rigaer Herderdenkmals 1864 hielt. So erweitert Schwidtal den von Ulrike von Hirschhausen eröffneten Blick auf die im Riga des ausgehenden 19. Jahrhunderts schwelenden Kontroversen inmitten der multiethnischen, jedoch nach wie vor von der deutschbaltischen Oberschicht und dem Geist des Konservatismus beherrschten Stadt.

Nicht ein Denkmal, sondern die nach dem deutschbaltischen Aufklärer Garlieb Merkel benannte *Merkela iela* im Zentrum Rigas ist der Dreh- und Angelpunkt für Thomas Taterkas scharfsinnige Analyse zum Gedächtnisspeicher der Rigaer Straßennamen. Taterka kommt zu dem Schluss, dass nur jene Deutsche auf dem Stadtplan der lettischen Hauptstadt Ehrung gefunden haben, die – aus Sicht der Letten – der Kultur des lettischen Nationalstaats einen Dienst erwiesen haben, so wie der Aufklärer Garlieb Merkel oder der Bibelübersetzer Johann Ernst Glück. Beate Paškevicās Untersuchung der Reisebeschreibungen Ernst Tollers, Walter Benjamins, Asja Lacis und Jānis Rainis setzt die lettische Hauptstadt Riga in der Zwischenkriegszeit in Bezug zu den Großstädten Berlin und Moskau. Sie zeichnet dabei weniger das Bild einer pulsierenden Großstadt als vielmehr das einer provinziellen Hafensstadt, die lediglich auf dem Weg zwischen zwei Metropolen liegt, jedoch dem Vergleich mit Berlin oder Moskau nicht standhalten kann.

Der dritte Teil des Sammelbands widmet sich den Speichermedien der Erinnerungsmetropole Riga. Aiga Šemeta erläutert das bereits im 18. Jahrhundert gestiegene Interesse der deutschsprachigen Bevölkerung Rigas an historischen Darstellungen, die häufig in den Beilagen der Anzeigenblätter Rigaer Periodika dieser Zeit zu finden waren. Die Rückbesinnung auf die eigene, deutsche Geschichte in dieser mehrsprachigen Region, besonders während des 18. und 19. Jahrhunderts, als der Einfluss russischer Obrigkeit immer stärker spürbar wurde, zeigte sich auch in der ‚*Bibliotheca Rigensis*‘. Klaus Garber beschreibt die 1524 begründete und später zur Stadtbibliothek ausgebauten ‚*Bibliotheca Rigensis*‘ als ‚Memorialstätte städtischer Kultur im alten Livland‘. Er zeigt auf, welche bedeutsamen Erinnerungen – ‚Spiegel bürgerlichen Lebens und Selbstausdrucks‘ – mit der Zerstörung der Bibliothek während des Zweiten Weltkriegs 1941 verloren gingen. Gleichzeitig bietet sein Beitrag dem Leser wertvolle Hinweise darauf, welche Schriften gerettet wurden und sich nun in der Akademischen Bibliothek Lettlands – der Nachfolgerin der ‚*Bibliotheca Rigensis*‘ – finden lassen. Der Blick auf die früheren Bestände der Bibliothek wird durch Tatjana Aleksejevas Beitrag zur Hebraistik in der ‚*Bibliotheca Rigensis*‘ erweitert.

Schließlich wenden sich Michael Jaumann, Andreas Fülberth und Mārtiņš Mintauris im vierten Teil den bereits von Aleida Assmann zu Beginn aufgeworfenen Fragen des Gedächtnisspeichers der Stadt Riga und der aufgrund von politischem Wandel erzeugten Umdeutungen und Zerstörungen zu. Michael Jaumanns Artikel beschreibt die deutschbaltische Hinterlassenschaft – den Zustand des Gedächtnisspeichers Riga vor den Zerstörungen des 20. Jahrhunderts –, wobei in seinem Beitrag vor allem die deutschbaltische Historiografie im 18. und 19. Jahrhundert in den Blick genommen wird. Andreas Fülberth legt die politische Motivation der Umwidmung und teilweisen Zerstörung des deutschbaltischen Vermächtnisses in der Rigaer Altstadt während der autoritären Herrschaft von Kārlis Ulmanis in den 1930er Jahren dar. Die Untersuchung des Einflusses autoritärer und diktatorischer Systeme auf städtebauliche Abriss- bzw. Rekonstruktionsprojekte setzt Mārtiņš Mintauris fort. Sein Beitrag zum Rigaer Zentralfriedhof – der einzige englischsprachige Artikel des Sammel-

bands – zeigt exemplarisch den Umgang der sowjetlettischen Behörden mit dem deutschen Erbe der Stadt. Mintaus erläutert dabei auch die Auswirkungen des fehlenden Interesses der Stadtverwaltung, den „deutschbaltischen Gedächtnisspeicher“ für spätere Generationen zu erhalten.

Im fünften und sechsten Teil des Sammelbands wird der Fokus auf die philologische Perspektive gerichtet. Insgesamt sieben Beiträge widmen sich literarischen Erinnerungen. Dabei nehmen zunächst Klaus Schenk und Māra Grudule die Erinnerungsmetropole Riga als Objekt deutschbaltischer Erinnerungsliteratur bzw. deutschbaltischer Lyrik in den Blick. Tatjana Kuharenoka untersucht die Großstadtthematik anhand der Metropole Wien im Roman des deutschbaltischen Autors Eduard von Keyserling. Mari Tarvas' Beitrag zur Erinnerungsmetropole Tallinn/Reval, Rigas nördlicher Schwester, die ebenfalls von deutschsprachiger Kultur geprägt wurde, eröffnet das letzte, vergleichende Kapitel. Mit den literarischen Eindrücken des Philosophen Hermann Keyserling und des barocken Lyrikers Paul Fleming stellt Mari Tarvas das Tallinn des 20. Jahrhunderts dem Reval des 17. Jahrhunderts gegenüber. Die vergleichende Perspektive wird von Anne Hultsch um die Ostseemetropole St. Petersburg ergänzt. Ihr Beitrag verbindet historische mit literarischer Analyse und gibt sowohl einen Überblick zum St. Petersburg der Deutschen als auch Einblicke in literarische Auseinandersetzungen mit der als „Stadt ohne Vergangenheit“ beschriebenen, auf dem Reißbrett entworfenen Zarenmetropole.

Während die Untersuchungen zu Tallinn und St. Petersburg aufgrund der geografischen Nähe bzw. kulturellen Gemeinsamkeiten interessante Vergleichsmomente zu Riga bieten, wirken die beiden letzten Beiträge des Sammelbands von Nataľja Poljakova und Alice Stašková zu den Großstadt Wahrnehmungen der Jahrhundertwende in Peter Altenbergs Wien und Franz Kafkas Prag deplatziert. Sie eröffnen wenig Anknüpfungspunkte zur Erinnerungsmetropole Riga und sind daher ungeeignet, das Bild vom Gedächtnisspeicher der lettischen Hauptstadt mit deutschen Wurzeln abzurunden. Nichtsdestotrotz bietet der Band als Ganzes seinen Leserinnen und Lesern die Zusammenführung unterschiedlicher Facetten der Erinnerung aus verschiedenen nationalen Perspektiven und macht so das kulturelle Erbe der lettischen Metropole Riga erfahrbar.

Katja Wezel, Lüneburg

Martin Schulze Wessel, Irene Götz u.a. (Hrsg.): Vilnius. Geschichte und Gedächtnis einer Stadt zwischen den Kulturen. Frankfurt/New York: Campus Verlag 2010, 248 S., 86 Abb.

„Geschichte und Gedächtnis“ der Hauptstadt Litauens als „einer Stadt zwischen den Kulturen“ zu behandeln, wie es der Untertitel der hier vorzustellenden Publikation verspricht, ist eine allemal ehrgeizige Zielsetzung. Umso schlichter erscheint demgegenüber der Haupttitel: Diese Funktion fällt interessanterweise nur dem offiziellen – litauischen – Stadtnamen von heute zu. Wer das Buch aufschlägt, sieht, dass es zu jener Spezies von Veröffentlichungen gehört, bei denen sich schon die Frage, ob man es mit einer Monografie oder einem Sammelband zu tun hat, nicht eindeutig beantworten lässt. Streng formal handelt es sich um einen Sammelband; gegliedert ist dieser jedoch so, dass man zögert, von einer Einteilung in Aufsätze zu sprechen, und die fünf großen Texteinheiten, in die er zerlegt ist,

eher wie Kapitel wahrnimmt. In diesen wird versucht, Vilnius und den Umgang mit seinem historisch-kulturellen Erbe aus einer litauischen, einer jüdischen und einer polnischen Perspektive zu porträtieren sowie die sowjetische und schließlich die europäische Dimension im (Selbst-)Bild der Stadt aufzuspüren.

Dem Band ist eine lesenswerte 15-seitige Einleitung vorangestellt, die den Benutzer einerseits sehr grundsätzlich an litauische Geschichte heranführt, andererseits aber, sofern er nicht über einiges Vorwissen verfügt, auch Irritationen zurücklassen könnte: Wenn zum Beispiel zunächst von „der Unabhängigkeitserklärung Litauens vom 11. März 1990“ (S. 9) und dann von „der Proklamation der Unabhängigkeit von 1991“ (S. 11) die Rede ist, so lässt sich die Widersprüchlichkeit der Jahreszahlen zwar insofern auflösen, als die „Unabhängigkeit von 1991“ erst nach den Ereignissen in Moskau im August jenes Jahres in vollem Umfang gegeben war; doch proklamiert wurde sie, wie zwei Seiten vorher völlig richtig gesagt, im März 1990. Diesen Zusammenhang herzustellen (oder aber – eben weil dies schwierig ist – mögliche Tippfehler zu vermuten) bleibt dem Leser selbst überlassen; denn zu einer Erwähnung des so genannten Augustputsches von 1991, die das Verständnis erleichtern würde, kommt es nicht. Erst an einer viel späteren Stelle im Buch (S. 51) wird der „Augustputsch 1991“ unvermittelt einmal genannt, wobei auch hier wiederum eigene Erinnerungen an die damaligen Geschehnisse in Moskau bzw. hinreichende Vorkenntnisse unerlässlich sind, da erläuternde Elemente im Kontext gänzlich fehlen.

Einen noch eigentümlicheren Passus enthält die Einleitung dort, wo „die Verflechtung der litauischen und der polnischen Geschichte“ zum Thema wird und der nächste Satz erwartungsgemäß andeutet, „durch eine Heirat“ seien „das litauische Großfürstentum und das polnische Königtum miteinander verbunden“ worden (S. 12). Beinahe jeder Leser, ob geschult oder nur marginal mit Wissen zur Geschichte Litauens ausgestattet, dürfte nun mit einer Fortführung rechnen, die bestätigt, dass hiermit die 1386 geschlossene Hochzeit zwischen Jogaila, dem nachmaligen König Władysław II. Jagiełło, und Jadwiga, einer Tochter König Ludwigs von Ungarn und Polen, gemeint ist. Ein wenig überrascht erfährt man stattdessen einzig und allein, dass „Gediminas 1325 seine Tochter Aldona mit dem polnischen König Kazimierz III. (1310–1370) vermählte“. Auf eine beiläufige Erwähnung Jadwigas stößt man, wie die weitere Lektüre erweist, übrigens erst auf S. 194. Sollte es die bewusste Absicht der Autoren gewesen sein, in ihrer Einleitung die in der Historiografie übliche besondere Gewichtung der Eheschließung Jogailas mit Jadwiga zu relativieren und der landläufigen Darstellungstradition durch den Verweis auf die 1325 vorausgegangene Heirat etwas entgegenzusetzen, so hätte sich ganz sicher empfohlen, dies zugleich explizit zu verbalisieren.

Kurz vor Ende der Einleitung klingt an, dass die Autorinnen und Autoren sich mit ihrem Werk über Vilnius einem prominenten Vorbild verpflichtet fühlen, indem sie Anlehnung an Pierre Noras „*Lieux de mémoire*“ suchen (S. 23). Ob in den weiteren Texten des Buches dann tatsächlich Ähnlichkeiten mit den Herangehensweisen Noras hervortreten, mag dahingestellt bleiben; klar konstatiert werden kann jedenfalls: Irgendeine nochmalige Erwähnung des Namens Nora findet sich bezeichnenderweise nirgends.

Noch weitaus später – nämlich im Nachwort (S. 231) – erlangt der Leser Kenntnis darüber, welche spezielle Art von Kollektiv er hinter den insgesamt 20 Personen zu vermuten hat, von denen die vorangehenden Buchttexte stammen und von denen je mehrere die Zuständigkeit für ein jeweiliges Kapitel übernommen haben; denn erst hier wird enthüllt, dass

Münchener Studierende des Masterstudiengangs Osteuropastudien für den Band verantwortlich zeichnen: Dieser, so heißt es hier, sei „das Ergebnis eines Projektkurses“, an den sich im April 2009 eine Vilnius-Exkursion anschloss. Es bleibt also dem Zufall überlassen, ob man den Hinweis hierauf entdeckt, ehe man sich an die Lektüre der zentralen Buchkapitel begibt. Dass er so gut versteckt ist, erscheint etwas bedenklich und zieht die Frage nach sich, ob die vorliegende Publikation sich nicht sogar mit mehr Gewinn lesen ließe, wenn schon die Einleitung diesen Hinweis enthielte, so dass dem Benutzer mit sehr viel größerer Wahrscheinlichkeit von Beginn an deutlich würde, welche Besonderheit den Autorenkreis auszeichnet. Im Bewusstsein dieser prägnanten Besonderheit könnte er sich dann gut in Situationen vor Ort hineinversetzen, in denen die Beteiligten Kernpassagen der späteren Buchtexte einander mutmaßlich als Referate vorgetragen haben. Auch könnte er sich dann einen Reim darauf machen, weshalb etliche Informationen mehrfach innerhalb eines Kapitels wiederkehren: Weiß man um die Entstehungsbedingungen des Buches, so sieht man ein, dass der Möglichkeit, alle Textstücke aufeinander abzustimmen und unnötige Wiederholungen zu vermeiden, Grenzen gesetzt waren. Liest man ein Kapitel hingegen ohne das nötige Begleitwissen über das Buch selbst, so mag man rätseln, für wen diese Wiederholungen gedacht sind: Stand den Autoren ein Benutzer vor Augen, der nur auszugsweise auf die Texte zugreift und dem bestimmte Informationsbausteine daher keinesfalls entgehen sollen, oder eventuell doch eher jemand, der sich in den Band wie in ein Lesebuch vertieft und dem gelegentliche Wiederholungen beim Verinnerlichen des Buchinhalts helfen sollen? Doch wahrscheinlich ist eben weder die eine noch die andere Überlegung konkret angestellt worden – und so erhebt sich die Grundsatzfrage, wie von dem Buch am zweckmäßigsten Gebrauch gemacht werden kann, letztlich noch eindringlicher.

Nützliche Dienste hätten in diesem Zusammenhang gerade auch Fußnoten leisten können. Dass auf sie vollständig verzichtet wurde, mutet angesichts des fachlichen Hintergrunds der Mehrzahl der Autorinnen und Autoren heikel an. Mancher zweifelhaft erscheinende Sachverhalt erschiene möglicherweise weniger zweifelhaft, wenn Klarheit über die Quellen bestünde, die seiner Darstellung zugrunde liegen. Auch für Präzisierungen dessen, was der Fließtext anspricht, hätten Fußnoten dienlich sein können: Lässt man beispielsweise einen Satz, der „den vom Papst gekrönten litauischen König Mindaugas“ (S. 28) betrifft, der sinnvollen Vereinfachung halber in dieser Form gelten, so wäre eben doch eine Fußnote wünschenswert, aus der hervorginge, dass die 1253 vollzogene Königskrönung nicht vom Papst persönlich ausgeführt wurde, sondern in dessen Auftrag durch Bischof Heidenreich von Kulm erfolgte. Hinzu kommt, dass Fußnoten Spielräume für Querverweise eröffnet hätten. Die spezifischen Wissensgrundlagen, die Exkursionsteilnehmer sich im Vorfeld einer Exkursion aneignen, beziehen sich üblicherweise nun einmal nur auf jeweilige Segmente des zu erschließenden Gesamtthemas. Ergebnis dieses Problems kann – so wie hier – ein Nebeneinander von gelungener und deutlich weniger gelungener Wortwahl bei ein und demselben Phänomen in ein und demselben Buch sein. Als Beispiel lässt sich im vorliegenden Fall der Begriff „Sajūdis“ anführen, dessen Kontextualisierung an mehreren der Stellen, an denen er auftaucht, stimmig ist, wohingegen bei der Abfassung von S. 31 f., 148 sowie von S. 235 Vorstellungen mit ihm verbunden worden zu sein scheinen, die nicht ganz ins Schwarze treffen.

Über Gründe, weshalb die Medien, auf die sich der Buchtext stützt, nicht unmittelbar preisgegeben, sondern lediglich am Buchende ein paar Dutzend Literaturhinweise mitgelie-

fert wurden, lässt sich nur spekulieren. Beim Erarbeiten der Texte mögen als Recherche-Basis neben den Büchern anderer wohl auch Internet-Portale und touristische Informationsbroschüren eine Rolle gespielt haben, so dass ergänzend zu fragen wäre: Wurde bei deren Heranziehung kritisch genug reflektiert, dass oft schon dort eine Tendenz zu Vergrößerungen, Anachronismen und Ähnlichem bestehen dürfte? Der Gedanke, manches könnte ein wenig leichtfertig aus den verschiedenen Materialien übernommen worden sein, erscheint durchaus angebracht. Fallen verschiedenster Art taten sich für das Autorenteam jedoch nicht nur in dieser Hinsicht auf. Naturgemäß signalisiert zum Beispiel auch eine Vielzahl sprachbezogener Details, dass es sich bei den meisten seiner Mitglieder kaum um langjährig ausgewiesene Litauen-Experten handeln kann. Dieser Rückschluss liegt bereits nahe, wenn ein litauischer Nachname mit dem Endvokal „ė“ fälschlich als der eines Mannes gedeutet wird (S. 168), wenn im Gegenzug der Flussname „Nemunas“ zu einem Femininum mutiert (S. 166) oder wenn trotz erkennbaren Willens, die diakritischen Zeichen des Litauischen korrekt wiederzugeben, nur ungefähr jedes zweite der zu setzenden Zeichen tatsächlich so dasteht, wie es sollte. Dass die übrigen entweder übersehen oder verwechselt wurden, mindert letztlich, so verzeihlich dies zunächst auch erscheinen mag, den Gebrauchswert des Bandes – denn unweigerlich kann dieser nun zum Multiplikator für Falschschreibungen der betroffenen Begriffe auch durch künftige Studentengenerationen werden.

Eine Crux für jeden, der sich mit Vilnius befasst, besteht obendrein bekanntlich darin, dass er neben Litauisch noch mehrere andere Sprachen verstehen müsste, ehe ihm die Vergangenheit dieser Stadt vollauf zugänglich wäre. Wähten die Verantwortlichen sich unter Umständen insofern gut aufgestellt, als sie zumindest hinreichend solide Polnisch-Kenntnisse aufzubieten wussten? Anlass zu der Mutmaßung, dass polnischsprachige Veröffentlichungen hier und da sogar regelrecht Pate für den Buchtext gestanden haben könnten, gibt unter anderem die Art der Erwähnung des im niederschlesischen Schweidnitz geborenen Barockbaumeisters Johann Christoph Glaubitz (1700–1767): Der Leser lernt diesen, ohne Näheres über ihn zu erfahren, kurz und knapp als „aus Vilnius stammenden Architekten“ namens Jan Krzysztof Glaubitz kennen (S. 150). Die merklich geringere Litauisch-Kompetenz der Autoren sorgt derweil auch deshalb für eine gewisse Diskrepanz, weil in den Betrachtungsweisen, mit denen sie sich der Geschichte der Stadt annähern, vielfach eben doch der Blickwinkel der heutigen Staatsnation dominiert.

Genau diesem Eindruck haben alle Beteiligten sichtlich entgegenwirken wollen; und so dürfte ihre Art und Weise, litauische Befindlichkeiten zu analysieren, denn auch keineswegs jedem Litauer gefallen. Ausgiebig wird zum Beispiel auf die Neigung eingegangen, bei Aufarbeitung und musealer Inszenierung der Geschichte des 20. Jahrhunderts in Vilnius der litauischen Nation durchweg eine Opferrolle zuzuweisen. Die Verbalisierung all dessen ist allerdings so wissenschaftlich geraten, dass sie einen litauischen Leser zu der Gegenfrage herausfordern könnte, ob es denn etwa abwegig sei, sein Volk in dieser Rolle sehen zu wollen. Befremden dürften darüber hinaus Begriffsfindungen wie „jüdisch-litauische Koexistenz“ auslösen, zumal wenn sie auf die Gegenwart bezogen sind und gleich mehrfach strapaziert werden.

Das Bemühen, nichts so zu formulieren, dass es parteiisch klingen könnte, resultiert anscheinend aus dem vor oder während der gemeinsamen Exkursion vermittelten Wissen um schwelende Kontroversen – allen voran diejenige um die Anwendung des Begriffs „Genozid“ auf das Schicksal nicht nur der Juden, sondern auch der Litauer. Die Autorinnen

und Autoren bemühen sich, solche Kontroversen zu resümieren, und wahren dabei einen strikt neutralen Tonfall. Dieser passt zu dem über weite Strecken rein deskriptiven Duktus, der bei der Thematisierung konkreter Örtlichkeiten vorherrscht. Gern bedienen die Verfasser sich mitunter aber auch eines eher journalistischen Schreibstils, vor allem dann, wenn Museumsführer, namhafte Zeitzeugen oder sonstige Personen zu Wort kommen, denen sie vor Ort begegnet sind. Eher publizistisch klingen daneben auch einzelne Stellen, deren faktische Aktualität kaum über den Zeitpunkt der Drucklegung hinausgereicht haben dürfte. Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn von Jarosław Kaczyński als dem „heutigen Präsidentschaftskandidaten“ gesprochen wird (S. 126). Wie sich hieran zeigt, wurde nach dem Flugzeugabsturz von Smolensk immerhin eine Reihe von Umformulierungen vorgenommen, was von Flexibilität im Umgang mit einem schon weitgehend fertigen Manuskript zeugt. Übersehen wurde bei diesen Aktualisierungsbemühungen allerdings der oben auf derselben Seite zu findende Satz: „Nur der derzeitige polnische Präsident Lech Kaczyński hat das Museum noch nicht besucht.“ Die Frage nach bleibender Aktualität stellt sich auf eine etwas andere Weise auch im Rahmen des abschließenden Europa-Kapitels, wo die Autoren das Programmheft zum Kulturhauptstadtjahr 2009 bis ins Kleinste sezieren; doch vielleicht werden sie eines Tages, wenn im Internet nicht mehr viel über die Art, wie jenes Festjahr begangen wurde, abrufbar ist, für sich in Anspruch nehmen können, sich verdienstvoll als dessen Chronisten betätigt zu haben. Mindestens ebenso viel Informationswert hätte sich indes ergeben können, wenn die gleiche Menge an Text auf die Rekonstruktion des großfürstlichen Palastes verwendet worden wäre, deren Abschluss ebenfalls für 2009 geplant war. *De facto* wird dieses symbolträchtige Vorhaben nur in wenigen Sätzen gestreift (S. 28, 38) und nicht einmal erklärt, wie und warum das Originalbauwerk vor gut 200 Jahren aus dem Stadtbild verschwunden ist.

Als eine Stärke des vorzustellenden Buchs sei die qualitativ ansprechende und für das Verständnis vieler Textinhalte hilfreiche Bebilderung hervorgehoben. Die Abbildungsnummern, die aus dem Text heraus auf eine jeweilige Abbildung verweisen sollen, wurden verschiedentlich jedoch eher eigenwillig platziert; und selbst wenn man die Grundentscheidung akzeptiert, dass diese Nummern offenbar gern an das Ende von Absätzen gerückt wurden, so lässt sich beispielsweise im Fall der Abbildungen 51 und 53 eindeutig feststellen, dass zu früh auf sie hingewiesen wird, da an den betreffenden Absatz-Enden jeweils noch von etwas anderem die Rede ist.

Derlei Irritationseffekte beeinträchtigen immerhin nicht das Erscheinungsbild der Publikation. Beanstandungen, die sich auf Äußerliches beziehen, wären höchstens im Hinblick auf Uneinheitlichkeiten beim Einrücken der Absatz-Anfänge berechtigt: Auffallend häufig wurden solche Einrückungen vergessen (S. 35, 37 f., 51, 57, 96 f., 115, 123), obwohl sie den Layout-Prinzipien nach offenkundig gewollt waren. Noch gründlichere Blicke auf jede einzelne Seite hätten ferner zur rechtzeitigen Entdeckung einiger unschöner Silbentrennungsfehler führen können. Ebenso von Nutzen gewesen wären sie beim Literaturverzeichnis, in welchem die Falschschreibung (S. 236) des im Textverlauf zuvor stets korrekt zu lesenden Namens Tomas Venclova nicht die einzige Verfremdung eines Personen- oder Eigennamens ist, sondern daneben zum Beispiel aus der „Neuen Zürcher“ die „Neue Züricher Zeitung“ wird (S. 240). Im Personenregister taucht der Name Tomas Venclova wieder korrekt auf, während viele andere im Buch erwähnte Personen (ein Beispiel: der bekannte Baumeister Glaubitz, von dem oben schon die Rede war) komplett fehlen. Der Tadel schließlich,

dass mehrfach (S. 103, 166) auch Verstöße gegen die Grundregel vorkommen, nach der Überschriften im Inhaltsverzeichnis und auf der späteren Buchseite exakt – bis ins Formale – übereinstimmen sollten, möge den Machern des Bandes unter anderem deswegen nicht erspart bleiben, weil eine rundum akzeptable Schreibweise für den breit thematisierten Grüttas-Park bei Druskininkai *weder* in der Überschrift auf S. 166 *noch* im Inhaltsverzeichnis geglückt ist.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die beim vorliegenden Buch getroffene Entscheidung, von Autorensseite erst im Nachwort indirekt den begrenzten Umfang eigenen Fachwissens zum betrachteten Thema offen zu legen, zwar sicherlich legitim ist; jedoch wird sie nicht dadurch legitimer, dass dem Leser bereits zuvor diverse Gründe für Zweifel an der Versiertheit des Autorenteam geliefert werden. Vereinzelt lassen leider sogar fragwürdige Zahlenangaben entsprechende Zweifel aufkeimen – etwa wenn es heißt, infolge des Hitler-Stalin-Pakts sei Litauen „wie die anderen baltischen Staaten für 40 Jahre unter sowjetische Herrschaft“ gefallen (S. 156). Bei Themengebieten der ostmitteleuropäischen Geschichte, zu denen bislang eher wenig Fachliteratur in westlichen Sprachen verfügbar ist, bedeutet gleichwohl fast jede neu hinzukommende Publikation eine gewisse Bereicherung; und so sollte auch von dem Gemeinschaftsprojekt der Münchner Studierenden nicht mit übertriebener Schärfe Gegenteiliges behauptet werden, zumal eine für Studierendenverhältnisse alles in allem beachtliche Leistung zustande gekommen ist. Dennoch erscheint es problematisch, dass dieser Band in zahlreichen Bibliotheksregalen mittlerweile Seite an Seite mit dem von Joachim Tauber und Ralph Tuchtenhagen 2008 als „Kleine Geschichte der Stadt“ vorgelegten Buch über Vilnius steht, da nicht jeder, der sich für Litauens Hauptstadt interessiert, beim Anblick der beiden Buchrücken sogleich durchschauen dürfte, wie unterschiedlich seine Erwartungshaltungen bezüglich der Kompetenz der jeweiligen Autoren zu sein haben. Unbehagen bereitet zudem die Vorstellung, Teile der Fachöffentlichkeit könnten den lange beklagten Mangel an deutschsprachigen Übersichtswerken zu Vilnius nunmehr für behoben halten. Die Konstellation auf dem wissenschaftlichen Buchmarkt bleibt vielmehr auch jetzt unbefriedigend, denn die besprochene Veröffentlichung nimmt hier einstweilen einen Platz ein, der einem insgesamt verlässlicheren Werk zugestanden hätte. Raum für die Idee zu dieser Publikation hat freilich das Fehlen einschlägiger Konkurrenzprodukte geschaffen; und wirklich beunruhigt sein müsste man wohl auch nur dann, wenn sie bei Ostmitteleuropa-Interessierten fortan als Standardwerk gelte. Würde ihr ein derartiges Prestige zuteil, so wäre der Schaden allerdings ein doppelter: Dann nämlich müsste man nicht nur mit einer weiten Streuung der in ihr enthaltenen Fehlinformationen rechnen, sondern brächte womöglich auch manchen besser mit Vilnius und dessen Gedächtniskultur vertrauten Historiker von Überlegungen ab, hierzu etwas Eigenes in Buchform niederzulegen. Zu hoffen bleibt somit, dass durch das jetzt in München realisierte Buchprojekt keine anderen mittelfristig verhindert oder erschwert worden sind.

Andreas Fülberth, Kiel

Liene Lauska: Pēteris Ērmanis und Jānis Jaunsudrabiņš. Die soziale und kulturelle Integration lettischer Schriftsteller in Lettland und im deutschen Exil, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 2011, 345 S.

Nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit konnte sich im Baltikum ein Interesse verwirklichen, welches auch in den vorangehenden Jahren immer bestanden hatte – das Interesse an der Literatur und an den Literaten des Exils. Es erschienen eingehende literaturwissenschaftliche Studien, etwa von Viktors Hausmanis, Inguna Daukste-Silasproģe oder Juris Rozītis, ebenso wie kulturhistorische Untersuchungen, z.B. von Wolfgang Jacobmeyer oder Christian und Marianne Pletzing. In dieser Reihe steht nun auch die zu besprechende Arbeit von Liene Lauska, in der sich die Autorin mit dem Lebensweg zweier lettischer Exilschriftsteller auseinandersetzt: mit dem 1893 geborenen Jānis Jaunsudrabiņš und dem 16 Jahre jüngeren Pēteris Ērmanis. Entsprechend ihrem literatursoziologischen Ansatz stellt die Untersuchung eine Art Bindeglied zwischen den soeben genannten Forschungsbereichen dar.

Die Biografie der beiden Autoren weist deutliche äußere Parallelen auf: Aufgewachsen in der Republik Lettland, hatten sich beide bereits als Schriftsteller etabliert, bevor sie nach Deutschland flüchten mussten. Anders als viele andere lettische Flüchtlinge sind sie auch bis zu ihrem Lebensende in Deutschland geblieben. Allerdings war ihr Wirkungsgrad durchaus unterschiedlich: Der Prosaautor und Dramatiker Jaunsudrabiņš war deutlich erfolgreicher als der Lyriker Ērmanis.

Das erste Kapitel ihrer Untersuchung widmet Lauska allgemeineren bzw. vorbereitenden Fragestellungen. Am Beginn steht die Darstellung der (zugänglichen) Quellen und die Diskussion insbesondere der Frage, ob und wie weit autobiografische Quellen faktisch verwertbar seien. Es folgen kurze Hinweise zum Forschungsstand sowie einige Kommentare zur Struktur der vorgelegten Arbeit. Ausführlich referiert wird unter Berufung auf Jacobmeyer, Daukste-Silasproģe u.a. über die Lebensumstände der Flüchtlinge im Nachkriegsdeutschland, die Organisation und Verwaltung in den einzelnen DP-Lagern, über die zuständigen Behörden, die Struktur des lettischen Exils (1.5 „Geschichtliche und soziale Rahmenbedingungen der lettischen Exilgesellschaft“).

In den Kapiteln 2 und 3 werden die Biografien von Pēteris Ērmanis (S. 55-147) und Jānis Jaunsudrabiņš (S. 149-283) getrennt voneinander aufgerollt. Dabei nimmt Lauska die weitere Gliederung und Kapiteleinteilung vorwiegend nach geografischen bzw. chronologischen Kriterien vor. Kindheit und Jugend, die künstlerische Entwicklung und Etablierung in Lettland sowie die persönlichen Lebensumstände und die familiäre Situation werden nachgezeichnet. Besonders detailliert geschieht dies im Hinblick auf Jaunsudrabiņš, über den ja umfangreiches biografisches und autobiografisches Material vorliegt. Wie Lauska darlegt, konnte Jaunsudrabiņš bereits seit dem Jahr 1905, also mit 28 Jahren, erste Erfolge verzeichnen. Er gewann zusehends an Bekanntheit, und dies auf beiden Schienen seiner künstlerischen Tätigkeit: als Schriftsteller und als Maler, beides nach und nach auch schon mit beachtlichem finanziellen Erfolg. Im Folgenden zeichnet Lauska die Entwicklung dieser Jahre nach. Man findet Material über die ersten bedeutenden Ausstellungen, an denen Jaunsudrabiņš teilnahm bzw. die ihm allein gewidmet waren. Aus seinem schriftstellerischen Werk werden einzelne Publikationen genannt. Aufschlussreich ist die Rezeption, zeigt sie doch, dass Jaunsudrabiņš' Werke auch noch ein Jahrhundert nach ihrem Erscheinen in der Literaturwissenschaft Widerhall finden. Gleichwohl war die Reaktion auf seine frühen Werke zum Zeit-

punkt ihrer Publikation durchaus kritisch. Als bildender Künstler dagegen war Jaunsudrabiņš in dieser Phase äußerst produktiv und stieß auf überwiegend positive Reaktionen.

Die Jahre von 1915–1918 verbrachte der Künstler, wie Lauska im weiteren Verlauf schildert, im Kaukasus, auf der Flucht vor den Auswirkungen des Ersten Weltkriegs, um sich dann unter dem Druck der dort herrschenden Verhältnisse zur Rückkehr nach Lettland zu entscheiden. Ungeachtet der räumlichen Entfernung konnte er aber immer einzelne Texte publizieren; sein von ihm selbst akribisch zusammengestelltes Schriftenverzeichnis weist in keinem einzigen Jahr eine Lücke auf, weder im Ersten noch im Zweiten Weltkrieg. Es wäre interessant zu untersuchen, ob und wie sich die großen politischen Umbrüche, die er in seiner langen Schaffensperiode erlebt hat, auf seine künstlerische Arbeit ausgewirkt haben – und dies über den rein thematischen Aspekt hinausgehend. Lauska orientiert sich in ihrer Kapiteleinteilung an der Weltgeschichte, indem sie ihrem folgenden Kapitel den Zeitabschnitt vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Flucht 1944 zugrunde legt. Am Beginn dieser Phase steht auch eine wichtige Veränderung im persönlichen Leben des Künstlers, der Tod seiner ersten Frau und die unmittelbar danach anschließende erneute Heirat. Dieser damals als skandalös empfundene Aspekt seiner Biografie bietet Lauska Anlass zu Erwägungen über mögliche traumatisierende Erfahrungen in der Kindheit. In diesem Zusammenhang werden auch die dritte und vierte Ehe des Künstlers erörtert.

Im gleichen Kapitel diskutiert Lauska eine weitere wichtige Facette in Jaunsudrabiņš' Leben – sein ambivalentes Verhältnis zur politischen Macht im sowjetisch besetzten Lettland. Wie es scheint, hat sich der Autor mit den Verhältnissen recht gut arrangiert: Er wurde in den Schriftstellerverband aufgenommen und konnte nach wie vor publizieren. In diesem Zusammenhang spricht Lauska ein weiteres heikles Thema an. Jaunsudrabiņš hat einen als Märchen titulierten Text verfasst, der eine Verherrlichung der Sowjetordnung darstellt und dessen für den Juli 1941 vorgesehene Veröffentlichung nur durch die kurz zuvor erfolgte deutsche Besetzung Lettlands verhindert wurde. Noch komplizierter wird eine Einschätzung seiner Position, wenn man eine bereits im Exil 1945 publizierte Fassung dieses Textes betrachtet, die inhaltlich im Wesentlichen identisch ist, jedoch die geschilderten paradiesischen Zustände in einem freien, unabhängigen Lettland verortet. – Wie ist dieser Text zu bewerten? Handelt es sich bei ihm um eine einmalige Entgleisung, oder trägt seine Analyse zur Interpretation des Gesamtwerkes bei? Hier wäre eine tiefere Untersuchung nötig.

Nach der Flucht begann das Exil für Jaunsudrabiņš mit der Ankunft in Danzig, gefolgt von kürzeren Aufenthalten in verschiedenen westfälischen Orten, bis er sich schließlich in Körbecke am Möhnesee niederlassen konnte, wo er bis zu seinem Tod lebte. Lauska zeichnet diese Lebensabschnitte geografisch und chronologisch gegliedert nach, wobei sie sich auf umfangreiches Quellenmaterial stützen kann. Dabei stehen die Jahre im DP-Lager in Greven nicht nur für eine beginnende Integration des Künstlers in Deutschland, sondern sie geben ihm auch die Chance, sich in der lettischen Exilgemeinschaft zu vernetzen und zu verwurzeln. Wie Lauska schildert, war Jaunsudrabiņš bei seinen Landsleuten als Autor und Künstler hoch angesehen; die lange Liste von Veranstaltungen, die mit ihm oder ihm zu Ehren durchgeführt wurden, zeugt von großer Wertschätzung. Detailliert listet Lauska ferner auf, welche Einzeltitel und Ausgaben Jaunsudrabiņš während seiner Grevenener Zeit publizieren konnte. Die Schriftenaufzählung gibt auch einen Einblick in die damalige Verlagslandschaft und die Höhe der gezahlten Honorare. – Waren während dieser Periode im DP-Lager die Kontakte des Künstlers ausschließlich auf die lettische Exilgesellschaft

beschränkt? Oder hatte er als Schriftsteller bereits professionelle Verbindungen zu deutschen Autoren geknüpft? Lässt sich feststellen, ob die kulturellen Veranstaltungen auch von nicht-lettischen Bewohnern des Lagers Greven frequentiert wurden, also von Litauern oder Polen? Derartige Fragen stellen sich besonders vor dem Hintergrund, dass Jaunsudrabiņš aufgrund seiner familiären Situation – sein Schwiegersohn war Deutscher – ja auf einen unmittelbaren, privaten Zugang zur deutschen Leserschaft zurückgreifen konnte, wodurch ihm die Akklimatisierung im Exilland deutlich leichter gefallen sein dürfte, als anderen lettischen Flüchtlingen. Diese familiäre Verknüpfung hat sich jedoch vermutlich erst in der Zeit ausgewirkt, als Jaunsudrabiņš bereits das Grevener Lager verlassen und eine Bleibe am Möhnesee gefunden hatte. Dort nun war ihm ein selbstbestimmtes, nicht von den alltäglichen Einschränkungen des DP-Lagers geprägtes Leben möglich, das ihn zugleich der Zwangsgemeinschaft mit den anderen Flüchtlingen enthob. Lauska legt im Folgenden dar, welche Schriften literarischer oder publizistischer Natur Jaunsudrabiņš in seiner Körbecker Zeit, also von 1948 bis zu seinem Tod 1962 veröffentlichen konnte. Eingehend werden auch wieder Veranstaltungen beschrieben, an denen der Schriftsteller teilnahm, nicht zuletzt auch die verschiedenen Jubiläumsfeiern des nun schon betagten Autors. Es ist interessant, dass seine Wirkung nun über den Kreis der lettischen Flüchtlinge hinaus auszustrahlen beginnt: Einzelne Texte erscheinen in deutscher Übersetzung in der lokalen Presse oder werden bei literarischen Abenden gelesen; es kommt zu Treffen und Veranstaltungen mit deutschen Literaten und bildenden Künstlern. Dass Jaunsudrabiņš sozusagen auch im „offiziellen“ Deutschland angekommen ist, lässt sich daran ablesen, dass ihn zu seinem 85. Geburtstag auch Gratulationen des deutschen Schriftstellerverbands sowie des Bundespräsidenten erreichen.

Dem Verhältnis des Künstlers zur deutschen Gesellschaft widmet Lauska ein eigenes Unterkapitel, wobei sie eine literarisch-künstlerisch interessierte Gesellschaft meint. Dieser Abschnitt schildert die Kontakte zu verschiedenen deutschen Kulturschaffenden, wobei deren Interesse eher dem Schriftsteller als dem Maler Jaunsudrabiņš galt. Wie Lauska darlegt, war dieser Austausch ein wichtiger Schritt in Richtung Integration: Lokale Zeitungen druckten seine Gedichte und Artikel über ihn, der Rundfunk interessierte sich für ihn, und er wurde zu literarischen Treffen mit deutschen Schriftstellerkollegen eingeladen. Seine Bemühungen, bestimmte literarische Werke in deutscher Sprache als Buch herauszubringen, blieben allerdings erfolglos. Lauska beruft sich in diesem Zusammenhang auf die Archivmaterialien, die das Jānis Jaunsudrabiņš-Museum im Lettischen Zentrum Münster verwahrt. Unter anderem sind dies Briefe verschiedener Verleger, in denen sie eine Publikation ablehnen. Eine eingehende Würdigung der eingereichten Manuskripte und der diesbezüglichen Korrespondenz könnte vielleicht eine besondere Facette des Künstlers und seines Werks aufdecken. Aus welchen Gründen – abgesehen von der mangelnden Qualität der vorgelegten Übersetzungen – waren die Verleger überzeugt, dass die Texte nicht für eine Veröffentlichung in Deutschland geeignet waren? Immerhin waren es Werke, die in Lettland durchaus Erfolg hatten. Was unterscheidet also das deutsche vom lettischen Leserpublikum?

Die folgenden Abschnitte reißen weitere Bereiche an: die Haltung des Autors gegenüber seiner deutschen Umgebung, seine Position im Exil, insbesondere seine Rolle für junge Literaten; ferner Publikationen, Vertonungen und Übersetzungen seiner Gedichte und schließlich auch die nachgewiesenen Vereinsmitgliedschaften.

Einen wichtigen Baustein zum Lebenswerk und zur Charakteristik des Schriftstellers stellt seine Haltung gegenüber dem sowjetischen Lettland dar. Obwohl Jaunsudrabiņš das

Land unter dramatischen Umständen verlassen hatte, und obwohl er von der offiziellen sowjetisch-lettischen Kulturpolitik zunächst als Verräter und Verbrecher gebrandmarkt wurde, war der Kontakt offensichtlich nicht auf Dauer unterbrochen. So hat er sich dann auch gegenüber den von sowjetlettischer Seite nach 1953 vorgenommenen Vorstößen nicht verschlossen. Zu einer tatsächlichen Rückkehr in das Land seiner Geburt konnte er sich zwar nicht entschließen, jedoch stimmte er der Publikation mehrerer seiner Werke zu. Für viele Letten im Exil machte er sich damit angreifbar; sein Übereinkommen mit den sowjetischen Kulturbehörden wurde als Verrat kritisiert. Der überwiegende Teil der Exilgesellschaft lehnte jegliche Zusammenarbeit mit sowjetischen Einrichtungen kategorisch ab. Dass Lauska sich diesem Thema in einem besonderen Abschnitt widmet, entspricht der Tragweite dieser Entscheidung.

Während die Quellenlage bei Jaunsudrabiņš recht komfortabel ist, erschließt sich die Persönlichkeit des zweiten behandelten Autors erst mit größerer Mühe. Zwar war auch Ērmanis ein in der exillettischen Gesellschaft gern gelesener Schriftsteller, aber die Wirkung von Jaunsudrabiņš erzielte er nicht. Auch konnte er nicht wie dieser eine erhebliche Zahl von Publikationen aufweisen, erst recht nicht in Sowjetlettland, dem gegenüber er sich zeitlebens verweigerte. Dieser Umstand führt dazu, dass hier deutlich weniger Material zur Verfügung steht. Es ist verdienstvoll, dass Lauska die unveröffentlichten Archivmaterialien aus dem Ērmanis-Museum im Lettischen Zentrum Münster gesichtet und für ihre Studie ausgewertet hat. So gelingt es, ähnlich wie bei Jaunsudrabiņš auch die Lebensstationen von Ērmanis nachzuzeichnen.

Eine Zusammenführung der beiden einzelnen Biografien nimmt Lauska im vierten Kapitel ihrer Untersuchung vor, indem sie eine Reihe von für die Persönlichkeit der Autoren bedeutenden Mosaiksteinen abgleicht: z.B. die Prägung des Charakters durch Kindheitserlebnisse, die materielle Situation im Exil, der Erfolg beim Publikum usw. Hier thematisiert sie auch die wechselseitige Wertschätzung der beiden Autoren, die sich nie persönlich begegnet sind. Aus diesen Ausführungen kann man den Schluss ziehen, dass die Affinitäten zwischen den beiden eher gering sind, wenn man von ihrer grundsätzlich vergleichbaren äußeren Situation absieht.

Es ist verdienstvoll, dass Lauska zahlreiche Fakten und Informationen zusammengetragen hat. Insbesondere gilt das auch für die schwer zugänglichen, unveröffentlichten Quellen. Es wäre allerdings eine genauere Prüfung und kritischere Auswahl der Informationen im Hinblick auf ihre Relevanz wünschenswert gewesen. Die umfangreichen, mitunter viele Dutzend Einzelpositionen umfassenden Aufzählungen und Listen wären zudem in einem Anhang gut aufgehoben gewesen, nicht im eigentlichen Korpus der Arbeit. Dort wäre dann die eigentliche Fragestellung der Arbeit mehr zu ihrem Recht gekommen. Stellenweise sind Wortwahl und Formulierungen unglücklich und hätten einer Überarbeitung bedurft, wenn etwa die Rede von einem „heftigen“ Schreibstil (S. 215) oder einer „literarisch ‚angehauchten‘ Kindheit“ (S. 56) ist.

Lauska macht am Beispiel zweier Schriftsteller die Lebenserfahrungen der lettischen Displaced Persons nachvollziehbar. Sie vermittelt einen Einblick in die Lebenswirklichkeit der Nachkriegsjahrzehnte in Deutschland, in die Widersprüche und Brüche im Leben der Autoren, welche bezogen auf die lettische Exilgemeinschaft Insider waren, im Verhältnis zur deutschen Umgebung dagegen Außenseiter, die sich nicht oder nur mühsam integrierten.

Magdalene Huelmann, Münster

Hiram Kümper (Hrsg.): Historikerinnen. Eine bibliographische Spurensuche im deutschen Sprachraum mit einer Einführung von Angelika Schaser, Kassel: Stiftung der Deutschen Frauenbewegung 2009, 269 S.

Mit dem vorliegenden bibliografischen Nachschlagewerk wird die These widerlegt, dass die Geschichtswissenschaft ohne Historikerinnen ausgekommen sei. Hiram Kümper, der Herausgeber der 2009 in der „Schriftenreihe des Archivs der deutschen Frauenbewegung“ als Band 14 publizierten Bibliografie „Historikerinnen“, dokumentiert auf über 200 Seiten die nicht bestreitbare Präsenz von Frauen in der historischen Disziplin. Kümper bestätigt mit der Bibliografie zugleich die überwiegend einseitige Ausrichtung einer Wissenschaft im Umgang mit ihrer Vergangenheit.

Die vorliegende Sammlung umfasst alle Frauen, „die mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft, das heißt vor allem durch die Arbeit mit historischem Quellenmaterial, Vergangenes in Worte gefasst haben“ (S. 7). Mit dieser verständlicherweise weit gefassten Definition von Historikerinnen gelingt es dem Herausgeber, die an der Universität tätigen, aber eben auch die außerhalb der akademischen Laufbahn agierenden Frauen zu erfassen, deren Zahl eben nicht unerheblich war.

Eine zeitliche Begrenzung wird bei dieser Zusammenstellung nicht gesetzt. So findet Hrotsvit von Gandersheim (geb. ca. 935) als eine der ersten Historikerinnen Aufnahme, eingetragen werden aber auch jüngst verstorbene Frauen des Faches. Noch lebende, d.h. zeitgenössische Historikerinnen werden hingegen ausgeklammert.

„Historikerinnen. Eine bibliographische Spurensuche“ – der hier gewählte Titel verspricht weit weniger, als im Buch verwirklicht wurde. Neben den bibliografischen Angaben sind es v.a. auch biografische Ausführungen zu den einzelnen Personenindizes, die das Nachschlagewerk erst vervollständigen. Dass es sich bei dem Zusammentragen von Personendaten hingegen – und in diesem speziellen Fall erst recht – immer nur um eine „Spurensuche“ handeln kann, liegt auf der Hand. Ein Anspruch auf Vollständigkeit kann, insbesondere bei einem Pionierprojekt, für das nur wenige Forschungsarbeiten vorliegen, daher kaum erhoben werden und von keinem nach Informationen Suchenden erwartet werden. Dennoch gelang es Kümper – weit umfangreicher, als die geschilderten Befürchtungen des Herausgebers vermuten lassen – mit Hilfe zahlreicher Autoren, für eine sehr große Zahl an Einträgen den jeweiligen oder die jeweilige Spezialist/in zu finden.

Dass der Anteil an Frauen in biografischen Nachschlagewerken bislang verschwindend gering gewesen ist, ist mit Blick auf die akademischen Möglichkeiten von Frauen – jedenfalls für die ältere Geschichtswissenschaft – durchaus erklärbar. Denn was liegt näher, als die bereits in wissenschaftlichen Institutionen verankerten und damit gut zu dokumentierenden Historiker (und hier handelte es sich wirklich bis weit in das 20. Jahrhundert hinein um männliche Vertreter des Faches) in biografische Lexika aufzunehmen.

Angelika Schaser geht in ihrem Geleitwort mit knappen Worten auf die weiteren Gründe für die geringe Rezeption von Historikerinnen ein: die fehlende berufliche Anerkennung, die dazu führte, dass Historikerinnen nach ihrer Promotion aus dem universitären Betrieb ausschieden; sowie zweitens, dass ein ausschlaggebendes Kriterium für die Aufnahme in Nachschlagewerken in der Vergangenheit in der Habilitation bestand. Betrachtet man aber die akademischen Aufstiegsmöglichkeiten von Historikerinnen, wird die geringe Präsenz von Frauen in biografischen Nachschlagewerken deutlich, denn die erste Lehrstuhlberufung

einer Frau erfolgte erst nach 1945. Die trotzdem auch nach 1945 weiterhin geringe Zahl an eingetragenen Historikerinnen bewertet Schaser als Ergebnis von weiterhin bestehenden Machtstrukturen innerhalb des Faches.

Wie bereits angesprochen, wird in dem vorzustellenden Nachschlagewerk auf diese verengte Perspektive auf akademische Institutionen in der Form verzichtet, dass allein die akademische Bildung nicht als die einzige „Qualifikation“ für eine Aufnahme in das vorliegende Lexikon ausreicht. In „Historikerinnen“ wird die eigene Verortung als Historikerin als Maß gebendes Kriterium herangezogen – wenngleich auch dieses Einschlusskriterium nicht ganz unproblematisch zu werten ist. Denn wie und auf welche Art definierten und definieren sich Historikerinnen? Eine Frage, die sich insbesondere für Frauen stellt, die wie die bereits genannte Hrotsvit von Gandersheim Jahrhunderte vor der Etablierung einer annähernd vergleichbaren Fachrichtung wirkten. Auf der anderen Seite kann nur eine solche Unschärfe zu einem möglichst weiten Suchspektrum führen und zu einem Überdenken des Begriffes „Historikerin“ anregen. Und so zeichnet sich in „Historikerinnen“ das breite Wirkungsspektrum historisch arbeitender Frauen von „Nachlassverwalterin“ (S. 66), „Schuldirektorin“ (S. 165) über „Habsburgische Kammerfrau. Chronistin“ (S. 124) bis hin zur „Medizinhistorikerin“ (S. 66) ab.

Die Länge der Einträge pro Frau ist unterschiedlich und variiert (zwischen zwei bis zu fünf Seiten) entsprechend der Überlieferungslage. Nach Nennung der beruflichen Einordnung sowie dem Geburts- und Todestag folgt in jedem Eintrag eine kurze biografische Skizze der Person. Gesondert werden dann die „Werke“, z.T. separat mit Übersetzungen und Bibliografien genannt, sodann schließen die „Literatur“-Angaben zu der Person an. In seltenen Fällen endet der Eintrag mit dem Verweis auf den „Nachlass“.

Dem biografischen Hauptteil des Lexikons folgt ein zweiter, kurzer Teil, in dem „Kurzbiographien zu weiteren Historikerinnen“ von Julia Koch und Hiram Kümper zusammengetragen wurden. Dieser als „Stoffsammlung“ (S. 232) verstandene Teil ergänzt mit knappen 100 Einträgen die ausführlicheren Aufnahmen des Hauptteils. Im Gegensatz zu den „berühmteren“ Frauen des Hauptteils fehlen für die Frauen der „Stoffsammlung“ Quellen, Forschungen oder Bearbeiter, so dass hier auf weitere Ausführungen verzichtet werden musste.

Durch die Zweiteilung der Sammlung wird deutlich, wie wenig erschlossen und wie ausbaufähig das Projekt „Historikerinnen“ als Nachschlagewerk war und ist. Zu wünschen bliebe daher nur, dass dem gelungenen ersten Schritt ein zweiter – vielleicht sogar in einer elektronischen Ausgabe – folgen wird.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Jānis Stradiņš: Zinātnes un augstskolu sākotne Latvijā [Der Beginn von Wissenschaft und Hochschule in Lettland], Rīga: Latvijas Vēstures Institūta Apgāds 2009, 640 S., zahlr. Abb.

Wissenschaftsgeschichtliche Forschungen haben derzeit in Westeuropa Konjunktur. Bei dem vorzustellenden Buch von Jānis Stradiņš handelt es sich jedoch nicht um ein Zugeständnis an aktuelle Forschungsfragen, denn dieses Buch ist über die Jahrzehnte „gewachsen“, und so konnten hier ältere und neuere Forschungsergebnisse zusammengetragen werden.

Mit dem weit über 600 Seiten gewichtigen Werk „Der Beginn von Wissenschaft und Hochschulen in Lettland“ legt Stradiņš die wohl umfassendste Monografie zur Entwicklung des Hochschulbildungswesens auf dem Territorium des lettischen Staates vor. Sowohl der Umfang als auch die – bereits erwähnte – lange und intensive Beschäftigung mit dem Thema führen dazu, dass der Band schon kurz nach seinem Erscheinen als das „Lebenswerk“ des lettischen Historikers gehandelt wird.¹

Regional nimmt Stradiņš v.a. Riga und Jelgava, über die Grenzen des heutigen lettischen Staates hinaus aber auch Tartu, Vilnius und St. Petersburg in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Diese Fokussierungen liegen nahe, denn gerade diese Räume bzw. die in ihnen verankerten Institutionen waren es, von denen Bildungsimpulse ausgingen und in denen Bildungsinitiativen verwirklicht wurden.

Den Zeitrahmen der Untersuchung bilden das 13. bis 19. Jahrhundert. Stradiņš stellt damit klösterliches Leben an den Beginn von Wissenschaft und Hochschulbildung; die Gründung der Polytechnischen Schule in Riga markiert für ihn den Abschluss einer Entwicklung, die in die erste institutionelle Umsetzung einer Hochschulkonzeption mündet. Zeitlich enden die Ausführungen des Verfassers damit im Jahr 1862.

Diesen ausgesprochen weiten zeitlichen Rahmen von über fünf Jahrhunderten durchbricht Stradiņš mit den allgemein bekannten Zäsuren von 1561, 1721 und 1800, die er zugleich als erste Gliederungspunkte in dem chronologischen Aufbau seiner Publikation verwendet. Die folgenden Kapitel der Monografie werden sodann nach thematischen Gesichtspunkten unterteilt: Im vierten Kapitel wendet sich der Verfasser Jelgava als Zentrum der Wissenschaften vom 18. bis zum 19. Jahrhundert zu, während im folgenden fünften Kapitel Riga die zentrale Funktion als naturwissenschaftliches Zentrum für das 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts zugewiesen wird. In Kapitel sechs stehen Gesellschaften und Vereine in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Vordergrund. Ein gesondertes Kapitel wird der Dorpater Universität im 19. Jahrhundert gewidmet. Mit dem „Rückblick auf den Beginn der Letonika“ enden die Untersuchungskapitel. Im umfangreichen Anhang werden eine chronologische Übersicht der wichtigsten Ereignisse im Wissenschafts- und Hochschulbildungswesen angeführt, eine tabellarische Übersicht aller aus „Lettland“ stammenden Mitglieder der Petersburger Akademie der Wissenschaften sowie – ebenfalls tabellarisch – wissenschaftliche Vereinigungen samt Gründer und Publikationen vorgestellt.

Wie weit gefächert Stradiņš' Begriff von Wissenschaft ist, belegt die thematische Breite des Bandes. Wissenschaft und wissenschaftliche Entwicklungen vollziehen sich nach Stradiņš nicht nur in Technik, Geisteswissenschaft und Kultur, sie sind auch außerhalb der „Fachdisziplinen“, in der Gesellschaft auszumachen. Folgt man dem Verfasser, so werden diese Spuren vor allem in Vereinen bzw. Gesellschaften sichtbar.

Neben Institutionen bezieht Stradiņš auch die von Einzelpersonen ausgehenden Impulse in seine Arbeit mit ein. Dass bei der Aufzählung wissenschaftlicher Innovationen auf den ersten Blick Mitglieder der deutschen Minderheit ein so großes Gewicht erhalten, stellt der Verfasser in den Zusammenhang mit einem deutsch geprägten Gesellschafts- und eben auch Bildungssystem. In der untersuchten Region war bis weit in das 19. Jahrhundert hinein Hochschulbildung ein Vorrecht für gesellschaftlich „führende“ Bevölkerungsschichten, vor

1 Dies auch in deutschsprachigen Rezensionen, so u.a. in Mitteilungen aus baltischem Leben 56 (2010), Nr. 2, S. 7.

allem der deutschen Minderheit. Dass in Folge dessen die Titularvölker bis ins späte 19. Jahrhundert nahezu spurlos auch in der Historiografie der Bildungsgeschichte blieben, wird als ein Umstand gewertet, auf den der Verfasser zu Beginn seiner Darstellung in der „kurzen historiografischen Übersicht“ eingeht. Dies ist zugleich das Kapitel, in dem quellenkritische Überlegungen mitgeteilt werden. Hier umreißt Stradiņš den problematischen Umgang mit den deutschen Quellen und der deutschen Geschichtsschreibung als Ganzes, auf die er deshalb lediglich aufgrund ihres „faktologischen“ Wertes zurückgreift. (S. 41-56) Neben diesen (von Deutschbalten erstellten) historiografischen, biografischen und bibliografischen Nachschlagewerken beruhen die Studien des Verfassers auf (Hoch-)Schulschriften, Vereinschriften und weiteren Dokumenten, hier v.a. auf zeitgenössischen Berichten zur Bildungssituation der Region. Auf lettischsprachige Quellen kann sich der Verfasser – wie erwähnt – erst ab den 1870er Jahren beziehen, als der Zugang zu Bildung zunehmend egalisiert wurde.

Stradiņš hat mit seinem Buch die lang ausstehende Übersichtsdarstellung zur Entwicklung von Wissenschaft und Hochschulbildung geliefert. Was er jedoch nicht getan hat, ist eine Neuinterpretation der Geschichte entlang von Zäsuren im Bildungswesen. Für ihn bleiben die Epochengrenzen die Eckpfeiler für die Einordnung seiner Bildungsgeschichte.

Gelungen ist Stradiņš hingegen der Versuch, Lettland in den europäischen Kulturraum einzugliedern. Mit dem Verweis auf die politische Zuordnung „Eiropa Latvijā un Latvija Eiropā“ (Europa in Lettland und Lettland in Europa, S. 12) zeigt der Verfasser zugleich auch, wie vielfältig und aus welcher unterschiedlichen Räumen Kultur – hier am Beispiel von Bildung – Impulse erhalten kann. Denn die Entwicklung des Hochschulbildungswesens in Lettland wäre ohne die Einflüsse von so zentralen Impulsgebern wie der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, der Universität Tartu oder in geringerem Umfang der Universität in Vilnius undenkbar. Genau darauf zielt der Verfasser ab, wenn er von der „intelektuālā antantē“ (intellektueller Zusammenschluss, S. 13) der (späteren) drei baltischen Staaten spricht.

Gerade dieser Raum-Ansatz macht die Monografie von Stradiņš lesenswert. Denn wie der Verfasser anschaulich belegt, sind Entwicklungen im Bildungsbereich nie ausschließlich nationalstaatlich zu verstehen. Das Beispiel Lettland gewinnt gerade deshalb auch erst unter Berücksichtigung des West-Ost- bzw. Ost-West-Kulturtransfers, als zwischen den kulturellen Zentren Deutschland und Russland stehend, an Bedeutung.

Darüber hinaus veranschaulicht der Verfasser sehr eindrucksvoll, dass die Entwicklung von schulischer Bildung nicht als ein linearer Prozess zu sehen ist, da das Bildungswesen einer Region immer auch staatlich-politischen und sozialen Rahmenbedingungen unterlag und durch die Initiative von Einzelpersonen gestaltet wurde. Indem der Verfasser einen Schwerpunkt auf diese Einzelimpulse legt, wird ersichtlich, dass die Geschichte von Wissenschafts- und Hochschulbildung in dieser Region bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als eine Elitengeschichte gelesen werden kann.

Wenn es auch nur allzu selbstverständlich ist, dass diese von Eliten geprägte Geschichte als eine dominierende Männergeschichte zu verstehen ist, so wäre es doch wünschenswert gewesen, wenn der Autor den Versuch unternommen hätte, die Perspektive auf beide Geschlechter zu erweitern und Wissenschaft sowie Hochschulbildung nicht unhinterfragt als Männergeschichte zu vermitteln. Ein kleiner Exkurs zu den – wenngleich wenigen – Bildungsinitiativen für Frauen hätte das Buch bereichert.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Helge Dauchert: „Anwalt der Balten“ oder Anwalt in eigener Sache? Die deutsche Baltikumpolitik 1991–2004, Berlin: BWV – Berliner Wissenschaftsverlag 2008, 369 S.

„Anwalt der Balten“ oder Anwalt in eigener Sache? fragt Helge Dauchert in der leicht überarbeiteten Fassung seiner Dissertation (Philosophische Fakultät der Humboldt-Universität, 2006), die 2008 erschien und in der die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland gegenüber den baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen zwischen der Wiederherstellung ihrer staatlichen Unabhängigkeit im August 1991 und ihrem NATO- bzw. EU-Beitritt politikwissenschaftlich analysiert wird.

Dauchert geht dabei von der Beobachtung aus, dass die Bundesrepublik Deutschland trotz anfänglicher, historisch-moralisch begründeter weitläufiger Kooperationsabsichten (und hier zitiert er den ersten deutschen Botschafter in Lettland 1991, Hagen Graf Lambsdorff) die „Balten eigentlich immer auf Armeslänge weggehalten“ habe (S. 22) und, das Bonmot des nachmaligen deutschen Außenministers Klaus Kinkel vom „Anwalt der Balten“ zitierend, stattdessen durch eine realpolitische, auf nationale Interessenmaximierung fixierte Großmachtpolitik konterkariert habe.

War Deutschland also ein „Anwalt der Balten“ oder Anwalt in eigener Sache? Zur Klärung dieser Frage analysiert Dauchert nicht nur die traditionellen außenpolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Baltischen Staaten während des Berichtszeitraumes, sondern erweitert seine Untersuchung um das weite Feld der „politischen Kultur“ in den beteiligten vier Staaten, denn „außenpolitisches Handeln folgt [...] keinen quasi naturgesetzlichen Zwängen, sondern spiegelt bestimmte Präferenzen einer politisch verfassten Gesellschaft bzw. ihrer Eliten wider“ (S. 27) – und diese seien eben vor allem kulturell präfiguriert.

Anhand einer Konstellationsanalyse untersucht der Autor das Feld der außenpolitischen Kulturen daher anhand von sechs Analyseschritten:

In einer „Perzeptionsanalyse“ durchmisst er zunächst die wechselseitigen deutsch-baltischen Beziehungen seit Gründung des Ordensstaates Alt-Livland um 1200 bis in die sowjetbaltische Periode nach dem Zweiten Weltkrieg hinein, um abschließend aufgrund dieser historischen Erfahrungen nach der gegenseitigen Wahrnehmung zu fragen. In einem zweiten Schritt, der „Systemanalyse“, stellt er die institutionellen Grundlagen, die Akteure, deren Kompetenzen und Besonderheiten dar, und schließt mit dem Ergebnis, die deutsche Baltikumpolitik sei mehr von „Verwaltung“ als von „Gestaltung“ geprägt (S. 122).

In einem dritten und vierten Schritt beleuchtet er die normativen Grundlagen („Normenanalyse“) der „Bonner“ und „Berliner“ Republik sowie der baltischen Republiken. Dabei berücksichtigt er, dass die Außenpolitik Estlands, Lettlands und Litauens immer auch von Sicherheitsinteressen gegenüber Russland beeinflusst ist und diese wiederum die Beziehungen zu Westeuropa und den USA (EU- bzw. NATO-Mitgliedschaft) prägen.

In zwei abschließenden Analyseschritten beschreibt Dauchert sodann die jeweiligen konkreten außenpolitischen Spielräume („Machtanalyse“), also „Macht und Möglichkeiten“, die auf beiden Seiten aufgrund der politischen, wirtschaftlichen, aber auch militärischen Größe sehr divergent gewichtet seien, sowie das konkrete außenpolitische Verhalten („Verhaltensanalyse“) in den deutsch-baltischen Beziehungen. Letzteres sei gleichzeitig als ein historischer Abriss der deutsch-baltischen Beziehungen zwischen 1991 und 2004 zu verstehen.

In der Schlussbetrachtung kommt der Autor zu dem Fazit, dass die deutsche Baltikumpolitik, indem sie in erster Linie von stabilitätspolitischen Motiven geleitet war, eben keinen Bruch mit der außenpolitischen Kultur der alten Bundesrepublik zugunsten einer neuen Großmachtpolitik dargestellt habe. Anstelle einer genuin „deutschen“ Baltikumpolitik habe die neue Bundesrepublik aber recht rasch aus Rücksichtnahme auf die deutsch-russischen bzw. europäisch-russischen Beziehungen auf eine Multilateralisierung und Einbindung der baltischen Problemlage in gesamteuropäische Bezüge im Rahmen der Politiken der EU, der NATO, des Europarates, des Ostseerates und der OSZE gesetzt. Anstelle einer Integrationsstrategie, wie von den baltischen Partnern gewünscht, habe sich die Bundesregierung in den 1990er Jahren lange auf eine Heranführungsstrategie beschränkt und sei so ihrer Rolle als „Anwalt der Balten“ eben gerade nicht nachgekommen. Angesichts wiederholter russischer Drohgebärden habe man statt auf klare Signale auf die Schaffung institutioneller Substitute gesetzt. So habe Berlin im Grunde die „russische Führung in ihrer Auffassung“ bestärkt, „dass es sich bei Estland, Lettland und Litauen um einen vom Westen anerkannten Bestandteil der russischen Einflussphäre“ im Sinne eines „Nahen Auslands“ handle (S. 327).

Angesichts der gegenwärtigen Versuche Russlands, das Baltikum in Lettland durch Wahlsiege von Putin nahestehenden russischen Parteien, durch Instrumentalisierung auslandsrussischer Volkstumsvereine sowie Initiativen, Russisch als zweite Staatssprache einzuführen, zu perforieren und russische Ansprüche hier innenpolitisch dauerhaft zu etablieren, scheint Daucherts Analyse zwingend: Dem moralischen Impetus vom „Anwalt der Balten“ als Wiedergutmachung der Folgen des gemeinsamen deutsch-sowjetischen Vertragswerkes von 1939 („Hitler-Stalin-Pakt“) folgte eben keine profilierte deutsche Baltikumpolitik, sondern ein Delegieren der Probleme an multinationale Akteure.

Baltische Unabhängigkeit bleibt labil – dies ist eines der kontraproduktiven Ergebnisse einer zögerlichen deutschen Baltikumpolitik über das Jahr 2004 hinaus.

Detlef Henning, Lüneburg

Mati Laur, Karsten Brüggemann (Hrsg.): Forschungen zur baltischen Geschichte, Bd. 4 (2009) und 5 (2010), 362 u. 365 S.

Die „Forschungen zur baltischen Geschichte“ haben seit ihrem Erscheinen im Jahr 2006 ein besonderes Ziel verfolgt: Die Zeitschrift soll deutschsprachigen Lesern die Erforschung der baltischen Geschichte vermitteln. Insbesondere sollen hier Autoren aus den Baltischen Staaten selbst zu Wort kommen, deren Beiträge zum Teil für die Zeitschrift verfasst, zum Teil aus bestehenden Aufsätzen übersetzt werden. Auf diese Weise werden Forschungsergebnisse zeitnah zugänglich gemacht, deren Rezeption sonst spezieller Sprachkenntnisse bedurft hätte. Doch bleibt der Kreis der Autoren nicht auf die baltischen Staaten beschränkt: So basiert etwa Mikael Kristian Hansens Beitrag über die Kalmarer Union auf einer neuen dänischen Magisterarbeit, während Kari Tarkiainens Beitrag über Christian Agricola, der 1583–1586 als Vertreter der schwedischen Kirchenpolitik als Bischof in Tallinn tätig war, eine Übersetzung aus dem Finnischen ist. Neben Esten, Letten und Litauern finden sich außerdem in den hier zu besprechenden Bänden 4 (2009) und 5 (2010) noch ein Deutscher und eine Französin unter den Beitragenden.

Bemerkenswert ist, wie die nationalstaatlichen Grenzen auch inhaltlich eine immer geringere Rolle spielen. Nicht nur der Musikethnologe Morgenstern, der anhand von Musikinstrumenten die ostseefinnischen und slawisch-russischen Austauschprozesse seit dem 8. Jahrhundert beschreibt, konstatiert einen „Überdruß an der ideologischen Ambitioniertheit früherer national argumentierender Konzepte“. Auch andere Beiträge lösen sich von dem nationalen Paradigma. Besonders deutlich, und auch naheliegend, zeigt sich dies in der Zusammenarbeit des lettischen und des estnischen Historikers Gvido Straube und Mati Laur in einem Beitrag über die Bedeutung des Hallischen Pietismus beim Wiederaufbau nach dem Nordischen Krieg. Der Aufsatz – wie die Zeitschrift insgesamt – zeigt, dass Lokalgeschichtsschreibung nicht provinziell sein muss.

Darüber hinaus zeichnen sich auch die beiden neuen Bände – wie schon ihre Vorgänger – durch methodische Vielfalt aus. Politikgeschichtliche Fragestellungen stehen etwa bei Mārīte Jakovļeva im Mittelpunkt, die in ihrer Analyse der Handels- und Grenzkonvention zwischen dem russischen Imperium und dem Herzogtum Kurland von 1783 einen eher unbedeutenden Vertragsabschluss nutzt, um die Methoden der russischen Außenpolitik unter Katharina II. plastisch zu illustrieren. Die Reaktionen der Moskauer Politik gegen den bewaffneten Widerstand in den Baltischen Republiken ab 1944 zeichnet Tõnu Tannberg in gewohnter Gründlichkeit nach und führt überzeugende Gründe gegen die dominante These an, der Kreml habe diesem Phänomen unmittelbar nach dem Krieg noch keine große Aufmerksamkeit geschenkt. Auch Eglė Bendikaitės aufschlussreicher Aufsatz über Zionismus in Litauen stellt den Kampf um Einfluss innerhalb der jüdischen Gemeinde primär als politische Auseinandersetzung dar, wobei die Errichtung der litauischen Republik völlig neue Rahmenbedingungen schuf. Dagegen bewegen sich der Beitrag von Marten Seppel über die schwedische Hungerhilfe in den baltischen Provinzen des 17. Jahrhunderts sowie Anita Čerpinskas Aufsatz über den letztlich durch den Militärgouverneur veranlassten Brand der Rigaer Vorstadt im Jahr 1882 auf einer Schnittstelle zwischen politik- und sozialhistorischer Forschung. Ähnliches lässt sich auch über Madis Maasings gründliche Rekonstruktion des 1532–1536 auf der Insel Saaremaa geführten Bürgerkriegs sagen, der als „Wieksche Fehde“ bekannt ist.

Nichtsdestoweniger machen die beiden Bände der „Forschungen“ deutlich, wie stark sich die baltische Forschung in letzter Zeit kulturwissenschaftlichen Ansätzen und Fragestellungen geöffnet hat. Anti Selart etwa lenkt in seinem Beitrag zum Sieg über Russland bei Narva im Jahr 1558 insbesondere die religiösen Denkfiguren in den Mittelpunkt, in welchen das „Wunder von Narva“ gedeutet wurde. Vivian Siirman nutzt den Nachlass des Superintendenten von Livland, Hermann Samson, für eine faszinierende semiotische Analyse, die neue Einblicke in die soziale Interaktion im frühen 17. Jahrhundert erlaubt. Und auch der Aufsatz des 2009 viel zu früh verstorbene Indrek Jüro über die Autorenschaft eines im Jahr 1800 anonym erschienenen Aufklärungs-Pamphlets zeigt, wie sich gründliche und kleinteilige Quellenkritik mit globalen Einblicken in die unterschiedlichen Konzepte deutschbaltischer Gemeinschaft verbinden lassen. Zuletzt bietet auch Ülle Tarkiaienens weitgehend deskriptiv gehaltener Beitrag über „Die Vermessung von Livland“ zu Beginn des 17. Jahrhunderts viele Anknüpfungspunkte für Gedanken über die Veränderung von grundsätzlichen (Raum-)Konzeptionen.

Ein besonderer Akzent ist in den beiden Bänden auf Fragen der Geschichtsschreibung und Geschichtskultur der baltischen Staaten gelegt. So beleuchtet Wilhelm Lenz Aspekte der

institutionellen und materiellen Grundlagen baltischer historischer Forschung, indem er in einem sehr informierten Beitrag die Odyssee der ausgelagerten Bestände des Revaler Stadtarchivs von 1944–1990 nachzeichnet. Viele andere Beiträge sind stärker kulturhistorisch ausgerichtet und befassen sich mit Phänomenen der historischen Repräsentation und des Erinnerens. Ineta Lipša etwa macht die Analyse eines Erinnerungsfragments des lettischen Historikers Ilgars Butulis zu einem Lehrstück der reflektierten Untersuchung individueller Ego-Dokumente. Dagegen widmet sich Kaspars Zellis in seinem Beitrag über die Erinnerungen an die Schlacht von Cēsis/Wenden den kollektiven Formen und Funktionen historischen Gedächtnisses. Diese Schlacht, die eine zentrale Rolle im estnischen Selbstverständnis einnahm, bevor sie fast völlig aus ihm zu verschwand, steht auch im Mittelpunkt eines pointierten Aufsatzes von Ago Pajur. Er zeigt, wie stark sich geschichtswissenschaftliche Ergebnisse von Geschichtsmysmen unterscheiden können, denn Pajur schreibt der estnischen militärischen Führung eine wesentliche Mitverantwortung für den Ausbruch des Konfliktes zu und betont zudem das zwischen den estnischen und lettischen Akteuren herrschende Misstrauen.

In den Kontext der Geschichtskultur gehört auch Anne Sommerlats Beitrag über die unterschiedlichen Formen der kurländischen Lokalgeschichtsschreibung im Zeitalter der Aufklärung, die sie auf ihre Funktionen, ebenso aber auf ihre personellen Bedingungen hin überprüft. Wie Repräsentationen von Vergangenheit auch in der Machtlegitimation des sowjetischen Staatswesens nie dem Zufall überlassen und immer aufs Neue an die jeweiligen politischen Rahmenbedingungen angepasst wurden, verdeutlichen gleich zwei Beiträge des Bandes: Tiiu Kreegipuu Aufsatz über die Darstellung des Anschlusses der Baltischen Republiken an die Sowjetunion in der Tagespresse 1944–1960 sowie Hiljar Tammelas Beitrag über die minutiöse Planung bei der Auswahl von 2 400 Personen, die zum 10. Jahrestag eben dieses Ereignisses öffentlich ausgezeichnet wurden. Mit diesen Beiträgen wird auch ein medientheoretischer Zugang eröffnet, der auch in dem Beitrag von Zellis über die Schlacht bei Cēsis eine Rolle spielt. Noch expliziter mediengeschichtlich arbeitet Simo Mikkonen in einem spannenden Beitrag zur Rolle des finnischen Radios als alternativer Informationsquelle für die Bewohner Nordestlands und die Bemühungen der Sowjetmacht, seinen Empfang zu unterbinden.

Besondere Formen der Geschichtsschreibung sind Thema einer Debatte über die 1989 in Estland erschienene „Heimatgeschichte“ („Kodulugu“), mit der eine junge, national gesinnte Historikergeneration ein Korrektiv zur sowjetischen Sichtweise schaffen wollte. Dieses Werk wird nun wiederum historisiert und durch Lauri Vahtre, Andrei Hvastov und Lindja Kaljundi einer ebenso provokativen wie erhellenden und vergnüglichen Analyse unterzogen. Durch die unterschiedlichen Perspektiven der Kommentatoren wird die Rückschau auf dieses Stück Geschichtsschreibung selbst zu einer Diskussion über das Konzept der historischen Wahrheit. In solchen Debatten wird die Multiperspektivität, der sich die Zeitschrift als Grundprinzip verpflichtet sieht, als deren besondere Stärke sichtbar. Dies zeigt sich auch in den Kontroversen um Anton Weiss-Wendts fulminantes Buch über die Beteiligung von Esten am Holocaust (Olaf Mertelsmann und Vadim Rõuk) sowie um Björn Felders meinungsstarke Darstellung der Geschichte Lettlands während des Zweiten Weltkriegs (Kaspars Zellis und Olaf Mertelsmann). Hier haben die „Forschungen“ einen Raum geschaffen, in dem wichtige Streitfragen prägnant und auf hohem Niveau diskutiert werden können. Es sind eben solche Diskussionen, die der von beiden Autoren in ihren Repliken kritisierten

nationalen Verengung und wissenschaftlichen Isolation der baltischen Geschichtsschreibung entgegen wirken können.

Mit Berichten und Rezensionen abgerundet, sind damit die letzten beiden Bände der „Forschungen“ Ausweis einer lebendigen und anregenden Forschungslandschaft. Als Plattform für diese, aber auch als Vermittlungsinstanz in den deutschsprachigen Raum, sind sie mittlerweile eine feste Größe.

David Feest, Göttingen

Die Autoren der Abhandlungen

Prof. Dr. Karsten Brüggemann, Tallinna ülikooli Ajaloo instituut, Rüütli 6, 10130 Tallinn, Estland,

e-mail: karsten.bruggemann@tlu.ee

Geboren 1965 in Hamburg, studierte Geschichte und Slavistik (Dr. phil. 1999). Nach einer Gastdozentur am Narva Kolleg der Universität Tartu 2002–2005 und einem DFG-Stipendium 2006–2009 am Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa in Lüneburg arbeitet er seit 2008 als Professor für estnische und allgemeine Geschichte am Historischen Institut der Universität Tallinn. Derzeit schließt er seine Habilitation zur Frage der Legitimationsstrategien russischer Herrschaft über die Ostseeprovinzen ab und bereitet gemeinsam mit Konrad Maier und Ralph Tuchtenhagen ein dreibändiges Handbuch zur baltischen Geschichte zur Publikation vor. Forschungsschwerpunkte: russische und sowjetische Geschichte mit Schwerpunkt auf der Vergangenheit der baltischen Staaten: Revolution und Staatsgründung 1917–1920, Kulturgeschichte des Stalinismus und der poststalinistischen UdSSR, Nationalhistoriografien, Erinnerungskulturen, Geschichte der Freizeit. Seine wichtigsten Veröffentlichungen: Die Gründung der Republik Estland und das Ende des „Einen und Unteilbaren Rußland“, Wiesbaden 2002; Von Sieg zu Sieg, von Krieg zu Krieg. Motive des sowjetischen Mythos im Massenlied der 1930er Jahre, Hamburg 2002; zusammen mit Ralph Tuchtenhagen: Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt, Köln u.a. 2011; als Herausgeber zusammen mit Bradley D. Woodworth: Russland an der Ostsee: Imperiale Strategien der Macht und kulturelle Wahrnehmungsmuster, Köln u.a. 2012 sowie zahlreiche Artikel zur baltischen und russischen Geschichte.

Dr. phil. Carina Gråbacke, Centrum för konsumtionsvetenskap, Göteborgs universitet, Box 606, 405 30 Göteborg, Schweden,

e-mail: carina.grabacke@handels.gu.se

Geboren 1971 in Nykvarn, Studium der Wirtschaftsgeschichte, Kulturgeografie und Betriebswirtschaftslehre an der Universität Göteborg und der Universität Stockholm. Promotion im Fach Wirtschaftsgeschichte im Jahr 2002 an der Universität Göteborg mit einer Dissertation über das Verhalten schwedischer Gewerkschaften unter dem Druck rascher Strukturwandel innerhalb der jeweiligen Bundes-Sektoren während der Periode 1945 bis 1976. 2009 Associate Professor für Wirtschaftsgeschichte an der Universität Göteborg, seit 2010 Dozentin am Zentrum für Konsumwissenschaft mit dem Schwerpunkt: die Rolle der Mode in der Wirtschaft, insbes. die schwedische Bekleidungsindustrie in der Nachkriegszeit. Wichtigste Veröffentlichung: Wenn die Leute einen Urlaub nahmen. Studium der Raisio 1937–1977, Lund 2008.

Prof. Dr. Jörg Hackmann, Institut für Geschichte und internationale Beziehungen, Universität Szczecin, ul. Krakowska 71-79, 71-017 Szczecin, Polen,

e-mail: joerg.hackmann@univ.szczecin.pl

Geboren 1962 in Göttingen, Studium der Geschichtswissenschaft, Germanistik, Slavistik und Politikwissenschaft in Bonn, Berlin und Krakau. 1994 Promotion an der Freien Universität Berlin, 1992–1999 Studienleiter an der Ostsee-Akademie in Lübeck-Travemünde, 2000–

2007 Hochschulassistent für osteuropäische Geschichte an der Universität Greifswald. Dort 2007 Habilitation über „Geselligkeit in Nordosteuropa“, anschließend Gastprofessor in Stettin (2007) und Chicago (2007–2009), seit 2008 DAAD Alfred Döblin-Professor für osteuropäische Geschichte an der Universität Stettin. Vorstandsmitglied des Herder-Forschungsrates. Forschungsschwerpunkte: Historiografiegeschichte, Geschichts- und Erinnerungskulturen in Ostmittel- und Nordosteuropa, Vereinskultur und Zivilgesellschaft in der Ostseeregion. Aktuelle Veröffentlichungen: Vereinskultur und Zivilgesellschaft in Nordosteuropa. Regionale Spezifik und europäische Zusammenhänge. *Associational Culture and Civil Society in North Eastern Europe. Regional Features and the European Context*, Köln u.a. 2012; zusammen mit Klaus Roth: *Zivilgesellschaft im östlichen und südöstlichen Europa in Geschichte und Gegenwart*, München 2011; zusammen mit Marko Lehti: *Contested and Shared Places of Memory. History and Politics in North Eastern Europe*, London 2010.

**Torkel Jansson, Historiska institutionen, Box 628, 751 26 Uppsala, Schweden,
e-mail: Torkel.Jansson@hist.uu.se**

Born 1947 in Ramsjö, Hälsingland. Received PhD in 1982, professor of history in 1989 at Uppsala University, since 2001 inspector for Gästrike-Hälsingland Nation, in 2007 received honorary doctorate from the University of Tartu, member of academies and learned societies in Sweden, Finland, Estonia, Germany. Area of Research: Relationship between rulers and ruled, the state and society in Nordic countries (including the former Baltic provinces) between the French Revolution and the First World War. Last Publications: *Some Reflections on the Concept of “Norden” and Nordic Identification in Time and Space*, in: L. Landgrén, P. Hautamäki (Hrsg.): *People, Citizen, Nation*, Helsinki 2005; *Inwieweit haben sich Schweden und Finnland nach 1809 verloren?*, in: J. Hecker-Stampehl, B. Henningsen u.a. (Hrsg.): *1809 und die Folgen. Finnland zwischen Schweden, Russland und Deutschland*, Berlin 2011; *Ein Dreiecksverhältnis. Einheimische, kontinentale und britische Züge im Verhältnis zwischen Staat, Gemeinden und freiwilligen Vereinen. Balto-Scandinavien im 19. Jahrhundert*, in: Jörg Hackmann (ed.): *Vereinskultur und Zivilgesellschaft in Nordosteuropa. Regionale Spezifik und europäische Zusammenhänge. Associational Culture and Civil Society in North Eastern Europe. Regional Features and the European Context*, Köln u.a. 2012, S. 693-706; editor of *Studia Historica Upsaliensia*, part of *Acta Universitatis Upsaliensis*.

**Anu Järs, M.A., Mõisavahe 42-93, 50708 Tartu, Estland,
e-mail: jaers@erm.ee**

Geboren 1967, Studium der Geschichte und Ethnologie an der Universität in Tartu, Helsinki (1989) und Lund (1994). Forschungsschwerpunkte: Alltagsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, insbes. Tourismus- und Urlaubsgeschichte. Derzeit tätig als Kuratorin am Estnischen Nationalmuseum.

**Tiit Kask, Estonian School of Hotel & Tourism Management EHTe Tallinn office:
Puuvilla 19, 10314 Tallinn, Estland,
e-mail: tiit.kask@ut.ee**

Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Estnischen Hotel- und Tourismusmanagementschule EHTe. Forschungsschwerpunkte: historische Tourismusgeografie, sozio-räumliche Entwick-

lung der Seebäder Estlands, Tourismusmanagement und -entwicklung in Küstenregionen. Aktuelle Veröffentlichungen: Pärnu kuurort 1940–1955. Reis [nõukogude] lüände, Kuurortlinn Pärnu 1940–1988, Pärnu 2009 (S. 39-59); Pärnu kuurort 1956–1988, Reis [nõukogude] lüände, Kuurortlinn Pärnu 1940–1988, Pärnu 2009, S. 88-107; zusammen mit G. Raagmaa: The spirit of place of the West Estonian resorts, in: Norsk Geografisk Tidsskrift – Norwegian Journal of Geography (2010), H. 3, S. 162-171.

Prof. Dr. phil. Wiebke Kolbe, Historiska institutionen, Lunds universitet, Box 2074, 22002 Lund, Schweden,

e-mail: wiebke.kolbe@hist.lu.se

Studium der Geschichtswissenschaft, Germanistik, Skandinavistik und Finno-Ugristik an den Universitäten Kiel, Uppsala und Bielefeld. 1999 Promotion in Neuerer Geschichte an der Universität Bielefeld mit der Dissertation „Elternschaft im Wohlfahrtsstaat. Schweden und die Bundesrepublik im Vergleich 1945–2000“, Frankfurt u.a. 2002, 1999–2004 und 2006–2007 wissenschaftliche Assistentin für Geschlechtergeschichte an der Universität Bielefeld, 2004–2006 Lise-Meitner-Stipendiatin des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen, 2008–2010 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH), 2011–2012 Gastdozentin am Historischen Institut der Universität Stockholm, seit 2012 Professorin für Geschichte an der Universität Lund. Forschungsschwerpunkte: Neuere Geschichte, Tourismusgeschichte, Erinnerungskulturen, Wohlfahrtsstaatsgeschichte, Geschlechtergeschichte. Aktuelle Forschungsprojekte: Geschichte der deutschen Seebäder 1871–1939; Schlachtfeld- und Kriegsgräbertourismus in Ost- und Westeuropa seit dem Zweiten Weltkrieg. Ausgewählte Publikationen: als Herausgeberin: Tourismus. Themenheft WerkstattGeschichte 36 (2004); zusammen mit Christian Noack und Hasso Spode: Tourismusgeschichte(n), Themenheft Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung 8 (2009); La villégiature maritime. Les stations balnéaires allemandes et leurs visiteurs à la fin du XIX^e et au début du XX^e siècle, in: Marc Cluet (Hrsg.): Villégiature à l'allemande. Les origines germaniques du 'tourisme vert' 1850–1950, Rennes 2009, S. 59-77; Deutsche Ostseebäderregionen um 1900 im Vergleich: Von Nordschleswig bis zur Kurischen Nehrung, in: Olga Kurilo (Hrsg.): Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert, München 2009, S. 33-54.

Prof. Dr. phil. Christian Noack, Faculteit der Geesteswetenschappen, Capaciteitsgroep Europese studies, Spuistraat 134, 1012 VB Amsterdam, Niederlande,

e-mail: c.u.noack@uva.nl

Studium der Osteuropäischen Geschichte, Theaterwissenschaften und Slawistik an der Universität zu Köln, 2000 Promotion zum Thema Nationsbildung und Nationalbewegung der Muslime in Russischen Reich, danach Dozent für Osteuropäische Geschichte an der Universität Bielefeld und der National University of Ireland, Maynooth, seit 2011 Associate Professor an der Abteilung European Studies der Universität von Amsterdam. Forschungsschwerpunkte: Geschichte und Gegenwart der Muslime in Russland und Zentralasien, Kultur- und Sozialgeschichte der späten Sowjetunion. Aktuelle Veröffentlichungen im Bereich der Tourismusgeschichte: A Mighty Weapon in the Class War: Proletarian Values, Tourism and Mass Mobilisation in Stalin's Time, in: Journal of Modern European History 10 (2012), H. 2, S. 233-256; „Andere Räume“ – sowjetische Kurorte als Heterotopien. Das Beispiel

Sotschi, in: Karl Schlögel (Hrsg.): *Mastering Russian Space. Raum und Raumbewältigung als Probleme der russischen Geschichte*, München 2011, S. 187-198; *Building Tourism in One Country?: The Sovietization of Vacationing, 1917–41*, in: Eric G. Zuelov (Hrsg.): *Touring Beyond the Nation: A Transnational Approach to European Tourism History*, Farnham 2011, S. 171-195; *Kleines ABC des sowjetischen Tourismus*, in: Frank Böttcher, Cornelia Klauf (Hrsg.): *Unerkannt durch Freundesland. Illegale Reisen durch die Sowjetunion*, Berlin 2011, S. 419-435.

Dr. phil. Cord Pagenstecher, Freie Universität Berlin, Center für Digitale Systeme, Ihnestr. 24, 14195 Berlin,

e-mail: cord.pagenstecher@fu-berlin.de, Homepage: www.cord-pagenstecher.de

Geboren 1965, arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Freien Universität Berlin. Seit 1989 tätig bei der Berliner Geschichtswerkstatt, 1998–2000 bei der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, 2001–2007 bei der Entschädigungsbehörde des Landes Berlin. 2003 Promotion zum Thema: *Visual History des bundesdeutschen Tourismus*. Forschungsschwerpunkte: Tourismusforschung, Nationalsozialismus, Migration, Fotogeschichte. Ausgewählte Publikationen: *Der bundesdeutsche Tourismus. Ansätze zu einer Visual History: Urlaubsprospekte, Reiseführer, Fotoalben, 1950–1990*, Hamburg 2003; *Private Fotoalben als historische Quelle*, in: *Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History* 6 (2009), H. 3, S. 449-463; „Pixi geht wie ein Sofa über die Prachtstraße.“ *Das Auto im deutschen Tourismus der Nachkriegszeit*, in: Johannes Moser u. Daniella Seidl (Hrsg.): *Dinge auf Reisen. Materielle Kultur und Tourismus*, Münster u.a. 2009, S. 263-280; *Der Niedergang des Baedekers. Reiseführer in ‚Wirtschaftswunder‘ und ‚Erlebnisgesellschaft‘*, in: Wiebke Kolbe u.a. (Hrsg.): *Tourismusgeschichte(n). Themenheft Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung* 8 (2009), S. 110-117; *Arkadien, Dolce Vita und Teutonen grill. Tourismuswerbung und das Italien-Bild der Deutschen*, in: Gerhard Paul (Hrsg.): *Das Jahrhundert der Bilder, Bd. II: 1949 bis heute*, Göttingen 2008, S. 178-185; *L’immagine dell’Italia nella pubblicità tedesca del dopoguerra. Il Lago di Garda e la Riviera Adriatica nelle brochure del tour operator Scharnow*, in: Istituto per la Storia del Risorgimento Italiano Napoli (Hrsg.): *Storia del turismo, Annale* 2003, S. 105-136; *The Construction of the Tourist Gaze. How industrial was post-war German Tourism?*, in: Laurent Tissot (Hrsg.): *Construction d’une industrie touristique au 19^e et 20^e siècles. Perspectives internationales. Development of a Tourist Industry in the 19th and 20th Centuries. International Perspectives*, Neuchâtel 2003, S. 373-389; „Das Boot ist voll“. *Schreckensvision des vereinten Deutschland*, in: Gerhard Paul (Hrsg.): *Das Jahrhundert der Bilder, Bd. II: 1949 bis heute*, Göttingen 2008, S. 606-613.

Prof. Dr. Aldis Purs, 6806 27th Ave NE, Seattle, WA 98115, USA,

e-mail: purspetersons@mac.com

1998–1999 Dozent am Vidzeme Universitāts College in Valmiera, Lettland, 2000–2001 Visiting Assistant Professor am Baltic Studies Summer Institute (BALSSI) an der Universität in Iowa und 2001–2002 am Department für Geschichte an der Wayne State Universität in Detroit, MI, 2002–2004 Dozent am Department für Geschichte und Philosophie an der Eastern Michigan Universität in Ypsilanti, MI, 2008–2010 Vize-Präsident der Association for the Advancement of Baltic Studies (AABS). Forschungsschwerpunkt: Moderne Geschichte

Veröffentlichungen des Nordost-Instituts

Bd. 9: Konrad Maier (Hrsg.)

Nation und Sprache in Nordosteuropa im 19. Jahrhundert

2012, 386 Seiten, gb

ISBN 978-3-447-05837-7

38,- €

Im „langen 19. Jahrhundert“ (1789-1914) wurde in der europäischen Geschichte die Begrifflichkeit von „Nation“/„Nationalismus“ endgültig verankert. Die Entwicklung Nordosteuropas war aufgrund der polyethnischen und multilingualen Konstitution des Raumes mit ganz neuen Problemstellungen konfrontiert, und bei der Bestimmung ethnisch-kultureller, politischer oder nationaler Identität spielte Sprache eine eminent wichtige Rolle. Sie diente zur Ausgrenzung anderer, zur Abgrenzung von Minderheiten, drohender Sprachverlust oder Sprachlosigkeit schufen Konfliktpotenziale, Fremd-Sprachen entwickelten sich zu Feind-Sprachen. Monolingualität sollte das „Chaos“ in Ordnung verwandeln, Vielsprachigkeit galt als Gefahr für die mühsam sich entwickelnde nationale Identität.

Dieser Band präsentiert die Beiträge einer wissenschaftlichen Tagung des Nordost-Instituts zum gleichen Thema und bietet darüber hinaus weitere Abhandlungen von internationalen Fachwissenschaftlern. Der zeitliche Rahmen reicht von der Frühen Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert, wobei überwiegend das „lange 19. Jahrhundert“ thematisiert wird. Der geografische Raum reicht vom Preußenland über polnisch-, litauisch- und lettischsprachige Regionen bis in die estnischen/finnischen Siedlungsräume, doch auch Reflexionen über Sprache und Nation in Russland bzw. dem südosteuropäischen Raum erschließen die konfliktreiche Dimension einer europäischen historischen Region.

HARRASSOWITZ VERLAG • WIESBADEN

www.harrassowitz-verlag.de • verlag@harrassowitz.de

Das Thema des nächsten Heftes 2012:

**Deportationen in Stalins Sowjetunion.
Das Schicksal der Russlanddeutschen und anderer Nationalitäten**

mit folgenden Beiträgen:

Deportationen, Umsiedlungen und Verfolgungen von Nationalitäten unter Stalin und Hitler
„Ohne Schuld schuldig...“: Stalins Politbüro und die Deportationen nationaler Minderheiten des Westens in den 1930er Jahren

Die Leidensgeschichte der Russlanddeutschen im 20. Jahrhundert

Arbeit und Terror im Ural. Deportationen und Arbeitsmobilisierungen im Kontext der sowjetischen Arbeitskräftepolitik (1930er – 1940er Jahre)

Filtration und operative Erfassung der ethnischen Deutschen in der Ukraine durch die Organe des Inneren und der Staatssicherheit während des Zweiten Weltkriegs und in der Nachkriegszeit

Gebrandmarkt für immer und ewig: Die Deportierten von 1941 (am Beispiel Estlands)

Die Deportation der Krimtataren

Verlust deutscher Sprachbindung – Herausforderung für kulturelle Rehabilitation

Die Russlanddeutschen, eine traumatisierte Volksgruppe – Herausforderung für die Integration in Deutschland. Ein Essay